Path. 372 i

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36606947540017

<36606947540017

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Geisteskrankheiten

in Beziehung

zur

Medizin und Staatsarzneikunde

vollständig dargestellt

von

E. Esquirol,
Direktor der Irrenanstalt zu Charenton, Mitglied der Königl. Akademie der Medizin zu Paris etc. etc.

In's Deutsche übertragen

von

Dr. W. Bernhard.

Staatsbibliothek München

Erster Band.

Berlin, 1838.
Verlag der Voss'schen Buchhandlung.

Path. 372
1.2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G.
106

Vorrede des Verfassers.

Das Werk, welches ich hiermit dem Publikum übergebe, ist das Resultat vierzigjähriger Studien und Beobachtungen. Ich habe die Symptome der Geisteskrankheiten genau geprüft, und die besten Kurmethoden versucht; ich habe die Sitten, die Gewohnheiten und die Bedürfnisse der Geisteskranken, unter welchen ich mein Leben zubrachte, studirt, und führe hier die Thatsachen auf, so wie ich sie gesehen habe; selten suchte ich sie zu erklären, und habe mich nicht einer eitlen Systemsucht hingegeben, die wohl durch ihren Glanz verführt, aber für die Praxis rein unbrauchbar ist.

Den Stoff zu diesem Werke habe ich in der Salpetrière, zu Charenton und in meiner Privatpraxis gesammelt, und die einzelnen Artikel nach und nach im *Dictionnaire des sciences médicales* und in verschiedenen medizinischen Journalen mitgetheilt. Mehrere dieser Artikel habe ich vielfach verändert und vermehrt, und sie so mit meinen spätern Beobachtungen in Einklang gebracht. Ich hoffe, dass mein Werk, welches hier zum ersten Male vollständig erscheint, und das ich mit der grössten Sorgfalt durchgesehen habe, günstig vom ärztlichen Publikum aufgenommen werden wird.

Ich schätze, wie Jeder ein systematisches Werk, und zweifle nicht, dass mein Buch mit grösserem Interesse gelesen worden wäre, wenn in allen Theilen desselben eine allgemein herrschende Idee wäre. Aber ich hätte hier eine Arbeit unternommen, die

ich wegen meiner zahlreichen Beschäftigungen nicht hätte ausführen können, und ich hoffe, dass man auch in dem Werke, wie es jetzt dem Publikum vorliegt, eine methodische Verbindung finden wird.

Ich werde mich glücklich schätzen, wenn die Herausgabe meines Werkes ungeachtet seiner Unvollkommenheiten dazu beitragen sollte, einige Vorurtheile, Irrthümer zu zerstören; einige dunkle Punkte über die Geisteskrankheiten zu beleuchten, und einige nützliche therapeutische Winke für die unglücklichen Kranken, denen ich mein ganzes Leben gewidmet, zu geben.

Vorwort des Uebersetzers.

Die Gründe anzugeben, die mich zu der Uebersetzung des Esquirol'schen Werkes bestimmten, halte ich für überflüssig, da wohl ein Jeder, der nur einmal einen flüchtigen Blick in das Gebiet der Psychiatrie geworfen hat, die sehr grossen Verdienste Esquirol's um diesen Zweig der Heilkunde kennen wird. Ich konnte durch eine frühere Uebersetzung des Herrn Dr. Hille von meinem Plane nicht zurückgehalten werden, da diese nur eine Zusammenstellung der verschiedenen Artikel aus dem *Dictionnaire des sciences médicales* enthielt, und Esquirol zum ersten Male in diesem Jahre sein Werk selbst vollständig herausgab. Die vielfachen Vermehrungen und Verbesserungen wird der Leser, wenn er sich sonst der Mühe des Vergleichs unterziehen will, sogleich herausfinden. Ich habe schliesslich nur noch hinzuzufügen, dass ich so treu als möglich dem Originale folgte, und dass ich überall, so fremdartig die Namen auch klingen mögen, mit Absicht die eigenthümlichen Namen Esquirol's beibehalten habe. Möge sich das Werk der Gunst des ärztlichen Publikums erfreuen, und möge es zur Aufklärung dieses so wichtigen und leider so oft vernachlässigten Zweiges der Medizin beitragen.

Die Druckfehler, die sich etwa in diesen ersten Band eingeschlichen, bitte ich durch meine augenblicklich nöthig gewordene Entfernung vom Druckorte zu entschuldigen. Ein genaues Verzeichniss derselben wird dem zweiten Bande angehängt werden.

INHALT.

I. Einleitung über die Geisteskrankheiten S. 1—4.
§. 1. Symptome der Geisteskrankheiten S. 4—14.
§. 2. Ursachen der Geisteskrankheiten S. 14—45.
§. 3. Verlauf der Geisteskrankheiten S. 45—68.
§. 4. Ueber die Prognose bei Geisteskrankheiten S. 68—69.
§. 5. Ueber die Behandlung der Geisteskrankheiten S. 69—94.
II. Von den Hallucinationen S. 95—119.
III. Von den Illusionen S. 120—132.
IV. Von der Wuth S. 133—135.
V. Von den Geisteskrankheiten der Neuentbundenen und Nährenden S. 136—162.
VI. Von der Epilepsie 163—197.
VII. Von den Krisen der Geisteskrankheiten S. 198—233.
VIII. Von der Melancholie S. 234—240.
§. 1. Von den Symptomen der Melancholie S. 240—249
§. 2. Von den Ursachen der Melancholie S. 249—258.
§. 3. Verlauf der Melancholie S. 258—259.

§. 4. Ueber die Krankheiten, an denen die Melancholischen sterben; Leichenöffnungen S. 260—269.

§. 5. Von der Behandlung der Melancholie S. 270—279.

IX. Von der Dämonomanie S. 280—305.

X. Vom Sebsbtmorde im Allgemeinen S. 306—309.

§. 1. Vom Selbstmorde, der durch die Leidenschaften herbeigeführt wird S. 309—327.

§. 2. Vom Selbstmorde, dem Menschenmord vorangeht S. 327—336.

§. 3. Die Jahreszeiten, das Klima, das Alter und das Geschlecht als Ursachen des Selbstmordes S. 336—371.

§. 4. Pathologische Veränderungen, die man bei Selbstmördern gefunden hat S. 371—379.

§. 5. Von der Behandlung des Selbstmordes, und von den Mitteln, demselben vorzubeugen S. 379—390.

Von den Geisteskrankheiten.

I.

Einleitung.

Wie viele Bemerkungen drängen sich dem Denker auf, der das Geräusch der Welt verlässt, und einen Augenblick in einem Irrenhause verweilt! Er findet hier dieselben Ideen, dieselben Irrthümer, dieselben Leidenschaften, dieselben Unglücksfälle; es ist dieselbe Welt; aber die Züge sind stärker, die Nüancen markirter, die Farben lebhafter, die Wirkungen kräftiger; weil der Mensch sich hier in seiner ganzen Nacktheit zeigt, weil er nicht seine Gedanken verstellt, nicht seine Fehler verbirgt, und weder seinen Leidenschaften den verführerischen Reiz, noch seinen Lastern die guten täuschenden Aussenseiten giebt.

Jedes Irrenhaus hat seine Götter, seine Priester, seine Frömmler, seine Fanatiker; es hat seine Kaiser, seine Könige, seine Minister, seine Hofleute, seine Reiche, seine Generale, seine Soldaten und ein Volk, welches gehorcht. Der Eine glaubt sich durch Gott inspirirt und in Gemeinschaft mit dem heiligen Geist. Er ist dazu erschaffen, die Erde zu bekehren, während der Andere vom Dämon besessen allen Qualen der Hölle ergeben, seufzt, verzweifelt, den Himmel, die Erde und seine eigene Existenz verabscheut. Dieser hier ist verwegen und kühn, befiehlt dem ganzen Weltall und überzieht sämmtliche Welttheile, welche er seinen Gesetzen unterworfen, oder von den Ketten des Despotismus befreit hat, mit Krieg. Der Andere, stolz auf den sich errungenen Namen, achtet kaum auf seine Unglücksgefährten; er lebt allein und zeigt ein eben so trauriges, als eitles Aeussere. Dieser hier glaubt in seinem lächerlichen Stolz die Wissenschaft des Newton, die Beredtsamkeit des Cicero zu besitzen, und verlangt Beifallsbezeugungen für seine Geistesproducte, die er mit einer lächerlichen Sicherheit preisgiebt. Jener da spricht nicht, macht nicht die geringste Bewegung, er ist stets auf demselben Platz, in

derselben Lage, man könnte ihn für eine Statue halten; er lebt so zu sagen, ganz nach Innen, seine Unthätigkeit tödtet ihn Durch Gewissensbisse gepeinigt, trägt sein Nachbar noch die schwachen Ueberbleibsel eines Lebens, welches sich kaum erhält, macht sich die bittersten Vorwürfe, verwünscht sich selbst und ruft den Tod mit Sehnsucht an. Nahe bei ihm steht ein Mensch, der uns glücklich und im vollen Besitze seiner Vernunft zu sein scheint; er berechnet den Augenblick seiner letzten Stunde mit einer erschreckenden Kaltblütigkeit, er bereitet mit Ruhe, und selbst mit Freude die Mittel, die seinem Leben ein Ende machen können. Jener Unglückliche ist Tag und Nacht auf der Lauer, die Dunkelheit, das Licht, die Ruhe, das Geräusch, ja die geringste Bewegung, Alles erschreckt ihn aufs heftigste; er hat Furcht vor sich selbst. Welche eingebildete Schrecken zerstören die Tage und die Nächte dieses Melancholischen! Entfernen wir uns von ihm, Alles macht auf ihn einen schmerzhaften Eindruck, der ihn beunruhigt, bewegt, ausser sich bringt und wüthend macht. Er glaubt sich verrathen, verfolgt, entehrt; das Bedürfniss, misstrauisch zu sein, zu hassen, lässt ihn überall Feinde erblicken, und in seiner zügellosen Rache verschont er Niemand. Dieser hier, ein Spielwerk der Verirrungen seiner Einbildungskraft, ist in einem immerwährenden Zustande des Zornes, er bricht, zerstört, zerreisst alles, was unter seine Hände fällt; er schreit, droht, schlägt, indem er immer ein Motiv unterschiebt, um die erschreckliche Unordnung seiner Handlungen zu rechtfertigen. Dieser, welchen wir hier eingeschlossen finden, ist ein Fanatiker, der mit lauter Stimme das Wort Gottes predigt, und zum Feuer der Hölle verdammt; er behauptet die Menschen zu bekehren, und nur durch die Bluttaufe kann er sie reinigen. Schon hat er zwei seiner Kinder geopfert.

Dieser Unsinnige ist in dem Ausbruch seines Deliriums in einem steten Fordern, er scheint bereit zu sein, die grössten Unordnungen begehen zu wollen, aber er schadet Niemandem. Wenn man die grosse Thätigkeit des Andern hier betrachtet, so sollte man glauben, dass ein grosses Interesse ihn beseelt, dass sein Schicksal von seinen Schritten abhinge. Bei der Unregelmässigkeit seiner Bewegungen verletzt, zerstört er alles, was ihn umgiebt; er verfolgt und belagert uns förmlich mit seinem unaufhörlichen Geschwätz, und ungeachtet dieses Stroms von Worten sagt und denkt er nichts. Dieser hier ist auf dem höchsten Gipfel der Freude, er bringt sein Leben damit hin, sich zu freuen, er lacht unaufhörlich ganz laut. Was kann jedoch seine Freude erregen? Was kann er hoffen? Er hat keine Rückerinnerung, und kein Verlangen für den folgenden Tag. So lassen sich in einem Irrenhause zu gleicher Zeit das Geschrei der Freude, gemischt mit dem des Schmerzes, der Ausbruch der Ausgelassenheit an der Seite der

Seufzer und der Verzweiflung hören. Man sieht das Zufriedensein der Einen und die Thränen der Andern.

In einem Irrenhause ist das gesellige Band gebrochen, die Gewohnheiten sind verändert, die Freundschaft hört auf, das Zutrauen ist zerstört. Man handelt ohne Mitgefühl, man schadet, ohne zu hassen, man gehorcht aus Furcht. Jeder hat seine Begriffe, seine eigenthümlichen Leidenschaften, seine eigenthümliche Sprache; die Gedanken haben keine Gemeinschaft, Jeder lebt für sich, der Egoismus trennt alles. Die Sprache ist gemissbraucht, falsch wie die Gedanken und die Leidenschaften, welche sie ausdrückt. Auch ist ein solcher Aufenthalt nicht frei von Verbrechen; man denuncirt, man verläumdet, man verbrüdert sich zu einem Aufruhr, man giebt sich der gemeinsten Lüderlichkeit hin, man stiehlt, man tödtet, der Sohn verlästert seinen Vater, die Mutter erwürgt ihre eigene Kinder.

Dringen wir tiefer ein, so sehen wir den Menschen entfernt von der hohen Stellung, welche ihn an die Spitze der Schöpfung stellt, seiner Privilegien beraubt, seinen edelsten Charakter entbehrend, und zurückgeführt zu dem Lebensprincip der dümmsten und gehässigsten Kreaturen. Er denkt nicht, es fehlen ihm nicht nur die Ideen und Leidenschaften, er entbehrt sogar die Bestimmungen des Instinkts. Indem er für seine Subsistenz nicht sorgen kann, ist er nicht einmal fähig, seinen Lippen die Nahrungsmittel zu nähern, welche Zärtlichkeit oder Wohlwollen ihm darreichen; er rollt sich auf seinem eigenen Lager, er bleibt allen äussern und zerstörenden Einflüssen ausgesetzt, selten erkennt er sein Ebenbild und hat nicht mehr die Empfindung seiner eignen Existenz.

Bei dieser Masse von Feinden, welche sich nur vermeiden oder sich zerstören, bedarf es eines grossen Fleisses, einer grossen Hingebung, um die Ursache aller dieser Unordnungen zu entdecken, um zur Vernunft diese umgekehrten Verstandesthätigkeiten zurückzuführen, um so viel verschiedenartige Leidenschaften zu besiegen, um so viel entgegengesetzte Interessen auszugleichen, mit einem Worte, um den Menschen sich selbst wieder zu geben. Man muss den Einen verbessern, den Andern beleben und aufrecht erhalten, den Verstand des Einen leiten, und Den hier zum Herzen reden. Der Eine will durch die Furcht, der Andere durch die Sanftmuth geführt seyn, Alle jedoch durch die Hoffnung. Und dennoch kann sich Der, der sich zu allem diesen hingiebt, nur auf das Gute berufen, das er gethan. Was kann anders ein Arzt hoffen, der immer Unrecht hat, wenn es ihm nicht glückt, der selten Recht hat, wenn er mit Erfolg gekrönt ist, und der durch Vorurtheile, selbst durch das Gute, das er erlangt, verfolgt ist.

Um einigermaassen Licht in dieses Chaos des menschlichen Unglücks zu bringen, wollen wir in vier Abtheilungen das ab-

handeln, was wir über die Geisteskrankheiten im Allgemeinen zu sagen haben. Erstens wollen wir die Symptome, die diese Krankheiten charakterisiren beschreiben, zweitens werden wir die Ursachen aufsuchen, drittens werden wir den Verlanf und die Entscheidung der Krankheiten darstellen, und endlich viertens die allgemeinen Principien ihrer Behandlung feststellen.

§. 1.
Symptome der Geisteskrankheiten.

Die Geisteskrankheit ist gewöhnlich eine chronische Gehirnaffection ohne Fieber, die sich durch Störungen der Sensibilität, Intellectuität und des Willens charakterisirt.

Ich sage gewöhnlich, weil die Krankheit manchmal von kurzer Dauer ist, weil bei dem Anfange oder im Verlauf derselben sich manchmal fieberhafte Symptome zeigen.

Bei diesen Kranken ist die Sensibilität entweder erhöht oder darnieder liegend, ihre Empfindungen sind weder mit den äussern, noch mit den innern Eindrücken in Uebereinstimmung. Die Kranken scheinen der Spielball ihrer Irrthümer, ihrer Sinne, ihrer Täuschungen. Viele derselben lesen nicht, weil die Buchstaben ihnen unter einander herumzuspringen scheinen, so dass sie dieselben nicht ordnen können, um Sylben und Wörter aus ihnen zu bilden. Tausend Täuschungen des Gesichts rufen ihr Delirium hervor und unterhalten dasselbe. Sie erkennen weder ihre Verwandte, noch Freunde, sie halten sie für Fremde oder Feinde, sie sind nicht mehr sicher bei der Abschätzung der Eigenthümlichkeiten der sie umgebenden Gegenstände. Mehrere glauben in ihrer gewohnten Umgebung zu sein, selbst wenn sie sehr weit davon entfernt sind, und umgekehrt.

Ein Offizier von starker Constitution, 46 Jahr alt, hatte einige Unannehmlichkeiten im Dienste; er wurde ungeduldig, ging nach Paris, um seine Klagen vorzubringen, und wurde nicht so empfangen, wie er es hoffte. Seine Einbildungskraft erhitzt sich. Nach einigen Tagen geht er gegen 11 Uhr des Abends aus, kommt über den Platz Louis XV., findet nicht die auf dem Vendôme-Platz errichtete Säule, überzeugt sich, dass Insurgenten diese Säule umgeworfen, die Regierung bedrohen. Er stellt sich auf den Platz Louis XVI., um den besprochenen Insurgenten den Durchgang zu verweigern, er hält jeden Vorübergehenden auf, die Wache kommt herbei, er schlägt mit Muth gegen die Feinde des Staates, er ist verwundet und ergiebt sich nur der Mehrzahl.

Eine Dame, 27 Jahr alt, die sich im letzten Stadium der Phthisis befand, wird durch den Geruch der Kohle frappirt; sie glaubt, dass man sie ersticken will, sie klagt den Eigenthümer des

Hauses bei allen ihren Freunden an. Dieser Geruch verfolgt sie, überall riecht sie Kohlendampf. Sie verlässt ihre Wohnung, zieht mehrere Male während eines Monats um, die Hauptkrankheit macht Fortschritte, und die Kranke unterliegt, gequält bis zum Ende durch ihre Sinnestäuschung.

Sehr oft stossen die Kranken die Nahrungsmittel zurück und verweigern sie mit Eigensinn. Oft ist beim Ausbruch der Krankheit der Geschmackssinn verändert. Dieses Symptom ist oft für diejenigen beunruhigend, welche nicht näher diese Krankheit kennen, aber es vergeht, sobald die gastrische Reizung aufhört. Ein Student frühstückt mit einem seiner Freunde, wird ärgerlich, wüthend, und bleibt überzeugt, dass man Gift in seinen Wein gemischt habe. (Siehe Illusion).

Wie viele Geisteskranke giebt es nicht, die sich über den Umfang, die Gestalt und das Gewicht der Körper, welche sie berühren, täuschen. Die Meisten werden unfähig zu Handarbeiten, zu mechanischen Künsten, zur Musik, zum Schreiben. Sie sind sehr ungeschickt und das Gefühl hat die Eigenthümlichkeit verloren, die Irrthümer der übrigen Sinne zu berichtigen.

Diese Sinnestäuschungen befallen meist nur einen Sinn, oft zwei, seltener drei, noch seltener vier, manchmal sogar alle Sinne. Wenn die Geisteskrankheit beginnt und manchmal schon lange Zeit vorher, sind Geruch und Geschmackssinn verändert, aber die Täuschungen des Gehörs und des Auges charakterisiren und unterhalten im Allgemeinen das Delirium der meisten Geisteskranken.

Es giebt Kranke, die Stimmen sehr bestimmt sprechen hören und mit denen sie eine geregelte Unterhaltung führen. Diese Stimmen kommen von den Wolken, Bäumen, sie dringen durch die Mauern durch, und verfolgen und beunruhigen die, die sie hören, bei Tag und bei Nacht, auf dem Spaziergange, in der Gesellschaft, mitten unter vielen Leuten, in der Einsamkeit. Sie haben den Ton der Stimme eines Verwandten, eines Freundes, eines Nachbars, eines Feindes; sie sprechen heitere, erotische, drohende, beleidigende Worte; sie rathen zu Handlungen, die die Ehre, das Interesse, die Haltung der Kranken untergraben.

Ein junger Mann glaubt nach einer grossen Begebenheit sich angeklagt, schneidet sich in den Hals und bringt noch zwei Jahre zu, indem er Stimmen hört, welche ihn anklagen, ihn bedrohen. Madame *** glaubt, dass Männer des Nachts in ihr Zimmer treten. Da man ihr beweist, dass dies unmöglich sei, so behauptet sie, dass sie durch das Schlüsselloch kämen. Ein Melancholischer spricht allein und glaubt eine Unterhaltung mit einer andern Person gehabt zu haben. Ich mache ihm einige Bemerkungen über den Irrthum, in dem er sich befindet. Ich wiederhole ihm, dass er sich versichern könne, dass Niemand bei ihm sei, um ihn

zu hören und zu antworten. Mitten in dieser Unterredung sagt er zu mir: „Denken Sie manchmal?" Ohne Zweifel. Nun gut, Sie denken ganz leise und ich, ich denke laut.

Wenn die Geisteskrankheit sich durch Irrthümer der Empfindung, durch Illusionen und Hallucinationen charakterisirt und durch dieselbe meist unterhalten wird, so geschieht dies auch durch die grosse Anzahl von Empfindungen, durch den Ueberfluss der Ideen, durch die Unstätigkeit der Neigungen, die ohne Ordnung, ohne Ziel und ohne Bestimmtheit unter einander hervorge rufen werden. Diese Menge von Gedanken erlauben dem Geisteskranken nicht, seine Aufmerksamkeit lange Zeit auf eine Empfindung, einen Begriff zu heften, um die Begriffe, die keine Verbindung untereinander haben, zu ordnen, und die untergeordneten Begriffe zu entfernen. Er kann nicht mehr die Eigenschaften, die Verhältnisse der Dinge fassen, noch ist er im Stande zu vergleichen und zu abstrahiren. Es entsteht hieraus ein wildes Delirium, das sich unaufhörlich erneuert und welches verschiedene Gestalten annimmt. Die Sprache, die Handlungen nehmen hieran Theil und geben manchmal dem Gedanken einen sehr hohen und selbst erhabenen Charakter! Unter andern Umständen fesselt sich die Aufmerksamkeit mit grosser Energie, so dass sie nur ausschliesslich einem Gegenstande angehört. Beständig diesem Gegenstande zugethan, kann sie durch nichts zerstreut werden. Jedes Raisonnement, jede Bestimmung entsteht aus dieser fixen Idee. Die Monomanie zeigt unzählige Beispiele von diesem Delirium.

Die Fähigkeit, die unserm Geiste eigen ist, unsere Empfindungen und Begriffe zu vereinen, die einen unter die andern zu bringen, sie mit unseren Bestimmungen in Einklang zu stellen, zeigt sehr merkliche Veränderungen bei den Geisteskranken. Der leichteste Eindruck, die schwächste Consonanz ruft die fremdesten Verbindungen hervor. Die Stadt Dié liegt auf einem Felsen, welchen man das U nennt. Ein junger Mann fügt das U dem Worte Dié hinzu, macht hieraus das Wort Dieu, und alle Einwohner von Dié sind Götter für ihn. Bald erkennt er die Absurdität dieses Polytheismus und er concentrirt sodann die Gottheit in die Person seines Vaters, da er für ihn das achtungswertheste Individuum dieser Gegend ist. Sein Vater, obgleich 200 Meilen von ihm entfernt, begleitet ihn und er selbst thut nichts ohne seinen Vater.

Oft verbindet sich das Delirium so mit der Ursache, die es hervorgerufen, mit der intellectuellen und moralischen Lage des Kranken in dem Augenblick, wo die Geisteskrankheit ausgebrochen, so dass diese Vereinigung während der ganzen Krankheit fortbesteht, sie charakterisirt und das einzige Hinderniss der Heilung wird. Ein emigrirter Soldat, 35 Jahr alt, kommt nach Frankreich

zurück, wird angehalten, ins Gefängniss gebracht nnd zum Tode verurtheilt. Nachdem er begnadigt und in Freiheit gesetzt, sieht er sich überall durch Spione und Polizeiagenten umgeben. — Ein junger Künstler, leidenschaftlicher Bewunderer von Jean Jacques Rousseau, erhält nicht den grossen Preis der Bildhauerei, den er verdient zu haben glaubt. Er bricht in Verzweiflung aus, schwört den Menschen ewigen Hass und will nun auf Art der Thiere leben. Er geht auf allen Vieren, wenn man ihn auf ein Bett legt, so rollt er sich zur Erde, wenn man ihn daran befestigt, verfällt er in Convulsionen; er will nnr von Kräutern oder Früchten leben, die er von der Erde aufsammelt; wenn man sie ihm darreicht, so wirft er sie zurück. Dieser Zustand dauert zwei Monate. Nach dieser Zeit verfällt er in Blödsinn, zu welchem er grosse Praedisposition hatte, da mehrere seiner Brüder und Schwestern von derselben Krankheit ergriffen waren.

Bei andern Geisteskranken empfangen die geschwächten Organe die Empfindungen nur sehr gering. Die Empfindungen werden nicht hinlänglich gefühlt, das Gedächtniss behält sie nicht, ist untreu; die Kranken erinnern sich nur Sachen, die seit sehr langer Zeit geschehen. Da ihre Empfindungen und ihr Gedächtniss ihnen schlecht zur Seite stehen, so können sie kein Verhältniss begreifen, die äussern Gegenstände keinen Eindruck auf sie machen, nicht mehr ihre Aufmerksamkeit fixiren. Ihre Bestimmungen sind ungewiss, und sie scheinen nur durch Rückerinnerung zu handeln. Das Gedächtniss zeigt auch verschiedene grosse Anomalien bei den Geisteskranken, entstehe es nun daher, dass die Ideen einer wirklichen Empfindung nöthig hätten, um aufzutauchen, oder, dass sie einer fortwährenden Anstrengung bedürfen, um rege erhalten zu werden. Das Gedächtniss fehlt diesen Kranken nicht, aber da die Fähigkeit, ihre Aufmerksamkeit zu leiten und zu bestimmen verletzt ist, so dient ihnen das Gedächtniss schlecht.

In einigen Fällen scheint bei der Geisteskrankheit der Mensch in mancher Beziehung der Macht des Willens entzogen, nicht mehr Herr seiner Bestimmung zu sein. Die Geisteskranken, durch Ideen, Eindrücke beherrscht, werden förmlich zu Handlungen gezwungen, die sie selbst nicht billigen. Die Einen verdammen sich zur Ruhe, zum Schweigen, zur Unthätigkeit, können die Macht, die ihre Thätigkeit fesselt, nicht überwinden; die Andern gehen, singen, tanzen, schreiben, ohne sich davon enthalten zu können. Man sah sie von ihren Verwandten entfliehen, ohne irgend eiuen Beweggrund, als das Bedürfniss zu gehen, während mehrerer Tage zu laufen, und sie hielten kaum an, um einige Nahrung zu sich zu nehmen. Andere begehen Gewaltthätigkeiten, die sie bereuen. Diese Impulsionen, diese unwiderstehlichen Nei-

gungen, diese automatischen Bewegungen, wie es die Schriftsteller nennen, scheinen vom Willen unabhängig zu sein, indess stehen sie doch in den meisten Fällen mit Motiven, von denen der Geisteskranke und die, die sie beobachten, bis auf einen gewissen Punkt Rechenschaft geben können, in Verbindung, wie wir später sehen werden.

Die Geisteskranke sind, wie Locke sagt, denen ähnlich, die falsche Prinzipien, nach denen sie richtig handeln, aufstellen und wo sämmtliche Folgesätze irrthümlich sind. Ein Einnehmer aus dem Departement wird nach einer langen und schweren Finanzarbeit von einer Manie befallen. Der Anfall endet mit einer Melancholie, die mit Verwirrtheit und Paralysis verbunden ist. Er verweigert während einiger Tage beim Mittagsmahl zu trinken. Man besteht darauf; er erwiedert: „Wie Coquin, du willst, dass ich meinen Bruder verschlucke?" Ueber diesen sonderbaren Einfall nachdenkend, bemerke ich, dass der Kranke sein Bild in der Flasche, die auf dem Tische steht, sieht. Ich stelle sie fort, und sogleich trinkt er ohne Schwierigkeit. Ein Winzer, sagt Pinel, tödtet seine Kinder, aber er tödtet sie, damit sie nicht verdammt sein sollen. Eine Frau, 40 Jahr alt, die in das tiefste Unglück verfallen war, stürzt sich in den Fluss. Herausgezogen versichert sie mich, dass während 24 Stunden, wo sie am Ufer des Flusses spaziren ging, sie schrecklich gelitten, und dass sie sich nur zum Selbstmorde bestimmt, um den Qualen des tiefsten Elends zu entgehen.

Die moralischen Affecte rufen die Geisteskrankheit hervor. Die Symptome, welche diese Krankheit characterisiren, stempeln sie oft mit allen Zügen der Leidenschaft. Das, was die Leidenschaft hervorruft, steht nicht mit dem in Verhältniss, wodurch der Kranke früher afficirt wurde, noch mit dem, wodurch andere Individuen afficirt werden. Der Geisteskranke ist zornig, eifersüchtig, tödtet; er ist ungeduldig, zurückgehalten zu sein. Kann er sich nicht auslassen, so stürzt er sich selbst oder steckt das Haus in Flammen. Einige Kranke sind durch Schrecken erstarrt, glauben verderbt, die Opfer einer Verschwörung zu sein, fürchten den Tod. Die Andern glauben sich glücklich, sind sehr heiter, denken nur an das Gute, das sie geniessen, und an die Wohlthaten, die sie thun können. Sie sind überzeugt, dass man sie zu den grössten Würden erzogen hat, dass alle Welt ihnen Ehrerbietung schuldig ist, dass sie eine höhere Region bewohnen, wo sie in ewigen Freuden leben sollen. Ein junger Chemiker, 27 Jahr alt, von starker Constitution, arbeitete Tag und Nacht auf chemische Untersuchungen. Er sucht sich auf alle mögliche Art anzuregen; zu gleicher Zeit verliebt er sich, stürzt sich von der vierten Etage herunter und zerbricht sich das Steissbein. In

sein Bett getragen, umgeben ihn wilde Delirien; der Kranke vertheilt Millionen und versichert, dass die ganze Welt glücklich sein wird. Nach drei Monaten ist er geheilt. Die erste Phrase, die er seinen Eltern schreibt, ist folgende: „Ich fühle, dass ich meinen Illusionen entsagen muss; niemals werde ich so glücklich sein, als in den verflossenen drei Monaten. Dieser glückliche Zustand, in dem man einige dieser Kranken gesehen, führte zu vielen falschen Urtheilen. Man schloss hieraus, dass alle Geisteskranke glücklich seien, dass sie nicht leiden, während im Allgemeinen diese Kranken sich eben sowohl physisch als moralisch unglücklich fühlen.

Die Leidenschaften der Geisteskranken sind stürmisch, besonders in der Manie oder Monomanie, sie sind traurig in der Melancholie und im Blödsinn.

Der, der da behauptete, dass die Wuth ein Anfall von verlängertem Zorn sei, konnte eben so gut sagen, dass die Erotomanie eine bis zum Excess gesteigerte Liebe, die religiöse Melancholie der Eifer für oder die Furcht vor der Religion, die alle Grenzen überschreite, u. s. w. sei. Eben so geht es mit der ruhigsten Lage, man gelangt allmählig durch die kleinsten Nüancen zur heftigsten Leidenschaft, zur wüthendsten Manie oder zur tiefsten Melancholie; denn der Ursprung fast alles Wahnsinns findet seinen primitiven Typus in der Leidenschaft.

Die Geisteskranken begehen manchmal die schändlichsten Handlungen. Man findet Einige von strenger Rechtlichkeit, von ausgezeichneten Sitten, die selbst zu den höchsten Ständen der Gesellschaft gehören, und die während des Anfalls der Krankheit die obscönsten Gespräche führen und die indecentesten Stellungen annehmen, ein Benehmen, welches gänzlich ihrer frühern Aufführung widerspricht. Endlich findet man Einige, die da stehlen. M***, 40 Jahr alt, kommt nach den Stürmen der Revolution nach Frankreich zurück und findet dort eine anständige Existenz. Zwei Jahr nachher zeigt er in seinem Leben einige Verwirrtheit, seine Freunde bemerken, dass sich sein Character verändert, und endlich speist er bei einem von ihnen und nimmt ein Stück Silber mit. Nach Paris gekommen, geht er nach einem Kaffehause, lässt sich eine Tasse Chokolade reichen, frühstückt, geht fort ohne zu bezahlen, indem er noch in seiner Weste einen Löffel und eine Untertasse verbirgt. Es ist unnöthig, hier die Excesse zu erzählen, die Hysterische und die, welche an Nymphomanie leiden, begehen.

Die Geisteskranken werden sehr furchtsam, lassen sich leicht einschrecken, sind misstrauisch; befinden sich daher nirgends behaglich und wollen überall sein, wo sie nicht sind. Diesen miss-

trauischen Charakter findet man auch bei den Völkern, deren Intelligenz wenig entwickelt ist. Die am wenigsten misstrauischen Leute sind unstreitig die, welche am meisten Intelligenz besitzen. So ist es wahr, dass die moralische Kraft im Verhältniss mit der grössten Entwickelung der intellectuellen Fähigkeiten steht. Ungeachtet dieses Misstrauens sind die Geisteskranken von einer Unvorsichtigkeit, die man nur mit der der Wilden vergleichen kann. Sie sind ohne Sorgen für den Augenblick, der da folgt, aber in steter Unruhe um die Gegenwart. Diese Unvorsichtigkeit setzt sie jeder Art von Unglücksfällen aus, wenn man sie nicht bewacht und aufmerksam versorgt.

Die Kranken verachten die, die ihnen sonst theuer waren, sie beleidigen, fliehen sie; es ist eine Folge von ihrem Misstrauen, ihrer Furcht. Gegen Alles eingenommen, fürchten sie Alles. Einige scheinen von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme zu machen und bewahren eine Art von Neigung für ihre Verwandte und Freunde; aber diese Zärtlichkeit, die manchmal in einem sehr hohen Grade vorhanden ist, besteht ohne Zustrauen gegen die Personen, die früher die Handlungen der Kranken leiteten. Dieser Melancholische betet seine Gattin an, aber er ist taub gegen ihre Rathschläge, gegen ihre Bitten. Dieser Sohn würde sein Leben für den Vater lassen, aber er wird nichts für denselben thun, sobald die Bitten desselben seinem Delirium entgegenstehen.

Diese moralische Veränderung ist so constant, dass sie mir ein wesentlicher Character der Geisteskrankheit zu seyn scheint. Es giebt Geisteskranke, deren Delirium kaum merklich ist, aber es giebt keine, deren Leidenschaften, moralische Affecte nicht in Unordnung gerathen, vom Guten zum Schlechten gewandt seien. Die Rückkehr der moralischen Neigungen in ihre wahre Grenzen, der Wunsch, die Kinder, die Freunde wiederzusehen, die Thränen der Empfindung, das Bedürfniss sein Herz zu ergiessen, sich in der Mitte seiner Familie zu befinden, seine alten Gewohnheiten wieder anzunehmen, Alles dieses sind sichere Zeichen der Heilung; während das Gegentheil als Zeichen der ausbrechenden Krankheit oder eines anbrechenden Recidivs angesehen werden kann. Die Verminderung des Deliriums ist dann nur ein sicheres Zeichen der Heilung, wenn die Kranken zu ihren ersten Neigungen zurückkehren.

Beschliessen wir hiermit dieses lange Resumé der intellectuellen und moralischen Symptome der Geisteskranken, und betrachten wir jetzt die physischen Veränderungen, die diese Kranken darbieten.

Die Lebenskräfte steigern sich bei ihnen auf einen sehr hohen Grad, so dass sie den schädlichsten Einflüssen oft widerstehen können. Aber diese Steigerung ist nicht so allgemein, als man es in der Regel annimmt. Die Beispiele davon, obgleich überall

wiederholt, sind selten. Einige Kranke sind von einer heftigen innerlichen Hitze geplagt, die sie dazu zwingt, sich ins Wasser, selbst ins Eis zu stürzen, oder jede Kleidung, selbst bei der kältesten Witterung, zu verweigern. Bei andern erhalten die Muskelkräfte eine um so fürchterlichere Energie, als die Kraft sich mit Kühnheit verbindet, und sie durch das Delirium jede Gefahr übersehen. Man sah Kranke mehrere Tage weder essen noch trinken, und dennoch ihre ganze Muskelkraft beibehalten. Ich wiederhole es aber, diese Beispiele sind selten. Fast alle Geisteskranke essen viel und häufig. Der Scorbut afficirt die Kranken in den Hospitälern, weil die Wohnungen feucht, kalt und schlecht gelüftet sind, und weil diese Kranken in Müssigkeit und Unthätigkeit leben. Die epidemischen und contagiösen Einflüsse verschonen die Kranken nicht. Dies ist der Beweis, dass Geisteskranke nicht so unempfindlich für äussere Einflüsse sind, als man behauptet hat. Die Kranken zeigen in ihrem Gesichte convulsivische Züge, ihre Physiognomie trägt den Stempel ihres Schmerzes. Wie gross ist der Unterschied zwischen den bewegten Zügen eines Maniacus, zwischen der traurigen und starren Physiognomie eines Melancholicus, und welchen Unterschied zeigen die erschlafften Züge und der erstorbene Blick eines Blödsinnigen, wenn man dieselben Individuen später als geheilt wiederfindet. Unter den Geisteskranken sind die Einen pletorisch, die Andern lymphatisch, die Einen sind stark, die Andern schwach; der Puls ist voll, entwickelt, hart bei Diesem hier; er ist langsam, weich, zusammengezogen bei Jenem. Durch Hunger und Durst gequält, sind sie bewegter und melancholischer nach der Mahlzeit. Einige leiden an Schwäche des Magens, welche sie dazu verführt, Wein oder Spirituosa zu trinken, Andere leiden an Schmerzen oder Brennen in den Eingeweiden. Die Maniaci und die Monomaniaci, die Melancholiker schlafen nicht; die Schlaflosigkeit dauert mehrere Monate. Wenn sie schlafen, so haben sie schreckliche Träume und werden aufs heftigste erweckt. Die Blödsinnigen wollen immerwährend schlafen. Einige leiden an hartnäckiger Verstopfung, die oft 13, ja 21 Tage dauert. Andere leiden an Urinverhaltung, die 24, 60, ja 120 Stunden anhält; bei Andern geht der Koth und Urin unwillkürlich ab. Alle Excretionen haben einen penetranten Geruch, der die Kleider und Möbel durchdringt und durch nichts zerstört werden kann. Viele Geisteskranke leiden an heftigen Kopfschmerzen, die sie dazu bewegen, sich den Kopf zu schlagen. Andere leiden an Brust-, Bauch- und Gliederschmerzen, welche sie ihren Feinden, dem Teufel oder der schlechten Behandlung zuschreiben. Endlich leiden sie noch an Hautkrankheiten, Wunden, Hämorrhoiden, Convulsionen, organischen Krankheiten u. s. w.

Aus dem Vorherstehenden schliessen wir, dass bei den Geisteskranken die Lebenskräfte verändert sind, dass die physische und moralische Sensibilität, die Fähigkeit zu empfinden, zu vergleichen, Ideen zu verbinden, dass der Wille und das Gedächtniss, dass die moralischen Triebe und die Funktionen des organischen Lebens mehr oder minder gestört sind. Wollte ich mich jeder Erklärung enthalten, so könnte ich mich damit begnügen, diese Thatsachen anzuführen. Indess will ich noch einige kurze Beobachtungen hinzufügen, die vielleicht einiges Licht über das Delirium verschaffen werden. Ein junger Mensch sieht um sich alle Personen des Hofes; er wirft sich zu den Füssen desjenigen, den er für den Monarchen hält; er verweigert jede ihm geschenkte Aufmerksamkeit, da er nicht durch so hohe Personen bedient sein will. Er wird wüthend, dass die Bedienten auf einem vertrauten Fuss mit dem sich eingebildeten Herrscher stehen. Ich lasse ihm zwei Tage lang die Augen verbinden, und sein Delirium hört auf. Nachdem die Binde abgenommen, beginnt es von Neuem. Reil (Rhapsodieen über die psychische Kurmethode. Halle. 1818.) erzählt, dass eine Dame, die Gespenster und Ungeheuer sah, in ein Delirium mit Convulsionen verfiel, und dass ihre Kammerfrau, um sie aufrecht zu erhalten, ihre Hand auf die Augen der Kranken legte, und diese sogleich ausrief: Ich bin geheilt! Dieses erneuerte sich mit demselben Erfolge bei dem Arzte.

Wenn die Geisteskranken geheilt sind, so haben sie die vollständigste Rückerinnerung ihrer wahren oder falschen Empfindungen. Sie erinnern sich sehr gut alles Geschehenen, und das Gedächtniss für die kleinsten Umstände tritt um so stärker hervor, je mehr sie sich ihrer vollständigen Heilung nähern.

Was die Störungen der Verständniss anbetrifft, so kann man diese durch den Mangel an Aufmerksamkeit erklären. Jean Jacques Rousseau sagte: der Zustand des Nachdenkens ist ein widernatürlicher Zustand. Der Mensch, der da nachdenkt, ist ein Thier. Statt dieses misanthropischen Einfalls hätte Rousseau sagen sollen: dass jedes Raisonnement eine Kraft voraussetzt, dass wir nur vernünftig sind, d. h. dass unsere Begriffe nur den Gegenständen angemessen, unsere Vergleichungen genau, unsere Urtheile gerecht sind, nur durch eine Folge von angestrengter Aufmerksamkeit, welche ihrerseits einen thätigen Zustand des Organs, in dem sich der Gedanke erzeugt, andeutet. Eben so wie es einer Muskelkraft bedarf, um eine Bewegung hervorzubringen, obgleich die Bewegung eben so wenig in den Muskeln, als der Gedanke in dem Gehirne enthalten ist. Bedenken wir, was selbst in dem verständigsten Menschen während eines Tages vorgeht, wie unzusammenhängend seine Ideen, seine Bestimmungen

von dem Augenblicke seines Erwachens bis zu dem Punkte, wo er sich dem Schlafe hingiebt, sind. Seine Empfindungen, seine Begriffe, seine Bestimmungen haben dann nur irgend eine Verbindung unter einander, wenn er seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt fixirt; dann nur denkt er. Der Geisteskranke hat nicht die Fähigkeit, seine Aufmerksamkeit zu leiten, zu fixiren, und dieses ist die primitive Ursache aller seiner Irrthümer. Man beobachtet es auch bei Kindern, die für Eindrücke sehr empfänglich, durch Mangel an Aufmerksamkeit aber wenige Empfindungen haben. Es geschieht auch bei Greisen, weil ihre Aufmerksamkeit nicht durch die äusseren Gegenstände wegen Schwäche der Organe afficirt wird. Die Eindrücke sind so flüchtig, so zahlreich, dass der Maniacus nicht hinlänglich seine Aufmerksamkeit auf jeden Gegenstand, jeden Begriff verwenden kann. Bei dem Monomaniacus ist die Aufmerksamkeit so concentrirt, dass sie nicht auf die umgebenden Gegenstände, auf Nebenbegriffe übergeht. Diese Kranken empfinden und denken nicht, während bei denen, die in Blödsinn verfallen, die Organe zu geschwächt sind, um die Aufmerksamkeit aufrecht zu erhalten. Sie haben weder Empfindung noch Verständniss. Die Aufmerksamkeit aller Geisteskranken ist so wesentlich durch eine dieser drei Ursachen gestört, dass wenn eine starke, angenehme oder unerwartete Empfindung die Aufmerksamkeit des Maniacus fixirt, oder die des Monomaniacus abwendet, oder wenn eine heftige Bewegung die Aufmerksamkeit des Blödsinnigen erweckt, der Kranke augenblicklich verständig wird, und diese Rückkehr zur Vernunft dauert so lange, als die Wirkung der Empfindung, d. h. während der Kranke Herr bleibt, seine Aufmerksamkeit zu leiten und aufrecht zu erhalten.

Die Idioten sind dieser Fähigkeit beraubt und können deshalb nicht erzogen werden. Ich habe diese Bemerkung sehr oft bei ihnen gemacht. Würde wohl das pathologische Studium der Fähigkeiten der Seele zu denselben Resultaten führen, zu denen Laromiguière in seinen beredten *Leçons de philosophie* gekommen ist? Zahlreiche Thatsachen werden dieses psychologische Buch rechtfertigen, in welchem ein fruchtbares Prinzip für die Therapie der Geisteskrankheiten enthalten ist.

Nachdem wir einigermaassen das Delirium auf seine ersten Elemente zurückgeführt, brauchen wir nur, um die allgemeinen Formen der Geisteskrankheiten zu haben, diese Elemente zu vereinigen. Diese allgemeine Formen characterisiren fünf Arten.

1) Melancholie (*Lypémanie*). Das Delirium bezieht sich nur auf einen oder eine kleine Anzahl von Gegenständen mit einer vorherrschenden traurigen oder niederdrückenden Leidenschaft.

2) Monomanie, in welchem das Delirium sich auf einen ein-

zelnen oder eine kleine Anzahl von Gegenständen beschränkt, und wozu sich Aufregung und das Vorherrschen einer heitern und ausgelassenen Leidenschaft gesellt.

3) Die Manie, in welcher das Delirium sich auf alle Arten von Gegenständen bezieht und mit Aufregung verbunden ist.

4) Verwirrtheit (*la démence*), wo die Kranken irre werden, weil die Organe des Denkens die nöthige Energie und Kraft verloren haben, um ihre Functionen zn erfüllen.

5) Der Blödsinn oder Kretinismus (*imbécillité, idiotie*), wo die Organe nicht recht gestaltet sind, so dass die davon Befallenen nicht richtig urtheilen können.

Diese Formen haben auch bei der Klassification Pinells zu Grunde gelegen. Sie drücken den generischen Charakter der Geisteskrankheit aus, können jedoch nicht alle Arten und Gattungen, die unzählige verschiedene Nüancen annehmen, charakterisiren. Die Geisteskrankheit kann allmählig alle diese Formen durchlaufen. Die Monomanie, die Manie, der Blödsinn complciren sich im Verlauf der Krankheit bei demselben Individuum. Dies hat auch mehrere Aerzte bewogen, jene Unterscheidung aufzuheben, und bei allen Geisteskranken nur ein und dieselbe Krankkeit anzunehmeu, die unter verschiedenen Gestalten hervortritt. Ich kann mich mit dieser Beobachtung nicht einverstanden finden, und ich betrachte die Arten, von denen ich eben gesprochen, für zu bestimmt, um je mit einander verwechselt werden zu können. Wir hätten gern das Zahlenverhältniss zwischen verschiedene Arten der Geisteskranken festgestellt. Einige Schriftsteller glauben, dass die Melancholie häufiger sei, als die übrigen Formen des Wahnsinns. Pinel schien derselben Meinung zu sein, jedoch führt er bei der zweiten Auflage seiner Abhandlung 604 Maniaci und nur 210 Melancolici oder Monomaniaci auf. Um diese Zahlenverhältnisse, die an verschiedenen Orten und durch verschiedene Schriftcteller angestellt wurden, als allgemein gültig anzuerkennen, musste doch wenigstens jeder dieser Schriftsteller den Wörtern Blödsinn, Idiotismus, Manie, Melancholie eine gleiche Bedeutung untergelegt haben, was leider nicht der Fall ist. Nach der Annahme meiner Benennungen glaube ich, dass die Monomanie häufiger als die Manie, die Verwirrtheit und der Idiotismus seltner sei. Besonders gilt dieses vom Idiotismus, der in einigen Gebirgsgegenden epidemisch ist.

§. 2.

Ursachen der Geisteskrankheiten.

Die Ursachen der Geisteskrankheit sind eben so zahlreich als verschieden. Sie sind allgemein oder individuell, physisch oder

psychisch, primitiv oder secundär, praedisponirend oder erregend. Das Klima, die Jahreszeiten, das Alter, das Geschlecht, das Temperament, das Geschäft, die Lebensart haben einen Einfluss auf die Häufigkeit, den Charakter, die Dauer, Krise und Behandlung der Geisteskrankheiten. Auch wird die Krankheit noch durch Gesetze, Civilisation, Sitten, politische Lage der Völker verändert, eben so durch nähere Ursachen, die von unmittelbarem und leichter zu schätzendem Einfluss sind.

1) Klima. Nicht das warme Klima bringt die meisten Geisteskranken hervor, sondern wir finden dieselben im temperirten Klima, welches grossen atmosphärischen Veränderungen unterworfen, wo eine kalte, feuchte und warme Temperatur abwechselt. Man sieht weniger Geisteskranke in Indien, Amerika, der Türkei, in Griechenland; man sieht mehr im Norden des temperirten Klima's.

Man hat zu hoch den Einfluss des Klima's auf die Hervorbringung der Geisteskrankheit angeschlagen. Montesquieu behauptet, dass die Nebel die vorzügliche Ursache der vielen Selbstmorde der Engländer seien. Wir werden später sehen, dass grössere und unmittelbarere Ursachen die grosse Anzahl von Geisteskranken in England hervorrufen. In einigen Gegenden scheint die Geisteskrankheit endemisch zu sein. In sumpfigen Gegenden ist die Verwirrtheit häufiger, in gebirgigen Gegenden der Idiotismus endemisch. Die Bewohner von Gebirgsgegenden, die nach unsern Städten kommen, werden eher vom Heimweh befallen, als die Bewohner der Ebenen. Die Ursachen sind nicht dieselben in einem Gebirgslande, in einer Seestadt, in einem Lande, welches sich durch den Handel bereichert.

2) Jahreszeiten. Hippocrates, Aretäus, Celsus versichern, dass der Sommer, der Herbst die Wuth hervorrufen. Die meisten der Schriftsteller nehmen an, dass die Melancholie im Herbst, die Verwirrtheit im Winter ausbricht. *)

Carl VI. verlor seinen Verstand, nachdem er sich auf der Jagd der Sonne ausgesetzt hatte. Die Einwohner Abdera's wurden geisteskrank, weil sie zu lange in der Sonne verweilten. Dodart sah einen jungen Menschen, der, wenn es warm wurde, seinen Verstand verlor. Der Verfasser der Topographie von Auvergne, bemerkt, dass die Auvergner, die in die mittägigen Provinzen Spaniens gehen, als Melancholiker oder Maniaci zurückkehren. Mehrere Franzosen wurden, ehe unsere Soldaten sich in

*) Siehe den statistischen Theil dieses Werkes, die Anzahl der Geisteskranken in den verschiedenen Gegenden Europa's und Amerika's.

Spanien acclimatisirt hatten, geisteskrank. Ausserordentliche Kälte bringt dasselbe hervor. Leider haben es unsere Truppen bei dem unglückseligen Rückzug aus Russland erfahren. Mehrere Soldaten delirirten, ja es stellte sich bei ihnen eine Manie ein. Dr. Pienitz, damals Vorsteher der Irrenanstalt zu Pirna bei Dresden, nahm mehrere geisteskranke französische Offiziere auf; sie litten an einer acuten Manie und verfielen alsbald in chronischen Wahnsinn.

Die Hitze wie die Kälte wirkt auf Geisteskranke ein, nur mit dem Unterschiede, dass eine lang anhaltende Hitze die Aufregung vermehrt, während eine lang anhaltende Kälte sie unterdrückt. Grosse atmosphärische Bewegungen regen die Kranken auf, daher muss man zur Zeit des Aequinoctiums mehr Aufmerksamkeit auf die Kranken verwenden.

Aus dem hier folgenden, aus der Salpetrière gemachten Auszug während neun Jahren folgt: 1) dass die Aufnahme in der Anstalt am zahlreichsten während der Monate Mai, Juni, Juli, August war; 2) dass dieses Verhältniss vom September bis December abnimmt und eine noch grössere Abnahme vom Februar bis März stattfindet.

1. Tabelle der Jahreszeiten.

Monat.	Jahre									Total-
	1806	1807	1808	1809	1810	1811	1812	1813	1814	summe
Januar	18	19	18	13	15	13	22	26	18	162
Februar	23	23	27	26	13	13	15	19	14	173
März	27	27	16	18	22	17	17	27	16	187
April	32	24	15	27	19	13	28	20	18	196
Mai	26	27	23	26	34	30	29	31	17	243
Juni	32	28	33	31	22	18	32	26	29	251
Juli	23	37	21	39	34	24	37	21	29	265
August	20	23	25	32	21	19	29	25	45	239
Septbr.	21	24	21	25	16	25	23	26	25	206
October	23	24	16	17	18	18	23	23	26	188
Novbr.	23	21	23	27	28	16	16	19	25	198
Decbr.	24	19	14	18	18	23	20	25	30	191
Totals.	292	296	252	299	260	229	291	288	292	2499

Der Einfluss der Jahreszeiten erstreckt sich selbst auf den Verlauf der Geisteskrankheit. Es giebt Individuen, die während des Sommers in Wuth oder Aufregung gerathen, während sie im Winter sich im entgegengesetzten Zustande befinden. Das Delirium verändert den Charakter nach der Jahreszeit. Eine Dame von 26 Jahren hatte in Folge der Varioloiden eine Beule

unter dem Schulterblatt. Diese Beule öffnete sich, die Wunde vernarbt und die Geisteskrankheit bricht aus. Vor zwei Jahren wurde die Kranke mir anvertraut. Ihr Mann sagte mir, dass beim Wechsel der Jahreszeiten der Charakter seiner Frau sich stets verändere, und dies wiederholte sich genau mehrere Jahre hindurch.

Die Geisteskrankheiten, die im Frühling und Sommer ausbrechen, haben einen acuten Verlauf; wenn sie nicht schnell zur Heilung übergehen, entscheiden sie sich im Winter. Die Monomanie und Manie, die im Herbste ausbricht, entscheidet sich erst im Frühling. Der Sommer ist zur Heilung der Verwirrtheit günstiger. Die Heilungen finden selten in der warmen Jahreszeit statt, aber sind auch dann um so dauerhafter. Die Rückfälle sind zu der Zeit des Jahres am häufigsten, wo der erste Anfall ausgebrochen. Sie sind im Frühling und Sommer häufiger, finden jedoch auch im Winter statt. Bei manchen intermittirenden Formen der Geisteskrankheiten kommen die Rückfälle in derselben Jahreszeit, obgleich sie mehrere Jahre übersprungen, vollständig, regelmässig.

Hat der Mond einen Einfluss auf Geisteskranke? Die Deutschen, Italiener glauben an diesen Einfluss. Daquin (*la philosophie de la folie*, *Chambery* 1804.) kommt nach einigen Bemerkungen zu dem Resultat, dass der Mond auf diese Kranke einen Einfluss ausübe. Einige isolirt dastehende Thatsachen und Phänomene, die man bei nervösen Kranken beobachtet hat, können vielleicht diese Meinung rechtfertigen. Was mich anbetrifft, so konnte ich nie herausfinden, dass dieser Einfluss wirklich stattfinde, obgleich ich vielfache Beobachtungen darüber angestellt. Es ist wahr, dass die Geisteskranke beim Vollmonde bewegter sind, aber eben so ist es beim Anbruch des Tages. Weder durch den Mond noch durch den anbrechenden Tag werden sie aufgeregt; das Licht dringt hierbei in ihre Wohnungen, erschreckt hierdurch den Einen, erfreut den Andern und bewegt sie Alle. Ich habe mich hievon überzeugt, indem ich sorgfältig die Fenster einiger Geisteskranken verschliessen liess, die man mir als mondsüchtig übergeben hatte. Dr. Hutchinson hat auch nie diesen Einfluss bemerkt, obgleich er sich mehrere Jahre in der Irrenanstalt zu Pensylvanien aufhielt. Haslam in London war zu Bedlam auch nicht glücklicher. In der Salpetrière, wo die praktischen Wahrheiten unter den Bewohnern des Hauses populär geworden, ahnt man nicht einmal, dass der Mond einen Einfluss ausüben könne. Ich kann dasselbe vom Bicètre und von einigen Privatanstalten der Hauptstadt versichern. Indess nimmt eine Meinung, die viele Jahrhunderte gegolten, die durch alle Länder verbreitet, die durch den gemeinen Sprachgebrauch geheiligt, die

ganze Aufmerksamkeit sämmtlicher Beobachter in Ansprnch. *) Ich glaube in dem Abschnitt Dämonomanie den wahren Grund dieses alten Glaubens aufgefunden zu haben.

Mehrere Schriftsteller versichern, dass die Geisteskrankheit epidemisch sei. Es ist sicher, dass es Jahre giebt, wo die Krankheit, unabhängig von psychischen Ursachen, sich plötzlich auf eine grosse Anzahl von Individuen erstreckt. Was die geistige Ansteckung anbetrifft, so ist sie unbestreitbar und wir werden weiter unten davon sprechen.

3) Das Alter. Das kindliche Alter ist vor Geisteskrankheit geschützt, wenn nicht bei der Geburt ein Bildungsfehler stattfindet, oder durch Convulsionen das Kind blödsinnig wird. Indess fand Joseph Frank im Jahre 1802 zu London ein Kind, welches seit seinem zweiten Jahre an Monomanie litt. Im Jahre 1814 behandelte ich ein vierzehnjähriges Kind von hübschem Ansehen, mit den gewöhnlichen geistigen Fähigkeiten begabt, welches durch eine Gouvernante sehr erschreckt worden war. Dieses Kind sprach oft sehr richtig, aber nichts konnte seine Aufmerksamkeit fixiren. Es entfloh mehrere Male von seiner Gouvernante und Mutter, und verirrte sich in Paris. Es ging in den Hof des Gasthauses, befahl, dass man die Pferde anspanne, und behauptete der Herr des Hauses zu sein. Es versicherte, eine grosse Summe in der Lotterie gewonnen zu haben. Ging es zu einem Kaufmann, oder ging es vor einem Kaufmannsladen vorbei, so stürzte es sich auf das Geld, welches die Mutter oder Käufer in Bezahlung gegeben hatten. Oft beleidigte es, schlug es die Vorübergehenden. Es schlief, sobald es sich setzte, brachte alles in Unordnung, sobald es stand, und machte vielen Lärm. Es behandelte die Mutter sehr schlecht, und wollte nicht thun was man befahl.

Ein Kind von 9 Jahren, von einem nervösen Fieber befallen, verfiel in Monomanie. Es wurde böse, beleidigte Vater, Geschwister, schlug Jeden, weinte oft, wollte nicht essen, schlief nicht, machte Lärm. Es war sehr mager und litt an Durchfall. Es wurde mir am 13. August 1814, am achten Tage der neuen Krankheit zur Behandlung gegeben. Man überliess es allen seinen Wünschen, man trug es den ganzen Tag in der frischen Luft, gab China, verordnete ein kräftiges Regimen und es war in 2 Monaten wieder hergestellt.

*) Leuret und Mitivier haben den Einfluss des Mondes auf den Puls der Geisteskranken untersucht und denselben nicht gefunden. Siehe: *de la fréquence du pouls chez les aliénés. Paris.* 1832.

Im December 1815 wurde ich bei einem Kinde consultirt, das 11 Jahr alt war, einen sehr reifen Verstand und einen sehr starken Kopf hatte. Es war melancholisch, litt an Täuschungen des Geschmacks- und Gesichtssinnes und war in Marasmus verfallen. Es verweigerte oft zu essen und wollte durchaus keine Speise zu sich nehmen, sobald es Rauch gesehen oder gesehen zu haben glaubte. Es hatte einen befehlenden Ton über seine Eltern angenommen. Die Trennung fing an die Abneigung vor Speisen zu vermindern, ohne jedoch das Delirium zu mildern. Zu diesen Beispielen, die nicht als Ausnahmen zu betrachten sind, kann man noch die hinzufügen, wo Kinder durch Eifersucht oder durch Masturbation vom frühen Alter an geisteskrank geworden sind.

Von der Pubertät an und während des Hervortretens der Menstruation, fängt man schon an mehr derartige Kranke zu beobachten; aber nach eingetretener Pubertät sieht man viele erotische, hysterische und religiöse Geisteskranke. In der Jugend tritt die Manie und Monomanie mit allen Verschiedenheiten und Nüancen auf. Die Melancholie erfolgt in vorgerückterem Alter. Die Verwirrtheit ergreift das höhere und das Greisen-Alter. In der Jugend hat die Geisteskrankheit einen acutern Verlauf, sie entscheidet sich durch augenscheinlichere Krisen. In dem Jünglingsalter ist ihr Verlauf mehr chronisch, sie ist mit Abdominalleiden, Gehirn-Congestionen, Paralyse verbunden, sie endet langsamer und entscheidet sich durch Hämorrhoiden, Bauchflüsse, und ihre Heilung ist ungewisser. Jedoch will ich hiermit nicht gesagt haben, dass sich nicht die Verwirrtheit auch manchmal bei jungen Leuten, und die Manie und Melancholie in einem vorgerücktern Alter zeige. Gröding, Rusch haben Beispiele von Maniaci gesehen, die 80 Jahre alt waren. Wir hatten in der Salpetrière zwei Frauen, die eine 80, die andere 81 Jahr alt, die von einer Manie mit Wuth ergriffen waren. Ich behandelte einen Mann von 78 Jahren, der an einer mit Manie complicirten Melancholie litt. Aber diese Individuen hatten alle noch rüstige Kräfte.

Die Geisteskrankheiten könnten also in Beziehung aufs Alter folgendermaassen eingetheilt werden: Blödsinn für das kindliche Alter, Manie und Monomanie für die Jugend, Melancholie für ein vorgerückteres Alter, und Verwirrtheit für das höhere Alter. Man kann hierüber nichts Neues sagen, und muss nur das von Haslem Gesagte wieder anführen. Auf 1664 Geisteskranke, die in Bedlam von 1784 bis 1794 aufgenommen, waren 910 im Alter von 20 bis 50 Jahren. Rush ist nicht genauer, indem er sagt, dass von 70 Geisteskranken, die im Jahre 1812 zu Pensylvanien sich befanden, 64, 20 bis 60 Jahr alt waren. Es ist ganz

natürlich, dass in einer Periode von 30 Jahren und in einer Lebensperiode, wo der Mensch den meisten Krankheiten ausgesetzt ist, die grösste Anzahl von Geisteskranken vorkommen. Jedoch wollen wir darauf aufmerksam machen, dass die Zahl derselben vom 20 — 50sten Jahre verhältnissmässig in Pensylvanien beträchtlicher, als in London ist. Sollte es in England mehr Idioten und Verwirrte als in Pensylvanien geben? Die erbliche Anlage, die in England so oft Veranlassung zur Geisteskrankheit giebt, die Sitten, die so viel Einfluss auf diese Krankheit haben, liefern hierzu hinlängliche Motive.

2. Tabelle des Alters.

Auszug aus dem Bicêtre während 10 Jahren.

Jahr	Alter 15	20	30	40	50	60	Totalsumme
1784	5	33	31	24	11	6	110
1785	4	29	49	25	14	3	124
1786	4	31	40	32	15	5	127
1787	12	39	41	26	17	7	142
1788	9	43	53	21	18	7	151
1789	6	38	39	33	14	2	132
1790	6	28	34	19	9	7	103
1791	9	26	32	16	7	3	93
1792	6	26	33	18	12	3	98
1793	4	36	28	22	13	10	113
Totals.	65	329	380	236	130	53	1193

Auszug aus der Salpetrière während 4 Jahren.

Jahr	Alter 20	25	30	35	40	50	60	70	80	Totalsumme
1811	34	37	38	27	48	38	24	12	4	262
1812	52	34	33	18	38	57	26	19	3	280
1813	43	29	33	41	32	57	31	13	6	285
1814	42	35	38	31	26	53	34	22	10	281
Totals.	171	135	142	117	144	205	115	66	23	1118

Auszug aus meinem Privatinstitut.

	86	64	43	35	30	46	15	5	3	327

Die eine Sammlung ist durch den Bicêtre entstanden, wo man nur arme Männer aufnimmt, die andere aus der Salpetrière, die für arme Frauen bestimmt, die letzte gehört zu einer Anstalt, die nur für Reiche eingerichtet ist. Indem man diese drei

Zahlenverhältnisse vergleicht, kann man schliessen 1) dass das Alter, welches die grösste Anzahl derartiger Kranken liefert, für die Männer das 30—40ste Jahr, während es für die Frauen das 50—60ste Jahr ist; 2) dass das Alter, welches die wenigsten Kranken beider Geschlechter liefert, die Kindheit, die Jugend und das vorgerückte Alter ist; 3) dass bei den Frauen die Geisteskrankheit ausgebildeter als bei den Männern ist und dass endlich 4) die reichen Leute im 29—30sten Jahre zur Geisteskrankheit in Beziehung zu ihrer Totalsumme im grössern Verhältniss als die armen Leute stehen. *)

4) Geschlecht. Coelius Aurelianus versichert, dass die Frauen weniger von der Geisteskrankheit befallen werden, als die Männer, was zur Zeit des Coelius gewesen sein kann, und wie es sich auch jetzt noch in Italien und Griechenland verhält. Im Norden Frankreichs findet das Gegentheil statt. Die Zahl der geisteskranken Frauen ist dort beträchtlicher, als die der Männer. In England nähert sich das Verhältniss der geisteskranken Männer mehr dem der Frauen. In der Vergleichung der Sitten findet man die Ursache dieser Verschiedenheit. Die schlechte Erziehung der jungen Mädchen, das Lesen der Romane, frühreife Wünsche, Phantasiegemälde, die sie nirgends finden, der Besuch der Schauspielhäuser, der geselligen Zirkel, der Missbrauch der Musik, die Unthätigkeit sind genügende Beweggründe, um die Geisteskrankheit bei unsern Frauen häufiger zu machen. In England erhalten die Frauen eine kräftigere Erziehung; sie führen mehr ein inneres Leben, sie spielen nicht in der Welt eine so wichtige Rolle; die gesellige Verbindung der Männer hängt nicht von ihren Capricen ab, und dort findet man auch weniger geisteskranke Frauen, als in Frankreich.

Von 1745 bis 1775 fand Raymond keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern unter den Geisteskranken von Marseille. *(Topographie de Marseille dans les mémoires de la société royale de Médicine Année* 1777—1778. *Paris* 1780. *Bd. II. S.* 124.*)*. 1786 fand Tennon, dass sich fast eine gleiche Zahl geisteskranker Männer und Frauen in den Privatanstalten von Paris befand.

1791 stellte der Herzog von Larochefoucauld Liancourt fest, dass eine grosse Verschiedenheit von Männern und Frauen, welche zu Bicêtre und in der Salpetrière wohnten, bestände.

*) Um den Einfluss des Alters auf die Geisteskrankheit zu bestimmen, muss man die Anzahl der Geisteskranken, die in jeder Periode des Lebens da sind, mit der Zahl aller Individuen, die zu derselben Periode bestehen, vergleichen. S. den statistischen Theil dieses Werkes.

1802 fand Pinel, dass Ein Mann auf zwei geisteskranke Frauen käme, indem er Bicêtre mit der Salpeirière verglich.

1804 fand man in dem Irrenhause zu Charanton, dass die Zahl der geisteskranken Männer die der Frauen fast um die Hälfte überstieg. Hier sind aber immer die männlichen Geisteskranken zahlreicher, was wohl durch die Localität und besondere Umstände bedingt wird.

Als ich 1807 und 1810 die Hospitäler der vorzüglichsten Städte Frankreichs untersuchte, fand ich nahe an 6000 Geisteskranke, und im Allgemeinen 5 Männer auf 7 Frauen. Im Jahre 1813 befahl der Präsident des Departements der Seine die Zählung aller sich damals zu Paris befindlichen Geisteskranken, und man fand den vierten Theil Frauen mehr.

In meiner Privatanstalt wurden während 12 Jahren 91 Männer und 144 Frauen aufgenommen.

In der Anstalt zu Bedlam waren von 1774 bis 1794 auf 9874 Geisteskranke nur 100 Frauen mehr.

Als der Director der Anstalt von St. Luc zu London im Jahre 1807 durch einen Ausschuss des Unterhauses befragt wurde, berichtete er, dass man jährlich in dieser Anstalt beinahe ein Drittel Frauen mehr, als Männer aufnehme.

In der Verwahrungsanstalt nahe bei York nahm man während 10 Jahren den vierten Theil Frauen mehr auf.

In der Irrenanstalt zu Wien befanden sich im Jahre 1811: 117 Männer und 94 Frauen.

In der Anstalt zu Berlin stellt sich das Verhältniss der Männer zu den Frauen wie 1 zu 2.

In der Anstalt zu Pensylvanien ist das Verhältniss umgekehrt, d. h. eine Frau auf zwei Männer.

3. Geschlechtstabelle.

1756	Raymond zu Marseille	50	Männer auf	49	Frauen.
1786	Tenon zu Paris	500	- -	509	-
1786	bis 1794 zu Bedlam	4992	- -	4882	-
1807	zu Saint-Luce	110	- -	153	-
	Bicêtre und Salpetrière . .	120	- -	279	-
	Wien	117	- -	94	-
	In der Verwahrungsanstalt bei York	6	- -	82	-
1807	bis 1812 in mehreren Hospitälern Frankreichs . . .	448	- -	700	-
1802	bis 1814 in meinem Institut	191	- -	144	-
	Summa	6635	Männer auf	6892	Frauen.

Indem man diese verschiedenen Thatsachen zusammenhält und vergleicht, kann man, ohne zu einer genauen Abschätzung gekommen zu sein, schliessen, 1) dass auf eine sehr grosse Anzahl von Geisteskranken, die man in verschiedenen Ländern und unter verschiedenen Bedingungen annimmt, der Unterschied zwischen Männern und Frauen minder beträchtlich ist, als man es in der Regel glaubt. 2) Dass dieser Unterschied sich sehr dem Verhältniss nähert, welches zwischen den Geschlechtern der Bevölkerung im Allgemeinen besteht. 3) Dass dieser Unterschied nicht in allen Ländern ist. 4) Dass das Verhältniss der Geisteskrankheiten unter den Frauen in Frankreich stärker sei, als in England. Was die Zählungen der übrigen Länder anbelangt, so erstrecken sie sich nur auf eine kleine Anzahl von Individuen, und auf eine sehr geringe Anzahl von Jahren, so dass man daraus nichts Absolutes für diese Länder, noch etwas Relatives für England und Frankreich schliessen kann. Glaube man nur nicht, dass diese Frage unwichtig sei. Es können hieraus wichtige Regeln für die öffentlichen Sitten und für den Einfluss, den die Frauen auf dieselben ausüben, gezogen werden. Die Lösung dieser Frage würde der Construction eines Irrenhauses eine ganz andere Gestalt geben.

Die Frauen werden durch Ursachen, die nur ihrem Geschlechte zukommen, von dieser Krankheit ergriffen. Die physischen Momente wirken bei ihnen mehr als bei den Männern ein. Sie erkranken öfter vor dem zwanzigsten Jahre und sind der Verwirrtheit mehr ausgesetzt. Ihr Delirium ist religiöser oder erotischer Art. Fast alle Formen der Geisteskrankheit compliciren sich bei ihnen mit Hysterie. Die Frauen bewahren während ihrer Krankheit einen versteckteren Character, als die Männer; sie sprechen mit mehr Scham von ihrem Zustande, suchen denselben sich und Andern zu verbergen. Die Männer sind im Gegentheil mehr Maniaci, mehr wüthend; sie sind in ihrem Delirium, welches sich oft mit Hypochondrie complicirt, freier, zutraulicher. Ihre Behandlung ist nicht so oft unterbrochen. Verhältnissmässig werden mehr Männer als Frauen geheilt, und sind weniger den Recidiven als diese ausgesetzt.

5) Das T e m p e r a m e n t. Man findet so selten die einfachen Temperamente in der Praxis, dass es sehr schwer ist, mit Genauigkeit zu sagen, ein Individuum habe dieses oder jenes. Um wie viel schwerer muss dies bei Geisteskranken sein.

Das sanguinische Temperament praedisponirt zur Manie; das nervöse Temperament, das durch eine grosse Empfänglichkeit und Reizbarkeit, durch grosse Empfindlichkeit sich characterisirt, ist zur Hervorrufung der Manie und Monomanie günstig. Die Individuen mit melancholischem Temperament, bei denen die Baucheingeweide praedominiren, die unruhig, furchtsam sind, disponiren

zur Melancholie. Bei dem phlegmatischen Temperament kann Manie und Monomanie vorkommen, man muss aber alsdann die Verwirrtheit befürchten. Die Idioten haben kein Temperament, dessen Character man bezeichnen könnte.

Unter 260 Geisteskranke fand Hastam 200, deren Haare dunkel waren und 60 mit blondem, hellem Haar. In Pensylvanien war unter 60 Geisteskranken ein Einziger mit hellem Haar; 56 hatten blaue oder helle Augen. Die kastanienbraunen Haare und Augen findet man am häufigsten in der Salpetrière, weil es die allgemeine Farbe der Haare und Augen im Norden Frankreichs ist. Mehr als ein Zehntel der Geisteskranken haben durch ihr vorgerücktes Alter graues oder weisses Haar. Die blauen Augen findet man verhältnissmässig in grösserer Anzahl als die schwarzen.

4.

Aeussere Merkmale des Körpers	mittelmässig stark	122
	mager	60
	stark	6
Wuchs	gross	102
	klein	19
Augen	kastanienbraun oder braun	102
	blau oder von heller Farbe	98
	schwarz	17
Haare	kastanienbraun	118
	blond	39
	grau oder weiss	36
	schwarz	31
	dunkelblond	2

Im Allgemeinen sind die mit schwarzen Haaren, die stark, robust, von sanguinischem Temperament sind, Maniaci und wüthend. Der Verlauf ihrer Krankheit ist acuter, die Krisen sind merklicher. Diejenigen, die blaue Augen, blondes Haar, ein phlegmatisches Temperament haben, werden Maniaci, Monomaniaci; aber ihre Geisteskrankheit geht leichter in einen chronischen Zustand über und artet in Verwirrtheit aus. Die mit schwarzen Haaren und Augen, von melancholischem, nervösen Temperament, sind am häufigsten melancholisch. Die Individuen mit rothem Haar sind wüthend, verrätherisch und gefährlich.

6) Der Stand und die Lebensart. Die Personen, die sich tiefen Studien hingeben, die sich dem Fluge ihrer Einbildungskraft überlassen, ihre intellectuellen Kräfte, d. h. durch eine beunruhigende Neugierde, durch Theorieen, Hypothesen oder durch speculative Ideen erschöpfen, praedisponiren zu Geisteskrankheiten. Die Einen haben eine sehr grosse Beweglichkeit des Geistes, sie pfuschen überall herum und sind unfähig,

etwas tiefer zu ergründen. Andere haben nur in gewisse Gegenstände Einsicht und sie bleiben fest bei denselben stehen. Alle diese Leute, die sich gerade in den entgegengesetzten Extremen befinden, sind der Geisteskrankheit sehr nahe, wenn sie nicht gegen diese angeborne Neigung ankämpfen.

Druyden sagte, dass die geistreichen Menschen und Narren sich sehr nahe ständen. Wenn man hierdurch bezeichnen wollte, dass die Menschen mit sehr lebhafter und ungeregelter Einbildungskraft, die sehr exaltirt sind und eine grosse Beweglichkeit in ihren Begriffen haben, Analogien mit den Geisteskranken zeigen, so hatte man Recht. Aber wenn man hierdurch behaupten wollte, dass eine grosse intellectuelle Fähigkeit zur Geisteskrankheit praedisponire, so hat man sich getäuscht. Die grössten Genies in Wissenschaften und Künsten, die grössten Dichter, die geschicktesten Maler haben bis zu ihrem höchsten Alter ihre Vernunft behalten. Wenn man Maler, Dichter, Musiker, Künstler geisteskrank werden sah, so bedenke man, dass bei einer sehr lebhaften Einbildungskraft sie sich viele Fehler des Regimens zu Schulden kommen liessen. Sie verloren nicht den Verstand durch die Ausübung ihrer intellectuellen Fähigkeiten. Man muss nicht die Cultivirung der Wissenschaften und Künste hierbei anklagen. Die Menschen, die mit einer reichen Gedankenfülle, Einbildungskraft begabt sind, haben ein grosses Bedürfniss für Empfindungen. Die meisten Maler, Dichter, Musiker, durch dieses Bedürfniss zu empfinden gedrängt, überlassen sich zahlreichen Ausschweifungen, die mehr noch als die Excesse in den Studien die wahre Ursache ihrer Geisteskrankheit sind.

In andern Fällen nimmt die Intelligenz eine ausschliessliche Richtung; der Mensch denkt unaufhörlich an metaphysische, speculative Gegenstände und überlässt sich dieser Betrachtung mit um so mehr Hartnäckigkeit, als er hierbei nicht an seine Vernunft, seine Sinne appelliren kann. Alle physische und psychische Bedürfnisse sind hierdurch absorbirt; er vernachlässigt das nöthigste zu seiner Unterhaltung, er verdammt sich zu Nachforschungen, die seine Constitution aufreiben. Krämpfe in den Epigastrien folgen bald der Unthäthigkeit des Verdauungssystems; die Verdauung selbst geräth in Unordnung, die Secretionen gehen schlecht von statten, die Transpiration wird unterdrückt. Hieraus entsteht die Hypochondrie, Melancholie, die bei tiefdenkenden Gelehrten, die Tag und Nacht bei ihren Büchern zubringen, so gewöhnlich ist. Die Gefahr ist hier noch grösser, drohender, wenn die Aufmerksamkeit sich auf religiöse Begriffe concentrirt, und der Fanatismus die Ursache aller dieser Störungen ist; — hier bricht der religiöse Wahnsinn mit allen seinen Excessen und Verkehrtheiten im vollsten Maasse aus. So sah man es bei den Gymnosophisten, bei

den Braminen, bei den Fanatikern, bei den Methodisten in England und bei den Martinisten in Deutschland. Ich sah mehrere Studenten, die von dem Wunsch beseelt, ihre Kameraden zu erreichen oder zu überflügeln, nach hartnäckigen Studien geisteskrank wurden, aber sie trieben fast alle Onanie. Ich behandelte mehrere Bureaubeamte, die geisteskrank geworden, nachdem sie sich durch Nachtwachen, oder durch die einförmigen Bureauarbeiten, und ich muss noch hinzufügen, durch eine Menge von Vergnügungen erschöpft. Dasselbe kann ich von Litteraten, Musikern, Künstlern sagen, die meinen Beistand einholten.

So müssen also Excesse, das Abweichen vom Regimen, bei der Abschätzung der Ursachen der Geisteskrankheit hoch angeschlagen werden.

Die herrschenden Ideen jedes Jahrhunderts influiren häufig, sowohl auf die Heftigkeit, als auf den Character der Krankheit. Ebenso wie ein verlängertes Nachdenken auf die Individuen wirkt, ebenso wirkt es auch auf eine ganze Bevölkerung. So beweist die Geschichte, dass bei der Entstehung des Christenthums es eine grosse Anzahl von Individuen gab, die von der religiösen Melancholie befallen waren. Der ritterliche Geist, der den Kreuzzügen folgte, vermehrte die Melancholia erotica. Die bürgerlichen und religiösen Zwistigkeiten, die durch den Calvinismus hervorgerufen wurden, liessen die religiöse Melancholie wieder erscheinen. Die Zauberei und Hexerei war auch lange am Ruder. Die Freiheits- und Reformideen haben viele Köpfe in Frankreich verwirrt. Man muss bemerken, dass die Geisteskrankheiten, die seit dreissig Jahren in unserm Vaterlande ausgebrochen, den Character der verschiedenen Stürme, die dasselbe heimgesucht, angenommen haben.

Endlich giebt es wohl keine Entdeckung, keine neue Einrichtung, die nicht die Ursache einer Geisteskrankheit geworden. Eine Dame sieht phantasmagorische Vorstellungen; sie sieht sich zu gleicher Zeit von Fantomen umgeben. Eine andere sieht die unsichtbare Frau, sogleich glaubt sie, dass man durch ähnliche Mittel, alles was sie leise spricht, in der Entfernung hört. Ein junger Mann wohnt physikalischen Experimenten bei und glaubt, dass eine electrische Thätigkeit seine Schmerzen verursache. Eine Dame hört vom Magnetismus sprechen, und glaubt, dass ihre Schlaflosigkeit und Leiden von Magnetiseurern abhänge, u. s. w.

Die Häufigkeit der Geisteskrankheit steht mit den Ständen, die den Menschen vom geselligen Wechsel abhängig machen, im Verhältniss. Die Geisteskrankheit verschont nicht die Paläste der Könige und ist dort häufiger als anderswo. Aristoteles fragt, warum die grossen Gesetzgeber alle melancholisch sind. Die Hofleute, diejenigen, die eine glänzende Stellung in der Gesellschaft einnehmen, die Reichen, sind dieser Krankheit mehr unter-

worfen, als die Armen. Militairpersonen, deren Laufbahn vom Glücke abhängt, Kaufleute, besonders die, welche gewagte Speculationen unternehmen, Beamte, deren Existenz von dem Willen ihres Chefs abhängt, laufen dieselbe Gefahr.

5. Tabelle der Stände und Lebensart.

Auszug aus der Salpetrière.		Auszug aus meinem Institut.	
Landbebauerinnen	43	Landbebauer	3
Bedienten	51	Militairpersonen	33
Linnenarbeiterinnen	85	Seeleute	3
Köchinnen	16	Kaufleute	50
Viel sitzende Verkäuferinnen	21	Studenten	25
Ausländische Kaufleute	16	Administratoren und Beamte	21
Schuhmacher	8	Ingenieure	2
Lackirerinnen	5	Advocaten, Notarien, Geschäftsleute	11
Summa	245	Chemiker	4
		Mediciner	4
		Künstler	8
		Summa	164
In ihrer Wirthschaft lebende	192	In ihrer Wirthschaft lebend	151
Freudenmädchen	33	Schlechte Aufführung	6
Missbrauch des Weins	26	Missbrauch des Weins	3
Masturbation	10	Masturbation	14
Aenderung des Standes	3	Aenderung des Standes	3
Summa	264	Misantropie	3
		Falsche Erziehung	20
		Summa	200

Werfen wir einen Blick auf diese Tafel, so sehen wir, dass die sitzende Lebensweise, wie sie die Reichen in ihrer Familie, oder die Armen bei der Ausübung ihrer Profession führen, die gewöhnlichste Bedingung zur Geisteskrankheit ist. Einige Reisende versichern, dass man den Müssiggang als die häufigste Ursache der Geisteskrankheit ansehen muss. Der plötzliche Wechsel des Standes, der Uebergang von dem beschäftigten zu einem unthätigen Leben führen zur Geisteskrankheit. Man bemerkt dies oft bei Kaufleuten, die, nachdem sie eine ansehnliche Summe erworben, sich von ihren Geschäften zurückziehen. Man sah es auch bei vielen französischen Militairpersonen, die, nachdem sie ein herumirrendes Leben geführt, in den Ruhestand versetzt wurden. Ich sah es bei mehreren Offizieren nach dem Jahre 1815.

Das Verlangen, eine andere Stelle einzunehmen, die Manie zu reisen, das Unbehagen, das mehrere Individuen fühlen, wenn

sie ohne Beschäftigung sind, der Mangel an Gewohnheiten praedisponiren zur Geisteskrankheit; während eine grosse Anzahl von Gewohnheiten, und das Bedürfniss neue hinzuzufügen, die Geisteskrankheit verursachen und oft den nahen Ausbruch andeuten.

Die Stände, die den Menschen der Sonne, dem Kohlendampf aussetzen, begünstigen die Entwickelung dieser Krankheit. Im gleichen Falle befinden sich die, die viel mit Metalloxyden zu thun haben, so wie auch Köche, Bäcker und Bergleute. Der Dunst des Bleies bringt in Schottland eine eigenthümliche Art von Manie hervor, die die schottischen Landleute Millreeck nennen. Die Bergleute Peru's, Mexico's unterliegen einer ganz besondern Art der Geisteskrankheit. Man behauptet, dass die Färber, die den Indigo anwenden, traurig und mürrisch werden.

Das Trinken, eine unbegrenzte und ohne Wahl stattfindende Galanterie, eine unregelmässige Aufführung, eine apathische Sorglosigkeit können, sagt Pinel, die Vernunft herabsetzen und nahe an ausgesprochener Geisteskrankheit streifen.

Die Masturbation, diese Geissel des menschlichen Geschlechts, ist häufiger als man glaubt, die Ursache der Geisteskrankheiten, besonders bei den Reichen. Es scheint, dass dieses Laster von üblern Folgen bei den Männern, als bei den Frauen sei. Man glaubt, dass es bei ihnen seltener vorkomme, und dies ist ein Irrthum, der sich um so leichter einschleichen konnte, weil die Frauen mit ihren Geständnissen zurückhaltender als die Männer sind. Wenn die Enthaltsamkeit in einigen sehr seltenen Fällen die Geisteskrankheit verursacht hat, so ist ein ausschweifendes Leben doch die häufigste Ursache derselben, besonders bei den Frauen der untern Klasse. Der zwanzigste Theil der Geisteskranken, die in der Salpetrière aufgenommen waren, gehörte zu den Freudenmädchen. (Siehe *Parent Duchâtalet de la prostitution dans la ville de Paris. Paris* 1836. *Bd. I. S.* 262.) Diese Unglücklichen, aus der Gesellschaft ausgestossen, leben ohne alle Stütze; nachdem sie sich jeder Art von Excessen hingegeben, verfallen sie gewöhnlich in das tiefste Unglück, in Folge dessen in Verwirrtheit. Ausserdem werden wir aber sehen, dass der Missbrauch von Spirituosa und die Excesse in der Liebe bei einigen Individuen nicht immer die Ursache der Geisteskrankheit, sondern die ersten Symptome derselben sind.

Der Missbrauch der geistigen Getränke ruft eine grosse Anzahl von Geisteskranken hervor. Diese Ursache muss auch als die Hauptursache des Wahnsinns angesehen werden. In Pensylvanien ist sie nach Rusch sehr gewöhnlich; in Frankreich ist sie nicht seltener, wie man sich überzeugen kann, wenn man die Kranken in Bicêtre und Charenton beobachtet. In meiner Privatanstalt habe ich von 330 Kranken nur 3 gesehen, die dem Excess

des Weins und Brandweins hingegeben, und ich glaube, dass der eine von ihnen es nur gethan, weil er schon geisteskrank gewesen. Der Missbrauch des Weines und Branntweins führt zum Selbstmord oder zur Verwirrtheit. Sollte es nicht diese Ursache sein, die bei den Engländern so viel Selbstmorde hervorruft?

Die Betrachtung der Stände und der Lebensart führt uns auf das Studium der Sitten, und zwar in Beziehung auf die Geisteskrankheit, welche unter allen Krankheiten diejenige ist, die am bestimmtesten von den öffentlichen und Privatsitten abhängt.

Humboldt sagt, dass er sehr wenig Geisteskranke unter den Wilden Amerika's gesehen habe. Carr versichert in seinem *Eté du Nord*, dass man in Russland sehr selten, wenn nicht in grossen Städten, Geisteskranke sehe. In Frankreich giebt es weniger derartige Kranke auf dem Lande, als in den Städten. Die Landbewohner sind mehr zur religiösen und erotischen Form geneigt; bei ihnen wird die Krankheit durch einfache Leidenschaften, wie Liebe, Zorn, häuslicher Kummer hervorgerufen, während sie bei den Städtern durch verletzte Eitelkeit, getäuschten Ehrgeiz, verfehltes Glück u. s. w. entsteht. Die weniger verweichlichten Sitten der Nord-Amerikaner sind die Ursache, weshalb es weniger Geisteskranke bei ihnen giebt, als anderswo.

In England findet man alle Unglücksfälle und Excesse der Civilisation vereint, und deshalb ist auch dort die Geisteskrankheit häufiger, als in andern Ländern. Heirathen, die schlecht zusammen passen, oder unter Verwandten geschlossen werden in deren Familien Anlage zu erblicher Geisteskrankheit stattfindet, die Zufälligkeiten bei Speculationen, der Müssiggang der Reichen, die Gewohnheit der geistigen Getränke, sind Ursachen, die die Geisteskrankheiten in England vermehren. Rousseau sagt: Alles entartet unter den Händen des Menschen. Allerdings giebt die Civilisation zu Krankheiten Veranlassung, vermehrt die Anzahl der Kranken, weil, indem sie die Mittel zu empfinden vervielfacht, sie einzelne Individuen zu sehr und zu schnell leben lässt. Aber je mehr die Civilisation vervollkommnet ist, um desto angenehmer ist das gewöhnliche Leben, um desto länger das durchschnittliche Lebensalter. Auch darf man hierbei nicht die Civilisation anklagen, sondern das Entfernen von derselben, die Excesse aller Art, welche durch sie leichter werden.

Die Sitten der Italiäner machen, dass dort die religiöse Melancholie und Erotomanie häufiger ist. Die Unwissenheit des Mittelalters vermehrte damals die Dämonomanie, die jetzt an das nördlichste Ende Europa's oder in einige Gegenden verbannt ist, wo noch kein Strahl der Civilisation hingefallen.

Seit 30 Jahren hat der Wechsel, der in den Sitten Frankreichs stattgefunden, mehr Geisteskranke hervorgerufen, als unsere

politischen Stürme. Wir haben unsere alten Gebräuche, unsere alten Meinungen gegen speculative Ideen und gefährliche Neuerungen eingetauscht. Die Religion erscheint uns, selbst bei den heiligsten Handlungen des Lebens als ein Gebrauch, sie bringt uns im Unglück nicht mehr Tröstung oder Hoffnung; die religiöse Moral führt nicht mehr die Vernunft auf dem steilen und schweren Wege des Lebens. Der kalte Egoismus hat alle Quellen der Empfindung ausgetrocknet. Es giebt weder häusliche Neigungen, noch Achtung, noch Liebe; weder Autorität, noch gegenseitige Abhängigkeit. Niemand denkt mehr an die Verbindung, die die zukünftige Generation mit der vergangenen vereint. Die ehelichen Bande sind nur ein Spielwerk, mit dem sich der Reiche aus Speculation, oder aus Eigenliebe schmückt, und welche das niedere Volk aus Abscheu gegen die Prediger, aus Gleichgültigkeit, aus Liederlichkeit verwirft. Diese traurigen Wahrheiten haben mich verhindert, Rechenschaft über die Heirath oder die Wittwenschaft von den Frauen, die in unser Hospital eintreten, zu verlangen, und ich konnte folglich nicht bei ihnen den Einfluss der Heirath auf die Hervorbringung der Geisteskrankheit abschätzen. Mehr als ein Viertel der Personen aus meiner Anstalt waren unverheirathet, 26 nur waren Wittwer.

Die Veränderung unserer Sitten werden wir so lange empfinden, als unsere Erziehung schlecht ist. Wir tragen grosse Sorgfalt den Geist zu bilden, und wir scheinen nicht zu wissen, dass eben so gut das Herz wie der Geist der Erziehung bedarf. Die lächerliche und traurige Zärtlichkeit der Eltern lässt dem Eigensinn der Kinder die Oberhand. Jeder giebt seinem Sohne eine Erziehung, die nicht seinem Stande, seinen Mitteln entspricht, so dass die Kinder das Wissen der Eltern verachten und ihre Erfahrungen für nichts halten. Gewohnt allen seinen Neigungen zu folgen, wächst das Kind zum Manne heran, kann nicht den Unglücksfällen, durch die das Leben so häufig bewegt wird, widerstehen. Bei dem geringsten Ungemach bricht die Geisteskrankheit hervor; die schwache Vernunft ist ihrer Stütze beraubt, während die Leidenschaften durch nichts gefesselt werden. Füge man zu diesen Ursachen noch die Lebensart der Frauen in Frankreich hinzu. Ein zügelloser Geschmack für Romane, Toilette, Frivolitäten u. s. w. und das Unglück und die Entbehrungen der untern Klasse, und man wird nicht mehr über die Unordnung der öffentlichen und Privatsitten erstaunt sein, und hat nicht mehr das Recht zu klagen, dass sich die Nerven- und besonders die Geisteskrankheiten in Frankreich vermehren.

Andrerseits glauben wir aber auch mit Pinell, dass eine übertriebene Strenge, Vorwürfe für die leichtesten Fehler, Härte, Drohungen, Schläge, die Kinder schlechter machen, die Jugend

aufreizen, den Einfluss der Eltern zerstören, verkehrte Neigungen und selbst die Geisteskrankheit hervorbringen, besonders wenn diese Härte aus Caprice oder Immoralität der Väter entsteht. Diese Strenge ist weniger heutiges Tages zu fürchten, als das wovon wir weiter oben gesprochen; vorzüglich bei der reichen Klasse.

Die Entartung des Verstandes und der Sitten, die sich durch die Laster unserer Erziehung, durch die Geringschätzung der religiösen Angelegenheiten und durch den Mangel an öffentlicher Moral fortpflanzt, übt seinen ganzen Einfluss auf alle Klassen der Gesellschaft aus. Aber woher kommt es, dass man nicht aufgehört hat, gegen die höhere Klasse loszuziehen und die Tugenden des Volkes zu preisen? Diese rednerischen Philosophen lebten mit den Grossen welche sie verläumdeten, und kannten nicht das Volk. Wenn sie die Sitten ihres Landes studirt hätten, so würden sie sich überzeugt haben, dass die Verderbniss allgemeiner, grösser, scheusslicher in der untern Klasse sei, dass sie fast alle Laster der Gesellschaft zu Stande bringt, dass sie zugleich mehr Verbrechen als in den höhern Klassen hervorruft. Die Fehler der Erziehung bei den höhern Klassen, der Mangel an aller Erziehung bei den untern, erklärt diesen Unterschied.

Wenn die Regierungsform auf die Sitten und Leidenschaften der Nation influirt, so darf man nicht erstaunen, dass sie von Einfluss auf die Hervorbringung der Geisteskrankheit ist. Scott, Begleiter des Lord Macarthney, sah in China nur sehr wenige Geisteskranke. Alle Reisenden versichern, dass es nirgends weniger als in der Türkei, Spanien, Mexico giebt. Die Engländer erklären es, weil diese Länder unter dem höchsten Despotismus stehen, der iede Einsicht erstickt und alle Leidenschaften unterdrückt. Andrerseits muss die republikanische oder repräsentative Regierungsform, indem sie allen Leidenschaften einen grösseren Spielraum darbietet, zur Hervorbringung der Geisteskrankheit am günstigsten sein.

Die Gesetze, durch welche die Güter der Verurtheilten unter den römischen Kaisern confiscirt wurden, vermehrten die Selbstmörder. Eben so war es in Frankreich während der Schreckensregierung. Ein Notar von Paris fragt bei einem seiner Freunde, ob ein Familienvater, wenn er sich tödtet, sein Vermögen für seine Frau und Kinder rette? Auf die bejahende Antwort, die er empfing, ersäufte er sich. Die militairische Regierung, die Verachtung vor dem Tode einflösst, vermehrt die Selbstmorde, da man nicht mehr einen grossen Werth auf ein Gut legt, das man bereit ist, alle Tage dem Ehrgeiz zu opfern. Das Gesetz der Conscription vermehrte die Geisteskrankheit in Frankreich, und bei jedem Zeitraum der Abreise sah man eine

grössere Anzahl von Geisteskranken. Sei es nun, dass die Conscribirten selbst von der Krankheit ergriffen wurden, oder dass sie ihre Eltern und Freunde betraf.

Oeffentliche Bewegungen rufen, indem sie allen intellectuellen Fähigkeiten mehr Thätigkeit einflössen, indem sie traurige und gehässige Leidenschaften aufregen, indem sie den Ehrgeiz, die Rache anspornen, indem sie das öffentliche und Privatglück zerstören, indem sie alle Menschen aus ihren Stellungen bringen, eine grosse Anzahl von Geisteskranken hervor. Dies fand zu Peru nach der Eroberung der Europäer statt; eben so war es in England vor einem Jahrhunderte und in Amerika nach dem Befreiungskrieg, in Frankreich während unserer Revolutionen; mit dem Unterschied, dass nach Meat in England die Neureichgewordenen den Kopf verloren, während in Frankreich die, welche dem Aufruhr entschlüpft von der Geisteskrankheit heimgesucht waren. Der Einfluss unserer politischen Unglücksfälle ist so constant, dass ich die Geschichte unserer Revolutionen von der Einnahme der Bastille bis zum letzten Erscheinen Napoleons durch die Geschichte einiger Geisteskranken, deren Krankheit sich auf die Begebenheiten, die diese lange Periode unserer Geschichte bezeichnen, geben könnte. *)

Hier müssen wir die Frage erörtern, die seit 40 Jahren so oft aufgeworfen wurde: Giebt es seit der Revolution mehr Geisteskranke? Ich will es wagen hier meine Meinung darüber auszusprechen.

Die politischen Bewegungen sind wie die herrschenden Ideen nicht praedisponirende, aber excitirende Momente, sie stempeln die Geisteskrankheit mit diesem oder jenem Charakter; aber dieser Einfluss, obgleich allgemein, ist nur momentan. Bei der Zerstörung der alten Monarchie wurden mehrere Individuen durch den Schreck und Verlust ihres Vermögens geisteskrank. Als der Papst nach Frankreich kam, war der religiöse Wahnsinn zahlreicher; als Napoleon Könige creirte, gab es viele Könige und Königinnen in den Irrenhäusern. Zur Zeit der Invasion in Frankreich brachte der Schreck viele Geisteskranke, besonders auf dem Lande hervor. Die Deutschen hatten dieselbe Bemerkung bei unserm Einfall in Deutschland gemacht. Der, der durch den Verlust seines Vermögens, seines Ranges geisteskrank geworden, wäre es 50 Jahr früher, nachdem er sein Vermögen, dass er

*) Ich könnte diese vergleichende Geschichte bis auf unsere Tage fortführen. Eine Magistratsperson glaubte sich bei dem Attentat Fieschis angeklagt, und zwei junge Leute hielten sich für Mitschuldige Alibeau's.

dem Meere anvertraut, verloren oder nach einer Ungnade, die er bei Hofe erlitten, geworden. Der, der durch die Schrecken der Revolution zur Geisteskrankheit geführt wurde, wäre zwei Jahrhunderte vorher aus Furcht vor dem Teufel und Zauberern erkrankt.

Aber warum sieht man heutigen Tages so viele Geisteskranke? Warum hat sich seit 30 Jahren ihre Anzahl in Paris verdoppelt? Warum gab es in Paris im Jahre 1786 nur 1009, während 1813 2000 und 1836 4000 Kranke waren. Man muss aus dieser progressiven Vermehrung der Geisteskranken zu Paris schliessen, dass ihre Zahl sich verdoppelt hat. Sie hat sich zu Paris verdoppelt, verdreifacht, weil man seit Pinell die Hülfsmittel in der Hauptstadt vermehrt hat. Die den Kranken geöffneten Asyle sind vergrössert, verbessert, die Aerzte beschäftigen sich spezieller, man versorgt diese Kranken besser, man heilt eine grössere Anzahl, man spricht von ihnen mit mehr Interesse und Hoffnung, ihre Genesung ist wahrscheinlicher, ihr Leben länger. Nach einer Zählung von 10 Jahren in der Salpetrière folgt, dass ein Drittel der Frauen, die unter die Geisteskranken dieses Hospitals gehören, sehr alt, paralytisch und von Verwirrtheit befallen sind. Eben so ist es zu Charenton und zu Bicêtre. Diese Schwachen wären ehemals in ihren Familien geblieben, aber die Hoffnung zur Heilung führt sie heute in die Anstalten, wo sie behandelt werden. Das Volk benutzt ein leichtes Mittel, um sich von der Last ihrer Ernährung zu befreien. Diese Thatsache giebt eine natürliche Ursache für den schrecklichen Anwachs der Bevölkerung in den Hospitälern Frankreichs, wo man als Geisteskranke alle Individuen aufnimmt, die sich vorstellen, ohne irgend eine andere Bedingung als die, im Delirium zu sein. In den Städten, wo man die Irrenanstalten vergrössert und verbessert hat, wie zu Limoges, Orleans, Toulouse, Bordeaux, Rouen u. s. w. ist die Zahl der Geisteskranken bedeutend angewachsen. Es ist bemerkenswerth, dass diese Vermehrung überall erst stattgefunden, als die Verbesserung angefangen. Ehemals wurden die Geisteskranken in irgend ein Kloster, Bethaus gesperrt, wo sie den Blicken der Polizei entzogen waren.

Aus allen diesen Bemerkungen kann man schliessen, dass wenn die Anzahl der Geisteskranken sich seit der Revolution vermehrt hat, diese Vermehrung mehr scheinbar als wirklich stattgefunden, und dass sie minder beträchtlich ist, als man es in der Regel annimmt, und dass man sie weniger den Stürmen der Revolutionen, deren Einfluss vergänglich ist, als den tiefen Veränderungen unserer Sitten, deren Einfluss dauerhafter ist, zuschreiben muss.

3

7) Die Leidenschaften. Im letzten Jahrhundert legte man auf das Studium der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten des Menschen grosses Gewicht. Cabanis verschönerte seine Untersuchungen durch seinen reizenden Styl und führte den gegenseitigen Einfluss des Psychischen auf das Physische fast auf Beweisgründe zurück. Crichton versuchte eine direktere Erklärung der Leidenschaften als Ursache der Geisteskrankheit. Pinel hat in seiner zweiten Auflage des *Traité de la manie* die Eintheilung der Leidenschaften nach Moreau de la Sarthe vorgeschlagen. Diese Eintheilung beruht auf pathologische Gründe. Also betrachten Moreau und Pinel die Leidenschaften als spastische, schwächende Agentien, die die Geisteskrankheit hervorbringen. Ist diese Eintheilung, die besonders den Aerzten gefallen muss, zum Studium der Geisteskrankheit allgemein anwendbar? In meiner Dissertation, in der ich die Leidenschaften als Ursachen, Symptome und Heilmittel betrachte, habe ich dieselben als die wesentlichsten Symptome und als die mächtigsten therapeutischen Agentien angenommen.

Die ersten Bedürfnisse des Menschen beschränken sich auf die Erhaltung und Reproduction, und rufen die Bestimmungen des Instinkts hervor. Ein innerer Drang zwingt uns sie zu befriedigen. Die secundären Bedürfnisse verbinden sich mit den ersteren, und die Wünsche, welche sie erregen, haben eine desto grössere Energie, je mehr Mittel wirken, um dieselben zu befriedigen. Sie rufen die primitiven Leidenschaften hervor. Endlich giebt es Bedürfnisse, die mit unserer Erhaltung in keinem Bedürfnisse stehen. Sie sind das Produkt unserer sehr entwickelten Intelligenz und Civilisation; sie bilden die erkünstelten Leidenschaften, und sie sind es auch, die dem Menschen, besonders in der höhern Klasse der Gesellschaft, schaden.

Die Kinderjahre, von Leidenschaften ausgeschlossen, sind fast von den Geisteskrankheiten gänzlich verschont, aber zur Zeit der Pubertät entstehen viele neue Bedürfnisse. Die Geisteskrankheit stört nun die ersten Augenblicke der geistigen Existenz des Menschen. In dem männlichen Alter breiten sich die Verhältnisse aus, vermehren sich die geselligen Bedürfnisse, die Leidenschaften nehmen einen andern Charakter an, und nach dem Maasstabe, als die verliebten Leidenschaften schwächer werden, treten die erkünstelten stärker hervor. Das persönliche Interesse, der Ehrgeiz, der Geiz treten an die Stelle der reizenden Liebe und der Vaterfreuden. In dieser Lebensperiode brechen die meisten Geisteskrankheiien aus; die Krankheit wird hartnäckiger, concentrirter, sie geht leichter in einen chronischeu Zustand über, sie hängt mehr von abdominellen Störungen ab. Die Empfindung

seiner Ohnmacht macht den Greis ruhiger, indem er über die Ausschweifungen; in welche die Leidenschaften uns hinziehen, nachdenkt, trennt er sich, wird egoistisch. Die Geisteskrankheit aus psychischer Ursache ist selten bei ihm, und verliert er den Verstand, so sind seine Organe ermüdet, erschöpft, und es bricht weder Manie noch Monomanie, sondern die Verwirrtheit der Greise aus.

Der Stolz, die Furcht, der Schrecken, der Ehrgeiz, die Spiele des Glücks und der häusliche Kummer sind diejenigen psychischen Ursachen, die am häufigsten die Geisteskrankheiten hervorrufen. Der häusliche Kummer müsste eigentlich zu allererst unter den psychischen Einflüssen aufgezählt werden; denn sein Einfluss ist unermesslich, wenn man, wie ich, darunter alle Mühen, alle Schmerzen, alle Widerwärtigkeiten, alle Unglücksfälle und alle Familienmisshelligkeiten versteht. Man kann sich kaum denken, welchen grossen Einfluss diese Ursachen auf die niedern Stände und besonders auf die Frauen haben.

Die heitern Leidenschaften sind selten die Ursachen der Geisteskrankheit. Sonderbar ist es, dass der Excess der Freude, welcher tödten kann, uns nicht der Vernunft beraubt, während Mühe und Kummer es so oft thut. Einige Schriftsteller nehmen jedoch an, dass die heiteren Leidenschaften auch Geisteskrankheit hervorgerufen haben. Meat versichert, dass die neu reich Gewordenen in England oft von dhr Geisteskrankheit befallen werden. Aber verfielen sie nicht in diese Krankheit, weil sie ihre alten Gewohnheiten verliessen, weil sie im Müssiggang lebten, sich allen Ausschweifungen ergaben, und weil die neuen Reichthümer, die die Frucht von Beraubungen und Intriguen waren, ihnen Unruhe einflössten? Sorgfältig untersuchte ich die Ursache einiger Geisteskrankheiten, die man der Freude zuschrieb, aber ich überzeugte mich, dass man sich getäuscht habe. Ein Minister erfährt von seinem Verwandten seine Ernennung zu einer wichtigen Stelle. Er wird wie mit einer Keule, vor dem Epigastrium geschlagen und verfällt plötzlich in Melancholie. Die Freude that, wie alle Welt es glaubte, bei dieser Krankheit nichts, aber Alles die Verzweiflung, eine Maitresse verlassen zu müssen. Ein junger Mensch gewinnt in der Lotterie; einige Tage darauf wird er geisteskrank. Man behauptete allgemein, dass dieses durch Freude geschehen, aber es ist nicht wahr, es geschah nur aus Furcht bestohlen zu werden und seinen Schatz zu verlieren.

Eine der psychischen Ursachen, die schon von Pinel bezeichnet ist und die man häufig in der Praxis findet, ist der Kampf zwischen Religionsprinzipien, der Moral, der Erziehung und der Leidenschaften. Dieser innere Kampf dauert geringere oder län-

gere Zeit und bringt endlich die Geisteskrankheit hervor. Der religiöse Fanatismus, der ehemals so viele Geisteskrankheiten hervorgerufen, hat heut zu Tage seinen ganzen Einfluss verloren. Von 600 Geisteskranken sind es nur 8 durch religiöse Schrecken geworden. Ich habe von 337 Individuen, die in meiner Anstalt waren, nur einen Einzigen aus ascetischer Uebertreibung geisteskrank werden sehen.

Die Liebe, die so oft die Erotomanie und selbst die Nymphomanie in warmen Ländern verursacht, hat ihre Macht in Frankreich verloren, die Indifferenz hat sich der Herzen bemächtigt, die verliebten Leidenschaften haben weder die Exaltation, noch die Reinheit, die ehemals den erotischen Wahnsinn hervorriefen.

Die psychischen Ursachen wirken manchmal einzeln ein, manchmal vereinigen sie sich jedoch in einem und demselben Individuum. Ein junger Mensch macht einem jungen Mädchen den Hof, seine Eltern verweigern die Verbindung, er wird traurig, mürrisch. Einige Monate darauf erfährt er, dass die, welche er anbetete, sich verheirathen will. Er geht nach dem Ort, wo die Hochzeit gefeiert werden soll und erschiesst sich daselbst. Ein junges Mädchen verheirathet sich aus Gehorsam gegen ihre Eltern. Sie erscheint glücklich, obgleich oft traurig. Ein Jahr nach ihrer Heirath faillirt ihr Mann, sie erträgt diesen neuen Kummer, aber sie verliert den Verstand, nachdem sie erfahren, dass ihr Mann ihr untreu geworden. Die psychischen Ursachen verbinden sich, besonders bei den Frauen, gewöhnlich mit den physischen Ursachen. Ein junges Mädchen, die so eben ihre Regeln hatte, wird durch einen Donnerschlag erschreckt; ihre Regeln werden unterdrückt, ihr Verstand verwirrt, und sie geneset erst, nachdem die Regeln wiederhergestellt waren. Eine junge Frau wird glücklich entbunden. Am siebenten Tage macht ihr Vater ihr heftige und unerwartete Vorwürfe, die Lochien, die Milch werden unterdrückt, die Frau verfällt in eine Manie, und nach einem Monat in Verwirrtheit; nach sechs Monaten wird sie erst geheilt. Die Verbindung der physischen und moralischen Ursachen ruft die Geisteskrankheit häufiger hervor, als eine von diesen beiden Ursachen getrennt.

6. Tabelle der psychischen Ursachen.

In der Salpetrière während der Jahre 1811 und 1812.		In meiner Anstalt.	
Häuslicher Kummer	105	— — — —	31
Unglückliche Liebe	46	— — — —	25
Politische Ereignisse . . .	14	— — — —	31
Fanatismus	8	— — — —	1
Schreck	38	— — — —	8
Eifersucht	18	— — — —	14
Zorn	16	— — — —	0
Elend, Unglücksfälle . . .	77	Unglücksfälle . .	14
Beleidigte Eigenliebe . . .	1	— — — —	16
Getäuschter Ehrgeiz . . .	0	— — — —	12
Excess im Studium	0	— — — —	13
Misantropie	0	— — — —	2
Summa	323	Summa	167

Die psychischen Ursachen sind weit häufiger als die physischen. Dieses beweist der Vergleich des Auszuges der psychischen Ursachen, den ich aus meiner Anstalt und aus der Salpetrière angefertigt habe. Auch wird es durch die Auszüge bewiesen, die ich seitdem in demselben Hospital und zu Charenton gemacht und durch das Memoire, das Pinel dem Institut im Jahre 1807 vorgelegt. Eine Zählung, die 1812 in Pensylvanien gemacht wurde, führte zu denselben Resultaten. Von 50 Geisteskranken, über die man sich näher unterrichten konnte, sind 34 durch psychische, 16 durch physische Ursachen erkrankt. Die Erfahrung hat dasselbe dem Herrn Tuch, Gründer und Director der Aufbewahrungsanstalt nahe bei York, gezeigt, und endlich wurde es überall beobachtet, weil der Mensch überall derselbe ist. Indem man die beiden Zählungen in Beziehung auf Vermögen und Rang in der Gesellschaft vergleicht, kann man schliessen, dass die psychischen Ursachen zahlreicher bei den Reichen sind, weil die erste Kolonne 600 arme Geisteskranke, und die zweite 337 zeigt. Die physischen Ursachen wirken häufiger auf die Frauen als auf die Männer ein. Man kann sich leicht davon überzeugen, dass es so sein muss, wenn man bedenkt, welchen zahlreichen Zufällen die Frauen im Zustande der Menstruation, der Schwangerschaft und beim Nähren ausgesetzt sind. Diese Ursachen haben einen sehr grossen Einfluss bei den niederen Ständen, und die Verwirrtheit ist gewöhnlich die Form der Geisteskrankheit, die sie hervorrufen.

Eben so wie es gewisse atmosphärische Constitutionen giebt, die epidemische und contagiöse Krankheiten mehr oder minder

häufig machen, ebenso giebt es im Geiste gewisse allgemeine Anlagen, wodurch die Geisteskrankheit sich ausbreitet und sich einer grossen Anzahl von Individuen durch eine Art von moralischer Ansteckung mittheilt. Dies hat man zu allen Zeiten und in allen Ländern beobachtet.

Die Ursachen, von denen wir bis jetzt gesprochen, und die man mit dem Namen allgemeine Ursachen bezeichnen kann, unterscheiden sich von den folgenden, die individueller sind, die unmittelbar auf den Organismus einwirken, die man leichter abschätzen und ihnen vielleicht bis euf einen gewissen Punkt vorbeugen kann. Es sind diejenigen Ursachen, die man besonders als physische Ursachen bezeichnen kann.

7. Tabelle der physischen Ursachen.

	Salpetrière.		Meine Anstalt.
Erblichkeit	105	— —	150
Convulsionen der Mutter während der Schwangerschaft	11	— —	4
Epilepsie	11	— —	2
Unordnung in der Menstruation	55	— —	19
Folgen der Entbindung	52	— —	21
Kritische Zeit	27	— —	11
Vorgeschrittenes Alter	60	— —	4
Sonnenstich	12	— —	4
Schläge oder Fall auf den Kopf	14	— —	4
Fieber	13	— —	12
Syphilis	8	— —	1
Mercur	14	— —	18
Eingeweidewürmer	24	— —	4
Apoplexie	60	— —	10
	Summa 466		Summa 264

Die Erblichkeit ist die gewöhnlichste praedisponirende Ursache der Geisteskrankheit, besonders bei den Reichen; sie bildet den sechsten Theil der Ursachen bei den Armen. Ich glaube jedoch, dass dieses Verhältniss bei den letztern noch stärker hervortritt. Wenn nach meiner Zählung in der Salpetrière die Erblichkeit als eine schwache Ursache angesehen werden muss, so darf man nicht vergessen, wie schwer es hält, genaue Erkundigungen bei Frauen einzuziehen, die oft den Namen ihrer Eltern vergessen haben. Masson Box behauptet, dass diese Praedisposition von grossem Einfluss sei; von Rush wird dieselbe in Pensylvanien als gering angeschlagen. Sie tritt unter den Katholiken in England, die sich stets unter einander verheirathen, merklich hervor. Man kann

dasselbe von den Grossen Frankreichs sagen, wo fast alle mit einander verwandt sind. Welch eine Lehre für Väter, die bei der Verheirathung ihrer Kinder mehr ihren Ehrgeiz, als die Gesundheit ihrer Nachkommen ins Auge fassen! Die Geisteskrankheit ist mehr von den Müttern, als von den Vätern erblich. *)

Die Kinder, die früher geboren worden, ehe ihre Eltern geisteskrank waren, sind dieser Krankheit weniger ausgesetzt, als die, welche später geboren wurden. Ebenso verhält es sich mit den Kindern, deren Vater oder Mutter nur geisteskrank waren, im Gegensatz zu denen, wo Vater und Mutter, oder Anverwandte von beiden Seiten an dieser Krankheit litten. Burton versichert, dass Kinder, die durch alte Eltern erzeugt, grosse Disposition zur Melancholie haben.

Diese schreckliche Uebertragung zeigt sich in der Physiognomie, in den äussern Formen, in den Ideen, Leidenschaften, Gewohnheiten und Neigungen. Häufig geschah es mir, dass ich einen Anfall von Geisteskrankheit mehrere Jahre voraussagte, indem ich eines dieser Zeichen bemerkte. Oft zeigt sich die erbliche Geisteskrankheit zu derselben Lebenszeit bei dem Vater und bei den Kindern, wird durch dieselben Ursachen hervorgerufen und nimmt denselben Character an. Ein Schweizer Kaufmann sah seine beiden Kinder im 19ten Jahre geisteskrank sterben. — Eine Eran erkrankte nach ihrem Wochenbette im 25sten Jahre. Die Tochter wurde ebenfalls im 25sten Jahre nach dem Wochenbette geisteskrank. — In einer Familie tödteten sich Vater, Sohn und Enkel gegen das 50ste Jahr. — Ich sah in der Salpetrière ein Freudenmädchen, die sich nach Lustbarkeiten dreimal in den Fluss gestürzt. Ihre Schwester hatte sich betrunken ersäuft. — Nahe bei Nantes ist eine Familie, von der sieben Brüder und Schwestern blödsinnig sind. — Ein Herr, durch die Begebenheiten der ersten Revolution frappirt, bleibt während 10 Jahren in seinem Zimmer eingeschlossen. Seine Tochter verfällt in demselben Alter in einen gleichen Zustand und verweigert, ihr Zimmer zu verlassen. Diese Praedisposition, die sich durch die äussern Züge, den moralischen und intellectuellen Character im Individuum zeigt, ist in Beziehung auf Geisteskrankheiten nicht überraschender, als in Beziehung auf Gicht, Lungensucht, u. s w. Sie macht sich von der Kindheit an bemerklich, erklärt uns eine Menge Sonderbarkeiten, Unregelmässigkeiten, Anomalien, die frühzeitig die Aufmerksamkeit der Eltern in Anspruch nehmen sollten. Man muss diesen Kindern eine besondere Erziehung geben, sie viel gymna-

*) Ich behandle jetzt mehrere Kinder, deren Eltern ich in den ersten Jahren meiner Praxis in der Kur hatte.

stische Uebungen machen lassen, sie gegen die äussern Eindrücke abhärten. Man muss sie unter ganz andere Verhältnisse, als die, worin sich ihre Eltern befanden, setzen. Hier gilt in der Praxis die Regel des Hippocrates, der da will, dass man die Constitution der Individuen ändere, um den erblichen Krankheiten zuvorzukommen. Was ich von der physischen Erziehung gesagt, gilt auch von der moralischen und intellectuellen Ausbildung.

Oft muss man die erste Ursache der Geisteskrankheit in dem mütterlichen Busen suchen, und dies gilt nicht nur für den Idiotismus, sondern für jede Art dieser Krankheit. Ich weiss nicht, wie so dieser Umstand den Beobachtern entgangen. Manchmal zeigen sich die ersten Elemente der Krankheit, die später ausbricht, während des Säugens, während des ersten Zahnens. Nach van Swieten litten alle Geisteskranken in ihrer Kindheit an Convulsionen. Ich sah mehrere junge Geisteskranke, die während ihrer Kinder- oder Pubertätsjahre an Gehirnentzündung litten. Manchmal sind auch starke während der ersten Jahre empfangene Eindrücke die entfernte Ursache der Krankheit. Mehrere Damen, die während der verschiedenen Epochen der Revolution schwanger waren, gebärten Kinder, die durch die geringste Ursache geisteskrank wurden. Eine Frau niederen Standes ist schwanger; ihr berauschter Mann droht sie zu schlagen, sie erschrickt und wird einige Zeit darauf entbunden. Das Kind ist von sehr schwächlicher Constitution, sehr leicht zu erschrecken und wird im 18ten Jahre von einer Manie befallen. — Eine schwangere Frau setzt unzählige Male ihr Leben aufs Spiel, um ihren Mann zu retten. Sie leidet an Convulsionen, wird entbunden. Ihre Tochter wird schon schwach geboren, ist sehr schreckhaft, verheirathet sich und wird Mutter von vier Kindern. Im 23sten Jahre beschäftigen sie nur Furcht-, Raub- und Mordideen und machen sie wüthend. — Ein Kind, 3 Jahr alt, welches durch die Bären, die man damals als Merkwürdigkeit zeigte, erschreckt ward, wurde nach Bicêtre gebracht, durch schreckliche Träume geplagt und verfällt im 17ten Jahre in Manie. — Ein junges sechsjähriges Mädchen sieht ihren Vater morden; sie leidet seit der Zeit oft an panischen Schrecken. Im vierzehnten Jahre erscheint die Menstruation, aber mangelhaft; sie verfällt in Manie und will sich auf alle Welt stürzen. Der Anblick eines Messers, einer Waffe, vieler versammelten Menschen erregt bei ihr die heftigste Wuth.

Fälle auf den Kopf, selbst in dem zartesten Alter, prädisponiren zur Geisteskrankheit und sind oft die erregende Ursache derselben. Diese Fälle oder Schläge auf den Kopf gehen oft mehrere Jahre dem Ausbruch des Deliriums voran. Ein Kind von drei Jahren fällt auf den Kopf, klagt seit dieser Zeit über Kopfschmerzen, das Uebel vermehrt sich zur Zeit der Pubertät und

im 17ten Jahre bricht die Manie aus. — Eine Dame kehrt von einem Spazierritt zurück, stösst sich gegen eine Thür und wird umgeworfen. Einige Monate nachher verfällt sie in Manie, ist nach drei Monaten geheilt und stirbt zwei Jahre später in Folge einer Gehirnentzündung. Rush erzählt mehrere ähnliche Fälle.

Die Masturbation, von der wir schon früher gesprochen, wird in allen Ländern als eine der häufigsten Ursachen der Geisteskrankheiten angesehen. Manchmal ist sie die Vorläuferin der Manie, des Blödsinns, und selbst des Blödsinns bei Greisen. Sie führt zur Melancholie, zum Selbstmorde; sie ist den Männern schädlicher als den Frauen, und ein grosses Hinderniss bei der Heilung der Geisteskranken, die sich während des Verlaufs der Geisteskrankheit häufig diesem Laster hingeben. Die Cretins, die Idioten, die Blödsinnigen ergeben sich ihr mit einer Art von Wuth. Die Enthaltsamkeit verursacht, obgleich selten, doch manchmal die Geisteskrankheit.

Ist das Unverehlichtsein, welches wir schon anderweitig betrachtet, eine Ursache zur Geisteskrankheit? Dieser Einfluss ist nicht leicht auf die Frauen der Salpetrière abzuschätzen; gleichviel, ob verheirathet oder nicht, so leben sie nie in zu grosser Enthaltsamkeit. In der reichern Klasse sind die Sitten im Allgemeinen geordneter. Ich fand in meiner Anstalt auf 144 Individuen 44 Mädchen, 24 Frauen und 20 Wittwen. Das Verhältniss des Cölibats ist bei den Männern stärker, da auf 192 Männer 61 unverehlichte und 8 Wittwer kamen. Ich sah mehrere junge Mädchen, die, nachdem sie ihrer Jungfernschaft beraubt, den Verstand verloren. Schande und Kummer waren hier die wahren Ursachen ihrer Krankheit. Ich behandelte eine Dame, die in ihrer Hochzeitsnacht einen Anfall von Manie bekam. Ihre Schaam sträubte sich gegen die Nothwendigkeit, mit einem Manne zu schlafen. — Eine junge, sehr nervöse Frau wurde so durch die ersten Annäherungen ihres Mannes afficirt, dass sie gleich hierauf ihren Verstand verlor.

Die Menstruation, die einen so grossen Einfluss auf die Gesundheit der Frauen hat, ist gleichfalls von grossem Einfluss auf die Geisteskrankheit; so dass man annehmen kann, dass sie den sechsten Theil der physischen Ursachen ausmacht. Die Anstrengungen beim ersten Ausbruch derselben bestimmen die Form der Geisteskrankheit. Diese Beobachtung war schon dem Hippocrates nicht entgangen. Die Unordnungen in der Menstruation, die durch physische oder moralische Einflüsse, durch zunehmendes Alter hervorgebracht werden, vermehren die günstigen Bedingungen zur Geisteskrankheit. Manchmal wird die Menstruation unterdrückt und hört plötzlich auf, und die Krankheit bricht hier sogleich aus. Manchmal zeigt sie in Beziehung auf ihre Rückkehr, Quantität

und Qualität, bevor die Geisteskrankheit ausbricht, grosse Anomalien; manchmal ist vor dem Ausbruch der Geisteskrankheit der Blutfluss sehr übermässig und kehrt zu früh zurück. Endlich giebt es auch Fälle, wo die Krankheit sich ohne die geringste Störung in der Menstruation zeigt. In dem Zeitraume, wo die Menstruation zu fliessen anfängt, sind die geisteskranken Frauen stets aufgeregter, selbst auch die, bei deren Menstruation gar keine Unordnung stattfindet.

Die Leucorrhoe, die sich so oft zum Blutfluss gesellt und an der so viele Städterinnen und die, welche ein sitzendes Leben führen, leiden, kann, wenn sie unterdrückt wird, ebenfells Geisteskrankheit verursachen. Ich füge noch hinzu, dass diese Ursache gewöhnlicher ist, als man es im Allgemeinen glaubt, und dass die Kenntniss dieses Punktes eine sehr schätzbare therapeutische Indication abgeben kann.

Die Unterdrückung der Hämorrhoiden ist für die Männer fast von demselben schädlichen Einfluss, als die Unterdrückung der Menstruation bei den Frauen. Aber da dies gewöhnlich erst in dem vorgerücktern Alter geschieht, so wird hierdurch am öftersten Verwirrtheit und Melancholie hervorgerufen.

Ist die Schwangerschaft eine Ursache der Geisteskrankheit und complicirt sie sich mit derselben in einigen Fällen? Ich spreche hier nicht von den Gelüsten der schwangern Frauen und von den Verderbtheiten, die man manchmal bei ihnen beobachtet hat. Diejenigen Aerzte, die über gerichtliche Medizin geschrieben, führen mehrere Beispiele davon auf. Ich sah eine junge sehr nervöse Frau, die in ihrer Brautnacht den ersten Anfall von Manie hatte. Der zweite zeigte sich am ersten Tage der Empfängniss. Ganz eben so verhielt es sich bei der zweiten Schwangerschaft. Diese Anfälle dauerten nur ohngefähr vierzehn Tage. — Ich sah in der Salpetrière mehrere Frauen während ihrer Schwangerschaft geisteskrank werden. Wenn diese Ursache auch in einzelnen Fällen unter die physischen Ursachen gezählt werden müssen, so muss sie doch meist zu den psychischen Ursachen gerechnet werden. Schande, Kummer und Furcht sind alsdann die wahren Ursachen der Krankheit.

Eine Dame steht am zweiten Tage ihres Wochenbettes auf und vergiesst eine grosse Menge Eau de Cologne auf ihre Kleider und in ihrem Zimmer. Am andern Tage verfällt sie in Manie. — Eine andere hat am siebenten Tage nach ihrer Entbindung eine heftige Aufregung. Lochien und Milch werden unterdrückt, sie wird wüthend.

Aber die Geisteskrankheit bricht öfter während des Wochenbettes und während des Säugens, als während der Schwangerschaft aus. Nach einer Zählung in der Salpetrière waren von 600 gei-

steskranken Frauen 52 nach der Entbindung oder während des Säugens erkrankt. Von 144 Frauen, die zur reichen Klasse gehörten, waren 21 in Folge des Wochenbettes oder während des Stillungsgeschäftes geisteskrank geworden. Dieser letztere Einfluss ist also auf Frauen der höhern Stände grösser anzuschlagen, als auf die der niederen Stände. Haslam zählt auf 1664 geisteskranke Frauen, die sich zu Bedlam befanden, 84, die es nach dem Wochenbette geworden, Rush fand in Pensylvanien unter 70 Aufgenommenen 5. Zu Charleston findet man Geisteskrankheit nach dem Wochenbette sehr selten. Ich sah in der Salpetrière Frauen, die nach jedem Wochenbette erkrankten, und Eine unter andern, die jedesmal nach zwei Wochenbetten geisteskrank wurde. — Eine Dame, die eine erbliche Anlage zur Geisteskrankheit hatte, wurde von derselben im dritten Monat, während sie stillte, befallen. Hippocrates sagt, dass das Blut, welches in den Brüsten der Säugenden steigt, die Manie hervorrufe. Planchon führt ein solches Beispiel auf. Aber ist die Unterdrückung der Milch in der That die Ursache des Deliriums? Man hat behauptet, dass sie stets die Wirkung der Gehirnaffection sei, aber man hat es nicht für alle Fälle erwiesen. Es giebt Fälle, wo die Geisteskrankheit ausbricht, ohne dass die Milch unterdrückt wird; aber am häufigsten geht diese Unterdrückung der Krankheit voraus. Manchmal vermehrt sich das Delirium nach dem Maassstab, als sich die Milch vermindert, und hört nach der Wiederherstellung der Milchsecretion auf. Diese Geisteskrankheiten, deren Ursache man nicht in der Versetzung oder Anhäufung der Milch suchen wird, heilen manchmal in wenigen Tagen, öfter nach fünf, sechs Monaten, und selbst nach einem Jahre. (Siehe später: Von der Geisteskrankheit der Neuentbundenen und der Ammen.).

Das erste Zahnen praedisponirt, indem es Convulsionen verursacht, zur Geisteskrankheit. Der Ausbruch der Zähne hat manchmal diese Krankheit hervorgerufen.

Die Unterdrückung der Transpiration, die durch Affecte bewirkt wird, muss hoch unter den Ursachen der Geisteskrankheiten angeschlagen werden. Die atmosphärischen Veränderungen, die Feuchtigkeit des Bodens, die Excesse im Regimen, Studium, die Leidenschaften bringen die Geisteskrankheit hervor, indem sie die Transpiration unterdrücken. Ein 46jähriger Mann schwitzte heftig am Kopfe. Man räth ihm, sich den Kopf mit kaltem Wasser zu waschen; der Schweiss wird nach und nach unterdrückt und Verwirrtheit stellt sich ein. — Ein junger Mann ist heftig in Transpiration; er geht durch einen Bach, legt sich mit dem Frost nieder und verfällt sogleich in Manie.

Fieber mit bösem Character lassen häufig ein chronisches Delirium zurück, das man nicht mit der Geisteskrankheit verwech-

seln darf, eben so wenig als man anfangende, heftige, continuirende und intermittirende Nervenfieber dafür ansehen muss. Dies ist ein sehr wichtiger practischer Punkt für den Arzt; denn oft zeigt die Geisteskrankheit bei ihrem Beginn alle Zeichen eines Nervenfiebers oder einer Gehirnentzündung, und so umgekehrt. Diese Fieber, diese Gehirnentzündungen schwächen das Cerebralsystem, praedisponiren zur Geisteskrankheit, die manchmal nach einigen Monaten, einigen Jahren ausbricht. Man sieht häufig junge Leute von 19, 20, 25 Jahren, die plötzlich von Manie befallen werden, und wo man keine andere Ursache als eine heftige Gehirnaffection, die vor oder nach dem Zeitraum der Pubertät stattgefunden hat, auffinden kann.

Die Ueberfüllung der ersten Wege hat oft sympatisch Geisteskrankheiten hervorgerufen, ebenso wie schleimige, gallige, schwärzliche Anhäufung im Magen und Würmer im Darmkanal. Ich spreche hier nicht von der Wirkung der Gifte, die auf die Gehirnfunction einen sehr heftigen Einfluss ausüben. Sie verändern die Sensibilität und bringen oft secundär eine Geisteskrankheit hervor, die sehr schwer zu heilen ist.

Eine grosse Anzahl chronischer Krankheiten führen, sei es durch Unterdrückung, sei es durch Metastase, die Geisteskrankheit herbei. Hippokrates sagt, dass die Unterdrückung des Auswurfs bei Phthisischen sich auf den Verstand werfe. Es ist sicher, dass die Phthisis Geisteskrankheit verursacht oder wenigstens derselben vorangeht und mit ihr abwechselt.

Die Epilepsie führt früh oder spät, sei es in der Jugend, sei es im vorgerückten Alter, zur Geisteskrankheit. Auf 300 Epileptische, die sich in der Salpetrière befinden, sind mehr als die Hälfte geisteskrank. Ebenso verhält es sich mit den Epileptischen von Bicêtre und Charenton. Die Einen sind Idioten oder blödsinnig, die Andern verwirrt, einige Maniaci und selbst wüthend. Die Wuth der Epileptischen hat den wildesten Character, — wird durch nichts gezähmt, und dies macht sie in Irrensnstalten so gefährlich.

Die Hysterie und Hypochondrie gehen oft in Geisteskrankheit über, in vielen Fällen sind sie nur der erste Grad derselben. Hierdurch wurden diese Krankheiten durch eine grosse Anzahl alter und neuer Schriftsteller mit der Geisteskrankheit verwechselt.

Die Apoplexie entscheidet sich oft durch die Verwirrtheit, die dann mit Paralysis verbunden ist. Die Unterdrückung des Nasenausflusses, der Blennorrhagie, eines Geschwürs hat oft Geisteskrankheit hervorgebracht; eben so als das Zurücktreten von Ausschlägen, der Gicht, des Rheumatismus. Die Unterdrückung dieser Krankheiten ist nicht immer die Ursache, aber geht gewöhnlich dem Ausbruche der Geisteskrankheit voran.

Der Missbrauch, selbst der Gebrauch der Medicamente, die stark auf das Nervensystem einwirken, hat bei Individuen, die ausserdem dazu disponirt waren, Geisteskrankheit hervorgebracht. Nicht selten ist es, dass Personen während der mercuriellen Behandlung geisteskrank werden. Dasselbe kann ich vom Missbrauch des Opiums und der Narcotica sagen. Wir sahen früher, dass die Professionisten, die genöthigt sind, sich dem Kohlendampf auszusetzen, Praedisposition zur Geisteskrankheit haben; hinzufügen müssen wir noch, dass die Asphyxie, die durch den Kohlendampf verursacht wird, besonders Verwirrtheit, und zwar eine unheilbare verursacht.

§. 3.

Verlauf der Geisteskrankheit.

Nachdem ich in diesem Abschnitt den Verlauf der Geisteskrankheit im Allgemeinen angegeben habe, will ich mich auf einige Einzelnheiten über deren Ausgang einlassen, und damit enden, einige Betrachtungen über die Heilung und die Sterblichkeit der Geisteskranken zu machen.

Die Ursachen der Geisteskrankheit üben nicht immer einen directen Einfluss auf das Gehirn, sondern auch auf die mehr oder weniger entfernten Organe aus. Bald sind die äussersten Enden des Nervensystems und die nach verschiedenen Orten gerichtete Sensibilität, bald das Blut- und lymphatische System, bald die Verdauungswerkzeuge, bald die Leber mit dem von ihr Abhängigen, bald die Reproductionsorgane der erste Ausgangspunkt der Krankheit.

Die praedisponirenden Ursachen haben manchmal eine solche Energie, dass sie die Geisteskrankheit hervorrufen, ohne dass man die excitirende Ursache erkennen kann, und umgekehrt, so dass die Ursachen der Geisteskrankheit nicht streng nach dem Grade ihres Einflusses klassificirt werden können.

Die nächsten oder excitirenden Ursachen, mögen sie physischer oder psychischer Art sein, wirken oft ungestüm ein, am häufigsten jedoch langsam, und letzteres besonders bei Hervorrufung der Verwirrtheit und Melancholie. Ich bin überzeugt, dass die Ursachen in den Fällen nur ungestüm einwirken, wo die Individuen sehr zur Geisteskrankheit praedisponirt sind. Fast alle Geisteskranken hatten vor dem Ausbruche der Krankheit einige Störungen in ihren Functionen, die sich einige Jahre vorher, und selbst schon in der Kindheit zeigten. Die meisten litten an acuter Gehirnentzündung, Convulsionen, Kopfschmerzen, Koliken, Krämpfen, Verstopfung, unregelmässiger Menstruation. Bei mehreren waren die intellectuellen Fähigkeiten sehr ausgebildet; sie waren

das Spielwerk ihrer heftigen und zornigen Leidenschaften. Andere waren bizarr in ihren Ideen, Neigungen, Handlungen; Andere konnten durch ungeregelte Phantasie keine folgerechten Studien machen, Andere aufs heftigste halsstarrig hatten nur einen beschränkten Kreis von Ideen und Wünschen, während die meisten ohne moralische und intellectuelle Energie furchtsam, unentschlossen und für Alles gleichgültig waren. Bei diesen Praedispositionen bedarf es nur einer geringern Ursache, damit die Geisteskrankheit ausbreche.

Aber die Geisteskrankheit hat, wie alle übrigen Krankheiten, ihr *Stadium prodromorum*, und oft bemerkt man in der Erzählung der Verwandten, dass der ersten Handlung, die sie erschreckt, Symptome vorangegangen waren, die ihrer Beobachtung entschwunden, und oft hält man das erste Erscheinen für die Ursache dieser Krankheit. Oft bekämpfen die Geisteskranken ihre falschen Ideen, ihre ungewöhnlichen Wünsche, ehe noch Jemand die Störungen in ihrer Vernunft und den inneren Kampf, der dem Ausbruch der Geisteskrankheit vorausgeht, bemerkt. Lange Zeit vorher, ehe Jemand für geisteskrank gehalten wird, ändern sich seine Gewohnheiten, sein Geschmack, seine Leidenschaften. Der Eine unternimmt gewagte Speculationen, die nicht glücken, die aber nicht Ursache, sondern Wirkung der Geisteskrankheit sind. Ein Anderer ist plötzlich sehr gottesfürchtig; er wohnt einer Predigt bei und kehrt erschreckt von ihr zurück; er hält sich für verdammt. Die Predigt würde diese Wirkung nicht hervorgebracht haben, wenn die Geisteskrankheit nicht schon vorher bestanden hätte. Ein junger Edelmann unternimmt ohne einen Beweggrund acht Tage vor der Entbindung seiner Frau eine Reise auf mehrere Jahre. Er hat auf derselben einige Unannehmlichkeiten, nach sechs Monaten bricht die Geisteskrankheit aus. War diese Reise nicht das erste Auftreten derselben? — Auch geschieht es, dass die Krankheit vorhanden ist, ohne dass man es glaubt. M., 64 Jahr alt, von melancholisch-nervösem Temperamente, hatte stets ein sehr regelmässiges und reines Leben geführt. Oft geht er jetzt unter dem Vorwande spazieren zu gehen von Hause fort. Seine Frau, beunruhigt, lässt ihm den Kammerdiener folgen. Dieser sieht seinen Herrn in ein berüchtigtes, der untern Klasse angehöriges Haus gehen. Auf die leichteste Vorstellung geräth dieser Greis in einen Anfall von Wuth, die nach fünf Tagen mit Verwirrtheit endet.

Die Geisteskrankheit hat einen continuirenden, remittirenden oder intermittirenden Verlauf.

Die mit continuirendem Verlauf hat einen regelmässigen Gang, eine bestimmte Zeit, welche sie durchlaufen muss, drei genau begrenzte Perioden. Eine erste acute, mit begleitenden Symp-

tomen, eine zweite chronische, fast immer frei von Symptomen, die dem Delirium fremd sind, und endlich die dritte, die der Abnahme und Heilung. Aber dieser Verlauf ist nur bei den acuten Fällen leicht zu bemerken, man findet ihn nicht beim Idiotismus und bei der Verwirrtheit.

Die remittirenden Geisteskrankheiten zeigen, was den Charakter und die Dauer ihrer Remission anbetrifft, sehr merkliche Verschiedenheiten. In einigen Fällen ist die Remission nur der Uebergang von eiuer Form des Deliriums zu einer andern. So ist ein Geisteskranker drei Monat melancholisch, die folgenden drei Monat ist er von einer Manie und endlich vier oder mehrere Monate von Verwirrtheit befallen, und so immer fort, bald auf regelmässige Weise, bald mit grossen Verschiedenheiten. — Eine 52jährige Dame ist während eines Jahres melancholisch, während eines andern Jahres eine Maniaca und hysterisch. Unter andern Umständen zeigt die Remission nur eine Verminderung der Symptome derselbeu Gattung der Geisteskrankheit. So giebt es Maniaci, die nur zu gewissen Zeiten des Tages, an gewissen Tagen, zu gewissen Jahreszeiten bewegt und heftig sind, während ihr Delirium während der übrigen Zeit ruhig und friedfertig ist. Es giebt Melancholische, die zu mehr oder minder bestimmten Zeiten tiefsinniger werden, während sie für gewöhnlich alle Symptome eines fixen Deliriums, das mit heitern Leidenschaften vermischt ist, zeigen. Die Jahreszeiten, die Menstruation führen dieselben Symptome, dasselbe Delirium, dieselbe Exaltation herbei.

Die intermittirenden Geisteskrankheiten kehren täglich, drei-, viertäglich, monatlich, jährlich zurück; auch giebt es Anfälle, die erst nach mehreren Jahren wieder erscheinen. Bald ist die Intermission regelmässig, bald unregelmässig. Im ersteren Falle kommt zu derselben Jahreszeit, zur selben Zeit, durch dieselben physischen und moralischen Ursachen, die Krankheit mit demselben Charakter, mit denselben Krisen und von derselben Dauer wieder. Meistentheils kommen aber die Anfälle in sehr verschiedenen Zwischenräumen, werden durch neue Ursachen hervorgerufen und haben eine andere Form des Deliriums. Ihre Dauer, ihre Krisen sind verschieden. Der Anfall bricht manchmal plötzlich aus, öfters jedoch wird er durch Zeichen angekündigt, die gewöhnlich denen gleichen, die dem ersten Anfall vorausgingen. Die Einen der Geisteskranken leiden an Schläfrigkeit, Schlaflosigkeit oder an Kopfschmerzen, sie verlieren den Appetit oder essen mit grosser Begier. Sie leiden an Obstructionen, Schmerzen im Unterleibe, Brennen in den Eingeweiden u. s. w. Andere haben Vorempfindungen, Träume. Man sieht Andere, deren Anfällen eine grosse Geschwätzigkeit vorangeht, die eine unwiderstehliche Neigung zu den Liebesfreuden, ein grosses Bedürfniss

zu gehen, zu pfeifen empfinden. Bei Andern wechselt der Charakter, die Neigungen, der Geschmack, die Gewohnheit; sie werden reizbar, zänkisch, misstrauisch, zornig, verschwiegen, trübe, melancholisch. Endlich bricht nach einigen Monaten, Wochen, Tagen, Augenblicken der Anfall aus, durchläuft seine Perioden und endet durch mehr oder weniger vollständige Krisen. Ziemlich häufig hört der Anfall plötzlich auf, ohne irgend einen Vorläufer seines nahen Endes.

Wir sahen so eben, dass die Geisteskrankheit in mancher Beziehung sich umwandelt, dass die verschiedenen Formen des Deliriums abwechseln. Hier müssen wir noch hinzufügen, dass sie häufig eine Complication bilden und so eine binäre und trinäre Verbindung darstellen. Die Melancholie verbindet sich mit der Manie, die Verwirrtheit mit der Manie und Monomanie. Ich sah einen Blödsinnigen, der in einen Anfall von Wnth gerieth, und oft sieht man Geisteskranke, die von Verwirrtheit befallen, den primitiven Charakter in ihrem Delirium beibehalten und für Augenblicke Anfälle von Manie und selbst von Wuth haben. Mehrere genauer beschriebene Beobachtungen werden später diese Verbindungen beweisen.

Die Geisteskrankheit verbindet sich sehr oft mit Gehirnverletzungen, so wie mit einer chronischen Entzündung der Gehirnhäute, mit Paralyse, Convulsionen, Epilepsie, Hypochondrie, Hysterie. Sehr oft ist sie mit Fehlern der Lungen, des Herzens, der Eingeweide und der Haut complicirt. Sei es nun, dass diese letztern Krankheiten der Geisteskrankheit vorausgegangen und aufgehört, als diese ausgebrochen; sei es dass sie zu gleicher Zeit mit ihr bestehen oder mit ihr abwechseln.

Die Geisteskranke sind nicht vor intercurrenten epidemischen Krankheiten geschützt. Diese haben oft einen mehr oder minder beträchtlichen Einfluss auf die Geisteskrankheit; sei es nun, indem sie den Verlauf derselben aussetzen, sie gänzlich aufhören lassen, oder dass sie den Tod herbeiführen.

Warum soll die Lehre der Krisen nicht auch für die Geisteskrankheiten anwendbar sein? Hat diese Krankheit nicht auch eigenthümliche Ursachen, Symptome und einen eigenthümlichen Verlauf? Warum soll sie nicht wie die übrigen Krankheiten beurtheilt werden? Die Heilung ist dann nur gewiss, wenn sie durch eine merkliche Krise bezeichnet wurde. Wenn die Geisteskrankheit plötzlich aufhört, ohne dass man eine Krisis bezeichnen kann, so muss man stets befürchten, es mit einer intermittirenden Geisteskrankheit zu thun zu haben. Die Geisteskrankheit geht so oft in einen chronischen Zustaud über; weil die kritischen Anstrengungen selten vollkommen und oft zur unrechten Zeit kommen. Das Gleiche geschieht, weil erstens die

Krankheit geschwächte Subjekte ergreift, zweitens weil die gewöhnlichen Ursachen schwächend sind und weil die Empfindlichkeit der Individuen, der Aufruhr der Symptome den Gang der Natur stören. Hippokrates, Celsus, Caelius, Boerhave, Pinell haben, so wie alle übrigen Aerzte, die über diese Krankheit geschrieben, mehrere Krisen bezeichnet. Diese Krisen sind physisch oder psychisch; man beobachtet sie in der Monomanie, Melancholie, Manie und in der acuten Verwirrtheit. Sie können beim Blödsinn, bei der chronischen Verwirrtheit und bei der Verwirrtheit der Greise nicht stattfinden.

Die Entfärbung des Gesichts, das hochroth oder tiefbraun war, die Ruhe der Züge, die Empfindung von allgemeiner Schwere, Schlaf, die Geschmeidigkeit der Haut, das Zurückkehren der moralischen Kraft, alles dieses lässt eine nahe Heilung voraussetzen. Sie ist vollständig, wenn der Kranke der Vernunft wiedergegeben, die gewohnten Ausleerungen von Statten gehen und der Kranke zu seinen alten Gewohnheiten, zu seinem alten Charakter zurückkommt. Aber wenn der Schlaf, der Appetit, die Excretionen in den Normalzustand zurücktreten, und wenn sich das Delirium nicht vermindert, so geht die Monomanie oder Manie in den chronischen Zustand über, oder artet in Verwirrtheit aus.

Manchmal entscheidet sich die Geisteskrankheit durch das Vorherrschen des absorbirenden Systems. Die Kranken werden stärker und das Delirium verschwindet in dem Maasse als die Korpulenz sich vermehrt. Diese Korpulenz bleibt noch mehrere Monate nach der vollständigen Heilung; ist aber ein Zeichen, dass die Krankheit in Verwirrtheit übergeht, wenn das Delirium fortbesteht. In andern Fällen genesen die Kranken erst, nachdem sie gleichsam wie ein Skelett abgemagert, und kommen zum Leben, zur Vernunft erst dann zurück, nachdem sie schon mit einem Fusse im Grabe gestanden. Vor 30 Jahren läugnete man noch diese Krise, und man behauptete, dass die Abmagerung die Wirkung, und nicht die Krise der Geisteskrankheit sei. Jedoch giebt es mehrere intermittirende Formen, deren Gang diese Krise ganz augenscheinlich macht. Madame ***, 51 Jahr alt, hatte schon an mehreren Anfällen von Manie in Folge sehr heftigen Kummers gelitten. Jeder Anfall hörte auf, sobald die Kranke sehr mager geworden. Die Intermission dauerte zwei Jahre, während welcher Zeit die Kranke sehr stark wurde, und nachdem sie das Summum ihrer Gesundheit erreicht zu haben schien, bricht plötzlich das Delirium aus, dauert mehrere Monate, verliert erst an Intensität, sobald die Kranke abzumagern anfängt, und hört gänzlich auf, sobald die Kranke völlig abgema-

gert ist. Oft habe ich ähnliche Thatsachen beobachtet. — M***, 54 Jahr alt, hatte viele Anfälle von Manie mit Wuth gehabt. Jeder Anfall dauerte 15 bis 20 Tage und das Ende desselben kündigt sich durch eine grosse und heftige Abmagerung an, während die Rückkehr der Anfälle nur dann statt fand, wenn der Kranke sehr an Stärke zugenommen.

Galieu erzählt ein Beispiel, wo die Geisteskrankheit sich durch eine Quartana entschied. Belgarciic führt in seiner *Theses „An in morbis chronicis, febris sit excitanda"* einen ähnlichen Fall an. Ich sah mehrere Mal, dass die Geisteskrankheit sich durch Fieber, sowohl continuirende, als auch intermittirende entschied.

Hippokrates, Celsus, Boerhaave, Zacutus versichern, dass die Geisteskrankheit sich durch Hämorrhoiden entscheide. Friedrich Hoffmann räth Schröpfköpfe an den After zu setzen, um sie hervorzurufen. Auch ist das Nasenbluten oft eine Krisis.

Das erste Erscheinen der Menstruation ist manchmal kritisch, während das Aufhören der menses eine wahrhaft kritische Zeit für einige geisteskranke Frauen ist. Ich habe mehrere Frauen gesehen, die gänzlich wiederhergestellt wurden, nachdem sie aufgehört hatten, menstruirt zu sein. Auch wird die Geisteskrankheit durch das Wiederkehren des Monatlichen beendet, eben so wie durch Mutterblutflüsse, Leucorrhoeen und durch Blennorrhagie.

Der Beischlaf, die Saamenergiessung, sind auch schon kritisch gewesen; eben so verhält es sich mit der Schwangerschaft, mit dem Stillen. Aber dennoch glaube ich, dass man sich übereilt hat, wenn man die Heirath angerathen, um die Geisteskrankheit zu heilen. Dieses Mittel glückt nicht so oft als man glaubt, oft verschlimmert es sogar das Uebel. Ich sah in einer grossen Anzahl von Fällen Frauen, die von Monomanie, Manie ergriffen waren ungeachtet der Schwangerschaft, der Entbindung, dem Stillen geisteskrank bleiben.

Die Hautkrankheiten verdienen um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als die Unterdrückung derselben Geisteskrankheit verursacht, und da dergleichen Kranke sehr oft von ihnen befallen sind. Ich werde anderswo den Verlauf des Pellagra und seinen besonderen Einfluss auf den Selbstmord mittheilen. Oftmals zeigt sich die Geisteskrankheit zu der Zeit, wo die Hautkrankheit ausbricht; öfter hört sie auf, wenn die Hautkrankheit verschwindet und die Heilung ist dann nur dauerhaft, wenn die Hautkrankheit sich auf einen bestimmten Punkt fixirt hat. Hippokrates will, dass die Geisteskrankheit sich durch die Krätze entscheide.

Ich versuchte bei einem Militair, der an Verwirrtheit,

verbunden mit Paralyse litt, die Krätze einzuimpfen. Es gelang mir weder den Kranken herzustellen, noch die Krätze erscheinen zu sehen. Gardanne behauptet, dass man die Geisteskrankheit durch das Einimpfen der Pocken heilen könne. Furunkel mit mehr oder minder starker Eiterung entscheiden oft die Geisteskrankheit, während starke aber schwächende Eiterungen nie ein günstiges Resultat herbeiführen.

Geschwüre, durch deren Unterdrückung die Krankheit hervorgerufen wurde, müssen wieder hergestellt werden. — Im Jahre 1812 war in der Salpetrière eine 40jährige Frau, die durch einen Donnerschlag erschreckt, in eine Manie verfallen war. Die Manie hörte auf, nachdem eine sehr heftige Anschwellung der Submaxillardrüsen entstanden war und die Kranke verfiel in einen heftigen Stupor, der in dem Maasse als die Drüsenanschwellung verschwand, nachliess. Lafontaine las in der Gesellschaft zu Göttingen die Geschichte einer Geisteskranken vor, die nach mehreren Jahren geheilt wurde, nachdem man ihr den Brustkrebs exstirpirt hatte.

Der Speichelfluss ist ein sehr häufiges Symptom bei den Geisteskranken. Mehrere Kranke machen Anstrengungen, als wollten sie speien und nichts desto weniger werfen sie Speichel aus. Dieses Symptom hängt mit einem Zuschnüren der Kehle, mit einem Krampf der Speicheldrüsen zusammen. Aber der Speichelfluss ist auch kritisch, wie es Perfect, Rolfinck, Pinell und ich beobachtet haben.

Der Erguss der Thränen zeigt auch dieselben Erscheinungen. Mehrere Geisteskranke thun als weinten sie und sie vergiessen doch keine Thräne. Oft enden die Paroxismen durch einen Thränenerguss, der in einzelnen Fällen auch kritisch ist.

Die Wiederkehr der Transpiration entscheidet die Geisteskrankheit öfter, als man es gemeiniglich glaubt, deshalb ist der Frühling so günstig zur Heilung der Krankheit, und deshalb sind die warmen Bäder bei der Behandlung der Kranken so nützlich.

Das Ausbrechen von schleimigen, gelben, schwarzen Stoffen, die Bauchflüsse von gleicher Natur entscheiden diese Krankheit, besonders die Melancholie sehr oft. Hippokrates, Lorry, Pinell haben diesen Ausgang eben so gut als Mead, Selle, van Swieten bezeichnet, die ausserdem noch Fälle aufgeführt, deren Heilung nach dem Abgehen von Würmern stattfand. Während des Sommers 1811 sah ich in der Salpetrière mehrere Maniaci, die durch die Abtreibung von Würmern heilten. Jedoch bin ich weit entfernt, den Würmern den Einfluss beizulegen, den Prost ihnen in seinem Werke (*Coup d'oeil sur la folie. Paris* 1807.) gegeben. Eben so verhält es sich mit dem Einfluss, welchen dieser Arzt

der Schleimhaut des Darmkanals beimisst. Anzunehmen dass die Geisteskrankheit ihren Sitz in den Eingeweiden hat, weil sie sich durch Bauchflüsse entscheidet, das heisst Schlüsse annehmen, die durch nichts gerechtfertigt sind; anzunehmen dass die Schleimhaut der Eingeweide der Sitz der Geisteskrankheit sei, weil sie sich häufig in dem Zustand der Entzündung und Verschwärung befindet, das heisst Ursache mit Wirkung verwechseln. Die Bauchflüsse sind in einer grossen Anzahl von Krankheiten, die augenscheinlich ihren Sitz anderswo als in der Schleimhaut des Darmkanals haben, kritisch. In der Hypochondrie, deren Sitz so oft in den Eingeweiden des Unterleibs ist, vermeidet man Purganzen. Man verschreibt sie in der Geisteskrankheit, um eine neue Reizung hervorzurufen, um die Eingeweide des Unterleibs, die in einen Zustand von Schwäche versunken sind, anzuregen, und um die in dem Speisekanal angehäuften Materien auszuführen. Auf die Anwendung der Purganzen folgt nicht immer die Heilung, oft sind sie schädlich. Die Entzündung, die Verschwärung der Schleimmembrane beweisen eben so wenig, dass in dieser Membran der Heerd der Geisteskrankheit sei, als sie beweisen, dass in dieser Membran der Sitz der Schwindsucht sei. Die Geisteskranken werden allmählig schwach, sie werden von allen Arten chronischer Entzündungen befallen, sie sind scorbutisch, phthisisch. Eine grosse Anzahl von ihnen sterben durch Marasmus, nachdem sie spröse, blutige, purulente Stühle gehabt. Man muss eine grosse Anzahl von Geisteskranken, die Krankheiten, denen sie unterliegen, die Resultate der Leichenöffnungen mit den Symptomen, die die Geisteskrankheit und die letzte Krankheit charakterisiren, beobachtet haben, ehe man hieraus allgemeine Schlüsse ziehen kann.

Die verschiedenen Arten der Geisteskrankheiten entscheiden sich durch einander. So endet die Manie durch Verwirrtheit und Melancholie; die Manie mit Wuth ist bei der Verwirrtheit kritisch, wenn diese letztere als das Produkt eines zu heftigen Heilplans im Anfange der Manie oder Monomanie entstanden ist. Alle Geisteskrenkheiten gehen nach längerer oder kürzerer Zeit in Verwirrtheit über.

Es giebt Individuen, die, nachdem sie von der Geisteskrankheit geheilt, hypochondrisch nnd hysterisch werden. Ich sah nie die Geisteskrankheit durch die Epilepsie aufhören. In einzelnen Fällen entstehen Convulsionen, die der Epilepsie ähnlich sind, aber sie sind weit davon entfernt kritisch zu sein, verkündigen ein Gehirnleiden, welches das Uebel erschwert und den nahen Tod des Kranken voraussagen lässt. Ich kann hier nicht von den zufälligen und seltenen Krisen sprechen, denn diese sind ei-

gentlich für die Therapie ohne alle Wichtigkeit, wie z. B. ein Fall auf den Kopf, Vergiftung, das Haarabschneiden, die Kastration, die Operationen der Katarakte, nach welchen die Geisteskrankheit in einzelnen Fällen aufgehört hat.

Können die geistigen Eindrücke, indem sie auf die Empfindung einwirken, die Empfindungen, die Ideen, die Leidenschaften, die Bestimmungen der Geisteskranken modificiren, und nicht bei der Geisteskrankheit, die sie so oft hervorgebracht, kritisch sein? Hat nach einer unvorhergesehenen Freude, nach einem unverhofften Erfolg nicht die heftigste Krankheit aufgehört? Endete nicht der lebhafteste Schreck, der heftigste Kummer eine Krankheit, die man für unheilbar hielt? Aehneln diese Störungen, die den ganzen Menschen erschüttern, nicht den stürmischen Bewegungen, die den physischen Krisen vorangehen? Ein junges Mädchen verfällt in die tiefste Melancholie, weil sie sich nicht mit ihrem Geliebten verheiraten konnte. Sie verweigert alle Nahrungsmittel und verfällt in Marasmus. Nach einigen Monaten erscheint ihr Geliebter und verspricht, sie sicher nach einiger Zeit zu heirathen. Die Kranke war geheilt. — Ein Geisteskranker verweigert irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen; die Ehre verbietet ihm zu essen. Nachdem man sich mehrere Tage vergeblich bemüht ihn zu überzeugen, dass er im Irrthum sei, bringt man ihm ein mit Napoleon signirtes Patent, welches ihm das Essen anbefiehlt und welches besagt, dass seine Ehre nicht angegriffen würde, wenn er gehorchte. Der Kranke nimmt den Befehl, liest ihn mehrere Male. Es entspinnt sich jetzt in ihm ein innerer Kampf zwischen seiner Ueberzeugung und dem Befehl. Nachdem dieser mehrere Stunden angehalten, giebt er seufzend nach, isst und wird so dem Leben wiedergegeben. — Ein junger Mann war in Verzweiflung gerathen, weil der General Moreau zum Exil verurtheilt war. Er überzeugt sich, dass er dazu bestimmt sei, die Beleidigung, die der französischen Nation in der Person des ersten Generals zugefügt, zu rächen. Er verfällt in Cadix, wohin ihn Handelsgeschäfte gerufen, in Manie, durchläuft bewaffnet die Stadt und giebt sich für den Chef der französischen Nation aus. Er wird angehalten und nach Frankreich zurückgeschickt. M, hält die Gensdarmen, die ihn begleiten, für eine Ehrenwache und kommt so nach Paris an. Der Kranke überzeugt sich, dass einer seiner Verwandten, sein bester Freund, sein grässlichster Feind geworden, und sich seiner Erhebung, seinen Plänen widersetze. Einige Monate bringt er isolirt zu und ist genöthigt ein eigenes Regimen zu befolgen. Endlich erscheint nach sechs Monaten der Freund, der Gegenstand des heftigen Zornes. Er empfängt ihn mit Drohungen und Beleidigungen, aber diese verhindern ihn nicht, seinen kranken Freund herzlich

zu umarmen. Sie bleiben während einiger Minuten in dieser Stellung; der Kranke erhebt sich, bleich, zerknirscht, kann sich kaum aufrecht erhalten. Von diesem Augenblick an wird der Kranke gesund und erlitt nie wieder die geringste Störung. — Ein Litterat will sich ertränken und wird durch Diebe angehalten*. Er vertheidigt muthig und siegreich seine Börse und geht vollkommen geheilt nach Hause zurück. Sind dies nicht Krisen, die durch eine heftige Anstrengung, durch entgegengesetzte Empfindungen entstehen?

Aber kann man auch da einen geistigen Einfluss annehmen, wenn die Krankheit von einer Veränderung der Säfte, oder von Störung irgend eines andern Systems abhängt? Warum nicht, wenn nicht eine heftige Störung in den Organen besteht. Die geistigen Eindrücke bringen eine Erschütterung in den Fasern hervor, die Kräfte werden modificirt, die Organe erhalten die Thätigkeit, deren sie zur Auflösung der Krankheit bedürfen. Durch die Furcht, den Schreck entsteht unwillkürlich Urin- und Kothabgang; der Zorn ruft Hämorrhagien, gallige Stühle hervor, die Wuth vermehrt die Speichelsecretion; durch Freude, angenehme Herzensbewegungen, Kummer fliessen Thränen. Warum soll man den geistigen Eindrücken keinen Einfluss auf die Hebung der Geisteskrankheit zuschreiben, wenn man ihnen einen so mächtigen auf die Erhaltung der Gesundheit, auf die Hervorbringung von Krankheiten, besonders der Gehirnkrankheiten, zugesteht. Eine Dame, 19 Jahr alt, von sanguinischem Temperament, nervöser Constitution, hatte nie die geringste Widerwärtigkeit erfahren. Sie war sehr zornig und ausserordentlich reizbar. Obgleich sie ein sehr starkes Aeussere hatte, so waren ihre Regeln doch in Unordnung. Beim Erscheinen derselben, oder wenn ihre Wünsche, die immer befehlend waren, einen Widerspruch erfuhren, wurde sie mürrisch, aufgebracht. Sie klagte dann über Kopfschmerzen, Abgeschlagenheit in den Gliedern; bei der geringsten Gelegenheit wurde sie ärgerlich, gereizt, ergab sich dem blindesten Zorn, beleidigte ihre Mutter, ihre Freunde, bedrohte das Leben derselben und das ihrige. Nach jedem Anfalle eines so wüthenden Zornes wurde sie abgespannt, kam in ihren ruhigen Zustand zurück und wurde sehr gut. Wenn sie den Ausbruch dieses Zornes zu überwinden suchte, so litt sie schrecklich an allen Gliedern, ihr Kopf schwoll an, ihr Gesicht war geröthet und die Augen strotzten von Blut, und dieser Zustand verging erst dann, nachdem der Anfall ausgebrochen war. Zeigt diese Beobachtung, deren nähere Verhältnisse ich anderweitig auseinandersetzen werde, nicht den grossen Einfluss geistiger Krisen auf die Krankheit? Diese Beobachtung wird durch die heilsamen Wirkungen, die man in der Behandlung bei Geisteskranken durch geistige Eindrücke bewirkt,

bestätigt. Der Arzt ahmt hier nur, wie bei der physischen Behandlung, das Streben der Natur nach.

Das Studium der Krisen führt uns natürlich zu den Beobachtungen über die Heilbarkeit und Sterblichkeit.

8. Tabelle der Heilungen.

	Aufnahme		Heilung
England.			
Anstalt zu Bedlam seit 1748 bis 1794 . .	8874	—	3557
- - - - 1813 . .	422	—	204
- zu St.-Luc seit 1751 bis 1801 . .	6458	—	2811
- zu York	599	—	286
Verwahrungsanstalt bei York seit 1801 bis 1814 . .	163	—	60
Summa	16516	—	5918
Frankreich.			
Charenton, vom 22. Nvbr. 1798 bis 22. Juli 1800 . .	97	—	33
1803 . .	499	—	161
Salpetrière, von 1801 bis 1805 . .	1002	—	407
1804 bis 1813 . .	2005	—	1218
In meiner Anstalt, von 1801 bis 1813 . .	335	—	173
Summa	3938	—	1992

9. Tabelle der während zehn Jahren in der Salpetrière Geheilten.

Zahl der Aufgenommenen	Jahre. 1804	1805	1806	1807	1808	1809	1810	1811	1812	1813	1814	Totalsumme
209	64	47	7	4	3	2	—	1	1	—	—	129
212		73	54	4	2	2	1	—	—	—	1	137
206			78	49	10	3	1	1	1	—	—	143
204				60	55	11	1	—	2	—	—	129
188					64	57	4	2	1	—	2	130
209						48	64	9	4	1	3	129
190							48	51	7	1	3	110
163								44	30	8	3	85
208									75	41	11	127
216										50	49	99
2005												1218

Aus den Zählungen der verschiedenen Irrenanstalten (Siehe den statistischen Theil dieses Werkes) schliessen wir: 1) dass die

absolute Heilung sich ohngefähr auf ein Drittheil beläuft; 2) dass die Zahl der Heilungen von einem Viertel bis auf ein Halb variirt. Dieser Unterschied entsteht durch Localitätsverhältnisse und durch die Behandlungsart. 3) Dass die Heilungen zahlreicher in England und in Frankreich, viel seltener in Deutschland und besonders in Preussen sind. Wie viel sich also auch die Engländer mit dem Erfolge ihrer Behandlung bei Geisteskrankheiten rühmen, so können wir ihnen doch in Frankreich einen viel günstigeren Erfolg entgegensetzen. Diese Mittheilung diene für meine Landsleute, die immer das Beste in der Fremde suchen.

Es genügt nicht, die Anzahl der Heilungen zu bestimmen, sondern man muss auch genau die Dauer und Behandlung der Geisteskrankheit abschätzen. Aus diesem Gesichtspunkte habe ich die zweite Tabelle der Heilungen, die während zehn Jahren stattgefunden, verfertigt. Die erste Colonne zeigt die Anzahl der Aufnahmen, die horizontalen Linien zeigen die Heilungen jeden Jahrs und die zweite vertikale Colonne die Totalsumme der Heilungen.

Ich habe stets beobachtet, dass in dem ersten Monat der Krankheit eine sehr ausgesprochene Remission stattfindet. Die Geisteskrankheit, die bis dahin einen heftigen und acuten Verlauf hatte, scheint zu ihrem Endpunkt gelangt zu sein, und dann scheint sie in einen chronischen Zustand überzugehen, weil die Krise unvollständig war. Oft erhält man im ersten Monate im Vergleich zu den folgenden die grösste Zahl von Heilungen, welches auch durch die Abhandlung Pinells, die er der Academie im Jahre 1806 vorlas, bestätigt wird.

Die mittlere Dauer der Geisteskrankheit wurde in dieser Abhandlung zwischen fünf und sechs Monaten festgesetzt. Pinell brauchte zu dieser Zählung nur Geisteskranke, die gar keine Behandlung hatten, oder deren Krankheit nicht sehr alt war. Tuck giebt für die Dauer der Geisteskrankheiten einen grössern Zeitraum bei der Zählung in der Aufbewahrungsanstalt nahe bei York an. Thatsachen, die ich gesammelt, zwingen mich, der Meinung des letztern beizustimmen. Ich machte die Zählung der geisteskranken Frauen, die während zehn Jahren in der Salpetrière aufgenommen waren. Diese Zählung geht von 1804 bis 1813. Es wurden 2800 Frauen aufgenommen, 795 wurden vermöge ihres Alters, oder weil sie blödsinnig, epileptisch oder paralytisch waren, für unheilbar erklärt, 2005 wurden ohne Rücksicht auf das Alter, noch auf den Character ihrer Krankheit behandelt. Von dieser Anzahl wurden 604 im ersten Jahre, 502 im zweiten, 86 im dritten und 41 in den sieben folgenden Jahren geheilt. Hieraus muss man schliessen, 1) dass man die grösste Anzahl der Heilungen in den beiden ersten Jahren erhält; 2) dass die Durchschnittszahl der Heilungen gewöhnlich nach einem Jahr geschieht;

3) dass nach Verlauf dreier Jahre die Wahrscheinlichkeit der Heilung nur ein Dreissigstel beträgt. Jedoch giebt es Beispiele, die beweisen, dass man an der Heilung der Geisteskranken nie zweifeln darf. Pinell erzählt ein in dieser Beziehung sehr merkwürdiges Beispiel von einer Dame, die 25 Jahre an einer Manie litt und plötzlich geheilt wurde. Ich sah ein junges Mädchen, die 10 Jahr an Verwirrtheit litt und deren Regeln unterdrückt waren. Eines Tages läuft sie, nachdem sie aufgestanden, zu ihrer Mutter, umarmt dieselbe und ruft: „Ach Mutter, ich bin geheilt!" Ihre Monstruation kam nach und nach wieder, aber ihre Vernunft war plötzlich wieder hergestellt. Im Ganzen aber sind diese Thatsachen selten; sie beweisen, dass man immer noch hoffen kann, die Geisteskrankheit werde aufhören, wenn keine directe Zeichen von Unheilbarkeit vorhanden sind. Ich sah sie zweimal zur kritischen Zeit bei Frauen, die geisteskrank waren, ja die sich selbst seit ihrer ersten Jugend in einem Zustande der Verwirrtheit befanden, aufhören. In der Salpetrière war während ich dort Arzt war, eine Frau, die seit dem ersten Erscheinen ihrer Menstruation geisteskrank geworden, und die im 42sten Jahre, als ihre Regeln aufhörten, genas. Die grösste Anzahl der Heilungen geschieht im Frühjahr und im Herbst. Das günstigste Alter für die Heilung ist vom 20sten bis zum 30sten Jahre; nach dem 50sten Jahre sind die Heilungen selten. (Siehe den statistischen Theil dieses Werkes).

Die Manie und Monomanie wird häufiger als die Melancholie geheilt. Man heilt weder den Idiotismus, noch die Verwirrtheit der Greise. Die chronische Verwirrtheit heilt selten; die Manie wird schneller als die Melancholie geheilt.

Es giebt Kranke, die man nur bis auf einen gewissen Punkt heilen kann. Diese Individuen bleiben von grosser Reizbarkeit, so dass die leichtesten Ursachen Rückfälle veranlassen. Sie bleiben nur gesund, indem sie von der Gesellschaft entfernt sind, in einem Hause verweilen, wo keine Affecte, keine Beunruhigung, kurz nichts sie aussetzt, in ihren ersten Zustand zu verfallen. Es giebt Andere, deren Gehirn und folglich deren Vernunft so gelitten hat, dass sie ihre frühere Stellung in der Welt nicht wieder einnehmen können. Sie sind ganz verständig, aber sie haben nicht Verstand genug, um ihr Geschäft, ihre Angelegenheiten leiten zu können. Man kann annehmen, dass es dem zwanzigsten Theile der geheilten Individuen so ergeht.

Die meisten der Geisteskranken bewahren ein unangenehmes Gefühl von ihrer Krankheit; sie sind oft undankbar gegen die Sorgfalt, die man ihnen geschenkt, weil sie sich einbilden, man verachte sie wegen ihrer Krankheit, man habe sie an eine falsche Stelle gebracht und habe sie nicht zeitgemäss behandelt. Dieses

Phänomen wurde schon von den Alten angegeben und ist in der ersten Zeit der Reconvalescenz sehr ausgesprochen; es verschwindet allmählig mehr, und endlich vollständig, wenn völlige Heilung eingetreten.

Fast alle Geisteskranke, selbst die Maniaci erinnern sich ihrer Urtheile, Ideen, Täuschungen, wie heftig auch ihre Geisteskrankheit gewesen sein mag. Alle Reconvalescenten geben sehr gut von den Sinnestäuschungen, Hallucinationen, von ihren Abneigungen, Wünschen, Rechenschaft. Sie wissen sehr genau den Zeitraum, wo ihr Delirium aufhörte, sie geben die Ursachen, wodurch dasselbe aufhörte, oder die Symptome, welche dasselbe begleiteten, an; sie erkennen die Sorgfalt, die man ihnen gewidmet, das Gute oder Böse, welches man ihnen gethan, die Irrthümer oder Fehler, die man während der Krankheit begangen. Die Geisteskrankheit zieht also nicht den Verlust des Bewusstseins mit sich, denn der Kranke bewahrt oft die Empfindung seines Zustandes. Viele Melancholische und selbst Maniaci haben eine vollständige Kenntniss von ihren Reden, Handlungen, und erzählen nach ihrer Heilung mit überraschender Genauigkeit, was sie gemacht, gesagt, gedacht haben. Mehrere wagen sogar aus Furcht vor der Rückerinnerung, welche sie bewahren, nicht sich öffentlich zu zeigen, ihre alten Verhältnisse zu erneuern, da sie fürchten, dass sie der Welt ein Gegenstand der Neugier, des Mitleids sein werden, was ihre Eigenliebe verletzt und sie demüthigt.

Es ist nicht selten, dass Individuen, die von ihren Verwandten und selbst vom Arzt für geheilt angesehen werden, es doch nicht gänzlich sind. Diese Individuen reden über Alles ganz vernünftig, haben ihre alten Gewohnheiten, ihre alten Sitten wieder angenommen, und stehen selbst wichtigen Geschäften vor; aber es bleibt noch etwas Sonderbares, Bizarres, Närrisches in ihnen. Ein junger Mann, dessen Krankheit sich durch Hallucinationen des Gehörs characterisirt hatte, empfindet, obgleich vollständig geheilt, dieselben Hallucinationen, aber dieses Symptom war vorübergehend und der junge Mann erkannte sehr gut die Ursache desselben. Dieser Zustand hielt noch vier Monate an.

N. war von einer mit Manie begleiteten Melancholie geheilt, er war in seine Familie zurückgekehrt, zu einem hohen Posten berufen, den er mit grosser Gewandtheit ausfüllte. Während eines Jahres wollte er sich nicht mit einem Landsitz beschäftigen, den er sehr liebte; er erlaubte nicht, dass man von demselben sprach, und dass seine Frau und Kinder daselbst hingingen. Auf diesem Landsitze war seine Geisteskrankheit mit der grössten Heftigkeit ausgebrochen.

Eine Dame, von einem Anfalle von Melancholie, bei welcher sie sich das Leben nehmen wollte, verbunden, mit Paroxismen

der Manie geheilt, bringt einen Monat in Paris zu, um sich zu zerstreuen und ihre Reconvalescenz zu befestigen. Hierauf kehrt sie zu ihrer Familie zurück und nimmt ihre alten Gewohnheiten wieder an. Jeder glaubt bestimmt, dass sie völlig geheilt sei. Ein Jahr nachher wird ihr Mann vom Schlage gerührt. Der Kummer, den sie dabei empfindet, macht auf sie einen sehr heftigen Eindruck, der die Heilung vollendet. Bis dahin hatte sie, ohne dass Jemand es ahnte, Delirien, von denen sie allein durch diesen Unglücksfall befreit wurde.

Thatsachen, die ich früher oben angeführt, beweisen, dass man jetzt eine grössere Anzahl von Geisteskranken heile, als ehemals. Aber man beklagt sich von allen Seiten, dass die Rückfälle sehr häufig seien. Man darf aber nicht die Rückfälle mit einer neuen Geisteskrankheit verwechseln. Von 2804 Geisteskranken, die in der Salpetrière behandelt wurden, kamen 92 ein zweites oder drittes Mal zurück, und hieraus könnte man schliessen, dass der zehnte Theil der Geheilten Rückfälle erleidet. Bei den Reichen sind die Rückfälle seltner, ohne Zweifel, weil die Reichen mehr Mittel und Willen haben, die Ursachen derselben zu vermeiden, während das Unglück und die Gleichgültigkeit des Armen sie allen schädlichen Einflüssen aussetzt. Die Praktiker wissen, dass alle, die an Fiebern, Phlegmasieen litten, mehr als alle anderen Individuen disponirt sind, von diesen Krankheiten wieder ergriffen zu werden; weil ein Organ, dass einmal afficirt war, hierdurch geneigt ist, von Neuem und auf dieselbe Art afficirt zu werden. Man bezeichnet die Wiederkehr dieser Krankheiten nicht mit dem Namen Rückfall. Warum wollen wir es bei den Geisteskranhheiten thun? Sehen nicht alle Aerzte von Hospitälern oft in ihren Sälen dieselben Individuen derselben Ursache halber wiederkehren? Sie glauben dann eine neue Krankheit zu behandeln und nicht die alte, die geheilt war. Ich läugne nicht, dass Geisteskranke zu Rückfällen geneigt seien; sie sind es vielleicht mehr, als die übrigen Kranken, weil die excitirenden Ursachen der Geisteskrankheit zahlreicher sind, überall und unter allen Umständen des Lebens auftreten, weil die Krisen bei dieser Krankheit selten vollstännig sind, und weil die geheilten Individuen wenig Sorgfalt darauf verwenden, Umstände, durch die sie das erste Mal erkrankten, zu vermeiden. Aber weil die Menschen unvorsichtig sind, darf man deshalb der ärztlichen Kunst eine Schuld beimessen? Ich füge hinzu, dass man die Rückfälle fast immer vorhergesehen hat, und dass man ihnen häufig hätte vorbeugen können.

Breding, Monro, Crichton glauben, dass die Geisteskranken nicht lange leben, und selbst die nicht, welche vollständig genesen sind. Ich theile diese Meinung bis auf einen gewissen Punkt,

aber ich übertreibe es nicht, wie es der Dr. André in einer deutschen Zeitschrift gethan. Neben dieser betrübenden Bemerkung beweist jedoch auch die Erfahrung, dass mehrere Geisteskranke ein sehr hohes Alter erreichen. Nicht selten findet man in Hospitälern Kranke, die dort seit 20, 30 und 40 Jahren leben.

Die Sterblichkeit unter den Geisteskranken, deren Berechnung bisher vernachlässigt wurde, zeigt sehr interessante Thatsachen. Man muss sie in Beziehung zur Anzahl der Geisteskranken, zn den Jahreszeiten, zum Alter, zum Geschlecht, zur Form der Geisteskrankheit, zur Krankheit an der sie sterben, untersuchen.

Die Sterblichkeit und Heilung der Geisseskranken hängt von mehreren lokalen Umständen ab. Die eine sowohl als die andere sind durch die Lage des Hauses, durch die lokale Vertheilung, durch das Regimen, durch die Gattung der Krankheit bedingt. Die Sterblichkeit muss beträchtlicher, die Heilung minder zahlreich sein, wenn man Kranke von allen Formen aufnimmt. So sind die Sterblichkeitstabellen, die durch Londoner und Yorker Aerzte veröffentlicht worden, am günstigsten, weil man in den Hospitälern von London und York nur Individuen, die die günstigste Bedingung zur Heilung zeigen, aufnimmt. Man muss also stets die näheren Umstände bedenken, die die Sterblichkeit modificiren können. So bemerkte man z. B. im Hôtel Dieu zu Paris, dass eine grössere Anzahl von Geisteskranken starben, als die Pocken epidemisch herrschten. Im Jahre 1793 vermehrte die Armuth die Sterblichkeit der Geisteskranken im Bicêtre (Pinell). Als im Jahre 1832 die Cholera die Geisteskranken von Bicêtre und der Salpetrière befiel, war die Sterblichkeit unter ihnen beträchtlicher, als zu jeder andern Zeit. Das Haus von Charenton war davon befreit.

Die Sterblichkeit ist im Herbste und Winter sehr stark (S. folgende Tabelle), sie ist im Frühling und im Sommer schwächer. Die Kranken brauchen weniger in der Stube zu sitzen, und haben mehr körperliche Bewegung; sie essen junge Gemüse und sind aufgeregter und heiterer. Auch ist der Frühling eine doppelt günstige Jahreszeit für die Kranken, weil während desselben sie in grosser Anzahl genesen, und weniger als in den andern Jahreszeiten sterben. Diese Beobachtung liefert eine vortreffliche Richtschnur für die Leitung der Geisteskranken, und einen starken Einwand gegen die schwächende Behandlung.

Wir sahen, dass das günstigste Alter zur Hervorbringung der Krankheit für beide Geschlechter vom 25 — 30sten Jahre sei. Nicht ebenso verhält es sich mit der Sterblichkeit. Die grösste Sterblichkeit für beide Geschlechter ist vom 30 — 50sten Jahre, die der Frauen vom 40 — 50sten Jahre, die der Männer vom 30 — 40sten Jahre stärker. Vom 60sten Jahre an ist sie bei den

Frauen stärker, als bei den Männern. Es folgt also hieraus, dass die Sterblichkeit der Geisteskranken frühzeitiger bei den Männern eintrete, und dass sie unendlich stärker im vorgerückten Alter bei den Frauen ist.

Man muss auch die Behandlung berücksichtigen, um die Sterblichkeit abzuschätzen. Durch die Behandlungsart, die im Hôtel Dieu eingeführt war, wurde sie stärker, als sie es heut zu Tage im Bicêtre und in der Salpetrière ist.

In Marseille stellt Raymond die Sterblichkeit der Geisteskranken auf 1 zu 14. Tenon in Paris stellte sie im Jahre 1786 auf 1 zu 11. Pinell berechnet sie, indem er die blödsinnigen Greise abrechnet, auf 1 zu 20 und öfters auch 23.

Ich glaube dass sie stärker ist. Sie verhält sich wie 1 zu 6 bis 8. Aber um genauer dabei zu Werke zu gehen, muss man sie auf die verschiedenen Arten der Geisteskrankheiten abschätzen. Thatsachen zeigten mir folgendes: die Sterblichkeit bei der Manie verhält sich wie 1 zu 20, bei der Monomanie wie 1 zu 16, bei der Melancholie wie 1 zu 12, bei der Verwirrtheit wie 1 zu 3. Die Blödsinnigen und die Idioten werden gar nicht geheilt, aber einige leben lange Zeit, indess ist es selten, dass sie das Alter von 30 bis 40 Jahren überschreiten.

Die acute Manie ist selten von übler Folge, die Melancholie und selbst die, welche mit Trieb zum Selbstmorde verbunden ist, ist dann nur tödtlich, wenn sie von einer organischen Verletzung abhängt, oder wenn sie sich mit Scorbut, Schwindsucht oder Paralyse verbindet. Die Kranke verfallen alsdann in Marasmus. (Die *Tabes melancolica Lorry's.*) Da die Verwirrtheit fast stets das Ende aller Geisteskrankheiten ist, so ist ihr Ausgang in der Regel unglücklich. Oft complicirt sie sich mit Paralyse, und diese Complication macht die Sterblichkeit im Bicêtre und in der Salpetrière um so beträchtlicher, als diese Hospitäler alle Arten von Geisteskranken aufnehmen.

Die Sterblichkeit ist in den beiden ersten Jahren vom Beginn der Krankheit stärker, als in den folgenden Jahren. Sie ist im ersten Jahre der Aufnahme stärker bei den Frauen in der Salpetrière.

Diese Bemerkungen führen uns zur Betrachtung der Krankheiten, denen die Geisteskranken am meisten ausgesetzt sind.

Die Krankheiten, die am gewöhnlichsten den Tod derselben herbeiführen, sind die Entzündung der Gehirnhäute, die Gehirnentzündung, die Apoplexie, die organischen Verletzungen des Gehirns, des Thorax und des Unterleibes. Man kann annehmen, dass zwei Achtel aller Kranken an Gehirnaffectionen sterben, und hiervon nehmen wir noch Epilepsie und Paralysis aus; zwei Achtel an Krankheiten des Thorax, drei Achtel an Krankheiten des

Unterleibs, wozu wir collicuative Stühle und den Marasmus ohne organische Verletzung rechnen. Dr. Monro, der sich auf die Aphorismen Greding's stüzt, versichert, dass durch Marasmus und Brustwassersucht die grösste Anzahl der Geisteskranken sterbe. Die Section von ungefähr 600 Geisteskranken hat mich nicht zu diesem Resultate geführt. Im Gegentheil fand ich, dass die Krankheiten des Thorax weniger zahlreich, als die des Unterleibes sind. Sollte dieser Unterschied mit dem Klima, der Lebensart, der Behandlungsweise zusammenhängen?

Die Febris nervosa lenta beendet oft die Melancholie. Die Melancholiker verweigern jede Bewegung, bald wollen sie sich nicht von ihrem Bette erheben, bald kauern sie auf der Erde; die Einen verweigern hartnäckig Nahrung zu sich zu nehmen, die Andern essen mit einer schrecklichen Gefrässigkeit. Sie scheinen ordentlich einen Gefallen daran zu finden, ihrem Marasmus jeden erdenklichen Trotz, der demselben schaden kann, zu bieten; sie magern ab, ihre Haut wird erdfarben, sie verfallen in ungemein grosse Schwäche, das Fieber kehrt jeden Abend zurück, oft überfällt sie ein Durchfall und beschleunigt ihren Tod.

Dass die Schwindsucht sich mit Geisteskrankheit, besonders mit Melancholie complicirt, wurde von Mead und Lorry beobachtet. (*De melancholica et morbis melancholicis. Paris* 1763. *Bd. I. S.* 385.) Ich sah eine grosse Anzahl von Fällen, wo die Schwindsucht um mehrere Monate der Melancholie und selbst der Manie voranging, oder zu gleicher Zeit mit ihnen ausbrach. Man bemerkt sie oft nicht, selbst bei der aufmerksamsten Beobachtung. Die Kranken werden schwach, verfallen in Marasmus und in eine febris lenta, wozu sich oft vor dem Tode noch Husten und Durchfall gesellt; das Delirium verstärkt sich noch gegen das Ende der Krankheit. Bei der Section findet man die Lungen tuberkulös, vereitert, und manchmal mit Vomicen. Die Melanose der Lungen ist nicht selten. Fast immer zeigen die Eingeweide einige Zeichen von Entzündung und Gangrän und eine Vereiterung der Schleimmembrane.

Man könnte glauben, dass die organischen Verletzungen der Lungen deshalb statt fänden, weil die Geisteskranken durch ihr grosses Geschrei dieses Organ sehr anstrengen. Dies ist jedoch nicht wahr, weil man die Schwindsucht am häufigsten bei Melancholikern beobachtet, die eben nicht zu viel Geräusch verursachen. Hippokrates sagt, dass die Phrenesie, die in Folge der Pleuresie ensteht, unheilbringend sei. Manchmal auch wechselt die Geisteskrankheit mit der Schwindsucht ab, und dann hören während des Deliriums, selbst während des heftigsten, alle Symptome der Schwindsucht auf und kehren erst nach dem Anfall wieder.

Der Scorbut ist auch eine der häufigsten Complicationen der Geisteskrankheit. Oft entsteht er in Folge derselben, durch Unsauberkeit, durch Mangel an körperlicher Bewegung und durch ein schlechtes Regimen. Die Kranken, die vom Scorbut befällen sind, leiden entweder an einem Anfall von Melancholie oder von Verwirrtheit, sehr oft sind sie paralytisch. Es zeigen sich alsdann gelbe, braune, schwarze Flecken auf den Gliedern; das Zahnfleisch ist schwammig, gie Kranken leiden an schleimigen, manchmal blutigen Stuhlgängen, die Glieder werden ödematös. Es entstehen Schmerzen und Reissen im Magen, das Gesicht ist bleich, aufgedunsen, und der Brand an verschiedenen Theilen sagt einen nahen Tod voraus.

Bei der Section findet man seröse Ergiessungen im Kopfe; das Gehirn ist infiltrirt; das Herz schlaff; die Gallenblase ist voll von einer schwarzen, fadenförmigen Galle. Die mehr oder minder starke Milz ist auf einen Brei zurückgeführt, der der Weinhefe ähnelt; die Schleimhaut der Eingeweide ist inficirt, braun und mit einem braunen blutigen Schleim angefüllt; die Muskeln sind bleich, entfärbt, zerreissen mit der grössten Leichtigkeit.

Die Hälfte der Geisteskranken, welches auch der Character ihres Deliriums sein mag, aber besonders die Monomaniaci, sind, wenn sie sterben, paralytisch. Sie leiden an geringerer oder stärkerer Lähmung der Stimmwerkzeuge. Manchmal sprechen sie im Anfange der Krankheit wenig irre; nach einigen Monaten oder einem Jahre werden sie, falls sie nicht sehr stark geworden, sehr mager, schwach, gehen mit Mühe und neigen sich gewöhnlich auf die linke Seite. Die Ausleerungen geschehen, ohne flüssig zu sein, unwillkürlich; es stellt sich Urinverhaltung ein und die Schwere der Sprache vermehrt sich; die Kräfte vermindern sich, obgleich die Kranken sich Bewegung machen und der Appetit heftig ist. Sobald sie bettlägerig werden, bilden sich brandige Geschwüre am After, am Trochanter, an den Fersen, am Ellenbogen. Diese Geschwüre machen reissende Fortschritte und legen bald die Knochen frei. Das Fieber entwickelt sich. Hierzu kommen Convulsionen, die der Epilepsie ähneln, die Glieder werden bläulich und sehr kalt, der Puls lässt sich nicht mehr fühlen und die Kranken sterben. Ich musste diese beiden Ausgänge bezeichnen, weil ich sie sehr oft beobachtet habe.

Die Apoplexie endet auch sehr oft das Leben der Geisteskranken. Von 277 Individuen starben 37 apoplectisch. Pinell hat zuerst auf diesen plötzlichen Tod, von dem einige Maniaci und Monomaniaci besonders im Winter befallen werden, aufmerksam gemacht. Die Greise sind demselben mehr ausgesetzt, als junge Leute. Plötzlich hört die heftigste Wuth, das exaltirteste Delirium auf und in wenigen Augenblicken stirbt der Kranke. Es

scheint, als wenn die Lebenskräfte durch die ungeheure Aufregung erschöpft seien. Ich behandelte einen Greis von 72 Jahren, der seit drei Monaten in einer steten Aufregung, in einem fortwährenden Delirium war. Eines Morgens forderte er beim Erwachen mit dem ruhigsten Tone seine Tabacksdose von seinem Bedienten; er nimmt eine Prise und stirbt. Sein Körper ging sehr schnell in Verwesung über und die Gehirnhöhle zeigte keine Veränderung. — M***, 43 Jahr alt, von melancholischem Temperament, litt seit einem Monate an einem Anfall von Delirium mit Wuth. Am 31sten Tage wird er bleich, verlangt zu sitzen und stirbt.

Tabellen, die Sterblichkeit der Geisteskranken betreffend.

No. 1. Die Sterblichkeit in Bezug zur Aufnahme.

	Aufgenommen	Gestorben
Bicêtre während der Jahre 1784 bis 1794	— 1405	— 685
Salpetrière (Pinell) 1801 bis 1805	— 1002	— 250
Charenton während des Jahres . . . 1803	— 499	— 82
Salpetrière . . . der Jahre 1804 bis 1814	— 2804	— 790*)

No. 2. Sterblichkeit in Beziehung zu den Jahreszeiten.

Während der zehn Jahre von 1804 bis 1814 fanden die in der Salpetrière stattgehabten 790 Sterbefälle in folgendem Verhältniss zu den Jahreszeiten statt:

März, April, Mai	175
Juni, Juli, August	174
September, October, November . .	234
December, Januar, Februar	207
Summa	790

No. 3. Sterblichkeit nach dem Alter.

Hier habe ich die Sterblichkeit der Männer mit der der Frauen im Verhältniss zum Alter, während einer gleichen Reihe von Jahren und beinahe bei einer gleichen Anzahl Gestorbener von beiden Geschlechtern vergleichen können.

*) Die 790 Sterbefälle in der Salpetrière von 1804 bis 1814 haben zu den Aufgenommenen in folgendem Verhältniss stattgefunden: 382 im ersten Jahre, 227 im zweiten und 181 in den sieben folgenden Jahren.

Bicêtre. Männer. Von 1784—1794.		Salpetrière. Frauen. Von 1804—1814.
20 Jahre	25	58
30 Jahre	176	83
40 Jahre	215	143
50 Jahre	134	173
60 Jahre	90	123
70 Jahre und darüber	46	58
	685	790

Tabelle der Sterblichkeit in der Salpetrière während zehn Jahren.

Zahl der Aufgenommenen in jedem Jahre.	Jahre										Totalsumme
	1804	1805	1806	1807	1808	1809	1810	1811	1812	1813	
271	46	21	15	8	1	6	2	1	1	1	102
301		48	29	16	7	2	4	1	—	2	109
292			49	22	9	2	1	4	2	1	90
297				64	25	3	2	2	4	1	101
252					35	23	8	1	3	1	71
299						35	30	7	3	1	81
260							31	22	9	3	64
233								26	20	9	55
301									23	10	33
298										26	26
2804											738

Hierzu kamen . 52

welche während dieses Zeitraums starben, aber vor dem Jahre 1704 anfgenommen waren. 790

Wir kommen jetzt zu dem Sectionsbefund bei den Geisteskranken. Hier hofft gewiss ein Jeder, dass ich den Sitz dieser Krankheit angeben, dass ich die Natur und den Sitz der organischen Verletzung, die durch die Krankheit entstanden ist, bezeichnen werde. Wir sind leider von diesem Ziele noch weit entfernt. Die bis jetzt gemachten Leichenöffnungen waren ohne allen Nutzen; die Beobachtungen von Willis, Manget, Bonnet, Morgagni, Gunz, Meckel, Greding, Vicq-D'Aciyr, Camper, Chaussier, Gall u. s. w. gaben nur negative oder widersprechende Resultate. Diese berühmten Beobachter hatten nur eine sehr geringe Anzahl derartiger Leichenöffnungen gemacht. Alle Arbeiten über die Anatomie des Gehirns lieferten nur eine sehr genaue Beschreibung dieses Organs, und die unangenehme Gewissheit, aus diesen

Theilen nie auf die Denkfähigkeit sowohl im gesunden, als im kranken Zustande schliessen zu können.

Musste man aber nicht alle Varietäten des Schädels und des Gehirns in Beziehung zu den Fähigkeiten der Verständniss erst untersuchen, bevor man sich darauf einliess, irgend etwas aus den, bei Geisteskranken gefundenen organischen Verletzungen zu schliessen? Dies wäre der richtige Ausgangspunkt aller pathologischen Untersuchungen gewesen. Ausserdem sagt der gelehrte Chaussier: in keinem Organe findet man mehr Verschiedenheit in Beziehung auf Volumen, Gewicht, u. s. w., als im Gehirn. (*Exposition sommaire de la structure et des différentes parties de l'encéphale. Paris* 1807.). Hat man wohl das Product der zugleich vorhandenen Krankheiten, oder der, durch welche die Geisteskranken unterliegen, genau von dem geschieden, was zur Geisteskrankheit gehört? Die organischen Verletzungen des Gehirns offenbaren sich durch andere Zeichen, als die Geisteskrankheit. So erzeugt die chronische Entzündung der Gehirnhäute einen Druck, der sich durch Paralysis bemerkbar macht. Das durch eine Gehirnhämorrhagie ergossene Blut zeigt sich durch Paralysis. Die Tuberkel, der Krebs, die Erweichungen haben eigenthümliche Kennzeicheu, die man nicht mit der Geisteskrankheit verwechseln darf. Hat man über die plötzlichen, augenblicklichen Heilungen der Geisteskrankheit nachgedacht? Nur dadurch, dass man diese Betrachtungen vernachlässigt, hat man so viel über den Sitz dieser Krankheit geschwatzt.

Eine genaue und ins Detail übergehende Beschreibung der Veränderungen und der organischen Verletzungen, die man am Leichnam der Geisteskranken beobachtet, würde zu lang und ausserdem ganz überflüssig sein, da sie nichts Positives zeigt. Indem ich die Manie, Monomanie u. s. w. abhandle, werde ich von den Leichenöffnungen, die ich bei den verschiedenen Individuen gemacht, reden. Ich begnüge mich, hier Schlüsse aus allen bis zum heutigen Tage gemachten Leichenöffnungen zu ziehen. Ich behaupte nicht, dass diese Folgesätze streng mathematisch richtig sind, aber sie sind in der Allgemeinheit der beobachteten Thatsachen wahr. 1) Man findet die Bildungsfehler des Schädels nur bei Verwirrten, Idioten und Cretins. 2) Die organischen Verletzungen des Gehirns und seiner Häute wurden nur bei Geisteskranken beobachtet, bei denen die Krankheit mit Paralyse, Convulsionen, Epilepsie verbunden war, oder wo diese Verletzungen zur Krankheit gehörten, durch welche die Geisteskranken starben. 3) Die serösen oder blutigen Ergiessungen, die Injectionen oder Infiltrationen, die man in der Gehirnhöhle beobachtet; die Verdickung der Hirnhäute, ihre Adhäsionen unter einander oder mit dem Schädel; die partielle oder allgemeine Erweichung des Ge-

hirns, die Dichtigkeit dieses Organs, die fibrösen, tuberkulösen, krebsartigen Geschwülste, die man im Schädel beobachtet; alle diese Veränderungen zeigen die Ursachen oder Wirkungen der Geisteskrankheit, oder besser, die Wirkungen der Complication der Krankheit, mit der, durch welche die Geisteskranken starben, an. 4) Die Veränderungen im Thorax, im Unterleibe, in der Beckenhöhle sind augenscheinlich von der Geisteskrankheit unabhängig. Nichtsdestoweniger können diese Veränderungen manchmal den ersten Punkt der Entstehung der Krankheit anzeigen, indem sie das primitiv erkrankte Organ, welches auf das Gehirn reagirt hat, zeigen. 5) Alle bei Geisteskranken beobachteten organischen Verletzungen findet man in den Leichnamen von Individuen wieder, die nie an Geisteskrankheit gelitten. 6) Viele Leichenöffnungen haben bei Geisteskranken gar keine Veränderung gezeigt, obgleich die Geisteskrankheit eine grosse Anzahl von Jahren bestanden. 7) Die pathologische Anatomie zeigt uns einen jeden Theil des Gehirnorgans verändert, vereitert, zerstört, ohne dass eine Veränderung der Verständniss stattgefunden. 8) Aus allem diesen kann man schliessen, dass es Geisteskrankheiten giebt, deren unmittelbare Ursache unserer Erforschung entgeht; dass die Geisteskrankheit von einer unbekannten Modification des Gehirns abhängt, dass sie nicht immer vom Gehirn entsteht, aber wohl von den Heerden der Sensibilität, die in den verschiedenen Gegenden des Körpers vertheilt sind; eben so wie die Störungen der Circulation nicht stets von den Krankheiten des Herzens, sondern auch von jedem andern Theile des Blutsystems abhängen. Dieser Schluss wird denen widersprechen, die aus dem Character des Deliriums den verletzten Theil des Gehirns erkennen wollen. Er wird gleichfalls denen widersprechen, die da wollen, dass es ideale Geisteskrankheiten *(folies idéales)* gebe. Ich bekenne, dass ich diese Benennung nicht verstehe; ebensowenig weiss ich, was man mit intellectuellen Geisteskrankheiten *(folies intellectuelles)* sagen will. Nicht viel glücklicher bin ich mit der Verständniss aller dieser Systeme, die man zur Erklärung des Deliriums und der Symptome der Geisteskrankheit erdichtet hat. Glücklicherweise ist diese Kenntniss zur Heilung der Geisteskranken nicht unumschränkt nöthig. Studiren wir nur fleissig die Ursachan, die Kennzeichen, den Verlauf, den Ausgang derselben, und suchen wir wohl den physischen, intellectuellen und geistigen Einfluss zu erfassen, und wir werden die geeigneten Mittel, sie zu bekämpfen, finden. Es ist zur Heilung der Geisteskrankheit eben so wenig nöthig, die Natur derselben zu erkennen, als es nöthig ist, die Natur des Schmerzes zu kennen, um mit Erfolg beruhigende Mittel anzuordnen.

§. 4.
Ueber die Prognose bei Geisteskrankheiten.

Um die Prognose bei der Geisteskrankheit festzustellen, darf man die fünf Arten dieser Krankheit, die ich aufgestellt, nicht vergessen, denn ohne dies würde man auch mich im Widerspruch mit Schriftstellern, deren Art zu sehen ich theile, finden.

Der Blödsinn, der Idiotismus heilt niemals.

Die Monomanie und Melancholie heilen nur, wenn sie neu sind, und nicht von einer organischen Verletzung abhängen.

Die Manie heilt häufiger, als die Monomanie und Melancholie.

Die acute Verwirrtheit heilt manchmal, die chronische Verwirrtheit sehr selten, die Verwirrtheit der Greise niemals.

Die erbliche Geisteskrankheit wird geheilt, aber sie macht häufige Rückfälle.

Die chronische Geisteskrankheit heilt schwer, besonders nach dem zweiten Jahre. Sie heilt mit um so grösserer Schwierigkeit, wenn die praedisponirenden Ursachen lange Zeit vor dem Ausbruch des Deliriums eingewirkt haben.

Wie alt auch die Geisteskrankheit sei, so kann man dennoch Heilung hoffen, sobald merkliche Störungen in den Functionen der Ernährung bestehen. Die geistigen Eindrücke, die schnell wirken, sind ein günstiger Umstand für die Heilung; ist ihre Einwirkung langsam, so erhält man von ihnen schwer einen günstigen Erfolg. Wenn die Geisteskrankheit durch Excesse im Studium entstand, so muss man fürchten, dass die Heilung nicht zu Stande komme, besonders wenn sich zu diesen Excessen noch Ausschweifungen im Regimen verbunden hatten.

Die Geisteskrankheiten, die durch religiöse Ideen, durch Stolz, verursacht oder unterhalten werden, heilen selten.

Geisteskrankheiten, die durch Hallucinationen unterhalten werden, sind sehr schwer zu heilen.

Geisteskrankheiten, in denen die Kranken sehr gut ihren Zustand beurtheilen, machen, wenn sie nicht schnell heilen, viele Schwierigkeiten.

Wenn die Geisteskranken die Integrität der assimilirenden Functionen, den Appetit, den Schlaf, ihre Stärke wieder erlangt haben, ohne dass sich das Delirium vermindert hat, so darf man wenig auf die Heilung rechnen.

Wenn die Sensibilität der Geisteskranken so geschwächt ist, dass sie starr in die Sonne hineinsehen können, dass sie Geschmack und Geruch verloren haben, und dass sie für alle Veränderungen der Temperatur unempfindlich bleiben, so werden sie nicht geheilt.

Die Geisteskrankheit ist unheilbar, wenn sie Folge des Scor-

buts, der Epilepsie ist. Complicirt sie sich mit diesen Krankheiten und mit Paralyse, so führt sie stets den Tod herbei.

§. 5.

Von der Behandlung der Geisteskrankheit.

Es ist ohne Zweifel leichter, Systeme und glänzende Hypothesen über die Geisteskrankheit aufzustellen, als die Geisteskranken zu beobachten und den Ekel zu unterdrücken, den diejenigen oft empfinden, welche durch Beobachtung die Geschichte dieser grossen Gebrechlichkeit des Menschen studiren wollen. Die Schwierigkeit, die verschiedenartigen und flüchtigen Formen der Geisteskrankheit aufzufassen, die wilde Rohheit einiger Monomaniaci, das hartnäckige Schweigen der Einen, die Verachtung und Beleidigungen der Andern, die Drohungen und Schläge der Maniaci, die ekelhafte Unreinigkeit der Blödsinnigen, die Vorurtheile, welche das Schicksal dieser Unglücklichen erschweren, haben diejenigen entmuthigt, welche sich diesem Zweige der Heilkunde widmen wollten. Man meidet die Maniaci, sie schrecken ab; man lässt sie in ihren Ketten. Man vernachlässigt weniger die Monomaniaci, sie sind zur Beobachtung leichter; ihr Delirium reiht sich besser den Theorien und Erklärungen an. Jedoch muss man mit den Geisteskranken leben, um genaue Kenntniss von den Ursachen, Symptomen, Verlauf, Krisen, Ausgang ihrer Krankheit zu haben; man muss mit ihnen leben, um die unzähligen Kleinigkeiten, die ihre Behandlung erfordert, kennen zu lernen. Wie gross ist nicht der Nutzen für diese Kranken; wenn der sie behandelnde Arzt freundschaftlich und häufig mit ihnen umgeht, und andrerseits, welche schätzbare Erfahrungen macht dieser nicht durch sie, indem er den Einfluss kennen lernt, den der Körper auf die Seele ausübt, und umgekehrt. Durch die Gesten, durch die Bewegungen, durch den Blick, durch die Handlung, durch kleine Nüancen, die jedem andern unbemerkt vorübergehen, erhält der Arzt oft den ersten Gedanken zu der Behandlung, welche jedem einzelnen ihm anvertrauten Geisteskranken zukommt.

Die Geisteskrankheit zeigt uns drei Klassen von Phänomenen, sei es, indem man die Ursachen, die sie hervorrufen, sei es, indem man die Symptome, die sie charakterisiren, beobachtet. Wir sahen schon früher, dass physische, intellectuelle und geistige Ursachen aufs Gehirn manchmal getrennt, manchmal vereint einwirken, um die Geisteskrankheit hervorzurufen. Diese Ursachen haben bald eine allgemeine, bald eine lokale, bald eine primitive, bald eine secundäre sympathische Reaktion zur Folge. Sie werden durch die Individuen modificirt; ihre Wirkungen sind ver-

schiedenartig und selbst entgegengesetzt. Wir sahen physische, moralische und intellectuelle Störungen alle Perioden der Krankheit, in mehr oder geringer ausgebreiteten Graden bezeichnen. Wir sahen, dass die Natur manchmal die Heilung herbeiführe, und zwar durch Wege, die dem geübtesten Auge entgehen. Am häufigsten entscheidet sich jedoch die Krankheit durch merkliche Krisen. Nicht selten sieht man Heilungen, die von einem Wunder abzuhängen scheinen, und die durch einen geistigen Einfluss, sei derselbe zufällig oder absichtlich, bewirkt wurden.

Bei der allgemeinen Therapie der Geisteskrankheit muss man folgende Punkte wahrnehmen: die physischen Störungen und die Abirrungen der Verständniss und den Aufruhr der Leidenschaften zu beenden. Nie darf man aber die Ursachen, die die Geisteskrankheit vorbereitet und hervorgerufen haben, aus dem Auge lassen; eben so wenig als die Gewohnheiten, Krankheiten, die vor der Geisteskrankheit vorhanden waren und die kurze Zeit vorher oder im Augenblick, als das Delirium ausbrach, aufhörten.

Bei den Alten bestand die Behandlung der Geisteskrankheit im Gebrauch des Helleborus. Durch die Entdeckung der Circulation des Blutes wurde man mit Aderlassen verschwenderisch; die Humoralpathologie kam zu den Purgantien zurück. Die Engländer nahmen die Grundsätze des Aretaeus und Caelius wieder auf, die Eresistratus und Galen so glücklich angewandt hatten. Sie machten ein Geheimniss daraus; Pinell verrieth dieses Geheimniss und änderte das Schicksal der Geisteskranken. Die Ketten wurden zerbrochen, man versorgte die Kranken mit mehr Menschlichkeit, die Hoffnung gewann die Herzen und eine rationellere Therapie leitete die Behandlung.

Oft muss man die Heilmittel combiniren, modificiren, denn es giebt kein Specificum bei der Geisteskrankheit. Eben so wie diese Krankheit nicht bei allen Individuen identisch ist; wie sie verschiedene Ursachen, einen verschiedenen Charakter hat, eben so giebt es bei jedem Geisteskranken, den man behandeln will, ein neues Problem aufzulösen und neue Heilungsprinzipien. Ich werde mich hier auf allgemeine Bemerkungen, die bei der Kur der Geisteskrenken vorkommen, beschränken, und werde einige Medikamente, die man als ausserordentlich wirksam bezeichnet hat, abschätzen.

Bei dem Studium der Symptome sahen wir, dass die Störungen der Empfindungen, die der Association der Ideen, des Willens durch Mangel an Aufmerksamkeit hervorgerufen, eben so gut als die ungezügelten Leidenschaften das Delirium unterhalten. So wird also Alles, was direkt oder indirekt auf das Gehirn einwirkt, unser denkendes Wesen modificirt, Alles was die Lei-

denschaften beherrschen und leiten kann, Gegenstand der psychischen Behandlung.

Die erste Frage, die sich uns hier darstellt, bezieht sich auf die Absonderung. Soll ein jeder Geisteskranke seinen Gewohnheiten, seiner Lebensart entzogen; von den Personen, mit denen er gewöhnlich lebt, getrennt werden, um an unbekannte Orte versetzt und fremder Sorgfalt anvertraut zu werden? Die englischen, deutschen, französischen Aerzte stimmen über die Nothwendigkeit und Nützlichheit dieser Trennung überein. Willis, der so lange in England für die Kur der Geisteskrankheiten gesucht war, bemerkt, dass die Fremden sicherer als die Engländer hergestellt würden. Man kann dasselbe von Frankreich sagen. Die Heilungen sind bei den Kranken, die nach Paris geschickt werden, häufiger, als bei denen, die die Hauptstadt bewohnen, denn letztere können nicht hinlänglich genug isolirt werden.

Zuerst werden durch die Isolirung neue Empfindungen erweckt, der Kreis von Ideen, aus dem der Kranke nicht herauskommen konnte, wird gewechselt und gebrochen; unerwartete und neue Eindrücke frappiren und erregen die Aufmerksamkeit des Kranken, und machen ihn für die Rathschläge, die ihn der Vernunft zurückgeben sollen, zugänglicher. Der Arzt findet den Kranken von dem ersten Augenblick seiner Isolirung an, überrascht, erstaunt, ausser Fassung; er bemerkt stets eine sehr wichtige Remission. Hier kann er leichter das Zutrauen des Kranken gewinnen, indem er denselben ohne Vorurtheil findet.

Auch ist die Isolirung nicht minder nützlich, um die Störung der psychischen Neigungen des Kranken zu beschwichtigen. Die Störungen des Nervensystems verändern die Natur der Empfindungen und machen sie oft schmerzhaft; die natürlichen Verhältnisse mit der äussern Welt sind nicht mehr dieselben. Es scheint dem Kranken ausserhalb Alles umgekehrt, und da er nicht glaubt, dass die Ursache dieser Erscheinung in ihm sei, so ist er mit Allem, was er sieht und hört, im Missverhältniss. Hierdurch werden seine Ideen exaltirt und er in Widerspruch mit allem Andern und mit sich selbst gebracht. Er ist überzeugt, dass man ihm widersprechen will, weil man Alles, was er thut, missbilligt. Da er nicht versteht, was man ihm sagt, so wird er ungeduldig, und sehr oft erklärt er die an ihn gerichteten Worte schlecht. Er hält die zärtlichste Rede für Injurien, für Räthsel, die er nicht lösen kann; die eifrigste Sorgfalt ist für ihn Bedrückung; sein Herz kennt jetzt nur noch das Misstrauen. Der Kranke wird furchtsam, argwöhnisch, er fürchtet Jeden, der sich ihm nähert. Sein Verdacht erstreckt sich auf Personen, die ihm am theuersten waren. Die Ueberzeugung, dass Jeder ihn zu quälen, ihn zu beleidigen, ihn unglücklich zu machen, ihn zu verderben strebt,

erhebt diese psychische Störung auf den höchsten Gipfel. Hiedurch ensteht dieses symptomatische Misstrauen (*soupçon symptomatique*), das meist ohne Motiv ist, oft durch unvermeidliche Widersprüche wächst, und sich auf den Physiognomien der Geisteskranken so prägnant zeigt.

Lasset einen solchen Geisteskranken in der Mitte seiner Familie, und ihr werdet bald sehen, dass der gute Sohn, dessen Glück darin bestand, mit seinem Vater zu leben, aus dem elterlichen Hause entflieht. Der verzweifelte Geliebte, der da glaubt durch seine Rathschläge die Vernunft der Angebeteten wieder zurückzuführen, dieser Unglückliche macht die Sache noch übler. Die, die er so geliebt, wird in ihm nur einen Untreuen, einen Verräther sehen, der, um sie zu verderben, äusserlich Mitleiden bezeugt. Dieser Freund, dessen Herz vom Schmerz und Kummer erfüllt, hofft seinem Freunde die alten Empfindungen, die Vernunft, die die Quelle ihrer Freude und ihres Glückes waren, wiederzugeben Bald wirst Du, unglücklicher Freund, in der allgemeinen Verachtung mit eingeschlossen sein, und deine verwandte Sorgfalt ist für deinen Freund ein hinlänglicher Beweis, dass du dich hast von seinen Feinden verderben lassen. Was soll man hoffen, wenn man nicht die Lage dieser Unglücklichen ändert? Wer von uns weiss nicht, welchen Unterschied es macht, von seinen Angehörigen, Freunden getäuscht, widersprochen zu werden, oder durch Individuen, die uns gleichgültig oder fremd sind?

Dieser Unglückliche ist plötzlich Herr der Erde geworden; er ertheilt seiner Umgebung Befehle, er verlangt von denen, die aus Achtung oder Zuneigung stets seinen Willen gethan, blinden Gehorsam. Seine Frau, seine Kinder, seine Freunde, seine Dienstboten sind Unterthanen, sie haben ihm stets gehorcht, wie so wagen sie jetzt ungehorsam zu sein? Er ist in seinen Staaten, er befiehlt wie ein Despot; er ist bereit, jeden mit der grössten Strenge zu bestrafen, der es wagen will, ihm die geringste Gegenvorstellung zu machen. Was er fordert ist unmöglich, das thut nichts; er will es; — dürfen sich dem Willen der Grossen unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen? Die Betrübniss seiner Familie, der Kummer seiner Freunde, die Geschäftigkeit Aller, ihr Nachgeben in seinen Wünschen und seinem Eigensinn, der Widerwille, ihm zu widersprechen, aus Furcht, ihn noch mehr zu erbittern; trägt dieses Alles nicht dazu bei, den Geisteskranken in seinen Ideen von Macht und Herrschaft zu bestärken? Entführt ihn seinen Forderungen, indem ihr ihn vom Hause wegbringt. Ausserhalb seines Reiches, entfernt von seinen Unterthanen, wird er seine Ideen wieder überdenken, seine Aufmerksamkeit leiten, um sich in dieser neuen

Welt wieder zu erkennen, und um sich in Verhältniss zn seiner Umgebung zu stellen.

Oft ist die Ursache der Geisteskrankheit in der Familie selbst. Die Krankheit entsteht durch Kummer, häusliche Zwistigkeiten, Unglücksfälle; und die Gegenwart der Verwandten, der Freunde des Geisteskranken reizen das Uebel immer mehr an. Manchmal wird die Krankheit durch ausserordentliche Zärtlichkeit unterhalten. Ein Ehemann überzeugt sich, dass er seine Frau nicht glücklich machen kann. Er fasst den Entschluss zu entfliehen oder seinem Leben ein Ende zu machen, weil es das einzige Mittel ist, sie zu beglücken. Die Thränen der Frau, ihre grosse Traurigkeit sind eben neue Beweggründe, die diesen Unglücklichen überzeugen, dass er nichts besseres thun kann, als sich das Leben zu nehmen. Da die erste falsche Richtung seiner intellectuellen und psychischen Fähigkeiten in dem eigenen Hause, bei seinen nahen Anverwandten stattgefunden, so wird der Anblick des Hauses und der Personen, welche es bewohnen, bei dem Kranken unaufhörlich seine Ideen und delirirenden Empfindungen zurückrufen. Das einzige Mittel, um diese traurige Association zwischen dem empfangenen Eindruck und den Symptomen des Deliriums zu zerstören, besteht darin, zu verhindern, dass dieser Eindruck sich nicht wiederhole, und deshalb muss man den Kranken den Ursachen, die ihn hervorriefen, entziehen.

Man bemerkt im Allgemeinen, dass die Geisteskranken gegen gewisse Individuen, ohne den geringsten Beweggrund und ohne dass sie davon abgebracht werden können, Abneigung, Hass empfinden. Der Gegenstand ihres Hasses ist fast immer eine Person, die sie vor ihrer Krankheit zärtlich liebten. Hierdurch werden diese Kranken gewöhnlich gleichgültig, manchmal sogar sehr gefährlich für ihre Anverwandte; während Fremde ihnen angenehm sind, durch sie ihr Delirium aufgehalten wird. Entstehe dies nun daher, weil die Neuheit der Personen und Sachen ihnen immer nützlich ist, oder weil sie an die Person des Fremden keine traurige Rückerinnerungen knüpfen, oder dass sie durch ein geheimes Gefühl von Eigenliebe ihren Zustand verbergen wollen. Ich sah Kranke, die vor ihrem Arzt und vor Fremde sehr ruhig erschienen, und die zu gleicher Zeit leise ihre Freunde oder Verwandten beleidigten und sich verbargen, um sie zu stechen, zupfen u. s. w.

Dies sind die Hindernisse, die sich bei der Behandlung der Geisteskranken in ihrer Familie darbieten. Zählen wir jetzt die Vortheile auf, die ein Haus, welches für dergleichen Kranke gewidmet ist, ihnen gewährt.

In welchem Hause soll die Isolirung bewirkt werden? Wir haben es schon gesagt, der Geisteskranke muss in ein Haus un-

tergebracht werden, welches für die Behandlung der Geisteskranken bestimmt ist. Ich ziehe ein solches Haus einem Privathause vor, wo der Kranke mit grossen Unkosten entfernt ist. Die partiellen Isolirungen haben selten geglückt; sie zeigen viele Unannehmlichkeiten, die man, indem man die Geisteskranken aus ihren gewöhnlichen Wohnungen entfernt, vermeiden will; und sie haben nicht genügend die Vortheile eines Hauses, in welchem mehrere Kranke vereint sind. Der stärkste Einwurf gegen die Unterbringung in ein Haus, das für dergleichen Kranke bestimmt ist, betrifft die traurige Wirkung, die für den Geisteskranken daraus entstehen kann, mit seinen Unglücksgefährten zu leben. Ich antworte, dase im Allgemeinen dieses Zusammenwohnen nichts schadet, dass es nicht ein Hinderniss in der Heilung, sondern ein Mittel zu derselben ist; weil es die Kranken zwingt, über ihren Zustand uachzudenken, weil die gewöhnlichen Gegenstände in der Regel keinen Eindruck auf sie machen, und sie so durch die Extravaganzen ihrer Mitgenossen zerstreut werden. Sie sind gezwungen, nach Innen zu leben, sich mit dem, was um sie herum vorgeht, zu beschäftigen, in mancher Beziehung sich selbst zu vergessen, was schon eine Annäherung zur Gesundheit ist. Das Verlangen frei zu sein, der Wunsch, ihre Verwandten und Freunde zu sehen, entsteht durch die Entbehrung. Die Langeweile übt ihrerseits auch einen günstigen Eindruck auf die Ideen, Neigungen der Geisteskranken aus. Die Gegenwart, die Aufführung ihrer Mitgenossen dient dem Arzt, der an ihre Einbildungskraft appelliren will, zum Text. Indess giebt es auch Fälle, in denen die Trennung, wie die nützlichsten Dinge, schädlich werden kann, wenn diese nicht nach der Empfänglichkeit der Kranken, nach dem Charakter des Deliriums, nach den Leidenschaften, Gewohnheiten, Lebensart modificirt wird. Man darf in der Praxis nie absolut sein. Die Kunst besteht darin, gut die Indicationen, die die Prinzipien modificiren müssen, zu unterscheiden.

In einem Hause, welches zur Behandlung der Geisteskranken bestimmt ist, sind die Lokalitäten besser eingerichtet, als in einem Privathause; der Kranke ist hier weniger genirt, besser bewacht. Was soll man mit einem Wüthenden in einem Zimmer, in einem Hause machen, sei es auch noch so geräumig? Die Sorge für seine Erhaltung zwingt uns, ihn an sein Bett zu binden, zu knebeln; ein Zustand, der das Delirium und die Wuth vermehrt, während iu einem dazu eingerichteten Hause der Kranke sich seinen Ausschweifungen mit weniger Gefahr für sich und seine Diener überlassen kann. In einem solchen Hause versteht man besser die Pflege, die Diener sind besser eingeübt; die Grösse der Gebäude erlaubt es, dass man den Kranken von einer Woh-

nung zu einer andern in Beziehung zu seinem Zustande bringen kann.

Ein Haus oder ein Hospital, welches den Geisteskranken gewidmet, muss Verordnungen haben, denen Jeder untergeordnet sein muss, die als Antwort für jede Einwendung dienen, die da helfen jeden Widerwillen zu überwinden und die zu gleicher Zeit Gehorsam diktiren, welches weniger Widerwillen als der Wille oder die Laune des Vorstehers erregt. In einem solchen Hause ist eine stete Bewegung, Thätigkeit; der eingenommenste, misstrauischste Melancholiker ist unbewusst gezwungen ausser sich zu leben, indem er durch die allgemeine Bewegung, durch das Beispiel, durch die oft bizarren Eindrücke, die immerwährend seine Sinne frappiren, in Aufmerksamkeit erhalten wird. Selbst der Maniacus, zurückgehalten durch die Harmonie, Ordnung und Regeln des Hauses, vertheidigt sich besser gegen seine inneren Eindrücke und überlässt sich weniger seinen excentrischen Handlungen.

In einer Irrenanstalt muss von dem Vorsteher Alles abhängen. Reil und die, die da nach ihm wollten, dass eine Irrenanstalt durch einen Arzt, einen Psychologen und einen Prediger zugleich geleitet werde, hatten keine praktische Erfahrung. Wenn mehrere Direktoren vorhanden, die befehlen, so weiss der Kranke nicht, wem er gehorchen soll; er wird hierdurch verwirrt, hat kein Zutrauen, und ohne Zutrauen ist keine Heilung möglich. Die Geisteskranken sind grosse Kinder, und zwar Kinder, die schon falsche Ideen und falsche Neigungen eingesogen haben; sie haben so viel Berührungspunkte mit Kindern und jungen Leuten, dass man nicht erstaunen muss, dass die Einen und die Andern nach ähnlichen Prinzipien geführt werden.

Der Arzt, der Alles in der Anstalt leitet, dem Alles über jedes Individuum referirt wird, sieht seine Kranken öfter, ist öfter von Allem, was sie berührt, unterrichtet; unterbricht ihren Wortwechsel, ihren Zank, er führt sie durch aufgeklärte und positive Grundsätze, leitet ihre Handlungen und lässt sie durch kunstverständige Leute bewachen.

Die Diener müssen ein Beispiel der Willfährigkeit und des Gehorsams gegen das Reglement und den Chef geben. Durch ihre Anzahl zeigen sie eine grosse Macht, wodurch die Anwendung derselben überflüssig und unnütz wird; sie überzeugen dadurch den widerspenstigsten Kranken, dass jeder Widerstand eitel sein würde, und da sie endlich mit den Kranken leben, so sind diese nicht allein, noch stets von unverständigen Personen umgeben.

Das Beispiel, welches eine so grosse Macht auf die Bestimmungen des Menschen ausübt, ist von grossem Einfluss auf die

Geisteskranken. Man darf hier nicht vergessen, was ich von dem Scharfsinn dieser Kranken gesagt. Die Heilung, der Austritt eines Kranken lässt in den Herzen der Uebrigen Zutrauen, die Hoffnung zur Heilung, die Gewissheit der Freiheit wiedergegeben zu werden, entstehen. Die Reconvalescenten trösten und ermuthigen die Kranken durch ihre Zufriedenheit, ihre Meinungen, ihre Rathschläge, und sind ihnen deshalb von grossem Nutzen.

So reagiren in einem solchen Hause die Kranken auf nützliche Weise auf einander; so kommt Alles zusammen, um bei einem solchen Aufenthalt den Erfolg der Behandlung zu begünstigen, weil hier alle Vorkehrungen getroffen sein müssen, damit die Kranken sich weder selbst, noch ihren Mitgefährten, noch ihren Dienern schaden können.

Die Ruhe, die die Kranken fern von Tumult und Geräusch geniessen; die psychische Ruhe, welche ihnen die Entfernung von ihren Gewohnheiten, von ihren Geschäften, von ihren häuslichen Sorgen verschafft, sind zu ihrer Wiederherstellung sehr günstig. Da sie sich unter strenger Disciplin befinden, ein regelmässiges Leben und ein wohlgeordnetes Regimen führen, so sind sie gezwungen, über den Wechsel ihrer Lage nachzudenken. Die Nothwendigkeit sich zu fassen, sich mit Fremden einzulassen, das Zusammenwohnen mit Unglücksgefährten sind grosse Hülfspunkte zur Heilung.

Die Sorgfalt, die ein Geisteskranker mitten in seiner Familie erhält, ist eigentlich für nichts anzuschlagen. Jeder thut nur seine Pflicht, indem er sich bemüht. Fern von seiner Wohnung schlägt der Kranke die auf ihn verwandte Sorgfalt höher an, weil sie ihm neu ist, weil er streng genommen sie nicht fordern kann. Das Zuvorkommen, die Aufmerksamkeit, die Sanftmuth wirken auf ihn ein, weil er weniger das Recht hat, von Leuten, die er nicht kennt, alles dies zu erwarten. Nun bedarf es nur eines geschickten und geübten Mannes, der von allen diesen Dispositionen den gehörigen Nutzen zu ziehen weiss, und bald wird der Geisteskranke in diesem Unbekannten einen Mann finden, den man schonend behandeln, oder auf dessen Güte man sich verlassen muss. Die Abhängigkeit, der man den Kranken nicht entziehen kann, die Hoffnung, die Furcht, und selbst die Langeweile lassen in ihm den Verdacht aufkommen, dass er krank sei. Wenn er diese Ueberzeugung erlangt hat, so ist die Heilung auch nicht mehr fern.

Einige Geisteskranke, die nach einem neuen Ort versetzt werden, glauben sich von ihren Verwandten und Freunden verlassen. Ihnen lasse man Trost und alle mögliche Rücksichten widerfahren; man verspreche, ihnen zu helfen, und sie gehen vom

Excess der Verzweiflung zur Hoffnung über. Dieser Contrast der Empfindungen, der durch zärtliche Sorgfalt und Wohlwollen von Unbekannten entsteht, ruft einen innern Kampf hervor, aus welchem der Verstand manchmal siegreich ersteht. Andere Geisteskranke bilden sich manchmal ein, dass sie in ihre neuen Wohnungen geführt wurden, um ihren Feinden, der Strafe übergeben zu sein. Wenn diese Furcht durch eine zuvorkommende, leutselige Behandlung ihrer Umgebung überwunden ist, so wird die Heilung nicht lange Zeit mehr auf sich warten lassen.

So bestätigt also die Erfahrung, dass die Isolirung bei jeder rationellen Behandlung der Geisteskrankheit als erstes Hauptmittel angesehen werden muss.

Aber kann nicht aus dem Zusammenwohnen der Geisteskranken das entstehen, dass sie sich gegenseitig schaden; und würde nicht der verständigste Mensch ein Narr werden, wenn er gezwungen wäre, mit Geisteskranken zu leben? Wie soll man dem Reconvalescenten den Zustand, in dem er gewesen, verhehlen? Wie, soll man einen Menschen einsperren, der da fürchtet, ins Gefängniss geworfen zu werden? Aber wie viel Einwände hat man nicht schon gemacht, und wie viel kann man nicht noch machen. Diese Einwände zerstören nicht die Vortheile, die wir oben bezeichnet, und die Erfahrung antwortet auf alle. — Aber es giebt doch Geisteskranke, die in ihrer Familie verbleiben und dennoch heilen. Dies ist wahr, aber diese Heilungen sind selten, und können nicht die allgemeine Regel aufheben. Sie beweisen, dass die Isolirung wie alle übrigen Mittel, nur durch Aerzte verordnet sein will. Aber ich sage noch mehr. Die Isolirung war bei einigen Geisteskranken von sehr übler Folge. Was soll man hieraus schliessen? Dass man auf der Hut sein muss, wenn man dieselbe verordnet, besonders aber, wenn man sie verlängert. Dass es die Natur der besten uud nützlichsten Dinge ist, nicht stets von allen Unannehmlichkeiten befreit zu sein. Es ist die Sache des weisen, urtheilsfähigen und erfahrenen Arztes, sie vorauszusehen und ihnen vorzubeugen.

Der Zeitpunkt, in welchem die Isolirung aufhören muss, ist nicht leicht zu bestimmen; man muss einen geübten Takt haben, um sich nicht täuschen zu lassen. Die Erfahrung spricht sich nicht hierüber aus, und ich weiss nichts Positives in dieser Beziehung, als dass man, wenn die Isolirung ohne Wirkung geblieben, Besuche von Verwandten, von Freunden verordnen muss, indem man einen weisen Unterschied in der Wahl derjenigen Personen, die zuerst zu dem Kranken zugelassen werden, macht. In diesem Falle müssen die Besuche nur augenblicklich und unerwartet sein, um einen lebhaften Eindruck auf den Kranken hervorzubringen; während man sehr viel Klugheit und Vorsicht an-

wenden muss, um Besuche bei den Reconvalescenten zuzulassen. Die Erfahrung lehrt, dass die Verlängerung der Isolirung weniger gefährliche Folgen nach sich zieht, als die zu frühe Aufhebung derselben.

Man muss wohl darauf bedacht sein, dass im Anfange der Geisteskrankheit das Delirium oft sehr dem fieberhaften Delirium gleicht. Der Irrthum ist hier leicht und eine Isolirung, die zu unrechter Zeit bewirkt wurde, kann die Heilung des Kranken verschieben und eine grosse moralische Verantwortlichkeit des Arztes nach sich ziehen. Man muss in zweifelhaften und schweren Fällen einige Tage vorübergehen lassen, bevor man sich bestimmt ausspricht, und warten, bis der Character der Geisteskrankheit sich deutlich gezeigt.

Bei der Verwirrtheit und beim Idiotismus ist die Isolirung nur indicirt, um heftigen Zufällen vorzubeugen, und um die Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Manche Melancholiker befinden sich wegen ihrer grossen Reizbarkeit bei der Isolirung schlecht. Die, die an Monomanie und Manie leiden, müssen nothwendigerweise isolirt werden. Die Isolirung ist für arme Geisteskranke unvermeidlich, weil es ihnen in ihrer Familie an genügender Hülfe fehlt und weil sie durch tausend Ursachen ihrer Existenz und der ihrer Verwandten schaden können.

Die Isolirung geschieht nicht für alle Geisteskranke auf dieselbe Weise. Sie ist partiell, wenn der Kranke in seiner Wohnung bleibt und nur von den Mitgliedern seiner Familie und von den Personen, mit denen er gewöhnlich lebt, entfernt wird. Man trennt einen Geisteskranken, indem man ihn mit nahen Anverwandten, Freunden oder Fremden reisen lässt, oder indem man ihn in ein ihm unbekanntes Haus unterbringt, in welchem die ihn bedienenden Personen fremd sind; und endlich, indem man ihn in eine öffentliche oder Privatanstalt bringt, die zur Aufnahme mehrerer geisteskranken Individuen bestimmt ist.

Die Isolirung wirkt direct auf das Gehirn ein und zwingt dieses Organ zur Ruhe, indem sie den Geisteskranken den reizenden Eindrücken entzieht, die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit der Eindrücke unterdrückt und die Exaltation der Ideen und Neigungen mässigt. Indem man den Maniacus auf möglichst geringe Empfindungen reducirt, bestimmt man seine Aufmerksamkeit durch unerwartete und oft wiederholte Eindrücke. Man muss im Gegentheil den Monomoniacus und Melancholischen ihren concentrirten Ideen entziehen und sie zwingen, ihre Aufmerksamkeit auf Gegenstände, die ihrem Nachdenken, ihrer Unruhe, ihren delirirenden Wünschen entgegen sind, zu richten. Man muss die geschwächte Aufmerksamkeit des Verwirrten erregen. Aber man erhält die glücklichen Wirkungen nur durch Erschütterungen, Bewegungen, unvorher-

gesehene Begebenheiten, lebhafte, geistreiche und kurze Unterhaltungen, und man darf nicht hoffen, durch lange Beweisgründe dem Kranken nützlich zu sein. Man muss stets mit Wahrheit und Aufrichtigkeit zu diesen Kranken reden und nur die Sprache der Vernunft und des Wohlwollens anwenden. Aber der, der durch Vernunftschlüsse und Urtheile diese Kranken heilen will, versteht wenig von der Therapie der Seelenheilkunde. Ich verstehe Sie sehr wohl, sagte mir eines Tages ein junger Melancholischer; ich verstehe Ihre Schlüsse. Wenn ich davon überzeugt wäre, würde ich geheilt sein. — Ich weiss alles dieses, sagte mir ein anderer, ich weiss, was ich thun muss, und ich wünschte es thun zu können. Aber geben Sie mir die Kraft, die mir fehlt, und Sie werden mich geheilt haben.

Hier muss man eine kräftigr Heilmethode appliciren, den Krampf durch den Krampf brechen. Man muss psychische Erschütterungen erregen, die die Wolken, von denen die Intelligenz bedeckt ist, zerstreuen; den Schleier, der zwischen der äusseren Welt und dem Menschen schwebt, zerstören; die falsche Kette von Ideen zerbrechen, die bösen Associationen aufhören lassen; den Zauber, welcher alle thätigen Kräfte des Geisteskranken in Unthätigkeit erhält, vernichten. Man erreicht diesen Zweck, indem man die Aufmerksamkeit der Kranken erregt; bald dadurch, dass man ihnen neue Gegenstände zeigt, bald, dass man Phänomene um sie her erstehen lässt, die sie erschrecken, bald indem man sie in Widerspruch mit sich selbst setzt; manchmal muss man selbst in ihre Ideen mit eingehen, sie lieb haben und ihnen schmeicheln. Indem man ihre Wünsche erfüllt, erhält man ihr Zutrauen und dies ist das sichere Pfand für nahe Heilung. Manchmal muss man den ganzen Character einiger Kranken umwandeln, ihre Ansprüche zügeln, ihre Heftigkeit zähmen, ihren Stolz brechen, während man bei andern erregen, ermuthigen muss. Man unterdrückt den flüchtigen Schwung des Maniacus, und man unterstützt den niedergeschlagenen Geist des Melancholischen; man setzt Leidenschaften den Leidenschaften entgegen, und aus diesem Kampf ersteht manchmal die Vernunft siegreich.

Die Furcht ist eine so schwächende Leidenschaft, übt einen so grossen Einfluss auf den Organismus aus, so dass durch sie das Leben aufs heftigste gestört werden kann. Was soll man nun für die Heilung hoffen, wenn man die Geisteskranken nicht über die Furcht, die sie verfolgt und verzehrt, beruhigt. Mehrere von ihnen schlafen nicht, weil ein panischer Schrecken sie aus dem Schlafe erweckt. Man muss sie ruhig machen, indem man Jemand in ihrem Zimmer schlafen und Licht während der Nacht brennen lässt. Es ist die grosse Aufgabe, an die Stelle einer eingebildeten

Leidenschaft eine wirkliche zu setzen. Dieser Maniacus langweilt sich überall, obgleich er Alles mit Verschwendung benutzt. Trennt ihn von seinen Gewohnheiten, leget ihm wirkliche Entbehrungen auf und alsdann wird eine verständige motivirte Langeweile ein mächtiges Mittel zur Heilung sein. — Ein Melancholischer glaubt, dass er von seineu Freunden verlassen. Nehmet ihm die Zeichen des Wohlwollens, welches er verkennt; er wird es bedauern, sie zurückwünschen, und diese gegründete Unruhe, diese verständigen Wünsche sind eine Annäherung zur Heilung. — Um die Eigenliebe, Eitelkeit einiger Geisteskranken zu unterdrücken, war es oft nöthig, andern eine Superiorität einzuräumen, damit sie über die Verlegenheit ihrer eigenen Lage einiges Missvergnügen empfinden. Aber man muss mit einer grossen Geschicklichkeit alle diese Leidenschaften handhaben. Die excitirenden Leidenschaften, die Liebe, der Ehrgeiz wurden oft zur Heilung der Geisteskranken verwandt. Ein Melancholischer verzweifelt; man schiebt ihm einen Prozess unter. Der Wunsch, sein Interesse zu vertheidigen, giebt ihm seine intellectuelle Energie wieder. — Ein Militair wird von Manie befallen. Nach einigen Monaten sagt man ihm, dass der Feldzug angeht; er verlangt die Erlaubniss, sich mit seinem General zu verbinden, er begiebt sich zur Armee und kommt dort sehr wohl an. Pinell giebt sehr merkwürdige Beobachtungen über die Kunst, die Intelligenz und Leidenschaft der Kranken zu leiten. Ich habe mehrere davon in meiner Dissertatiou über die Leidenschaften angegeben und durch Thatsachen bewiesen, wie unschätzbar die psychische Behandlung sei. Sei es nun, um dem Anfall eines Ausbruchs vorzubeugen, sei es um die Krankheit zu behandeln, oder um die Reconvalescenz zu fördern.

Diese Behandlung gehört übrigens nicht ausschliesslich den Geisteskrankheiten an, sie wird auf alle übrigen angewandt. Es genügt nicht nur, dem Kranken zu sagen: Muth! es wird schon gehen! Die Stimme des Herzens muss diese tröstenden Worte sprechen, damit sie in die Seele und in das Herz des Leidenden eindringen. Wie kommt es, dass in einem Jahrhunderte, wo man so siegreich den Einfluss des Geistigen auf das Physische bewiesen; wie, sage ich, kommt es, dass man nicht auch diese Untersuchungen auf den kranken Menschen überträgt? Gaubius beklagt sich über die Nachlässigkeit der Aerzte in dieser Beziehung. Die Alten legten auf die geistige Therapie, die von den Neueren so vernachlässigt wurde, einen grossen Einfluss. Von dem frühesten Alterthum an wurde die Heilkunst den Dienern der Kirche überlassen; es gab Tempel, die durch die Heilungen, die dort bewirkt wurden, berühmt waren. Eine lange Reise, ein neues Klima, die gesunde Lage der heiligen Orte, der Wechsel der Gewohnheiten und der Lebensart, die Reinigung des Blutes,

die Processionen, der Gebrauch der Quellen, die Diät bereiteten den geistigen Einfluss vor, der durch die Ceremonien und mysteriöse Praxis auf den Kranken ausgeübt werden sollte. Die Aegypter, Griechen, Römer hatten ihre Aesculaps, deren Priester die medicinische Liturgie aufbewahrten, und bei denen man die Gesundheit nachsuchte. Im Mittelalter unternahm man Pilgerschaften nach einem geheiligten Orte. In einigen Städten feierte man Feste, zu denen mit grosser Pracht die Epileptischen, die Geisteskranken, welche manchmal genasen, geführt wurden. In unsern Tagen sucht man einen grossen Arzt auf; sein Name, seine Tröstungen, seine Rathschläge sind öfter nützlicher, als seine Heilmittel, weil er durch seinen Ruf Zutrauen einflösst und nicht den geringsten Zweifel über seine Behandlungsart aufkommen lässt.

Die Mittel, die geeigneten Hülfsmittel zur geistigen Behandlung, das Passende ihrer Anwendung, wird durch die Umstände indicirt. Beispiele dieser Anwendung findet man in allen Büchern. Ich habe in diesem Werke eine grosse Anzahl derselben publicirt, die man in den einzelnen Kapiteln zerstreut finden wird.

Die Alten haben die vortrefflichen Wirkungen der Musik gerühmt. Herodot und Pausanias versichern, dass die meisten Gesetzgeber Musiker waren, dass sie sich der Musik bedienten, um die Menschen zu civilisiren. Die phrigische Musikart erregte die Wuth, die lydische trug zur Melancholie bei, die aeolische zu den verliebten Leidenschaften. Jede Leidenschaft hatte einen eigenthümlichen Rhytmus, während die Neuern Alles der Harmonie geopfert haben. Die Juden, die Griechen, die Römer haben gleichfalls den Einfluss der Musik gerühmt. Jedermann kennt die Wirkung, welche der Kuhreigen auf die Schweizer hervorbringt. Die Musik agirt auf den Körper, indem sie Erschütterungen der Nerven hervorruft, die Circulation des Blutes beschleunigt, wie es Grétry an sich selbst beobachtet hat. Sie wirkt auf den Geist ein, indem sie die Aufmerksamkeit durch angenehme Eindrücke, Rückerinnerungen fixirt, und indem sie die Einbildungskraft und selbst die Leidenschaften erregt. Will man von ihr auf Geisteskranke einigen Erfolg haben, so muss man eine geringe Anzahl von Instrumenten aussuchen, die Musiker so stellen, dass der Kranke sie nicht sehen kann, ihm Stücke vorspielen lassen, die ihm seit seiner Kindheit bekannt, oder die ihm vor seiner Krankheit angenehm waren. Ich habe oft die Musik angewandt, aber sehr selten einen glücklichen Erfolg von diesem Mittel erhalten. Es beruhigt den Geist, aber es heilt nicht. Ich sah Geisteskranke, die durch Musik wüthend wurden; der eine, weil ihm alle Töne falsch schienen, der andere, weil er es schrecklich fand, dass man sich bei einem Unglücklichen, wie er sei, amüsire. Ich glaube, dass die Alten die Wirkungen der Musik, wie die so vieler andern Dinge, überschätzt

haben. Die durch die Neuern gesammelten Thatsachen sind nicht zahlreich genug, um die Umstände zu bestimmen, in welchen die Musik nützlich sein kann; jedoch ist es jedenfalls, besonders bei den Reconvalessenten, ein vorzügliches Mittel und darf, so unbestimmt auch die Prinzipien seiner Anwendung und so ungewiss seine Wirksamkeit auch sein mag, dennoch nicht vernachlässigt werden. (Siehe Statistik von Charenton.).

Die Mittel, die zur Zerstreuung dienen, sind jedesmal nach der Arbeit am wirksamsten, um die Geisteskranken zu heilen. Aber man rechne nur ja nicht auf einen glücklichen Erfolg bei den Zerstreuungen, durch die die Einbildungskraft und die Leidenschaften exaltirt werden. Der Maniacus wird durch die Schilderung der Leidenschaften, durch die Lebhaftigkeit des Dialogs, durch das Spiel der Schauspieler, wenn er einem Theater beiwohnt, exaltirt. Man hat sich auf das Beispiel der Aegypter und Griechen gestützt, aber ihre Schauspiele hatten einen religiösen Character, der geeignet war, die Leidenschaften zu beruhigen, die Einbildungskraft zum Schweigen zu bringen und wo zu gleicher Zeit der Geist durch die Pracht der Ceremonien zerstreut wurde. Man wundert sich heut zu Tage, wie man ehemals ein Theater zu Charenton dulden konnte, und ein deutscher Schriftsteller betrachtet die Vermehrung der Theater als eine Hauptursache der Vermehrung der Geisteskranken in Deutschland. Die Maniaci konnten theatralischen Vorstellungen zu Charenton nicht beiwohnen, die Monomaniaci selten, und die Blödsinnigen hatten gar keinen Nutzen davon. Die Geisteskranken, denen das Schauspiel nützlich sein konnte, waren geheilt, und es wäre ihnen viel nützlicher gewesen, der Freiheit wiedergegeben zu sein, als während drei Stunden in einem eingeschlossenen, heissen Ort, wo Alles Kopfschmerzen herbeiführen musste, eingesperrt zu werden. So fanden wenige Vorstellungen statt, wo sich nicht ein heftiger Ausbruch von Delirium oder irgend ein Rückfall zeigte. Dieses Mittel, durch das man das Publikum täuschte, indem man vorgab, dass die Geisteskranken selbst Komödie spielten, erhielt niemals die Einwilligung des dirigirenden Arztes dieses Hauses, und Royer-Collard erhob sich mit Energie gegen diesen Missbrauch und schaffte ihn endlich ab. Ich führte einen jungen Reconvalescenten zur Opéra comique. Er sah überall seine Frau, die sich mit Männern unterhielt. — Ein anderer empfand schon nach einer Viertelstunde starke Hitze im Kopfe. Gehen wir hinaus, sagte er mir, oder ich bekomme einen Rückfall. — Ein junges Mädchen, das in der Oper war, sah, dass die Schauspieler Säbel trugen und glaubte, dass sie sich schlagen wollten. Man musste hinausgehen, um einem Ausbruche zuvorzukommen. Und dennoch hatte ich die Individuen, die ich hinführte, und die Stücke, die man spielen

sollte, selbst ausgewählt. Das Schauspiel bekommt also dem Geisteskranken, und ich fürchte selbst den Reconvalescenten nicht.

Seneca sagt, dass die Reisen von geringem Nutzen bei geistigen Affekten seien. Er führt in dieser Beziehung die Antwort des Sokrates an, die er einem Melancholischen gab, welcher sich beklagte, wenigen Nutzen aus seinen Reisen gezogen zu haben. Ich bin nicht erstaunt, reistest du nicht mit dir selbst? Indess verordneten dennoch die Alten die Reisen, sie schickten ihre Kranken nach Anticyra um Helleborus zu nehmen. Die Engländer schicken ihre Melancholischen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs, Italiens und selbst in die Colonien. Ich habe stets beobachtet, dass die Geisteskranken Erleichterung nach einer langen Reise empfinden, besonders wenn sie entfernte Oerter besucht haben, deren Lage und Anblick ihre Einbildungskraft beschäftigte, und wenn sie Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten und die gewöhnlichen Unannehmlichkeiten der Reisenden empfunden haben. Die Reisen wirken noch, indem sie alle assimilirende Funktionen erregen, Schlaf, Appetit, und die Sekretionen hervorrufen. Reconvalescenten, die da fürchten in die Welt einzutreten, wo sie glauben, von ihrer Krankheit sprechen zu müssen, sind nach einer Reise weniger unruhig, die dann der Gegenstand ihrer Unterhaltung mit Freunden und Verwandten ist.

Dies ist die Behandlungsart, die einen direkten Einfluss auf das Gehirn und folglich auf die intellectuellen und geistigen Störungen der Kranken ausübt, und dies sind die allgemeinen Punkte der Therapie, die ich hier angeben musste.

Die Prinzipien der physischen Behandlung können nicht auf so allgemeine Grundsätze zurückgeführt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass man auf das Gehirn einwirken muss, indem man die Ursache, die die Geisteskrankheit hervorgerufen hat oder unterhält, bekämpft. Aber die Natur dieser Ursachen entgeht uns oft; das Gehirn ist nicht immer der primitive Sitz; und dieselbe Ursache hat nicht immer bei allen Individuen dieselbe Wirkung. Die physischen Mittel, die geeignet sind, die traurigen Wirkungen dieser Ursachen zu zerstören, sind sehr verschieden.

Die Constitution der Geisteskranken wird sehr schnell geschwächt; sie leiden an Hautaffectionen, an lympathischen Anschwellungen und Skorbut. Dies beweist, wie viel Gewicht man auf die Lage und Construction einer Irrenanstalt legen muss. Die Lage muss bei uns nach Südwest, nach Osten in den warmen Ländern, nach Mittag im Norden sein. Der Boden muss trocken, die Wohnungen vor Feuchtigkeit, vor Kälte geschützt sein und ein guter Luftzug in ihnen unterhalten werden können.

Es ist ein grober Irrthum zu glauben, dass Geisteskranke für atmosphärische Einflüsse unempfindlich seien. Die meisten meiden die Kälte und suchen die Hitze auf.

Die Alten wollten, dass man die Maniaci an einen frischen und dunkeln Ort setze. Diese Lehre ist für die acute Periode ausgezeichnet gut; aber tritt der chronische Zustand ein, so will Pinell, dass man sie der vollen Thätigkeit ihrer Bewegungen, und zwar in freier Luft überlasse. Eine sehr heitere, lichte, malerische Lage wird dem Melancholischen gut bekommen. Die, die in heissen Länder erkrankt, werden eher genesen, wenn sie nach kalten Klimaten zurückkehren, und umgekehrt. Die an Heimweh leiden, werden nur wieder hergestellt, indem sie ihr Vaterland, ihren Geburtsort wiedersehen.

Die Kleidung, besonders die der Melancholischen muss warm sein; die wollene Bekleidung auf der Haut und wollene Friktionen thun ihnen gut. Ihr Bett muss aus einer Matratze, aus einem pferdehaarenen Kopfkissen und aus einem Kopfpfühl bestehen, so dass der ganze Körper auf Pferdehaaren ruht. Die Bedeckung muss leicht und der Kopf gewöhnlich bloss sein. Die Nahrung muss nach der Natur und Periode der Krankheit, nach den individuellen Umständen und Complicationen verschieden sein. Im Anfange verordnet man die Diät, die sich die meisten Kranken selbst auferlegen; später wird Quantität und Qualität der Nahrungsmittel modificirt. Die Nahrungsmittel müssen immer einfach, ohne Gewürz bereitet, und leicht zu verdauen sein. Während der Reconvalescenz werden die Nahrungsmittel substantieller, ohne jedoch je erregend zu sein. In einigen sehr seltenen, nur ausnahmsweise vorkommenden Fällen kann die Nahrung reichlicher sein. Die Nahrungsmittel werden verschiedlich ausgetheilt; man wird vermeiden, sie alle auf einmal zu geben, wie man es in vielen Hospitälern thut, wo sie des Morgens für den ganzen Tag dargereicht werden. Es entsteht hieraus, dass die Kranken ihre Nahrungsmittel, so bald sie sie empfangen haben, entweder verschlingen oder vernichten. Den übrigen Theil des Tages werden sie durch Hunger gequält, werden wüthend oder traurig, überzeugt, dass man ihnen das verweigert, was sie bedürfen, oder dass man sie durch Hunger umkommen lassen will. Die meisten der Maniaci und Monomaniaci werden durch Durst gequält. Man muss dieses Bedürfniss durch eigenthümliche Getränke, die zu ihrer Disposition dastehen, oder die auf mehrern Stunden des Tages vertheilt sind, befriedigen. Nahrungsmittel und Getränke, die aufregen, müssen in allen Perioden der Krankheit verbannt sein. Nichtsdestoweniger können sie in einzelnen Fällen von Verwirrtheit, manchmal bei der Mono-

manie und bei der Reconvalescenz, wie ich es so eben sagte, von Nutzen sein.

Die Sekretionen und Exkretionen müssen durch alle mögliche Mittel begünstigt werden. Man muss Sorge tragen, dass der Kranke stets offenen Leib habe; denn die Verstopfung ist ein häufiges Symptom, und verschlimmert das Delirium.

Leibesübungen, Reiten, Ballschlagen, Fechten, Gymnastik, Reisen müssen besonders in der Melancholie mit den übrigen Heilmitteln verbunden werden. Die Bearbeitung der Erde ersetzt für eine gewisse Klasse von Geisteskranken alle andern Uebungen. Man kennt die gute Wirkung, die ein schottischer Pächter von der Behandlungsweise der Geisteskranken erlangt. Er zwang sie, seine Felder zu bearbeiten. Bourgoin bemerkt in seiner Reise durch Spanien, dass die reichen Geisteskranken aus der Anstalt von Saragossa nicht genesen, weil man sie nicht dazu zwingen kann, das Land zu bearbeiten, während die armen, die es thun, geheilt werden. Pinell will, dass eine Irrenanstalt eine Pächterei habe, damit die Kranken arbeiten können. Durch Gartenarbeit gelang mir die Heilung einiger Geisteskranken. In der Salpetrière erhält man die besten Wirkungen durch Handarbeiten, die die kranken Frauen verrichten müssen. Diese Frauen sind in einem grossen Saale vereinigt, wo sie nähen oder strikken; einige versehen den Dienst im Hause, andere bearbeiten den Garten. Solche nützliche Beschäftigungen fehlen leider bei den Männern und auch bei den reichen Frauen. Man ersetzt sie nur auf sehr geringe Weise durch Spaziergänge, Musik, Lesen u. s. w. Reiche Männer und Frauen sind so gewohnt nichts zu thun, dass hierdurch die Vortheile aufgehoben werden, die sich eigentlich bei ihnen zur Heilung der Geisteskrankheit vorfinden.

Um eine sichere Grundlage zur Therapie bei der Geisteskrankheit zu haben, müsste man alle allgemeinen und individuellen Merkmale der Krankheit kennen, durch sichere Zeichen den Heerd, woher alle diese Störungen entstehen, unterscheiden; bestimmen, ob das Physische auf das Geistige, oder das Geistige auf das Physische wirkt, endlich die Arten festsetzen, die durch sich selbst heilen, die, die der geistigen Mittel, die der Arzneimittel bedürfen, und die, die durch eine gemischte Behandlung geheilt werden. Welche Schwierigkeiten mussten sich nicht daher den Aerzten entgegenstellen, die bei allen Geisteskranken, die sie zu behandeln hatten, nur ein und dieselbe Krankheit sahen. Sie wussten es sehr wohl, dass, da das Delirium bei der Nähe eines bösen Ausgangs symptomatisch bei fast allen Krankheiten ist, auch bei der Geisteskrankheit symptomatisch sein kann; auch wussten sie, dass es augenscheinlich sympathische Krankheiten

gäbe und dass durch tausend praedisponirende und excitirende Ursachen die Geisteskrankheit hervorgerufen werden könne. Aber da sie nur auf die augenscheinlichsten Symptome ihre Aufmerksamkeit richteten, so wurde durch die Heftigkeit derselben ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und sie vernachlässigten das Studium der Geisteskrankheit und das Verhältniss der Ursachen zu den Symptomen.

Durch Theorien verführt, sahen die Einen nur Entzündung, klagten das Blut an und missbrauchten die Aderlässe die Andern glaubten, dass die Galle reize, die Organe opprimire und ihren Funktionen schade; sie verschwendeten Brechmittel und Abführmittel. Andere dachten nur an einen nervösen Einfluss, sie gaben im Ueberfluss Antispasmodica, Alle vergassen, dass es die Aufgabe der Kunst sei, gut die Umstände und Symptome zu erforschen, durch die man die Ursachen und den Sitz, mit einem Worte, die Natur der Krankheit kennen lernen kann.

Wird man zu einem Geisteskranken gerufen, und hat man sich über die vorhergehenden Umstände, über die Praedisposition, über die erregenden Ursachen unterrichtet, so muss man sehen, ob keine dringende Indication zu erfüllen ist. Man muss die Menstruation, wenn sie unterdrückt ist, wieder hervorrufen; alte Geschwüre, Hautkrankheiten wieder herstellen u. s. w.

Wenn eine grosse und pletorische Aufregung stattfindet, so muss man diese Symptome durch Blutausleerungen, warme Bäder, lang fortgesetzte Emollientia bekämpfen, erfrischende Getränke, Laxantia geben; manchmal muss man auf der Haut rubefacientia anwenden und zugleich muss der Kranke auf eine leichte Diät gesetzt werden. Wird die Krankheit so wie eine acute behandelt, so zeigt sich fast immer nach 8, 14, 21, 30 Tagen eine Remission und zuweilen eine sehr markirte Intermission. Dann muss man die materiellen, pathologischen Ursachen zu bekämpfen suchen, die der Krankheit vorhergegangen oder dieselbe vorbereitet. Hierbei darf man die dem Charakter entsprechende psychische Methode nicht ausser Acht lassen. Nehmen wir hier einige dieser Indicationen durch. Ein Mann wird geisteskrank; er litt früher an Hämorrhagien, die zu fliessen aufgehört haben. Der Arzt wird die Ausleerungen wieder herstellen. Eine Hautkrankheit verschwindet, ein Geschwür trocknet ein, und die Manie oder Monomanie bricht aus. Indem man die Hautkrankheit und das Geschwür wieder herstellt, ist es fast sicher, dasss die Geisteskrankheit aufhört.

Wenn man die allgemeinen Dispositionen und die traurigen Wirkungen der besondern Ursachen bekämpft hat, und die Geisteskrankheit doch nicht geheilt wird, dann kann man seine Zuflucht zu einer empirischen Behandlung nehmen. Aber ehe wir

dahin gelangen, prüfen wir erst alle Mittel, die durch die Erfahrung geheiligt sind. Ich werde über diese Mittel näher sprechen, indem ich von den verschiedenen Arten der Geisteskrankheit rede, und ich will mich jetzt damit begnügen, anzugeben, wie nach meiner Meinung einige heroische Mittel bei der Behandlung der Geisteskranken einwirken.

Das Wasser wird bei Geisteskrankheiten auf jede Art und bei jeder Temperatur angewandt. Die warmen Bäder von 20 — 25° sind die nützlichsten; man kann sie bei magern, nervösen und sehr reizbaren Personen, selbst mehrere Stunden hinter einander fortbrauchen lassen. Wenn starke Congestion zum Kopfe stattfindet, so thut man gut, während der Dauer des Bades Blasen, die mit kaltem Wasser angefüllt sind, oder damit befeuchtete Leinwandstreifen auf den Kopf zu legen. Die kalten Bäder sind gut für starke, junge, robuste Personen, die sehr an Hitze leiden. Die Kälte wirkt, indem sie einerseits die Wärme entzieht und indem sie die Thätigkeit der Haut erregt. Manche Schriftsteller schreiben hierbei warme Bäder vor und Prosper Alpinus räth sie an. Man hat die Bäder noch wirksamer gemacht, indem man zum Wasser verschiedene mehr oder minder heilsame Substanzen mischt.

Das Tauchbad besteht darin, den Kranken in kaltes Wasser hineinzusenken und ihn sogleich wieder herauszuziehen. Man kann diese Procedur 3, 4, 5, 6 mal wiederholen. Das Uebergiessungsbad wird nach Currie's Methode folgendermaassen gemacht. Man setzt den Kranken in eine leere Badewanne, giesst über seinen Kopf kaltes Wasser, dessen Temperatur man bei jedem Bade erniedrigt. Die Tauch- und Uebergiessungsbäder sind besonders bei den Personen nützlich, die durch Masturbation und lange anhaltenden Kummer geschwächt sind, und bei denen man eine Reaction hervorrufen will. Diese Bäder unterscheiden sich von dem Ueberraschungsbad. Dieses besteht darin, den Kranken in's Wasser zu tauchen, wenn er es gar nicht erwartet. Man bewirkt es, indem man den Kranken in ein Wasserreservoir, in einen Fluss oder in das Meer stürzt. Dieses Mittel wird durch den Schreck heilkräftig, und man begreift leicht den Eindruck, den der Kranke empfinden muss, wenn er unerwartet ins Wasser fällt und hierbei befürchtet zu ertrinken.

Van Helmond will, dass man den Kranknn so lange unter Wasser lasse, bis er den Gebrauch seiner Sinne verliere; van Swieten im Commentar des Boerhaave besteht auf dieses Mittel, welches mit dem Aderlass fast das einzige war, welches er anwandte. Indess haben wir keine einzige Thatsache, die die Praxis in dieser Beziehung aufklären könnte. Pinell verordnet das Ueberraschungsbad. Ich habe nie davon Gebrauch gemacht

und ich weiss, dass es unheilbringend war. Ich würde es eben so gern haben, dass man dem Kranken den Rath gebe, sich von der dritten Etage herunter zu stürzen, weil man gesehen hat, dass einige Geisteskranken durch einen Fall auf den Kopf heilten.

Die Douche besteht darin, Wasser von einer grössern oder geringern Höhe herab auf den Kopf zu giessen. Sie war den Alten schon bekannt und wurde auf verschiedene Weise angewandt. Zu Avignon endet das Dach der Douche in einen Schnabel und ist einen Fuss oberhalb des Kopfes des Kranken angebracht. In Bordeaux endet die Douche in Form einer Giesskanne. In der Salpetrière enden die Douchen durch eine Röhre von 4, 6, 12 Linien im Umfange und das Wasser fällt von verschiedenen Höhen herab. Die Temperatur des Wassers ist gewöhnlich der der atmosphärischen Luft gleich. Man hat bei der Verwirrtheit die Anwendung des warmen Wassers vorgeschlagen. Der Kranke erhält die Douche, indem er in einem Lehnstuhl sitzt, oder noch besser, indem er sich in einem warmen oder kalten Bade befindet.

Die Douche agirt sowohl durch die Kälte, als durch die Kraft, die sie beim Herabfallen äussert; sie übt sympathisch eine Kraft auf die regio epigastrica aus, verursacht Cardialgien und Neigung zum Erbrechen. Nach ihrer Anwendung sind die Kranken bleich, manchmal gelb. Sie wirkt auch als ein psychisch unterdrückendes Mittel ein, und oft reicht eine Douche hin, um die Wuth zu beruhigen, den gefahrvollen Entschluss zu brechen oder den Kranken zum Gehorsam zu zwingen. Es giebt junge, starke, thätige Geisteskranke, die die Douche wünschen. Sie verspüren, nachdem sie sie bekommen, ein Gefühl von Frische im Kopfe, welches ihnen sehr angenehm und oft sehr nützlich ist. Die Douche bekommt vorzüglich, wenn Kopfschmerzen vorhanden sind. Man muss sie mit Unterschied und nie nach der Mahlzeit anwenden. Bevor man sie verordnet, müssen die ersten Wege gereinigt sein, und sie darf nur einige Minuten lang fortgesetzt werden. Nie darf man ihre Anwendung den Dienern überlassen, es kann hierbei Unfug entstehen, und man muss stets daran denken, dass ihre Anwendung böse Folgen herbeiführen kann.

Auch wurde das Eis auf den Kopf angewandt. Seine lang fortgesetzte Anwendung beruhigt den Kopfschmerz und die Wuth, die den Aderlässen, den allgemeinen Bädern, und derDouche widerstanden. Es ist besonders im Anfange der Manie nützlich, wenn Röthe und Hitze des Gesichts eine Gehirncongestion bedrohen. Die Anwendung nützt um so mehr, wenn die Füsse des Kranken in sehr warmes Wasser gesetzt oder mit einem reizenden Cataplasma umgeben sind

Die ableitenden Fussbäder bringen einen entfernten, oft heil-

samen Reiz hervor. Man macht sie reizend durch erhöhte Temperatur des Wassers, durch Hinzufügung von Kochsalz, Ammoniak, Senf. Man muss aber wissen, dass das Wasser, wenn es Anfangs zu warm ist, einen Schmerz verursacht, der auf das Gehirn einwirkt.

Man wendet auch noch das Wasser an, indem man es in kleinen Quantitäten und zu wiederholten Malen in das Gesicht der Blödsinnigen spritzt. Diese leichten unerwarteten und wiederholten Excitationen haben zuweilen die Kranken von ihrer Befangenheit befreit.

Das Wasser wird noch zu Lavements, die bald rein, bald mit Purganzen, beruhigenden antispasmodischen Mitteln, je nach den Indicationen, versetzt sind, angewendet. Man hat auch die absteigende Douche vorgeschlagen, um die hartnäckige Verstopfung zu bekämpfen, um den Krampf in den Eingeweiden aufzuheben, um diesen Tonus zu geben, oder um eine ableitende Reizung hervorzurufen.

Auenbrugger rieth, das kalte Wasser in grossen Quantitäten zu trinken, und zwar stündlich ein Glas voll. Hufeland hält dieses für ein Mittel gegen die Manie. Le Roi von Antwerpen hat einen Aufsatz bekannt gemacht, in dem er die Vortheile des kalten Wassers gegen den Selbstmord auseinandersetzt. Mehrere Thatsachen scheinen diese Bemerkung zu bestätigen. Die interessanteste in dieser Beziezung ist die von Theden, einem ausgezeichneten preussischen Arzte, der, nachdem er in seiner Jugend hypochondrisch war, in Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde verfiel. Der anhaltende Gebrauch von einer grossen Menge kalten Wassers gab ihm seine Gesundheit wieder. Er trank täglich 24—30 Pfund. Hufeland bestätigt diese Thatsache durch zwei von ihm beobachtete Fälle. Man hat besonders dieses Mittel gegen den Selbstmord angerathen.

Die ausleerenden Mittel waren vom höchsten Alterthum an und während langer Zeit sehr berühmt; sie machten die Basis der Behandlung bei der Geisteskrankheit, besonders bei der Melancholie, aus. Sie passen aber nicht in allen Fällen und können häufig das Uebel vermehren. Die neueren Aerzte haben Vomitive angerathen, die eine ausgezeichnete Stelle zur Bekämpfung einiger Monomanien und Melancholien mit Stupor einnehmen sollen. Die Vomitive passen für die Individuen, deren Sensibilität darnieder liegt, während sie da, wo Eretismus vorhanden ist, schädlich sind. Masson Cooks hält die Vomitive für die geeignetsten Mittel in allen Perioden der Geisteskrankheit. Rush glaubt, dass die Vomitive in der hypochondrischen Melancholie von grossem Nutzen seien. Man wendet sie mehrere Tage hinter

einander an und ausser den merklichen Ausleerungen, die sie hervorbringen, erregen sie noch die Transpiration und verursachen nützliche Erschütterungen, indem sie den Krampf der Unterleibseingeweide beschwichtigen.

Man hat zu diesem Zwecke auch die Purganzen gerühmt. Die Wahl der Purganzen ist nicht gleichgültig. In einzelnen Fällen zieht man die vor, die eine spezielle Beziehung zum Lebersystem, zu den Hämorrhoidalflüssen, zu den Eingeweidewürmern etc. haben. Die Purganzen erregen oft eine Reizung und die Thätigkeit des Hautsystems wird durch sie aufgehoben. Um diesen Zufällen oder Consecutivwirkungen zuvorzukommen, verbindet man mit ihrem Gebrauch warme Bäder.

Viele Geisteskranken glauben sich sehr wohl zu befinden und verweigern jede Medicin; man lässt sie, ohne dass sie es wissen, etwas nehmen, das ihren Magen oder Eingeweide reizt, Schmerzen und selbst Ausleerungen verursacht. Durch diese Zufälle werden die Kranken über ihre Gesundheit unruhig und nachgiebig. Das gummi gutti, der Helleborus, die Bryonia, Aloe, abführende Mineralwasser, sind hier therapeutische Mittel, die man mit Nutzen anwenden kann.

Chretien, ein berühmter Arzt von Montpellier, schlägt die Coloquinten als ein sicheres Purgans vor; er lässt mit denselben Einreibungen auf dem Bauche machen und hält sie für ein Specificum bei der Geisteskrankheit. Ich habe die Versuche Chretien's bei 20 Kranken wiederholt und war nicht so glücklich, als dieser Arzt. Ich habe nicht nur meine Kranken durch dieselben nicht geheilt gesehen, sondern sie führten auch nicht einmal nach der Application auf den Unterleib ab.

Wenn die Circulation des Blutes gestört war, so glaubte man die Ursache für alle Krankheiten und ein Heilmittel für alle Uebel gefunden zu haben. Man liess Blut in grossen Strömen fliessen. Das Blut der Geisteskranken wurde um so weniger verschont, da man glaubte, sie geheilt zu haben, wenn man ihnen bis zu dem Augenblick, wo sie in Ohnmacht fielen, zur Ader liess. Man bemerkte diesen Irrthum nicht, weil die, die man so stark zur Ader gelassen, in die tiefste Verwirrtheit fielen und jetzt für geheilt galten. Man breitete diese Behandlung auf alle Geisteskranke aus und stellte nach dem Prinzip, dass das Blut in zu reichlicher Menge oder zu warm sei und ausgeleert oder erfrischt werden müsse, eine allgemeine blutlassende Behandlung für die Geisteskranken in allen Hospitälern auf. Auch in den Hospitälern Frankreichs, wo man einige Sorgfalt auf die Geisteskranken verwandt, wurde ihnen im Frühling und Herbst ein oder zweimal zur Ader gelassen. Ausserdem badete man sie in kaltem Wasser, oder warf sie, an Händen und Füssen gebunden, in einen Fluss oder

einen Wasserbehälter. Wenn einige Schlachtopfer aus dieser unsinnigen Behandlung entkamen, so machte man Lärm. Das Vorurtheil zu Gunsten des Aderlasses war vor noch nicht langer Zeit selbst noch in Paris so stark, dass wir schwangere Frauen aufnahmen, denen, ehe sie nach der Salpetrière geführt wurden, man erst aus Vorsicht zur Ader liess, bevor man sie in ein Haus schickte, wo man doch den Aderlass verordnete.

Die Excesse waren in dieser Beziehung manchmal so gross, dass ich unter Andern einen Geisteskranken behandelte, der in 48 Stunden dreizehnmal zur Ader gelassen war. Pinell erhob sich gegen diesen Missbrauch und führt Beispiele an, die jedem Practiker im Gedächtniss sein sollten. Ich kann hinzufügen, dass ich mehrere Male gesehen, dass die Geisteskrankheit sich nach sehr starken Regeln, Hämorrhagien, ein, zwei und selbst drei Aderlässen sehr verschlimmerte. Ich sah gleich nach dem Aderlass Traurigkeit in Manie, Wuth übergehen und umgekehrt die Verwirrtheit in die Stelle der Manie treten. Ich glaube nicht, dass man den Aderlass bei der Behandlung der Geisteskranken gänzlich verbannen muss. Er ist bei pletorischen Subjecten unumschränkt nothwendig, wenn starke Congestionen zum Kopfe stattfinden, wenn Hämorrhagien oder blutige gewohnte Ausleerungen unterdrückt sind. Im Anfang der Geisteskrankheit, wenn Pletora vorhanden ist, eine heftige Congestion zum Kopfe stattfindet, gewohnte Hämorrhagien unterdrückt sind, lässt man ein, zwei, dreimal zur Ader, applicirt Blutegel an den Schläfen oder setzt blutige Schröpfköpfe. Später sind die Blutentleerungen lokal und werden nur als Revulsivmittel angewandt, oder um unterdrückte Ausleerungen zu ersetzen u. s. w.

Mit dem Gebrauch der kräftigen, tonischen Mittel, der Antispasmodica muss man auch sehr vorsichtig sein. Man wandte oft in sehr grossen Dosen Kampfer, Moschus, Eisen, China, Antimonialia als Specifica gegen die Geisteskrankheit an. Diese Mittel sind nützlich, haben aber nur einen individuellen Nutzen; sie sind von trefflicher Wirkung, wenn man so glücklich ist, die richtige Indication für sie zu haben; aber sie sind gefährlich und schädlich, wenn man sie bei allen Kranken anwendet.

Einige Geisteskranke schlafen wenig; sie bringen Wochen, Monate ohne Schlaf zu. Man suchte ihnen Schlaf durch Narcotica zu verschaffen. Diese Medicamente sind mehr schädlich als heilsam, besonders wenn Pletora oder Congestionen zum Kopfe vorhanden sind. Das Regimen, die Arbeit sind die wahren Hülfsmittel gegen Schlaflosigkeit; warme oder kühle Bäder rufen den Schlaf hervor, sind wahrhaft heilsam und stiften keinen Schaden.

Auch sind Haarseile, die Moxa, die Kauterisation, Schröpfköpfe, Vesikatore, reizende und Merkurial-Einreibungen angewandt

worden. Dies sind vortreffliche Mittel, um eine Revulsion zu bewirken, ein unterdrücktes Hautleiden zu ersetzen, die atonische Haut zu beleben und eine allgemeine Reaction etc. zu bewirken. Man hat vorgeschlagen, den Kopf mit reizenden Pflastern zu umwickeln, oder ihn mit einer gesättigten Auflösung von Tartar. emetic. zu waschen. Ich muss gestehen, dass ich von allen diesen Mitteln, die den Eretismus vermehren, die Kranken quälen, sie reizen, nie einen glücklichen Erfolg gesehen. Ich läugne nicht, dass man in einzelnen Fällen einen glücklichen Erfolg erhalten konnte, aber ich glaube, dass diese Fälle sehr selten und die Indication sehr schwer abzuschätzen ist.

Ich kann hier nicht unterdrücken, einige Bemerkungen über den Gebrauch des Feuers, der Moxa, die selbst in der Manie angewendet wurden, zu machen. Der Dr. L. Valentin hat mehrere Beobachtungen bekannt gemacht, wo die Manie durch die Anwendung des Feuers geheilt wurde. (*Mémoires et observations concernants les bons effects du cautère actuel appliqué sur la tête dans plusieurs maladies. Nancy* 1815.) Ich habe mehrere mal das Glüheisen im Nacken bei Manie, die mit Wuth complicirt war, mit Erfolg angewandt; aber eine grosse Anzahl vergeblicher Versuche gemacht, wenn ich es bei Personen anwandte, bei denen sich Symptome von Paralyse zeigten. Das Haarseil im Nacken zeigte sich mir von günstigerem Erfolg, aber auch nur bei Individuen, die an der so eben besprochenen Complication nicht litten, und die in dem Stadium der Verwirrtheit waren, welches man mit Idiotismus verwechselt hat.

Gmelin und Perfect haben durch die Electricität geheilt. Ich wandte dieselbe zwei Sommer hindurch 1823 und 1824 bei einer grossen Anzahl unserer geisteskranken Frauen an. Eine einzige wurde während meiner Versuche geheilt. Es war ein junges sehr starkes Mädchen, bei dem in Folge eines Schreckes die Regeln unterdrückt waren und das in Manie verfiel. Es war seit einem Monat geisteskrank, wurde 14 Tage zur Zeit ehe die Menstruation erfolgen sollte, elektrisirt. Der Ausfluss fand statt, und die Heilung erfolgte sogleich. Weinhold hat den Galvanismus versucht. Ich habe ihn im Jahre 1812 mit dem Professor Albini angewandt. Zweimal wurden die Regeln wieder hergestellt und das Delirium hörte auf. Auch wurden Versuche mit dem Magnetismus, besonders in Deutschland angestellt. Die in Frankreich in dieser Beziehung gesammelten Thatsachen sind nicht genau genug, um daraus Schlüsse ziehen zu können. In den Jahren 1813 und 1816 machte ich mit dem verstorbenen Faria bei 11 geisteskranken Frauen, die theils von Manie, theils von Monomanie befallen waren, Versuche. Auf eine einzige, die sehr an Hysterie litt, hatte der Magnetismus einigen Einfluss, aber ihr Delirium verän-

derte sich gar nicht. Bei den 10 andern Geisteskranken fanden wir gar keine Wirkung. Die Experimente wurden in Gegenwart Desportes, Verwalters der Hospitäler, und mehrerer andern Aerzte gemacht. Ich habe mehreremal mit verschiedenen Magnetiseuren dieselben Versuche angestellt, ohne je ein glückliches Resultat erlangt zu haben.

Ich muss hier noch von der Drehmaschine Darvin's reden. Sie wurde anfänglich sehr gelobt, aber ihre Wirkung ist nicht so stark, als man sie Anfangs angeschlagen hat. Dreht man einen Geisteskranken, so hat er nachher Ausleerungen von oben und unten, wodurch er in eine ausserordentliche Schwäche verfällt. Wird das Mittel mit Vorsicht angewandt, so kann es da nützlich werden, wo die Kranken keine Medizin zu sich nehmen wollen und wo gastrische Beschwerden vorhanden sind.

Jetzt müssen wir noch von den Präservativmitteln bei der Geisteskrankheit reden. Der Zweck der prophylaktischen Mittel besteht darin, der Krankheit zuvorzukommen oder die Rückkehr der Anfälle zu vermeiden. Diese Mittel sind allgemein oder individuell; sie wurden schon früher durch die Untersuchung der Ursachen der Geisteskrankheit angezeigt.

Man muss die Ehen zwischen Personen, die von geisteskranken Eltern abstammen, vermeiden. Die Erziehung des Menschen fängt mit der Wiege an; daher muss man sich hüten, den Kindern Erzählungen und Fabeln vorzutragen, die das Gehirn erschüttern, die Einbildungskraft erschrecken. Indem man den Geist des Kindes kultivirt, muss man zu gleicher Zeit das Herz bilden, und bedenken, dass die Erziehung nicht nur in dem besteht, was man lehrt. Wenn die Erziehung weder religiös, noch moralisch ist, wenn das Kind in seinen Wünschen, bei seinem Willen keinen Widerspruch findet, wie soll es später die Widerwärtigkeiten ertragen, die uns oft im Leben zustossen. Man darf die Sensibilität und Intellektuität nie einer Treibhauspflanze gleich treiben, das Gehirn zu frühzeitig durch zu grosse Aufgaben anstrengen; man muss die Fehler des Regimens vermeiden, die oft von der zartesten Jugend an zur Geisteskrankheit disponiren; man muss die Leidenschaften der jungen Leute unterdrücken, leiten, u. s. w.

Bei denen, die von Eltern, die geisteskrank waren, geboren sind, muss die Erziehung dahin gehen, mehr die physischen und gymnastischen Kräfte als die intellectuellen auszubilden. Der Erzieher, der vorher die Verirrungen der Eltern kennen muss, wird seinen Zögling um so verständiger leiten, seine lasterhaften oder exaltirten Forderungen mässigen und ihn gegen die Macht der Leidenschaft schützen; während der Arzt, von den physischen Ursachen, die die Krankheit der Eltern vorbereiteten, unterrichtet, die Entwickelung dieser Ursachen vermeiden wird, und den trau-

rigen Wirkungen derselben durch das Regimen und passende Medikamente zuvorkommen.

Wie soll man die Reconvalescenz sicher stellen und Rückfällen zuvorkommen, wenn der Reconvalescent nicht während einer längern oder kürzern Zeit bei einer Lebensart beharrt, die seiner Constitution und den Ursachen und dem Charakter der Krankheit, von der er so eben geheilt, angemessen ist; wenn er nicht den Einfluss der praedisponirenden physischen und psychischen Ursachen vermeidet, nicht gegen Fehler des Regimens, Excesse im Studium, Aufregung der Leidenschaften auf seiner Hut ist. Die Erfahrung hat gelehrt, dass die Krankheit oft durch Entwickelung der physischen und psychischen Ursachen stattfinde. Man muss diese Ursachen, sobald sie sich zeigen, bekämpfen, ohne den Ausbruch des Deliriums abzuwarten. Ein Brechmittel, ein Abführungsmittel, das zur Zeit gegeben, verhindert oft den Anfall der Geisteskrankheit; Blutegel, ein Aderlass, die bei der geringsten Störung in der Menstruation angewandt werden, kommen oft dem Anfalle, der ausgebrochen wäre, zuvor. Das Verschwinden einer Hautkrankheit, der Gicht, des Rheumatismus, einer gewohnten Ausleerung ging dem ersten Anfalle voran. Man muss gegen diese Metastasen auf der Hut sein. Was ich von der Vorsicht, bei dem physischen Zustand derjenigen, die geisteskrank gewesen sind, gesagt habe, gilt gleichfalls für den psychischen Zustand. Wenn ein Mensch zornig ist, so wird er einen Rückfall bekommen, wenn er nicht seine ganze Kraft anwendet, diese Leidenschaft zu besiegen. Ein Anderer hat seinen Verstand nach häuslichem Kummer verloren, man muss ihm denselben ersparen. Nur aus Unvorsichtigkeit ist die Geisteskrankheit so oft erblich; und aus derselben Quelle entsteht auch das häufige Wiederkehren der Krankheit bei den meisten Individuen.

II.

Von den Hallucinationen.

Ein Mensch, der die feste Ueberzeugung einer wirklich empfangenen Empfindung hat, und zwar dann, wenn kein äusserer Gegenstand sich in der Umgebung seiner Sinne befindet, der diese Empfindung erregen könnte, ein solcher hat Hallucinationen. Er ist ein Visionair.

Sauvage gab den Namen Hallucinationen für die Irrthümer eines Menschen, der an einer Störung der Sinne leidet und die Empfindungen nicht mehr so aufnimmt, als vor dieser Störung. Sagar nennt die falschen Vorstellungen Hallucinationen, Linnoeus bringt sie in die erste Klasse der Krankheiten der Einbildungskraft (*imaginariae*). Cullen stellt sie unter die lokale Krankheiten.

Darvin, und seit der Zeit alle englischen Aerzte, benannte ein partielles Delirium, welches nur Einen Sinn befällt, mit dem Namen Hallucination.

Dieses Symptom des Delirinms wurde durch alle Schriftsteller mit den lokalen Verletzungen der Sinne, mit der fehlerhaften Association der Ideen, endlich mit den Wirkungen der Einbildungskraft verwechselt. Es wurde dann nur aufmerksam beobachtet, wenn es Begriffe zum Gegenstand hatte, die zum Gesichte gehören; nicht aber, wenn es Begriffe hervorruft, die den andern Sinnen zukommen. Nichtsdestoweniger ist dieses Symptom in allen seinen Verschiedenheiten bei jedem Sinne sehr häufig; es ist eins der Elemente der Geisteskrankheit und man findet es in allen Varietäten bei derselben.

Die religiösen Bücher aller Völker, die Geschichte der Magie, der Zauberei aller Zeitalter, die Curiositäten-Sammlungen liefern zahlreiche Thatsachen von Hallucinationen. Ich selbst habe eine grosse Anzahl gesammelt und mitgetheilt. Die folgenden Beobechtungen handeln von Hallucinationen, die von den übrigen Symptomen der Geisteskrankheit so entfernt als möglich sind.

N., 51 Jahr alt, von lebhaftem Temperament, mit grossem Kopf, kurzem Halse und blühendem Gesicht, war im Jahre 1812 Bürgermeister in einer grossen Stadt Deutschtands. Diese Stadt lehnte sich gegen die französische Arrieregarde, die im Rückzug begriffen war, auf. Die Unordnung, die aus diesen Begebenheit ten entstand, die Verantwortlichkeit, die dabei auf dem Bürgermeister lastete, brachten ihn um den Verstand. Er glaubt sich des Verraths halber angeklagt, und deshalb entehrt zu sein. In diesem Zustande schneidet er sich mit einem Rasirmesser in die Kehle. Sobald er wieder zu sich gekommen, hört er Stimmen, die ihn anklagen. Von seiner Wunde geheilt, hört er dieselben Stimmen, üherzeugt sich, dass er von Spionen umgeben sei und glaubt, dass er von seinen Bedienten denunzirt werde. Diese Stimmen wiederholen ihm Tag und Nacht, dass er seine Pflicht vernachlässigt habe, dass er entehrt sei und dass er nichts besseres thun könne, als sich zu tödten. Sie bedienen sich aller Sprachen Europas, die dem Kranken geläufig sind. Eine einzige dieser Stimmen wird weniger deutlich verstanden, weil sie russisch spricht, in welcher Sprache N. nicht so fertig ist, als in den übrigen. Mitten unter diesen verschiedenen Stimmen unterscheidet der Kranke sehr wohl die einer Dame, die ihm wiederholt muthig zu sein und Zutrauen zu haben. Oft setzt sich N. von der Seite um besser zu hören nnd zu verstehen; er frägt, er antwortet, er wird zornig, indem er sich an die Personen wendet, von denen er glaubt, dass sie mit ihm sprechen. Er ist überzeugt, dass seine Feinde durch verschiedene Mittel seine innigsten Gedanken errathen können, und ihm die Vorwürfe, die Drohungen ihrer geheimen Meinungen zukommen lassen. Uebrigens spricht er ganz verständig und alle seine intellectuellen Fähigkeiten sind in vollkommen gesundem Zustande. Er unterhält sich über verschiedene Gegenstände mit demselben Geist, demselben Wissen, derselben Leichtigkeit, als vor seiner Krankheit.

In sein Vaterland zurückgekehrt, bringt N. den Sommer 1812 in einem Schlosse zu, und erhält dort viel Besuch. Wenn die Unterhaltung ihn interessirt, so hört er nicht mehr die Stimmen, wenn sie an Interesse abnimmt, so hört er sie unvollkommen. Er verlässt die Gesellschaft, setzt sich in einem Winkel, um besser hören zu können, was diese treulosen Stimmen reden. Er wird alsdann unruhig und besorgt. Den folgenden

Herbst kommt er nach Paris. Dieselben Symptome belästigen ihn während des Weges und vermehren sich nach seiner Ankunft. Die Stimmen wiederholen ihm: Tödte dich, du kannst deine Ehrlosigkeit nicht überleben. — Nein, nein, erwiederte der Kranke, ich will mein Leben enden, wenn ich gerechtfertigt bin. Ich will meiner Tochter nicht meine Unehrlichkeit als Erbtheil überlassen. Er begiebt sich zu dem Polizeiminister (*Réal*), der ihn mit Wohlwollen aufnimmt und ihn zu trösten sucht. Aber kaum ist er auf der Strasse, so umlagern ihn die Stimmen von Neuem.

Ich werde eingeladen den Kranken zu besuchen. Ich finde ihn auf dem Hofe des Gasthauses, wo er mit seiner einzigen Tochter wohnte, im Spazierengehen begriffen. Sein Gesicht war zornig, die Farbe gelb, sein ganzer Ausdruck unruhig, die Augen wild. Ich wurde höflich empfangen und erhielt auf alle meine Fragen nur die Antwort: «Ich bin nicht krank.» Am andern Tage dieselbe Aufnahme; er sagte mir: «Ich badarf weder eines Arztes, noch Spiones.» Aufregung während des übrigen Tages. N. führt seine 15jährige Tochter zu einem seiner Freunde. Am Abend wird seine Unruhe grösser; es tritt Schlaflosigkeit und Verstopfung ein. Am folgenden Tage begiebt sich N. frühzeitig zum Polizeipräfekt, erklärt, dass er seine Tochter in Pension gegeben, dass er seinen Feinden, die ihm anrathen sich zu tödten, nicht eher nachgeben werde, als bis er vollkommen gerechtfertigt sei. Er will als Gefangener hier bleiben, und wünscht, dass über ihn so schnell als möglich geurtheilt werde. An demselben Tage wird der Kranke meiner Behandlung anvertraut.

Während eines Monats bleibt N. ohne auszugehen in seinem Zimmer, er schlief nicht, ass sehr wenig, wollte Niemand bei sich empfangen und ging mit grossen Schritten, wie ein besorgter, unruhiger Mensch, spazieren. Schlägt man ihm Arzneien vor, so antwortet er mit ironischem Lächeln. Ausserdem ist er vollkommen höflich, seine Unterhaltung folgerecht, sehr geistreich und manchmal heiter; aber er verräth nicht sein Geheimniss. Er scheint sehr misstrauisch, und besonders gegen die Personen, die ihn bedienen. Oft ist er während der Unterhaltnng zerstreut; manchmal hält er an um zu hören, und antwortet kurz mit Laune und selbst mit Zorn den bewussten Stimmen. Nach zwei Monaten ungefähr scheint er zu wünschen, dass ich meine Besuche verlängere, Ich nehme mir heraus, die Stimmen, die ihn verfolgen, Schwätzer zu nennen. Dies Wort glückt, und von nun an bedient er sich dieses Ausdrucks, um damit ihre schreckliche Lästigkeit zu bezeichnen. Ich spreche jetzt von seiner Krankheit und den Beweggründen seines Aufenthalts. Er giebt mir viele genauere Umstände über Alles, was ihn in der letztern

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zeit betraf, an; er schickt sich ein wenig besser in meine Wünsche, und streitet wider meine Einwände; er nimmt jedoch nicht meine Meinung über die Ursachen jener Stimmen an und erinnert mich, dass man zu Paris eine sogenannte unsichtbare Frau zeigte, zu der man in der Entfernung sprach und die in der Entfernung antwortete. «Die Physik, sagte er, hat so viel Fortschritte gemacht, dass man mit Hülfe von Maschinen die Stimmen von weither versetzen kann.»

Sie haben 100 Meilen mit der Post gemacht und auf dem Steinpflaster verhinderte das Geräusch des Wagens, dass sie ihre Schwätzer verstehen konnten?

Ja, ohne Zweifel, aber mit ihren Maschinen hörte ich sie sehr bestimmt.

Die politischen Neuigkeiten, die Annäherung der fremden Heere nach Paris schienen ihm erfundene Fabeln, um ihm seine Meinung zu nehmen. Plötzlich sagte er mitten in einer Unterhaltung, indem er seine Stimme erhob und in einem feierlichen Tone: «Weil Sie mein Glaubensbekenntniss haben wollen, so nehmen Sie es hin. Der Kaiser hat mich mit Wohlthaten überhäuft, ich habe ihm mit Eifer und Treue gedient; ich habe weder gegen meine Pflicht noch gegen meine Ehre gefehlt; ich beschwöre es. Man mache mit mir was man wolle.» Gegen Ende des Monats März 1814 lade ich N. nach einer langen Unterredung ein, mich zu besuchen, um sich durch die Besichtigung meiner Bibliothek zu überzeugen, dass ich Arzt sei. Er verweigert es, aber drei Tage später schlägt er mir vor, indem er glaubt, mich zu überraschen, sogleich in meine Wohnung mitzukommen. Ich nehme es an, und nachdem er lange Zeit meine Bücher durchblättert hatte, sagte er: «Wenn diese Bücher hier nicht ausdrücklich für mich hergestellt sind, so ist dieses die Bibliothek eines Arztes.» Einige Tage später fand die Belagerung von Paris statt. Der Kranke bleibt überzeugt, dess es nicht eine Schlacht sei, sondern nur ein Manoeuver. Der König wird proklamirt und ich stelle N. die französischen Journale zu. Er liest sie und giebt sie mir wieder, indem er sagt: «Man hat diese Journale für mich gedruckt.» Ich mache ihm den Einwand, dass dies nicht nur ein sehr gemeines, sondern auch gefährliches Mittel sein würde. Dieser Einwand überzeugt ihn nicht. Ich fordere ihn auf, um sich zu überzeugen, in Paris spazieren zu gehen. Er verweigert es. Am 15ten April sagte er mir ungestüm und ohne dazu aufgefordert zu sein: «Gehen wir aus.» Sogleich begaben wir uns nach dem Jardin des plantes, wo sich eine grosse Anzahl Soldaten, die die Uniformen aller Nationen trugen, befanden. Kaum hatten wir hundert Schritte gemacht, so drückt mir N. lebhaft die Hand und sagt: «Gehen wir nach

Hause zurück! Ich habe genug gesehen, Sie haben mich nicht getäuscht! Ich war krank, ich bin geheilt!» Von diesem Augenblick an schwiegen die Schwätzer oder liessen sich nur noch des Morgens gleich nach dem Aufstehen hören. Mein Reconvalescent zerstreute sich durch die kürzeste Unterhaltung, geringste Lektüre, einen Spaziergang, und er beurtheilt dieses Symptom, wie ich es selbst gethan habe. Er betrachtet es als eine nervöse Erscheinung und drückt sein Erstaunen darüber aus, so lange Zeit dadurch getäuscht worden zu sein. Er willigt darin ein, einige Blutegel anzusetzen, Fussbäder zu nehmen und einige Gläser eines purgirenden Mineralwassers zu trinken. Im Monat Mai bewohnt er das Land, geniesst daselbst einer vollkommenen Gesundheit, ungeachtet des Kummers, den er dort erleidet, und obgleich er das Unglück hatte, dort seine einzige Tochter zu verlieren. N. kehrt im Jahre 1815 nach seinem Vaterlande zurück, wo er zum Ministerium berufen wurde.

Diese Krankengeschichte zeigt das einfachste Beispiel einer Hallucination des Gehörs, welche ich je beobachtet habe. Die Hallucination war ganz allein da, und charakterisirte die Gehirnaffection dieses Kranken. Seine Unruhe, sein Misstrauen, seine Furcht waren nur die Folge dieses Phänomens, welches länger als zwei Monate gedauert hatte, obgleich der Kranke im vollen Besitz seines Verstandes war.

P., 60 Jahr alt, gehörte zu einer Familie, die sich durch ihre wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet hatte. Er war ein sehr angesehener Marineoffizier, von mittlerem Wuchs, hervorragender Stirn, kastanienbraunem Haar, schwarzen Augen, weissem Teint; seine intellectuellen Fähigkeiten waren sehr ausgebildet, sein Charakter sehr sanft. Er hatte in seiner Jugend Onanie getrieben; einer seiner Brüder hatte sich getödtet.

P., 30 Jahr alt, machte in Preussen die Schlachten als Offizier mit; er war lange Zeit in einem sehr feuchten Orte kantonnirt und bekam ein intermittirendes Fieber mit Delirium. Im 31sten Jahre verheirathete er sich, während er noch Reconvalescent war, mit einem sehr liebenswürdigen Mädchen, und trat in eine Familie, die ihn wie einen eigenen Sohn behandelte. Kurze Zeit darauf trat das Delirium wieder ein und der Kranke suchte sich das Leben zu nehmen. Er wurde meiner Behandlung anvertraut und nach 3 Monaten wieder hergestellt. Zu seiner Familie zurückgekehrt, war er der glücklichste Mensch; er kehrt zur Armee zurück, avancirt und macht die Feldzüge von 1810 und 1811 mit. Im Juli dieses letzten Jahres, als er 34 Jahr alt war, kehrt das Delirium zurück, und hört am Ende des Jahres auf. Im Feldzuge von 1814 wird er zum Eskadronschef ernannt. Kurze Zeit darauf ereignete sich durch die Absetzung Bonaparte's

ein neuer Anfall. Im Jahre 1815, als er 38 Jahr alt war, tritt er während der hundert Tage gegen die Meinung der Familie seiner Frau wieder in den Dienst. Nach der zweiten Absetzung wird P. von Neuem krank, hasst jetzt auf eine heftige Weise seine Frau und ihre Familie, die er vorher so sehr liebte. Er verlässt seine Familie und macht allein, von religiösen Ideen beherrscht, eine Fussreise nach Rom. Kaum hat er den Fuss auf den Boden Italiens gesetzt, als er eines Tages von Müdigkeit überfallen, auf einem Felsen ausruhend, etwas Aussergewöhnliches empfindet. Gott erscheint ihm, er hat die erste Vision. Von da an glaubt er sich auf dem ganzen Wege von seinem Srhwiegervater verfolgt, der ihm alle mögliche Hindernisse in den Weg legt, damit er die Reise nicht fortsetzen könne. Er sieht, er hört ihn, er kämpft mit ihm, dessenungeachtet beendet er seinen Weg. Als er in Frankreich eintritt, wird er in das Hospital von Avignon gebracht, wo er seinen Bart wachsen lässt, und die kleinste Sorgfalt für seine Person vernachlässigt. Er legt sich Fasten auf, spricht selten, beschäftigt sich nicht und erlaubt sich keine Zerstreuung. Ich besuche im Jahre 1821 das Hospital. P. erkennt mich wieder, spricht mich mit Liebe an, fragt mich nach meiner Gesundheit und erkundigt sich nach einigen Personen, die er vor 11 Jahren, zur Zeit als ich ihn behandelte, kannte.

P. wird im Jahre 1825 nach Paris geführt, und nach Charenton gebracht; sein Delirium ist religiöser und mystischer Art. Tausend Hallucinationen, tausend Illusionen haben ihn befallen. P. glaubt unmittelbare Unterredungen mit Gott zu haben. Gottes Sohn erscheint ihm manchmal; er sieht ihn auf Wolken getragen, von Engeln umgeben, ein Kreuz in der Hand. Er vertraut seinem ergebenen Diener seine Befehle, aber nicht durch Worte, sondern durch Zeichen, die in der Luft erscheinen. P. verrichtet nicht die geringste Sache ohne den Gott des Himmels darum zu fragen. Er wiederholt Stellen aus der Bibel, wenn man ihm Vorstellungen wegen seiner Hallucinationen und Illusionen macht; denn Gott drückt sich so durch die heilige Schrift aus. Indem er während der Fasten 1827 sich zu streng aller Nahrungsmittel enthielt, wurde er krank. Ich befehle ihm Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Er folgt aber erst, nachdem er mit Gott consultirt und einen Befehl von oben erhalten. Er sagte mir oft während unserer Unterredungen: «Ehemal glaubte ich nicht an Gott, ich war in der Finsterniss, aber seitdem ich den Glauben habe hat mich Gott erhellt.» P. ist immer im Garten, betrachtet den Himmel, die Wolken und hat ein Stück Papier und ein Bleistift in der Hand. Er zeichnet die symbolischen Figuren, die er in der Luft

sieht. Dies sind bald geometrische Figuren, bald Thiere, bald Wirthschaftssachen, Blumen und musikalische Instrumente, bald sind es bizarre Figuren, denen nichts ähnlich ist. Alles sind Zeichen zur Belehrung der Menschen, denn die heilige Schrift hat gesagt: es wird Zeichen am Himmel geben. Er hat Alles schaffen sehen, er versteht die Schöpfung und die Zeichen, die er sieht; er will sie erklären und in seinen Erklärungen mischt er stets Religion mit Politik. Er zeichnet alle seine Visionen auf und beschreibt sie genau.

Im gewöhnlichen Leben ist P. ruhig, gewöhnlich liebenswürdig. Wenn er von seinen Visionen spricht, so bemerkt man ein Lächeln auf seinen Lippen; seine Sprache ist sanft, er drückt sich ohne Exaltation aus; seine Worte sind sehr gut gewählt. Widerspricht man ihm so beleben sich seine Augen, sein Blick erhebt sich und ist nach den Wolken gerichtet, sein Gesicht färbt sich.

P. hat ein äusserst ansehnliches Aeussere, er ist stärker geworden, seine Haare sind gebleicht. Er lebt für sich allein und hält sich gewöhnlich in freier Luft auf; er spricht wenig und hat nie Streit. Ich sprach mit ihm oft von seiner Frau und seiner Familie, um ihn zu seinen alten Neigungen wieder zurückzuführen. Sie wollten mich, sagte er, um meinen alten Glauben bringen. Es sind Feinde Gottes, ich verläugne sie.

Man wird nicht ohne Interesse die merkwürdigen Hallucinationen eines sehr ausgezeichneten Seeoffiziers lesen, der sich seit 11 bis 12 Jahren in Charenton befindet. Seine religiöse Monomanie hat den höchsten Gipfel erreicht. Er ist 50 Jahr alt und fast immer durch Ideen des Mysticismus und der Busse beherrscht. Er will fasten, er geht barfuss und zieht seine Kleider aus und legt sich auf das Fensterbrett seines Zimmers; er ist in der Regel ruhig, jedoch hat er mehrere Anfälle von Wuth gehabt, als man ihn verhindern wollte, seinen Gottesdienst zu verrichten. Im Frühling des Jahres 1836 hat mir H. mehrere einzelne Blätter zugestellt, auf welchen er seine Hallucinationen beschrieben. Hier folgen einige Stellen daraus; 1stes Blatt: «Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.»

«Zeichen von Visionen, die die Regierung Gottes und unsers Herrn Jesu Christi voraussagen.»

«Seit einigen Jahren geschehen sehr aussergewöhnliche Sachen im Himmel und auf Erden. Die Herrschaft Gottes und unsers Herrn Jesu Christi ist wahr. Gott hat mich mit mehreren Visionen begünstigt, ich will es beweisen. Seit einigen Jahren habe ich besonders das Glück gehabt, Gott und mehrere Wohnungen des Himmels zu sehen. Was ich alles für Dinge weiss!»

„Im Osten hörte ich im October 1821 gegen Mitternacht eine sehr starke Stimme, die vom Himmel kam und Worte herabsprach, die ich nicht wiederholen kann, weil ich sie nicht verstand. Kurze Zeit darauf hörte ich viel Lärm; ich sah böse Geister, die durch Gott verjagt wurden. Bei dieser Stimme erhob ich mich plötzlich und betete. Am folgenden Tage gab ich mein Geld den Armen. Einige Tage nachher sah ich im Osten vor dem Aufgang der Sonne das Dreieck, das Zeichen der Gottheit. Ich sprach davon mit mehreren Personen, aber ich führte damals noch nicht ein so religiöses Leben, dass man mir glauben konnte. Ich hätte beten, Busse thun sollen, aber ich that es nicht. Einige Jahre nachher fing ich an, mich in der Religion zu unterrichten. Ich ging aus Schaam wenig zur Messe. Ich habe diese Schaam überwunden und Busse gethan. T. H."

Zweites Blatt. „Im Namen des Vaters u. s. w. Zeichen und Visionen u. s. w. im Jahre 1829.

Gegen Ende des Monats Juni erschien in der Nacht ein Mann über Frankreich: die Gegenwart Gottes schien nahe zu sein und ich hörte sagen: Ist dies das Ende der Welt? Es scheint, dass es das Ende der Welt sei. Die Menschen hatten Furcht und viele schienen sehr beunruhigt. Am Tage herrschte die vollkommenste Ruhe. Einige Tage nachher sah ich diesen Menschen einen Theil des Himmels mit Bewaffneten durchlaufen. Ihr Gang war eilig und dieser Weg schien deshalb gemacht zu werden, um die Menschen im Himmel und auf Erden zu benachrichtigen. Während des ganzen Sommers sah ich Engel und Heilige in mehreren Wohnungen des Himmels.

Ich sah mehreremal Gott den Vater, der die Güte hatte, mit mir zu sprechen. Das erstemal war er von einer grossen Macht umgeben; der Himmel war funkelnd. Ich sah ihn vom Licht der Weltalle umgeben, die vorher dunkel schienen; dann ging er in verschiedene Höllen, wo er mehrere ungeheure Thiere tödtete und Löcher zugraben liess, aus denen, wie ich glaubte, man falsche Orakel gab. Seine Macht war überall, und die Himmel davon erschüttert.

Ich sah mehreremal im Himmel Johannes den Täufer in einem Wagen mit sieben Pferden, aus dem er, wie ich glaube, mit Engeln die Begebenheiten vorbereitete, die vor der Ankunft Christi stattfinden sollten.

Ich bitte Sie, zu glauben, dass meine Visionen wahr sind." Hier folgt die Unterschrift.

Ich übergehe die andern Blätter. In ihnen folgen sich die Ideen nicht mehr und sind, in Beziehung zu den Gedanken, welche den Kranken beherrschten, nicht mehr vernünftig. Eins derselben endet mit folgender Reflexion:

„Ich glaube, dass Jesus Christus kommen wird, weil er sich mehrere Male entfernt hat. Ich bitte alle Treuen, sich für mich bei ihm zu verwenden."

Frau v. S., 47 Jahr alt, von mittlerem Wuchse, mager, mit kastanienbraunem Haar, blauen Augen, sehr reizbar, von lebhaftem und sanftem Charakter, war zuerst im 14ten Jahre menstruirt.

Sie war stets schwächlich, aber litt nie an heftigen Krankheiten. Sie verheirathete sich im 21sten Jahre, wurde im 23sten schwanger und glücklich entbunden. Sie stillte nicht selbst. Drei Monat nach der Entbindung litt sie an einem gastrischen Zustand, der, obgleich die Hämorrhoiden flossen, anhielt. Im 31sten Jahre ward sie zum zweitenmal schwanger. Ihr Charakter änderte sich, sie wurde eigensinnig. Sie kam zur rechten Zeit und ohne besondern Zufall nieder, nährte ihr Kind selbst und ihr alter guter Charakter kam wieder zum Vorschein. Das Säugen beschwerte sie und die Unterleibsaffection nahm an Heftigkeit zu. Im 38sten Jahre bekam sie mystische Ideen, überzeugte sich, dass sie mit ihrem Manne nur in der Aussicht, Kinder nach dem Ebenbilde Gottes zu schaffen, leben müsse, und klagte ihren Mann an, dass er zu irdische Ideen habe. Sie wurde zum drittenmal schwanger und die Entbindung ging glücklich von statten. Das Kind starb nach einigen Monaten. Madame S. hatte es sehr sorgfältig gepflegt, weil, wie sie sagte, das Kind nach heiligen Einsichten geboren war. Auf den sehr grossen Schmerz folgte eine vollkommene Ruhe. Die mystischen Ideen verschwanden und vom 40sten Jahre war sie bis zum 46sten, wo sie ihre älteste Tochter, die seit kurzer Zeit verheirathet war, verlor, vollkommen gesund. Obgleich sie in Verzweiflung über diesen Verlust war, so affectirte sie doch viel Hingebung, um den Muth ihres Mannes, der sehr tief gebeugt war, aufrecht zu erhalten. Sie fing jetzt wieder an, mit grosser Begier religiöse Bücher zu lesen; und las mehrere von den sogenannten politischen Prophezeihungen, die damals sehr gesucht waren. Diese verschiedenen Lektüren beschäftigten sie sehr. Sie verlor den Schlaf und den Appetit und vom Januar 1817 an sprach sie oft von Begebenheiten, die Frankreich vorhergesagt waren. Im Anfange des folgenden März wohnte sie dem Gottesdienst am Todestage ihrer Tochter bei. Sie blieb traurig, mürrisch, verschlossen, ohne Appetit, ohne Schlaf. Plötzlich zeigten sich am 5ten März Geschrei, Klagen, Convulsionen, und Madame S. sprach unaufhörlich von Gott, der ihr grosse Begebenheiten ankündigt. Der Himmel ist ihr offen gewesen, sie hat ihre Tochter darin gesehen, welche ihr gesagt hat, Frankreich würde nun unter den Scepter der Güte und Gerechtigkeit kommen; ein Messias würde erscheinen, um sich an die Spitze seiner neuen Kirche und der Regierung zu stellen und ein Jeder würde

künftig glücklich sein. Dieser Zustand dauerte sieben Stunden und als Madame S. wieder zu sich gekommen war, machte man ihr den Vorschlag, nach Paris zu kommen, um ihre Gesundheit wieder herzustellen. Sie verweigerte es hartnäckig. Als man ihr aber sagte, dass Gott es ihr befehle, kam sie sogleich von ihrem Zimmer herab, die Pferde wurden angespannt, sie stieg ohne Schwierigkeit ein und kam den 6ten in Paris an.

Den 7ten März, neue Krise, Convulsionen, Geschrei, Hallucinationen, Anstrengungen, um ihren Mann und die Kammerfrau los zu werden. Sie stösst sie durch Drohungen und Worte zurück, schlägt sie und hält sie für Teufel. Als sie entfernt wurden, ward sie ruhiger, aber nicht verständiger. Sie ist ganz in Verzweiflung, weil der Teufel die Gestalt ihres Mannes angenommen, den sie so innig liebt. Sie begiebt sich leicht zu Pinell, weil dieser berühmte Mann eben so wie sie von Allem unterrichtet ist, was geschehen soll. Sie wird mir anvertraut. Vom ersten Augenblicke an machen die neue Wohnung, die fremden Personen, die die Kranke umgeben, einen solchen Eindruck auf sie, dass sie die Gedanken, die ihren Geist beschäftigen, nicht verrathen will. Sie kümmert sich nicht darum, dass ihr Mann abwesend; sie spürt keine Unruhe, sich mit Fremden allein zu befinden. Dieser Wechsel der Lage ist die Erfüllung der Befehle Gottes.

Am folgenden Tage, als am 8ten, beweist Madame S. wieder einiges Zutrauen. Ich suchte sie über die wahren Beweggründe ihres Aufenthalts in Paris zu belehren. Sie lachte über meinen Irrthum, ladet mich mit Wohlwollen ein, mich auf grosse Begebenheiten vorzubereiten; ausserdem ist sie ruhig, spricht wenig, lacht manchmal ohne Grund und spielt auf den Abend eine Partie Karten; sie verweigert alle Arzneimittel.

Am 10ten erzählt mir Madame S. in einer langen Unterhaltung zum ersten Male Alles, was sie gesehen, was sie gehört, was sie in den heiligen Büchern entdeckt hat. Nach einer ziemlich langen Unterredung willigt sie ein, mit mir einen Kontrakt zu machen, den wir beide unterzeichnen. In diesem Kontrakt ist bestimmt, dass wenn der Messias nicht bis zum 25sten März angekommen und wenn bis zu diesem Zeitraum nicht grosse Begebenheiten stattgefunden haben, so willigt die Kranke ein, für geisteskrank gehalten zu werden, und will sich in jede ihr vorgeschriebene Behandlung fügen. Von diesem Augenblick an ist sie nicht nur ruhig, sondern auch heiter; sie spricht gern, aber nicht von dem, was in ihrem Innern vorgeht; sie unterhält sich über alle Gegenstände mit Geist; nur gegen mich lässt Madame S. einige Worte wegen ihrer Prophezeihung fallen, und einzig und allein aus Interesse für mein zukünftiges Glück. Der 25ste März ist vorüber. Schon am folgenden Tage fordere ich die Erfüllung

meines Kontrakts. Madame S. schickt sich dazu an und zeigt ein grosses Verlangen, ihren Mann wiederzusehen. Sie sieht ihn am folgenden Tage und sie scheint uns Allen so vernünftig, dass sie an demselben Tage noch nach der Provinz abreist. Die Ueberzeugungen dieser Dame waren nicht gänzlich zerstört, aber sehr geschwächt. Zu Hause zurückgekehrt, nahm sie ihre alte Lebensart, sowohl in ihrer Häuslichkeit, als auch in der grossen Welt, wieder an, und bald waren auch die letzten Spuren ihrer Krankheit gänzlich verwischt.

Madame R., Nähterin, 44 Jahr alt, von schlankem Wuchs, kastanienbraunen Haaren, braunen und lebhaften Augen, von sanguinischem Temperament, heiterm, aber eigensinnigem und zornigem Charakter, befand sich im Allgemeinen stets wohl. Im 19ten Jahre gingen der Menstruation heftige Kolikschmerzen voran; im 22sten Jahre verheirathete sie sich, wurde siebenmal schwanger und hielt dreimal falsche Wochen. Im 30sten Jahre nährte sie, streitet sich heftig, wird zornig und die Milch wird unterdrückt. Es entsteht ein heftiges Delirium, welches 18 Monat anhält. Von der Zeit an war ihre Gesundheit wieder gut.

Im 41sten Jahre wird Madame R., indem sie durch die Strasse geht, mit einem Topf warmer Lauge überschüttet. Sie hatte damals gerade ihre Menstruation; diese wurde unterdrückt und erschien nie wieder. Sie bekam heftige Kopfschmerzen, machte ausserordentliche Ausgaben, kaufte Dinge, die zur Wirthschaft ganz unnütz waren, stritt und zankte sich über Politik und ihr Charakter wurde jähzornig.

Im 44sten Jahre hatte sie einen Streit; sie gerieth in Zorn. Vom Abend an grosse Aufregung, Delirium. Madame R. zerbricht die Fensterscheiben ihrer Nachbarin. Sie wird angehalten, nach der Polizei geschickt, wo man sie verurtheilt, die zerbrochenen Fensterscheiben zu bezahlen. Es entsteht ein neuer Anfall von Zorn, ein heftiges Delirium, ausserordentliche Aufregung. Sie schreit, singt, tanzt; sie wird nach Charenton geschickt, und die Kranke bleibt dort 5 Monate in einer akuten Manie. Am 19ten November 1816 wird sie nach der Salpetrière gebracht. Sie ist in einer fortwährenden Aufregung; sie spricht unaufhörlich, zerreisst ihre Kleidungsstücke und quält ihre Mitgenossen. In der Regel ist sie heiter, jedoch weint sie auch manchmal; sie leidet an Schlaflosigkeit, Verstopfung; kleidet sich auf eine bizarre Art und erzählt jedem, der es hören will, mit der grössten Kaltblütigkeit und innigsten Ueberzeugung, dass sich zu Charenton eine Pensionairin befinde, die Jesus Christus besucht hat und für die er 3000 Franks Pension bezahle. Während unsere Kranke im Hause war, sah sie auch mehrere Male Christus; sie sagte, dass sein Wuchs schlank sei und seine Haare braun, worüber sie sehr

erstaunt war, da man Christus blond gemalt hatte. Vielleicht, meinte sie, war er in der Jugend blond. Jesus Christus hat ein schönes Gesicht, einen niedlichen Mund, schöne Zähne, seine Stimme, so wie sein Wort, ist sanft; er hat mir angekündigt, dass es während des Winters nicht kalt sein wird und dass er die Jakobiner bestrafen will, indem er ihre Häuser überschwemmt. Er erschien ihr stets als Geist, damit die Andern ihn nicht sähen; er nahm sie beim Arm, führte sie in eine gelbe Kapelle, die sich damals in dem Garten befand.

Seitdem sie in der Salpetrière ist, besucht sie Jesus Christus alle Abende. Er hat ihr versprochen, dass es eine reiche Erndte geben wird und dass er sie reich machen werde. Er hat an sie mehrere Briefe geschrieben; (sie hat diese Briefe, aber will sie Niemandem zeigen) er sendet in ihre Zelle die schönsten Gerüche von Jasmin und Orangen; auf den Wänden ihrer Stube hat er Landschaften und Fernsichten malen lassen und lässt sie alle Abende durch die glänzendsten Sterne erleuchten. Unsere Kranke hat allein das Recht, alle diese schönen Sachen zu sehen und zu hören.

Mademoiselle C., von schlankem Wuchs, mit schwarzem Haar, schwarzen grossen Augen, von gelber Farbe, schwacher Brust, hatte einen lebhaften Charakter, eine phantasiereiche Einbildungskraft.

Im ersten Jahre litt Fräulein C. an den Pocken; im 12ten Jahre erschien die Menstruation, nachdem C. 3 Monate vorher chlorotisch war. Seit dieser Zeit erschien die Menstruation nicht regelmässig und in zu geringer Menge. Im 14ten Jahre verliebte sich C. in einen jungen Mann, mit dem sie erzogen worden war; er starb. C. war damals 16 Jahr alt, verfällt in Melancholie, will nicht essen und bringt mehrere Tage zu, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen. Seit dieser Zeit leidet sie an Kopf- und Magenschmerzen, sie schläft wenig und wird oft durch Alpdrücken erweckt. Sie verfällt, sobald man ihr widerspricht, in Convulsionen und Ohnmachten, besonders geschieht dies nach der Mahlzeit.

Im 17ten Jahre verliebt sie sich aufs Neue. Die Melancholie und alle nervösen Zufälle verschwinden; die Gesundheit scheint sich in ganz gutem Zustande zu befinden.

Im 18ten Jahre verliert C. ihre Eltern; bleibt ohne Stütze, ohne Mittel; sie wird matt, die Menstruation unregelmässiger; sie verfällt in Melancholie, wünscht sich den Tod herbei und empfindet bei der Idee, sich bald mit ihren Eltern zu vereinigen, grosse Freude. Endlich erscheint täglich 5 — 7 Stunden ein Delirium; in den Zwischenzeiten verweigert sie Nahrung zu sich zu nehmen; sie magert ab, es entsteht Lungenkatarrh, Leucorrhoe, intermittirendes Fieber, das Anfangs dreitägig, später viertägig, und dann

täglich mit Delirien während der Anfälle auftritt. Die Kranke sieht an ihrer Seite die todten Eltern, was sie in die grösste Verzweiflung bringt. Einige Freunde, in der Hoffnung, sie zu trösten, sagen, sie möchte ihren Trost in der Religion suchen; sie thut es auch. Im 21sten Jahre, als sie sich in ihren Neigungen getäuscht sieht, verfällt sie wiederum in Traurigkeit und Entmuthigung; sie fühlt sich durch den Verlust ihrer Eltern und durch ihr grosses Unglück überhäuft. Da erschien ihr in der Kirche die heilige Jungfrau, die neben Gott sass, tröstete sie und gab ihr die Versicherung, dass sie sie in Schutz nehmen wolle. Sie hatte dieselbe Erscheinung täglich während des Deliriums beim kalten Fieber, welches ein Jahr anhielt.

Im 23sten Jahre sieht sie sich durch ihren Geliebten verläumdet; sie will sterben und verweigert alle Nahrungsmittel. Nachdem sie 14 Tage nichts zu sich genommen, verfällt sie in einen Zustand, den sie nicht beschreiben kann. Dessenungeachtet schleppt sie sich zur Kirche, und während sie betet, erscheint ihr ungeachtet ihrer physischen Schwäche, ungeachtet des Aufruhrs ihrer Leidenschaften und ihrer Ideen, Gott. Er fragt sie mit einem Tone, der sie durchdringt, um die Beweggründe, die sie dazu treiben, sich zu zerstören.

Weil man mir Kummer macht, antwortet sie. Nach einer langen Unterredung befiehlt ihr Gott, leben zu bleiben, ungeachtet aller Leiden, die sie noch zu erdulden haben wird; er fordert einen Schwur von ihr, dass sie sich nie selbst das Leben nehmen wolle. C. leistet diesen Schwur. — Hier muss ich bemerken, dass sie noch viel Unglücksfälle zu ertragen hatte, und dass sie zweimal in Melancholie mit einem Antriebe zum Selbstmorde verfiel, aber stets durch diesen Schwur zurückgehalten wurde.

Als C. 25½ Jahr alt war, verlässt sie ihr Vaterland, kommt nach Paris und überlässt sich dort einer ausgelassenen Lüderlichkeit, wie es ihr Temperament und ihre lebhafte Einbildungskraft ihr eingab. Kurze Zeit darauf wird sie schwanger, und darüber sehr betrübt. Während der Schwangerschaft hat sie mehrere Male täglich Ohnmachten, wird wassersüchtig. Nichtsdestoweniger ist die Entbindung glücklich. Von dieser Zeit an wird ihr Gesundheitszustand schlecht; sie glaubt, dass sie sterben muss; sie wünscht den Tod herbei, da er sie von ihren Leiden erlösen wird. Im 29sten Jahre wird sie zum zweitenmal schwanger; die Entbindung geht wiederum glücklich vorüber. C. geht am 10ten Tage nach ihrem Wochenbette aus der Entbindungsanstalt, und da sie sich im tiefsten Elend befand, von Kummer beladen war, arbeitet sie Tag und Nacht, um sich ihren Unterhalt zu verdienen. Ihre Schwäche und ihre Leiden lassen sie nicht genug gewinnen, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen. Sie geht in die Kirche,

betet dort drei Stunden zu Gott und verspricht ihm, sich zu bekehren. Sie kehrt muthiger und entschlossener zurück und fängt an, mit grösserer Anstrengung zu arbeiten. Nach einigen Tagen wird sie vom Fieber befallen und bringt mehrere Tage zu, ohne etwas zu essen; dann sieht sie wieder zum ersten Male Gott um 8 Uhr des Morgens erscheinen; sie ist in dem sechsten Himmel versetzt, sieht so schöne Sachen, wie sie nicht erzählen kann und deren Andenken sie noch bezaubert. Dieser Zustand dauert mehr als 9 Stunden. Gott erscheint ihr noch mehrere Male; Christus besucht sie öfter, giebt ihr Rathschläge und befiehlt ihr, zum Volke zu sprechen. Sie bringt mehrere Tage zu, ohne etwas zu essen, weil, da sie mit Gott in Verbindung steht, sie es nicht nöthig zu haben glaubt; sie will arbeiten, aber sie kann ungeachtet ihrer grossen Noth nichts zu Stande bringen.

C. hat während drei Wochen dieselben Visionen. Am 28sten April ist sie sehr bewegt, am 30sten singt sie aus ihrem Fenster, am Abend deklamirt sie und kündigt dem Volke grosse Unglücksfälle an. Sie spricht nach und nach von ihrer schlechten Aufführung, von ihrer Tugend, ihrer Busse; sie bewaffnet sich gegen Alles, was ihr unter die Hände fällt, bedroht die todtzuschlagen, die sich ihr nähern. Sie ist gegen ihre Bekannten, die sich um sie bemühen, aufgebracht und stösst sie mit Abscheu zurück; selbst ihre Schwester wird mit Verachtung und Wuth von ihr fortgejagt.

Am 1sten Mai kam ein Arzt zur Kranken. Sie befiehlt ihm, im Namen Gottes die Uebel anzudeuten, die Frankreich bedrohen u. s. w. Ihre Aufregung und Verkehrtheit der Ideen hat den höchsten Gipfel erreicht. Am 3ten Mai wird C. nach dem Hôtel Dieu geschickt, von wo aus sie nach der Salpetrière gebracht wird. Bei ihrer Ankunft am 5ten Mai singt und spricht sie unaufhörlich, hält religiöse Reden, die mit Obscönitäten gemischt sind. Sie ist mager, ihre Farbe gelb, ihre Haut brennend, ihre Zunge roth; sie will Wunder thun und alle unsere Kranke heilen. Es werden ihr warme Bäder, erfrischende Getränke, Fussbäder u. s. w. verordnet. Am 15ten allgemeines Delirium, Aufregung, grosse Gesprächigkeit, Geschrei, Gesang. Am 17ten Exacerbation aller Symptome; das Monatliche erscheint und fliesst in grosser Menge. Am 30sten Mai wechseln Ruhe mit Aufregung ab; Gott hat ihr befohlen, dem Kaiser die anzumelden, die ihn verrathen; sie wird sie anzeigen. Sie kennt auch die Ausgaben des Staates und die, die ihn verderben. Sie spricht mit Stolz und Drohungen; sie ist sehr roth, sehr bewegt und geht mit starken Schritten, speiet oft, und leidet an Verstopfung und Schlaflosigkeit. Am Ende Juni kehrt die Menstruation zurück. Juli idem. Die warmen Bäder werden fortgesetzt, kalte Waschungen auf den Kopf ge-

macht und erfrischende Getränke gegeben. Im August tritt Ruhe ein; die Kranke antwortet verständig auf die Fragen, die man an sie richtet. Im September schläft sie viel, die Vernunft kehrt zurück; es tritt die Reconvalescenz ein, aber sie leidet noch an Kopfschmerzen. Im December vollkommene Gesundheit. C. giebt über ihr Delirium Rechenschaft. Gott ist ihr während des letzten Deliriums sehr oft erschienen, hat mit ihr gesprochen und die Zukunft erzählt. Er hatte die Gestalt eines ehrwürdigen Greises, und war mit einer langen, weissen Robe angekleidet. Während des folgenden Winters blieb die Gesundheit ungestört. C. wurde am 13ten April 1815 aus der Anstalt entlassen.

Kaum war sie herausgetreten, so befand sie sich in demselben Mangel, derselben Verlassenheit. Derselbe Kummer, dieselben Ideen kehrten wieder. Unsre Kranke ist von dem Wunsche beseelt, Napoleon das anzukündigen, was Gott ihr befohlen hat. Sie versucht oft bis ins Innere der Tuillerien einzudringen, und da ihr bas nicht gelingt, so schreibt sie einen Brief, den sie an den Kaiser adressirt; schreibt einen zweiten an den Kanzler, um ihn zu fragen, auf welche Weise sie wohl Napoleon sprechen könnte.

Die Antwort, die ihr der Kanzler schrieb, befindet sich noch in meinen Händen. Aber die Kranke wagte nicht, die in dieser Antwort enthaltenen Instruktionen auszuführen. Bei der Revue, die vor der Abreise nach Waterloo abgehalten wurde, durchbricht sie die militairischen Kolonnen und stellt ein Packet von Briefen unter der Adresse Bonaparte's einem Offizier zu. Sie hofft jetzt, dass ihre Rathschläge bis zum Kaiser gelangt sind, und glaubt Frankreich gerettet zu haben. Sie ist jetzt während einiger Zeit ruhig, aber das Unglück verfolgt sie unaufhörlich. Da sie keine Arbeit fand, so verfällt sie wieder in Melancholie. Sie hat den Wunsch sich umzubringen, geht mehrere Male zum Flusse, aber wird durch den Schwur, den sie im 23sten Jahre geleistet hat, zurückgehalten. Sie kommt am 21sten Juni 1815 wieder nach der Salpetrière. Ihr physischer Zustand war besonders höchst bedauernswerth. Milch, genügende Nahrungsmittel, warme Bäder, erfrischende Getränke, leichte Laxanzen stellten schnell die Kräfte wieder her. Im Monat August befindet sich die Kranke besser und fängt zu arbeiten an. Im Monat September kehrt die Menstruation wieder; das Delirium hatte aufgehört und die Heiterkeit war wieder erschienen. Während des Winters litt sie an Kopfschmerzen und Skorbut. Seit einem Jahre wird sie, 33 Jahr alt, in dem Dienst der Abtheilung für Geisteskranke angewandt; sie ist im Besitz ihrer vollkommenen Vernunft, aber ihr Charakter ist launenhaft und verliebt. Sie ist so von der Wahrheit des ihr Angekündigten überzeugt, dass sie ei-

nes Tages im Jahre 1817 sagte: «Ich werde noch zwei Jahre für geisteskrank gehalten werden, bis die Zeit gelehrt hat, dass Alles, was mir vorhergesagt war, keine Narrheit und Irrthum sei.» Im Jahre 1819 schrieb C. selbst die Geschichte, die ich hier mitgetheilt habe.

D., Dr. der Medizin, von hohem Wuchs, starker Constitution, sanguinischem Temperament, hatte einen sehr starken Kopf, eine sehr bedeckte Stirn, die von einer Seite mehr hervorsprang als von der andern. Er hat blaue Augen und ein geröthetes Gesicht, ist heftig und eigensinnig. Er gehört der phlogistischen Schule an und begnügt sich nicht, diese Disciplin durch seine Rathschläge und Schriften zu verbreiten, sondern er stellt vielfache Versuche an; lässt sich selbst von Zeit zu Zeit Ader, hält eine sehr strenge Diät und badet sich sehr häufig. Er hatte mehrere seiner Collegen zum Duell herausgefordert, die bei einer Consultation nicht dieselben medizinischen Ansichten hatten.

In seinem 36sten Jahre (im August 1822) litt er an Paralyse des einen Auges, wozu sich ein vorübergnhendes Delirium gesellte.

Im 38sten Jahre (September 1824) entstand bei ihm nach einer heftigen Unterredung, die bei einer Consultation stattfand, plötzlich Delirium und Aufregung. Als er nach Hause zurückgekehrt war, will D. seiner Frau, seinen Kindern, seinen Bedienten zur Ader lassen und macht an sich selbst einen Aderlass von mehreren Pfunden. Jetzt traten Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, vollständige Verwirrung der Ideen und Hallucinationen ein. Acht Tage darauf wird D. nach Charenton geführt. Bei seiner Ankunft ist er in sehr grosser Aufregung und fortwährend geschwätzig. Der Kranke behauptet alle Welt zu kennen; behandelt die Dienstboten mit Ergebenheit. Er leidet an Hallucinationen des Gehörs und Gesichts; er hat das Bewusstsein seines Zustandes und urtheilt richtig. Gegen das Ende des Monats wird er wüthend und droht alle die, die sich ihm nähern, zu tödten.

Im 40sten Jahre (October 1826) glaubt D., dass ein Kranker des Hauses seine Frau beleidige; er wird wüthend, stürzt sich auf ihn, und verwundet ihn stark.

Im 41sten Jahre (April 1827) erlitt er mehrere Anfälle von intermittirenden Fiebern, die ihn zu beruhigen schienen, ohne jedoch sein Delirium zu vermindern.

Als ich die Aufsicht über Charenton bekam, hatte sich der Zustand D's. noch nicht geändert. Sein physisches Aussehen war sehr gut. Als er mich zum erstenmal sah, schien er sehr zufrieden mit mir und bezeugte mir viel Zutrauen. Aber obgleich er immer dieselbe Empfindung gegen mich behalten hatte, und behauptete viel Achtung vor mir zu haben, so konnte

ich ihn nicht dazu bestimmen, ein ordentliches Regimen anzunehmen und Arzneimittel zu gebrauchen, die seinem Zustande angemessen waren. Ich wünschte lebhaft seine Heilung und widmete ihm eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Nichts zerstörte seine Hallucinationen, und durch nichts konnten seine übertriebenen ärztlichen Ideen unterdrückt werden. Er bat mich oft ihm zur Ader zu lassen, und er wurde durch meine Verweigerung, die ich immer mit Gründen unterstützte, nicht entmuthigt. Seine Bitten wurden während des Sommers 1827 immer lebhafter. Endlich gab ich seinem Wunsche nach, hoffte hierdurch das Zutrauen des Kranken noch mehr zu gewinnen und dadurch Herr seiner Vernunft zu werden. Wir waren beide übereingekommen, dass man ihm versuchsweise nur ein wenig zur Ader lassen solle.

Der Aderlass wurde eines Tages im Monat October gemacht. Kaum hatte sich der Chirurg entfernt, so nimmt D. die Aderlassbinde ab, lässt sein Blut frei laufen, so dass er damit ein ganzes Nachtgeschirr, einen zinnernen Topf anfüllt und sich noch eine grosse Menge auf dem Fensterbrett seines Zimmers befindet. Da er fühlt, dass seine Kräfte abnehmen, so legt er sich aufs Bett, wo er auch noch eine Menge Blut verliert. Der Wärter kommt, da er ein klägliches Geschrei hört, herbei, und findet den Kranken fast ohne Leben auf dem Bette ausgestreckt. Die Assistenzärzte, von diesem Vorfall benachrichtigt, finden den Kranken ohne Puls, ohne Respiration, die Augen eingefallen, die Glieder schlaff und glauben, dass er todt sei. Nichtsdestoweniger macht man anfangs trockne, dann aromatische und geistige, später reizende Friktionen auf verschiedenen Theilen des Körpers und hüllt den Kranken in Wolle ein. Nach langen und mühsamen Anstrengungen ist die Respiration wieder zu hören, der Puls wieder zu fühlen. Nachdem man sich noch einige Stunden bemüht, scheint der Kranke wieder aufzuleben; er spricht einige Worte, aber er ist stimmlos. Nach und nach stellen sich die Kräfte des Kranken wieder her; er kann sprechen; die Sinne stehen ihren Funktionen wieder vor, mit Ausnahme der Augen; der Kranke bleibt blind. Erst nach einigen Tagen kann D. von dem, was er empfindet, Rechenschaft geben. Er erklärt, dass er sich bis auf eine geringe Schwäche wohl befinde. Er zeigt kein Bedauern über den Verlust des Gesichts und versichert, dass es sich wieder herstellen wird. Das Delirium hat ungeachtet des Schwächezustandes, der mehrere Monate anhielt, und ungeachtet der Blindheit keine Modification erlitten. Die Hallucinationen haben dieselbe Energie und denselben Charakter und er wird unaufhörlich durch dieselben aufgeregt.

Der Kranke unterhält sich immerwährend mit Personen, die er weder sieht noch hört. Gewöhnlich ist er zufrieden und

glücklich, lacht laut auf und bezeugt seinen Beifall durch Händeklatschen u. s. w. Er beklagt sich nie über seine Lage, er ist sehr reizbar geblieben und stets bereit, bei dem geringsten Widerspruch in Zorn zu gerathen, Alle Funktionen der Ernährung gehen gut von statten, jedoch schläft er nur sehr wenig. Dieser Zustand dauert ohne grosse Verschiedenheit 7 Jahre lang.

In seinem 42sten Jahre (1818) leidet er an einem Catarrhus intestinalis, er hat sehr reichliche Schleimausleerungen, die ihn sehr schwächen. — Im 49sten Jahre (Juni 1835) in der Nacht bekam der Kranke einen Schlagfluss. Bei dem Morgenbesuch fand ich die Lippen nach links stehend, die Sensibilität sehr geschwächt. Man muss stark die Haut kneifen um einen Schmerz hervorzubringen. Der Kranke hört kaum, spricht undeutlich, die Augen sind thränend, der Puls ist stark, frequent, unregelmässig, die Haut warm. Der Kranke befindet sich in einem soporösen Zustande, speiet oft und leidet an Verstopfung. Dieser Zustand war nicht von langer Dauer. Von dieser Zeit an ist die Intelligenz geschwächt, der Kranke weniger heiter, er hört und versteht schwer; erkennt nicht mehr so gut der Stimme nach die Personen, die sich ihm nähern. Er liegt stets auf seinem Bette und es mangelt ihm jeder Trieb der Selbsterhaltung. Er hat wenig Appetit und verweigert manchmal Nahrungsmittel zu sich zu nehmen; die Verdauung geht schlecht von statten, der Kranke ist abgemagert und leidet an Durchfall, aber die Hallucinationen und das Delirium dauern fort. — Im 50sten Jahre (16ten März 1836), nachdem mehrere Tage die Kräfte sehr abgenommen und Durchfall stattgefunden hatte, geschehen die Ausleerungen unwillkührlich. Der Kranke bleibt regungslos in seinem Bette liegen, man hört ihn nicht mehr in seinem Bette sprechen. Er ist gestorben.

Aus diesen Thatsachen und aus allen den Fällen, die zu dieser Form der Geisteskrankheit gehören, kann man schliessen, dass eine gewisse Form des Deliriums besteht, in welchem die Individuen bald durch den einen, bald durch den andern, bald durch mehrere Sinne auf einmal Empfindungen zu haben glauben, während kein äusserer Gegenstand vorhanden ist, um irgend eine Empfindung zu erregen. So hört ein Mensch in seinem Delirium sprechen, er wird gefragt, er antwortet, er hält eine folgerechte Unterhaltung und scheidet verständige Vorwürfe, Beleidigungen, Drohungen, Befehle, welche zu ihm gelangen; er streitet sich, wird ärgerlich, zornig; er hört himmlische Harmonien, den Gesang der Vögel, ein Concert, und dennoch spricht Niemand mit ihm und um ihn ist Alles in der tiefsten Ruhe. Ein Anderer sieht die verschiedenartigsten, belebtesten Gemälde; der Himmel ist ihm geöffnet, er sieht von Angesicht zu Angesicht; er

freut sich über ein schönes Gemälde, über ein Schauspiel, über die Gegenwart eines Freundes; er erschrickt über Flammen, die bereit sind ihn zu zerstören, über bewaffnete Feinde, die ihn tödten, über Schlangen, die ihn umbringen wollen; und dieser Unglückliche ist in der tiefsten Dunkelheit, er ist seines Augenlichts betraubt. Ein Geisteskranker glaubte einen glänzenden Wagen zu sehen, der ihn zum Himmel führen wolle; er öffnet sein Fenster, geht pathetisch zu, um in den Wagen zu steigen, und stürzt hinunter. Darvin erzählt, dass ein Student in Berlin, der bis dahin immer sehr gesund gewesen, ganz erschreckt zu ihm kommt, und seinem Kameraden versichert, dass er in 36 Stunden sterben werde. Er legt sich ins Bett, lässt den Prediger kommen, um das Abendmahl zu nehmen, nnd macht sein Testament. Hufeland ist bei dem Kranken und will ihn durch Vernunftgründe überführen, es gelingt ihm jedoch nicht. Hierauf verordnet dieser berühmte Arzt eine Dosis Opium, die einen tiefen Schlaf von länger als 36 Stunden bewirkte. Beim Erwachen überzeugt man den Kranken, dass er ein Spielwerk seiner Einbildungskraft gewesen. Als er davon wohl überzeugt ist, tritt die Ruhe des Geistes wieder bei ihm ein, er kommt wieder zu seiner frühern Heiterkeit und erzählt, dass der ganze Vorfall nur dadurch gekommen, dass er am Abend vorher einen Todtenschädel gesehen und eine Stimme gehört, die ihm zugerufen: Du wirst in 36 Stunden sterben.

Ein anderer Kranker will, dass man ihn vom lästigen Geruch befreie; es befindet sich gar kein riechender Körper in der Umgebung, und vor der Krankheit war der Kranke seines Geruchssinnes beraubt. Dieser hier glaubt rohes Fleisch zu kauen, Erde zu verschlingen. Jener geniesst Nektar und Ambrosia. Ein Melancholischer sah fortwährend Bienen aus seinem Munde kommen. Ein Maniacus hörte stets Donner; der Blitz, sagte er, fällt auf meinen Kopf, ohne mich zu verwunden. Auch glaubte er nach und nach, mit mehreren Frauen zu schlafen und sprach mit ihnen, als wenn sie gegenwärtig wären. Er lobte die eine wegen ihres Temperaments, tadelte die andere wegen ihrer Kälte, und sprach zu jeder wie er glaubte, dass es für ihren Charakter am besten passe. Bald war er heiter, oft eifersüchtig, manchmal zornig. Derselbe Kranke ging eines Tages im Garten spazieren, glaubte bei einem grossen Mittagsmahl zu sein und freute sich über die verschiedenen und ausgesuchten Speisen, die er zu essen bekam u. s. w.

Es giebt Geisteskranke, die von einer Härte, einer Spitze belästigt werden, oder sie fühlen Waffen, die sie verwunden und zerreissen, während sie auf einem weichen Lager liegen. Andere sind nach einer fernen Gegend hin versetzt und glauben ver-

schiedenartige Körper in ihren Händen zu haben. Einige Monomaniaci und Epileptische glauben, dass man sie stosse oder schlage. Sie zeigen ihren Körper, den sie durch Schläge, die man ihnen ertheilt, erkrankt glauben. Ein General glaubte einen Dieb zu halten und rüttelte heftig seinen Arm.

Mit einem Worte, diese Individuen glauben, dass sich Personen, Sachen gegenwärtig befinden, die nicht wirklich vorhanden sind; die Sinne, die Tastorgane gelten in diesem Delirium gar nichts. Die Kranken stehen in keinem Verhältniss mit der äussern Welt; sie leiden an Hallucinationen.

Das Phänomen der Hallucinationen ist nicht dem Delirium ähnlich, wo der Mensch die Empfindungen nicht so aufnimmt, wie er sie vor seiner Krankheit aufnahm, oder wie sie andere Leute aufnehmen. Die Eigenthümlichkeiten und Eigenschaften der Dinge werden falsch bemerkt, daher falsch beurtheilt. Der Geisteskranke hält eine Windmühle für einen Menschen, Wolken für eine Cavalleriebrigade. In diesem letzten Falle sind die Empfindungen unvollständig, es findet ein Irrthum statt; die Ideen und wirklichen Empfindungen verbinden sich schlecht unter einander. Bei den Hallucinationen findet weder Empfindung noch Aufnahme der Empfindung statt, eben so wenig als bei den Träumen und im Somnambulismus, weil die äussern Gegenstände nicht auf die Sinne einwirken.

Tausendartige Hallucinationen bemächtigen sich der menschlichen Vernunft und verwirren sie. Die Hallucination ist ein Cerebral- oder psychisches Phänomen, welches unabhängig von den Sinnen zu Stande kommt; es besteht fort, obgleich das Delirium aufgehört hat, und umgekehrt. Die Geschichte einiger berühmten Männer bestätigt diese Unabhängigkeit der Hallucinationen und beweist, dass man Hallucinationen haben kann, ohne zu deliriren. Die erste Beobachtung liefert davon ein sehr merkwürdiges Beispiel. *) Wenn der verständigste Mensch sich sorgfältig selbst beobachtet, so findet er manchmal in seinem Geiste Bilder, extravagante Ideen, oder Ideen, die auf die bizarreste Art mit einander verbunden sind. Die gewöhnlichen Beschäftigungen des Lebens, die Anstrengungen des Geistes, die Vernunft zerstören diese Ideen, Bilder und Phantome.

Aber der Träumer, der Delirirende kann seine Aufmerksamkeit nicht beherrschen, sie nicht leiten, sie von diesen phantastischen Gegenständen nicht ableiten. Er bleibt seinen Hallucina-

*) **Lellut erzählt in seinem Werke *le démon de Socrate* mehrere Beispiele von Hallucinationen, die ohne Delirium stattgefunden hatten.**

tionen und Träumen überlassen. Die Gewohnheit, dass die Empfindung immer dem äussern Gegenstande entspricht, verleiht den Produkten der Einbildungskraft oder des Gedächtnisses Wirklichkeit ued überzeugt den, der von Hallucinationen befallen ist, dass das, was er empfindet, ohne das Vorhandensein der äussern Körper nicht stattfinden kann. Bei den Hallucinationen werden die behaupteten Empfindungen, Bilder, Ideen, durch das Gedächtniss reproducirt, durch die Einbildungskraft verbunden und durch die Gewohnheit personificirt. Der Mensch giebt alsdann den Produkten seiner Verständniss einen Körper, er träumt im wachenden Zustande. Bei dem Träumenden werden die Ideen des vorigen Tages während des Schlafes fortgesetzt; während der Delirirende, so zu sagen, seinen Traum, obgleich ganz wach, vollendet. Die Träume wie die Hallucinationen bringen stets alte Ideen hervor. Wie im Traume die Bilder und Ideen manchmal regelmässig sind, so sind auch sehr häufig die Ideen und Bilder in der grössten Verwirrung und man bemerkt die fremdartigsten Verbindungen. Wie man häufig im Traume das Bewusstsein des Träumens hat, so haben die, welche an Hallucinationen leiden, oft das Bewusstsein der Hallucinationen, ohne sich davon lossagen zu können. Der Träumende, der an Hallucinationen Leidende ist nie über seine Ideen, über die Bilder, die ihn beschäftigen, erstaunt, während er durch sie ins höchste Erstaunen versetzt würde, wenn er dieselben wachend gehabt, oder nicht delirirt hätte. Dieses Phänomen wird in den beiden Verhältnissen dadurch bewirkt, dass keine Nebenideen, kein fremdes Bild vorhanden ist, mit dem der Träumer oder der von Hallucinationen Befallene die Gegenstände seines Traumes oder seines Deliriums vergleichen kann. Das Denkvermögen ist ganz durch diese Gegenstände absorbirt.

Die von Hallucinationen Befallenen unterscheiden sich von den Somnambulen dadurch, dass sie in den meisten Fällen sich erinnern, was ihren Geist vorher beschäftigt oder gestört hatte, während den Somnambulen die Rückerinnerung fehlt.

Die Hallucinationen unterscheiden sich nur dadurch von der Extase, dass dieser letzte Zustand stets durch eine sehr grosse Anstrengung der Aufmerksamkeit, die auf einen einzelnen Gegenstand fixirt wurde und gegen welchen die Einbildungskraft der Extatischen unaufhörlich gerichtet ist, hervorgerufen wurde. In der Extase ist das Nervensystem so angespannt, dass hierbei alle Lebenskraft absorbirt ist. Die Ausübung aller Funktionen ist aufgehoben, ausgenommen die der Einbildungskraft. Bei den Hallucinationen hingegen gehen die Funktionen mehr oder minder frei von statten, der Mensch lebt mit seinen Hallucinationen, wie er im gesunden Zustande leben würde.

Die Ueberzeugung ist bei den Hallucinationen ganz vollständig, so dass die Kranken in Folge derselben urtheilen und sich bestimmen; sie ordnen ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihren Willen, ihre Handlungen unter dieses erste psychologische Phänomen. Ich kannte derartige Kranke, die mir, als sie geheilt waren, sagten: „Ich habe so bestimmt, wie ich Sie sehe, die Gegenstände gesehen und gehört." Mehrere erzählen ihre Visionen mit einer Ruhe, die nur aus der innersten Ueberzeugung entstehen kann. Hieraus entsteht auch die sonderbare Sprache und die eigenthümlichen Handlungen. Denn die Hallucinationen rufen, wie die wirklichen Empfindungen, bei einem Geisteskranken Vergnügen oder Schmerz, Liebe oder Hass hervor. So freut sich der Eine, lacht laut auf und hält sich für den Glücklichsten aller Menschen. Er ist durch ein träumerisches Glück eingewiegt, welches er um so lebhafter, um so reiner empfindet, da er unfähig ist, irgend eine andere Idee zu fassen, und nicht glaubt, dass seine Glückseligkeit je enden könne. Der Andere ist traurig, betrübt, verzweifelt; er ist durch seine schrecklichen Hallucinationen zu Boden geschmettert. Seine Verzweiflung ist um so stärker, da er durch nichts zerstreut wird und er für seinen Schmerz kein Ende sieht. So glauben auch die Melancholischen, dass nichts ihre Lage ändern, durch nichts der schreckliche Zustand, in dem sie sich befinden, aufgehoben wird; ja mehrere Kranke glauben sogar, dass sie nie sterben werden. Wir haben in der Salpetrière eine Frau, die da wünscht, dass man sie in Stücken zerschneide, weil sie nicht weiss, was aus ihr werden soll, wenn alle Welt gestorben ist und sie sich auf der Erde allein befindet. Aber die Hallucinationen haben nicht immer den Charakter einer fixen Idee oder einer vorherrschenden Leidenschaft. Manchmal erstrecken sie sich nach und nach auf Erinnerungen von Gegenständen, die auf die Sinne des Kranken einen Eindruck gemacht, und geben dem Delirium einen unstäten Charakter, der sich in Reden und Handlungen kund giebt. Dies kommt bei der Manie und bei dem fieberhaften Delirium vor. Auch giebt es Kranke, deren Hallucinationen von Zeit zu Zeit sich ändern.

Die Hallucinationen sind also weder falsche Empfindungen, noch Täuschungen der Sinne, weder irrthümliche Auffassung, noch Störungen in der organischen Sensibilität, wie dies in der Hypochondrie stattfindet. Man darf die Hallucinationen nicht mit Sinnestäuschung oder mit den falschen Auffassungen der Hypochondristen verwechseln. Die letztern setzen immer das Vorhandensein äusserer Gegenstände voraus, während bei den Hallucinationen keine äussern Gegenstände auf die Sinne einwirken; ja manchmal die Sinne gar nicht mehr ihren Funktionen vorstehen. Ich behandelte einen alten Kaufmann, der nach einem sehr thä-

tigen Leben im 44sten Jahre vom schwarzen Staar befallen wurde. Einige Jahre nachher verfiel er in Manie; er war sehr bewegt, sprach laut mit Personen, die er zu sehen und zu hören glaubte. Er sah die wunderlichsten Dinge und wurde oft durch seine Visionen sehr entzückt. Im Jahre 1816 war in der Salpetrière eine 38jährige Jüdin, die von Manie befallen und blind war. Nichtsdestoweniger sah sie die fremdartigsten Dinge. Sie starb plötzlich; ich fand bei der Section die nervi optici in ihrem ganzen Verlaufe atrophisch. In diesem Falle konnten gewiss keine äussern Eindrücke stattfinden. Eben so geht es mit den Tauben, sie glauben sprechen zu hören. Wir haben in diesem Augenblick in der Salpetrière zwei gänzlich taube Frauen, deren einziges Delirium darin besteht, dass sie Tag und Nacht verschiedene Personen hören, mit denen sie sich zanken; oft werden sie selbst dadurch wüthend.

Den Sitz der Hallucinationen müssen wir ins Centrum der Sensibilität versetzen; denn man kann das Vorhandensein dieses Symptoms nur dann begreifen, wenn wir voraussetzen, dass das Gehirn durch irgend eine Ursache in Thätigkeit ist. Diese Thätigkeit kann stattfinden durch eine plötzliche und heftige Bewegung, durch eine starke Anstrengung des Geistes, durch eine heftige Leidenschaft. Auch wird das Gehirn sympatisch durch mehr oder minder entfernte Organe in Thätigkeit gesetzt, wie dies bei Fiebern, Phlegmasien oder bei Giften im Magen stattfindet. Auch kann das Gehirn durch einen starken Eindruck, der eine Erschütterung hervorbringt, in Thätigkeit gesetzt werden. Diese Erschütterung kann einen aufgeregten Zustand dieses Organs hervorbringen, wodurch fixe Ideen erzeugt werden; oder einen konvulsiven Zustand des Gehirns, durch den die Ideen unzusammenhängend, und die Bestimmungen flüchtig werden.

Die Hallucinationen beziehen sich in der Regel auf die körperliche oder geistige Beschäftigung, die der Kranke früher trieb, oder sie verbinden sich auch mit der Natur der Ursache, durch welche die Gehirnerschütterung hervorgerufen wurde. Eine Dame liest in einem Journale die Verurtheilung eines Verbrechers; sie sieht überall einen blutigen Kopf, der vom Thorax getrennt und mit schwarzem Krepp umgeben ist. Dieser Kopf springt über das linke Auge der Kranken, jagt ihr eine schreckliche Furcht ein, und bringt sie selbst so weit, mehrere Versuche auf ihr Leben zu machen.

Die Hallucinationen können auch die Wirkungen der freiwilligen oder gezwungenen Wiederholungen derselben Bewegung des Gehirns sein, die oft und nothwendigerweise wiederholt werden, um eine Kenntniss zu erlangen oder um irgend einen Gegenstand zu ergründen. Hiervon findet man unter denkenden

Menschen viele Beispiele. Durch die Gewohnheit geschehen diese Bewegungen leicht und selbst unfreiwillig. Die Thätigkeit des Gehirns praevalirt über die der äussern Sinne, zerstört die Wirkung der gegenwärtigen Eindrücke, und macht, dass die Kranken die Wirkungen des Gedächtnisses für wirkliche Empfindungen halten.

Der Mensch, dessen Delirium sich auf eine exaltirte Leidenschaft bezieht, empfindet nichts mehr; er sieht, er hört, aber diese Eindrücke kommen nicht mehr ins Centrum der Empfindung; der Verstand reagirt nicht auf sie. Der leidenschaftliche Mensch gehört ganz der Leidenschaft an, die ihn absorbirt, ihn fortzieht, ihn ausser sich setzt. Alles was nicht zu dem Kreise der Ideen und Neigungen, die seine Leidenschaft charakterisiren, gehört, ist nichts für ihn, während Alles, was ihr eigen ist, unaufhörlich seinem Geiste vorschwebt. Hier beherrscht die Leidenschaft die Vernunft, modificirt die Ideen und ruft die Bestimmungen hervor; und da unter allen Leidenschaften die Liebe und die Religion auf den Menschen die absoluteste und allgemeinste Macht ausüben, weil sie sich zu gleicher Zeit seines Geistes und seines Herzens bemächtigen, so ist es nicht erstaunenswerth, dass die religiöse und erotische Manie sich am häufigsten und durch die eigenthümlichsten Hallucinationen auszeichnen.

Hallucinationen finden bei Menschen statt, die nie delirirt haben; aber sie sind im Allgemeinen fast immer mit dem Delirium verbunden. Man findet sie am häufigsten in der Manie, Melancholie, Monomanie, bei der Extase, Catalepsie, Hysterie und dem fieberhaften Delirium. Von 100 Geisteskranken sind wenigstens 80 von Hallucinationen befallen.

Manchmal zeigt sich dieses Symptom lange Zeit vorher, ehe die Umgebung des Kranken das Delirium bemerkt. Manchmal sind im Anfange der Krankheit die Hallucinationen flüchtig und verworren. Macht das Uebel Fortschritte, so werden sie ebenso bestimmt, ebenso vollständig, als die wirklichen Empfindungen, und sind dann continuirend. Nicht selten dauern die Hallucinationen fort, obgleich das Delirium aufgehört hat. Oft hält der Geisteskranke plötzlich während des allgemeinen Deliriums in einer sehr belebten Unterhaltung an, um den Gegenstand, den er zu sehen glaubt, zu betrachten, oder um zu hören, oder um den Personen, die er zu hören glaubt, zu antworten. Dieses Symptom findet man bei fast allen Delirirenden; aber die Individuen, die vor ihrer Krankheit durch eine Leidenschaft beherrscht waren, oder die ihren Geist sehr angestrengt, sind demselben mehr ausgesetzt als die andern, besonders wenn sie abstrakte und spekulative Studien trieben. Am gewöhnlichsten sind zwar die Hallucinationen stets bei schwachen Geistern; jedoch sind selbst die ausgezeichnetsten Denker nicht immer vor diesem Symptom geschützt.

Manchmal scheinen die Hallucinationen nur von der Funktionsstörung eines Sinnes abzuhängen; die Kranken glauben, nur zu hören. Bald scheinen sie von der Functionsstörung zweier, und selbst dreier Sinne abzuhängen; die Kranken glauben zu sehen, zu hören, zu fühlen. Manchmal endlich scheinen alle Sinne zu gleicher Zeit, oder nach und nach dazu beizutragen, das Delirium hervorzurufen oder zu unterhalten. Einzelne Thatsachen beweisen, dass die Hallucinationen nur einen besondern Zustand des Deliriums characterisiren, und hierdurch wurden die Kranken für inspirirt gehalten. Aber betrachtet man diese Kranken nur etwas näher, so verrathen sie bald die wahrhafte Ursache ihres Zustandes. In Deutschland findet man noch derartige Kranke, die man Seher (Voyans) nennt. Im Orient und in Indien begegnet man sogenannten Propheten, die nichts als Geisteskranke sind, die an Hallucinationen leiden.

Die Hallucinationen, die vom Geschmacks- und Geruchssinn abhängen, treten besonders im Anfange der Geisteskrankheit auf; aber die, die vom Gesicht und Gehör abhängen, sind häufiger in den übrigen Perioden der Krankheit. Da die Hallucinationen des Gesichts Gegenstände hervorrufen, die allgemeiner interessiren und die mehr Eindruck auf die Menge machen, so hat man die Hallucinationen im Allgemeinen Visionen genannt. Dieser Name kommt aber nur einer Art von Hallucinationen zu. Wer wird es wagen, die Visionen des Gehörs, des Geschmacks, des Geruchs zu sagen? Und dennoch zeigen sich die Bilder und Ideen, die der functionellen Störung dieser drei Sinne anzugehören scheinen, mit denselben Kennzeichen. Sie haben denselben Sitz, d. h. das Gehirn; sie sind durch dieselben Ursachen hervorgerufen und zeigen sich in denselben Krankheiten, als die Hallucinationen des Gesichts, die Visionen. Es fehlte eine generische Bezeichnung. Ich habe das Wort Hallucination vorgeschlagen, da hierunter nichts Bestimmtes angenommen wird, und da es daher für alle Varietäten des Deliriums gebraucht werden kann, die die Gegenwart eines Gegenstandes voraussetzen, der geeignet ist, einen der Sinne zu erregen, und wo sich der Gegenstand nicht wirklich vorfindet.

Die Hallucinationen sind für die Heilung kein günstiges Zeichen. Da sie nur ein Symptom des Deliriums sind, und da sie bei mehreren Arten, sowohl chronischen als akuten Krankheiten, vorkommen können, so fordern sie keine eigenthümliche Behandlung. Nichtsdestoweniger nehmen sie doch die grösste Aufmerksamkeit des Arztes in Anspruch.

III.

Von den Illusionen der Geisteskranken.

Die Geisteskranken glauben zu sehen, zu hören, zu fühlen, zu schmecken, während die äussern Gegenstände sich nicht in der Umgebung ihrer Sinne befinden, und daher diese Eindrücke nicht wirklich verursachen können. Dieses Symptom ist ein intellektuelles Cerebralphänomen. Die Sinne spielen bei der Hervorbringung desselben keine Rolle. Es findet statt, obgleich die Sinne ihre Funktion nicht ausüben, und selbst dann, wenn die Sinne gar nicht existiren. So giebt es Taube, die zu hören glauben, Blinde, die zu sehen glauben, u. s. w. Die Alten hatten dieses Symptom nur in Beziehung auf die Rückerinnerungen der Empfindungen des Gesichts beobachtet, und den Namen Vision dafür angenommen. Aber die Analyse des Gedankens bei den Geisteskranken, denn die Kranken denken und urtheilen, beweist, dass dasselbe Phänomen auch auf die Empfindungen des Geruchs, des Geschmacks, des Gefühls, eben so gut, als bei denen des Gesichts stattfindet. Dies hat mich dazu hingeführt, diesem Phänomen den generischen Namen Hallucination zu geben. In der Abhandlung über Hallucinationen habe ich die Thatsachen aufgeführt, die da beweisen, dass die Hallucinationen allein ohne Delirium auftreten, und dass, wenn sie allein vorhanden sind, sie manchmal eine Varietät der Monomanie charakterisiren.

Die Alten hatten die Visionen nicht von den Illusionen der Sinne unterschieden. Einige Neueren haben, indem sie, die von mir für Visionen vorgeschlagene Benennung angenommen, die Hallucinationen mit den Illusionen verwechselt, sie aber dennoch in Hallucinationen des Geistes (Visionen), und in Hallucinationen der

Sinne (Illusionen der Sinne) unterschieden. Diese Schriftsteller haben den Hauptunterschied, der zwischen diesen beiden Arten von Phänomenen besteht, nicht genug gewürdigt. In den Hallucinationen geht Alles im Gehirn vor. Die Visionaire, die Extatischen sind an Hallucinationen Leidende, es sind wachende Träumer. Die Thätigkeit des Gehirns ist so energisch, dass der Visionair oder der an Hallucinationen Leidende ohne die Dazwischenkunft der Sinne seinen Bildern, seinen Ideen, welche das Gedächtniss erzeugt, einen Körper und Wirklichkeit giebt.

In den Illusionen ist im Gegentheil die Sensibilität des Nervensysteme alterirt; sie ist axaltirt, geschwächt oder verkehrt. Die Sinne sind thätig; die gegenwärtigen Eindrücke erregen die Reaktion des Gehirns. Da die Wirkungen dieser Reaktion dem Einfluss der Ideen und Leidenschaften, welche die Vernunft der Geisteskranken beherrschen, unterworfen sind, so täuschen sich diese Kranken über die Natur und über die Ursache ihrer wirklichen Empfindungen.

Illusionen finden auch nicht selten während der Gesundheit statt, aber die Vernunft zerstört sie. Ein eckiges Gebäude, das man von fern sieht, erscheint rund; wenn man sich nähert, wird der Irrthum berichtigt. Wenn man im Gebirge reist, hält man oft die Berge für Wolken. Die Aufmerksamkeit verbessert bald diesen Irrthum.

Die Hypochondristen haben Illusionen, die von den innern Sinnen entstehen. Die Kranken täuschen sich, machen sich Illusionen über die Heftigkeit ihrer Leiden, über die Gefahr, das Leben zu verlieren; aber nie schreiben sie diese Uebel Ursachen zu, die der Vernunft zuwider sind. Sie sprechen nie irre, falls sich nicht die Melancholie mit der Hypochondrie komplicirt. Die melancholischen Hypochondristen leiden an Illusionen und reden über die Natur und Symptome ihrer Krankheit irre.

Die Illusionen, die so häufig bei Geisteskranken sind, täuschen diese Kranken über die Eigenschaften, Verhältnisse und Ursachen der wirklich empfangenen Eindrücke, und bringen falsche Eindrücke über ihre innere und äussere Empfindung hervor. Die Vernunft berichtigt den Irrthum nicht.

Zur Auffassung einer Empfindung sind drei Bedindungen nöthig: die Integrität des Organs, welches den Eindruck empfängt; die Integrität des Nerven, der den Eindruck fortpflanzt, und die Integrität desjenigen Werkzeugs, welches auf diesen selben Eindruck reagirt.

Die Illusionen werden auch durch drei verschiedenartige Ursachen hervorgerufen: durch die Veränderung der Sinne, durch die Verletzung der Nerven oder durch einen anomalen Zustand des Gehirns.

Wenn die Sensibilität und Thätigkeit der Sinne gestört ist, so ist es augenscheinlich, dass der durch äussere Gegenstände auf die Sinne gemachte Eindruck modificirt sein muss. Sind die Nerven, die hier zur Fortpflanzug bestimmt sind, verletzt, und ist zugleich das Gehirn in einem pathologischen Zustand, so kann dieses die Irrthümer der Sinne nicht berichtigen und hieraus entstehen die Illusionen.

Wenn die zu flüchtige, zu bewegliche Aufmerksamkeit der Maniaci den Sinnen nicht gestattet, sich hinlängliche Zeit bei äussern Gegenständen aufzuhalten, so ist die Auffassung unvollständig, und die Maniaci bemerken die Eigenschaften und Verhältnisse der Gegenstände, die einen Eindruck auf sie machen, schlecht. In der Monomanie ist im Gegentheil die Aufmerksamkeit zu koncentrirt, kann sich nicht von den Gedanken, die die Seele des Kranken beherrschen, losreissen, äussere und fremde Gegenstände nicht beobachten. Hieraus entstehen die Illusionen, die die Vernunft nicht zerstört.

Die Leidenschaften, die die Quelle so vieler Illusionen bei geistig gesunden Menschen sind, modificiren auch die Eindrücke der Geisteskranken, indem sie der Reaction des Gehirns eine fehlerhafte Richtung geben. Die Leidenschaften sind die Ursache von tausend Illusionen bei den Geisteskranken.

Die Intelligenz und die Leidenschaften treten also mit den Sinnen zusammen, um die Illusionen der Geisteskranken hervorzurufen, und die äussern Sinne sind die wahrhaften Ausgangspunkte der Illusionen. Es findet stets ein wirklicher Eindruck der äussern Gegenstände, ein Sinneseindruck statt.

Lassen wir jetzt die Thatsachen reden, so sehen wir, dass die Illusionen durch innere und äussere Empfindungen entstehen. Ich möchte sie in Nerven- und Sinnes-Illusionen eintheilen.

§. 1. Die Störungen der organischen Sensibilität, die innern Empfindungen rufen oft Illusionen bei den Geisteskranken hervor. Die Haut einiger Kranken ist trocken, erdfarbig, brennend und verrichtet schlecht ihre Funktionen. Diese Kranken haben für den Temperaturwechsel gar keine Empfindung. Pinell spricht von einem Maniacus, der Schnee mit vollen Händen aufsammelte und sehr begierig seine Brust damit einrieb. Andere Geisteskranke haben eine so reizbare Haut, dass sie durch die geringste Berührung geschlagen oder getödtet zu werden glauben. Wir haben zu Charenton eine Geisteskranke, die, sobald man sie nur leise berührt, laut aufschreit: Sie thun mir weh! Schlagen Sie mich nicht, schlagen Sie mich nicht!

Ein Ordonnanzoffizier, 27 Jahr alt, von sanguinischem Temperament und athletischem Bau, wurde während des Feldzuges in Preussen von einem intermittirenden Fieber befallen. Man liess

ihn ein grosses Glas Schnaps, in welchen man Schiesspulver aufgelöst hatte, trinken. M. verfiel sogleich in Manie, es entstand allgemeines Delirium und er zerriss Alles was unter seine Hände fiel. Man hatte Kraft nöthig, um ihn auf dem Stroh, worauf man ihn gelegt hatte, zu halten. Wenn er sich beleidigt glaubte, so legte M. das Stroh rund herum und liess im Centrum einen leeren Raum, in den er sich setzte; er bewegte seinen Kopf nach allen Richtungen, blies unaufhörlich auf das Stroh, welches ihn umgab, und stiess von Zeit zu Zeit ein Geschrei aus, als ob er ihn bedrohende Gegenstände verscheuchen wollte. Dieses Symptom hielt länger als drei Wochen Tag und Nacht an. Man wusste, dass der Kranke jeden Strohhalm für den Schnabel eines Raubvogels hielt, der ihn verwunden wollte. Er blies deshalb herunter und stiess Geschrei aus, um diese Thiere zu erschrekken und zu entfernen. Später hatte dieser Kranke noch andere Illusionen. Er hielt die Wolken für ein Armeecorps und glaubte, dass diese Armee nach Deutschland ginge, sobald die Wolken nach Norden zogen; zogen sie nach Westen, so glaubte er, dass die Armee nach London ginge.

Die Schmerzen, welche die Geisteskranke an verschiedenen Theilen ihres Körpers empfinden, sind auch die häufigen Quellen der Illusionen.

Fräulein X., 17 Jahr alt, hatte, obgleich ihre Regeln noch nicht geordnet waren, eine gute Gesundheit. Sie leidet in Folge der Begebenheiten von 1815 an einem fixen Schmerze oben auf dem Kopfe, und überzeugt sich, dass sie im Schädel einen Wurm habe, der ihr Gehirn verzehre. Der Anblick des Kupfers bringt sie fast in Ohnmacht, und ihre Eltern sind gezwungen alle Vergoldungen der Zimmer fortnehmen zu lassen. Sie willigt nur nach grosser Weigerung ein spazieren zu gehen, weil der Staub, der durch die Spaziergänge veranlasst wird, voll von Kupferoxyd ist. Nichts kann sie bestimmen, einen kupfernen Gegenstand, einen vergoldeten Leuchter zu berühren. Da sie seit mehreren Monaten ohne Erfolg behandelt war, so wurde ich zu der jungen Kranken gerufen. Sie war mager, ein wenig bleich, sehr reizbar; sie verweigerte manchmal zu essen, schlief schlecht und litt an Verstopfung. Sie sprach bald mit Lebhaftigkeit, bald mit Zorn, bald mit Thränen von ihren Leiden. Ich suchte mir das Zutrauen dieser jungen Kranken zu gewinnen, ging Anfangs in ihre Ideen ein und gab ihr die Versicherung, dass ich den Wurm die Ursache aller dieser Uebel zerstören würde, wenn sie den Muth hätte, sich einer wenig schmerzhaften Operation zu unterwerfen. Es war mir so gut gelungen sie von dem Nutzen dieser Operation zu überzeugen, dass sie nach einem meiner Besuche ihren Kopf ergriff und sich mit einem Federmesser einen

Einschnitt in den Schädel machte. Kaum sah sie ihr Blut fliessen, so befand sie sich unwohl. Ich ward sogleich davon benachrichtigt, begab mich zur Kranken und fand sie dazu entschlossen, sich der Operation zu unterziehen, von der ich sie seit einiger Zeit unterhalten hatte. Ihr Muth unterstützte ihre Verwandten, die sehr gern ihre Einwilligung zu dem vorgeschlagenen Mittel gaben. Dr. Bigot, Hausarzt der Familie, machte einen Kreuzschnitt von mehr als zwei Zoll auf den schmerzhaften Punkt. Man liess das Blut fliessen. Wir zeigten der Kranken ein Fragment von Faserstoff, und gaben ihr die Versicherung, dass dies der Wurm sei, an dem sie so lange Zeit litte. Ein Aetzmittel wurde auf dem Centrum der Incision noch drei Monate hindurch angewandt. Der fixe Schmerz, die Illusionen, die vorhin geschilderte Furcht vor Kupfer etc., alles hörte nach dieser Zeit auf. — Einige Jahre später ereignete sich bei einer Bauersfrau, die in die Abtheilung für Geisteskranke in der Salpetrière gerade aufgenommen war, als ich meine Klinik hielt, ein ähnlicher Fall. Diese Frau klagte über fixe, sehr heftige Schmerzen oben auf dem Kopfe. Sie glaubte, dass diese Schmerzen von einem Thiere abhingen. Hierdurch war sie in Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde verfallen. Ich machte auf den schmerzhaften Punkt einen Kreuzschnitt, zeigte ihr einen Regenwurm und gab ihr die Versicherung, dass er die Ursache aller ihrer Uebel war. Nach der Operation zeigte diese Frau ihren Leidensgenossen das Thier, von welchem ich sie befreit hatte, und drückte ihre Freude über ihre Heilung aus. Aber 36 Stunden nachher machte sich ihre Umgebung über sie lustig und sagte ihr, dass ich mich ihrer Leichtgläubigkeit bedient hätte, um sie zu täuschen; sie riss sogleich das angewandte Cauterium ab, die alten Schmerzen kamen wieder, und mit ihnen die Illusionen.

Ein Divisionsgeneral, einige funfzig Jahr alt, litt während des Krieges an rheumatischen Schmerzen und verfiel in Folge eines psychischen Eindrucks in Manie. Seine Zähne waren schlecht, er litt oft daran und klagte die Sonne an, die Ursache aller dieser Schmerzen zu sein. Wurden die Schmerzen zu stark, so brach der General in ein heftiges Geschrei aus, sagte der Sonne Injurien und bedrohte sie, ihrem Leben mit seiner tapfern Division ein Ende zu machen. Manchmal litt er an Schmerzen im Knie; dann ergriff der Kranke mit einer Hand den schmerzhaften Theil, und schlug mit der andern zusammengeballten Hand mit heftigen Schlägen das Knie, indem er die Worte wiederholte: «Wart Bösewicht, du sollst mir nicht entfliehen!»

Eine Dame, 30 Jahr alt, von starker Constitution, ward nach heftigen Kummer, durch den sie den Schlaf verloren hatte, hypo-

chondrisch geworden, und war davon überzeugt, dass ihr Gehirn versteinert sei. Später hörte sie einmal, als sie auf der rechten Seite lag, die Temporalarterien schlagen. Sie glaubte nun, dass ihr Gehirn flüssig sei und dass es einem Strome gleich fliesse. Diese Täuschung war um so sonderbarer, als die Dame sehr gut wusste, dass eine ähnliche Desorganisation des Gehirns unmöglich sei.

Dnrch gastrische Schmerzen, durch Schmerzen in den Eingeweiden, durch das Knurren im Leibe entstehen bei Geisteskranken oft Illusionen, indem sie vielfach falsch über die Natur nnd Ursache dieser Symptome urtheilen. Die Thatsachen sind in dieser Beziehung sehr zahlreich, und man kann sie bei allen Schriftstellern angeführt finden.

Ambroise Paré heilte einen Hypochondristen, der da glaubte, Frösche im Magen zu haben, indem er ihn ein Purgans nehmen liess, welches ihm reichliche Ausleerungen verschaffte. Man führte sorgfältig kleine Frösche in das Stuhlgefäss des Kranken.

Ich machte in der Salpetrière die Sektion einer melancholischen Frau, die mehrere Jahre hindurch geglaubt hatte, dass sie ein Thier im Magen habe. Ich fand einen Magenkrebs.

In der Salpetrière befindet sich eine Frau, die seit vielen Jahren an Schmerzen im Unterleibe leidet. Sie versichert, dass sie im Bauch ein ganzes Regiment habe. Nehmen die Schmerzen zu, so wird sie zornig, schreit und sagt, dass sie die Schläge empfinde, die sich die Militairpersonen beibringen, und dass sie sie mit ihren Waffen verletzen.

Eine 58jährige Frau, von starker Constitution, heftigem Temperament, hatte von R., bei dem sie als Schliesserin angestellt war, ein Kind. Dies verursachte ihr heftigen Kummer. Sie litt seit dieser Zeit häufig an Schmerzen im Bauche. Die Frau wurde fromm. Die Begebenheiten der Revolution treffen gerade mit dem Aufhören der Regeln zusammen. Beides trägt dazu bei, dass sie in Manie verfällt. Sie wurde nach der Salpetrière gebracht, wo sie eine lange Reihe von Jahren lebte. Die Frau war klein, hatte einen kurzen starken Hals, starken Kopf und war sehr korpulent; ihre Physiognomie hatte etwas Mystisches. Sie klagte über Schmerzen im Epigastrium, welches auch beim Druck empfindlich war. Sie litt an Aufstossen und oft an Dismenorrhoe. Sie war gewöhnlich ruhig und nähte fleissig. Man nannte sie im Hospital die Kirchenmutter, weil sie unaufhörlich von religiösen Gegenständen sprach. Sie schrieb ihre Leiden der Bösartigkeit des Pontus Pilatus zu, der auch der Vater ihres Kindes war. Dieser Niederträchtige hatte sich in ihrem Bauch niedergesetzt, und jedesmal, so oft sie mich sah, bat sie mich, ihn daraus zu vertreiben. Sie glaubt auch im Bauche alle Personen des neuen

Testaments zu haben; manchmal sogar die der ganzen Bibel. Sie sagte mir oft: «Ich halte es nicht mehr aus. Wann wird man Frieden mit der Kirche machen.» Wenn die Schmerzen zunahmen, so sagte sie mir mit einer merkwürdigen Kaltblütigkeit: «Heute geschieht die Kreuzigung Christi. Ich höre die Hammerschläge, mit denen man die Nägel einschlägt.» Auch glaubte sie, dass die Päpste ein Concilium in ihrem Bauch hielten. Ich machte die Sektion dieser Frau, die am 6ten März 1816 starb. Ich fand im mittleren und oberen Theil des Hinterhauptes eine Vertiefung, in die man die Extremität des kleinen Fingers stecken konnte. Das Gehirn war leicht injicirt, die Ventrikel enthielten eine geringe Menge Flüssigkeit. Die Ventrikel des Herzens waren mit koagulirtem Blute angefüllt; die Unterleibseingeweide adhärirten unter einander und mit den Bauchwänden durch den Peritonealüberzug, der sehr verdickt war. Es war unmöglich, die Eingeweide von einander zu trennen. Die Adhäsionen waren so stark, dass sie eine compakte Masse bildeten. Die Leber war sehr voluminös, erstreckte sich ins linke Hypochondrium, wo sie mit der Milz adhärirte.

Ich fand bei einer Frau, die von Dämonomanie befallen war, und die da glaubte, in ihrem Bauche mehrere Teufel zu haben, die sie zerreissen und sie immerwährend anspornen sich umzubringen, dieselbe krankhafte Veränderung, obgleich die Adhäsionen minder stark und weniger allgemein waren. Diese Frau war ausserordentlich mager; ihre Haut war sehr braun geworden, wie tätowirt, und hatte gar keine Empfindung. Ich habe manchmal ihre Haut mit groben Stecknadeln durchstochen, ohne der Kranken hierdurch den geringsten Schmerz zu verursachen. Da die Kranke so unempfindlich war, so war sie überzeugt, dass ihre Haut sich in die des Teufels verwandelt habe.

Die Reizungen, die Schmerzen, die organischen Verletzungen des Genitalsystems, sind für Geisteskranke, besonders für Frauen, häufige Ursachen der Illusionen, die die Kranken oft dahin bringen, sich zu verstümmeln.

Die Frauen, die an erotischer Monomanie leiden, glauben oft den Beischlaf auszuüben. Sie liegen häufig in den Armen eines Geliebten, eines Entzückten. Eine Frau, die an Dämonomanie litt und hysterisch war, glaubte, dass der Teufel, Schlangen, Thiere sich in ihren Körper durch die äussern Geschlechtstheile einschlichen. Der Krebs des Uterus und Geschwüre dieses Organs sind bei diesen Kranken nicht selten. Die hysterischen Geisteskranke schreiben oft den Krampf in der Kehle, an welchem sie leiden, ihren Feinden, dem Teufel oder eifersüchtigen Geliebten zu.

Die herumziehenden Schmerzen, die die Geisteskranken in den Gliedern empfinden, geben oft zu den heftigsten Illusionen Veranlassung.

Wir haben zu Charenton einen Monomaniacus von 30 Jahren, der überzeugt ist, dass man ihn jede Nacht in das Souterrain des Opernhauses führe; dort sticht man ihm Messer, Dolche in den Rücken, in die Brust; man nimmt ihn bald den Arm, bald den Schenkel, ja sogar den Kopf ab. Wenn man diesem Unglücklichen bemerklich macht, dass sein Kopf auf den Schultern sei, dass er noch alle seine Glieder habe, und dass sein Körper keine Wunde, keine Narbe zeige, dann erwidert er mit Lebhaftigkeit: «Es sind Bösewichte, Magnetiseur, Freimaurer, die das Geheimniss besitzen, Glieder zu stehlen ohne dass man es sieht.» Widerspricht man ihm, so erwiedert er: «Sie sind mit diesen Ungeheuern, mit diesen Räubern im Einverständniss. Tödten Sie mich, tödten Sie mich, denn ich kann ihre Grausamkeit nicht länger ertragen.» Der Kranke klagt besonders seinen Vater an und hält ihn für das Haupt der Bösewichte, die ihn jede Nacht plagen.

§. 2. Nach diesen Thatsachen, die den Antheil zeigen, welche die innern Sinne an den Illusionen haben, wollen wir zu den Illusionen übergehen, die aus den äussern Sinnen enstehen.

Die Störungen der Sensibilität, die Eindrücke, welche von aussen kommen, die äusseren Empfindungen, sind wie wir gleich anfangs gesagt haben, häufig Ursache von Illusionen. Illusionen der äusseren Sinne findet man nicht selten bei gesunden Menschen. Sie sind häufig bei den Geisteskranken. Die Vernunft berichtigt bald den Irrthum der Erstern, sie vermag aber nichts über die Illusionen der Letztern.

Der Maniacus hört Geräusch, er glaubt, man spreche mit ihm und er antwortet, als wenn Fragen an ihn gerichtet worden wären. Hört er mehrere Personen sprechen, so glaubt er, dass es Freunde, die zu seiner Befreiung herkämen, oder Unterthanen sind, die ihn auf den Thron setzen und ihn zum König proklamiren wollen. Der von panischem Schrecken Ergriffene glaubt im Gegentheil, dass man ihm Vorwürfe und Drohungen mache. Eine unbedeutende Phrase hält er für das Zeichen eines gegen ihn geschmiedeten Complotts; er glaubt Feinde, Polizeiagenten, Mörder sich berathschlagen zn hören, die ihn ergreifen, ins Gefängniss oder aufs Schaffot führen wollen. Oeffnet sich eine Thüre, so hält er sich für verloren und nahe daran zu sein die Beute derjenigen Personen zu werden, die etwas gegen ihn haben.

Ein Beamter, 31 Jahr alt, hatte sein Amt verloren durch welches er seine Familie ernährte, und war so ins tiefste Unglück

verfallen. Er begab sich nach Paris; plötzlich schwingt er sich aus der Diligence, klagt seine Reisegefährten an, die, wie er sagt, eine Verschwörung gegen ihn gebildet haben und ihn verderben wollen. Alle Reisende waren ihm übrigens unbekannt. In Paris angekommen wohnt M. auf der Rue de Bourgogne, aber wagt nicht auszugehen, da er in allen ihm begegnenden Personen Spione und Polizeiagenten sieht, die ihn festhalten wollen. Ausserdem war dieser junge Mann sehr ruhig und verständig. Eines Tages hört er die Schritte mehrerer Personen, die die Treppe seines Hauses heraufkommen. Ueberzeugt, dass diese Personen sich nähern, um ihn festzusetzen, ergreift er eins seiner Rasirmesser und bringt sich mehrere nicht tiefe Schnitte in den Hals bei. Seine Schwester, die in dem Zimmer war, stürzt sich auf den Bruder. Dieser wirft das Rasirmesser zurück, aber will sich aus dem Fenster stürzen und seine Schwester mit sich ziehen. Die Nachbarn laufen herbei und man legt den Kranken ins Bett. Er hatte noch ein Federmesser verborgen, und gab sich damit sieben nicht sehr gefährliche Stiche. Nachdem man ihn eine Stunde nachher verbunden und zur Ader gelassen hatte, gesteht er mir ein, dass er sich nur hatte tödten wollen, um sich der Arretirung und dem Schaffot, zu welchem er abgeführt werden sollte, zu entziehen.

Ich behandelte eine Dame, die durch das leichteste Geräusch, besonders in der Dunkelheit der Nacht, den heftigsten Schreck empfand. Sie seufzte, wenn sie Schritte einer Person, die sehr leise ging, hörte; der Wind machte sie zittern; das Geräusch, welches sie selbst in ihrem Bette verursachte, erschreckte sie, zwang sie aufzustehen und ein Schreckensgeschrei zu erheben. Ich gab dieser Dame den Schlaf wieder, indem ich Licht in ihrem Zimmer brennen liess, und indem eine Frau bei ihr bleiben musste, die die ganze Nacht hindurch wachte.

Das Auge ist derjenige Sinn, welcher im gesunden Zustande die meisten Illusionen hervorruft, weil dieser Sinn häufiger als die übrigen mit den äussern Objecten in Berührung kommt. Ebenso sind die Illusionen des Gesichtes sehr häufig bei den Geisteskranken; sie geben zu Aehnlichkeiten Veranlassung, die den Unwillen, die Furcht, die Gewissensbisse, die Wuth hervorrufen; und sie vermehren fast immer das Delirium. So sieht der Eine in einem Verwandten oder einem Freunde einen Unbekannten oder einen Feind, über den er sich ehemals zu beklagen hatte.

Eine Dame, 23 Jahr alt, die von hystersicher Manie befallen war, blieb beständig am Fenster ihres Zimmers. Als sie eine schöne Wolke, die ganz allein in der Luft schwebte sah, rief sie ganz laut auf: «G a r n e r i n, G a r n e r i n, h o l e m i c h d o c h!» Sie wiederholte so oft diese Einladung, bis die Wolke verschwun-

den war. Sie hielt die Wolke für einen Luftballon, in welchem Garnerin aufgestiegen war.

Ein Kavallerieoffizier hielt die Wolken, die er sah, für ein Armeecorps, welches Napoleon anführte, um einen Einfall in England zu machen.

Oft sammeln die Geisteskranken Steine, Glasstücken, welche sie für Edelsteine, Diamanten, Antiquitäten halten und die sie mit der grössten Sorgfalt aufbewahren.

Wir haben zu Charenton einen alten Professor, der in seinem Hemde eine sehr grosse Anzahl kleiner Steine aufbewahrt, denen er einen grossen Werth zuschreibt. Er vertheilt sie als grosse Belohnung und wird gereizt und wüthend, wenn man sie ihm fortnimmt. Ein Anderer sammelt Steine, Glasstücke, Scherben, um hieraus eine reiche naturhistorische Sammlung zu bilden. Er klagt die der grössten Unwissenheit an, die die Schönheit und Seltenheit dieser Sachen nicht anerkennen wollen.

Frau v. C. verfiel in ihrer kritischen Periode in hysterische Monomanie. Nach einigen Jahren änderte sich der Charakter ihres Deliriums. Sie machte Verse, Komödien, die sie dem Urtheile der Akademie unterwerfen wollte, las sie Jedem, der ihr in den Weg trat vor, und klatschte sich selbst über die Schönheit dieser Compositionen Beifall. In den letzten sechs Jahren ihres Lebens schrieb sie nicht mehr, sondern sammelte Kieselsteine und füllte damit ihre Meubles an. Von Zeit zu Zeit gab sie mir einen oder mehrere dieser Kieselsteine, rühmte mir ihre Grösse und ihren Werth, empfahl mir, sie dem Könige zuzustellen, um die Finanzen des Staats wieder in Ordnung zu bringen.

Auch giebt die Wirkung des Lichtes, welches auf die Wände der Zimmer des Geisteskranken fällt und durch die Meubles verändert wird, häufig Veranlassung zu Illusionen.

Ein Herr, der von hypochondrischer Melancholie befallen war, schlug unaufhörlich mit seinem Stock auf die Meubles seines Zimmers und eines Saales, in dem sich mehrere Personen befanden. Je schneller er ging, desto mehr schlug er. Ich erfuhr später, dass er den Schatten, der von den Möbeln auf den Fussboden fiel, für Ratten hielt. Der Schatten, der durch den Kranken geworfen wurde, brachte in ihm den Wahn hervor, dass es eine sehr grosse Anzahl von Ratten seien. Je mehr er ging, desto schneller waren die Spiele des Lichtes und desto mehr glaubte er, dass die Ratten sich vermehrt hätten.

Ich behandelte eine Dame, die sich viel mit Kunst und Literatur beschäftigt hatte, und deren Einbildungskraft sehr lebhaft war. Diese Dame war in Manie verfallen, sie brachte die Nächte schlaflos zu, war über die schönen Gemälde, die sie auf ihren

Bettüberzügen und auf ihren Gardinen sah, entzückt. Sie drückte ganz laut ihre Freude und Entzückung aus. Ich gab ihr den Schlaf wieder, indem ich ihr alles Licht während der Nacht wegnehmen liess.

Eine junge Dame, die zum zweiten Male von einem Anfalle von Manie befallen war, verweigerte sehr oft die Speisen, die man ihr vorsetzte. Als ich sie um den Grund fragte, antwortete sie mir, dass diese Speisen oft mit Nähnadeln und Stecknadeln gespickt wären.

Oft können die Geisteskranken weder lesen noch schreiben, und man muss hier dann nicht stets die Schwäche des Gehirns und die Schwäche des Verstandes anklagen. Es geschieht einigen dieser Kranken, dass, wenn sie lesen oder schreiben wollen, die Buchstaben auf einander herumschwanken, oder dass sie sich bewegen, als ob sie sich vom Papiere erhöben, und diess verhindert sie an's schreiben und lesen.

Aber entstehen diese Illusionen des Gesichtes wohl durch die anomale Thätigkeit des Auges, die nicht durch die Gehirnreaction berichtigt wird? Die folgenden beiden Thatsachen antworten genügend auf diese Frage.

Reil erzählt, dass eine geisteskranke Dame an Anfällen von Aufregung und selbst von Wuth litt. Die Kammerfrau dieser Dame wollte eines Tages die Kranke beruhigen, und legte ihre Hand auf ihre Augen. Sogleich kam die Kranke zu sich zurück, wurde vollständig ruhig und sagte, dass sie nichts mehr sähe. Der Arzt, der von dieser Erscheinung unterrichtet war, wiederholte dasselbe, und erlangte die Ueberzeugung, dass die Aufregung dieser Kranken durch die Störung des Gesichts, welche ihr schreckliche Gegenstände vorführte, hervorgerufen war.

Ich behandelte einen jungen Militair, der mit der Familie Napoleon's verwandt war. Er verfiel nach vielen Fehlern des Regimens und nach vielen erlittenen Glücksstössen in Manie und wurde mir anvertraut. Er sah in allen Personen, die ihn umgaben, Mitglieder der kaiserlichen Familie. Er wurde gereizt, ja sogar zornig, sobald er sah, dass die Bedienten irgend eine ihrer Pflichten erfüllten. Er warf sich zu den Füssen des Einen, welchen er für den Kaiser hielt, bat um seine Gnade und um seinen Schutz. Eines Tages fiel es mir ein, ihm mit einem Schnupftuche die Augen zu verbinden. Von diesem Augenblick an wurde der Kranke ruhig und sprach selbst über seine Illusionen ganz verständig. Ich wiederholte das Experiment mehrere Male mit demselben Erfolge. Einmal unter andern liess ich den Verband zwölf Stunden lang auf den Augen, und der Kranke sprach während dieser Zeit nicht irre; aber sobald er sehen konnte, fing das Delirium wieder an.

Der Geruch, so wie die andern Sinne, täuschen die Geisteskranken. Viele riechen die Speisen und Getränke, die man ihnen anbietet, bevor sie sie schmecken, und stossen sie manchmal mit Wuth zurück, indem sie glauben, dass sie Gift enthalten.

Mehrere Geisteskranke glauben, dass Gas in der Luft verbreitet sei, welches ihnen schädlich, und geeignet ist, sie zu vergiften.

Einer unserer Kranken, der zuweilen an Dispnoe leidet, wiederholt mir oft: „Ich weiss nicht, was in der Luft steckt, aber ich kann nicht athmen. Sie muss mephitische Ausdünstungen enthalten, durch welche ich am Athmen verhindert werde. Ich magere dabei erschrecklich ab und ich werde daran sterben!"

Fast immer sind im Anfange und manchmal im Verlauf der Geisteskrankheit die Verdauungsfunktionen primitiv oder sekundär gestört. Die Geisteskranken finden, dass alle Speisen, die man ihnen vorsetzt, einen schlechten Geschmack haben, und schliessen daraus, dass dieselben vergiftet sind. Sie stossen sie mit Wuth oder mit Schrecken zurück. Dieses Phänomen ruft noch bei diesen Kranken die Abneigung für die Personen, die sie pflegen, hervor, und diese Abneigung ist um so schrecklicher, als sie Personen betrifft, die ihnen theuer und ergeben waren. Was ist grässlicher, als die Furcht, von denen vergiftet zu werden, die man liebt? Diese Furcht vor Speisen hört nach einigen Tagen, sei es durch die Diät, oder nach einigen Ausleerungen auf, und die Reizung des Magens und der gastrische Zustand im Allgemeinen, ist gehoben. Dieses Symptom, welches für die, die nicht gewohnt sind, mit Geisteskranken umzugehen, so beunruhigend ist, ist gar nicht gefährlich.

Es geschieht auch, dass die Trockenheit der Schleimmembrane der Zunge und des Mundes die Geisteskranken auf den Gedanken bringt, dass man Erde unter ihre Speisen mische, dass man ihnen verdorbenes Fleisch giebt; während in andern Fällen, besonders in der Verwirrtheit, wo der Geschmackssinn sehr gestört ist, die Kranken die widrigsten und stinkendsten Sachen essen.

Ich habe schon mehrere Thatsachen aufgeführt, die da beweisen, dass die Verstimmung der Sensibilität der Haut die Ursache von zahlreichen Illusionen, über die umgebenden Körper oder der, die mit der Haut in Berührung gebracht werden, sind.

Findet eine Entzündung oder irgend eine andere Verletzung in den Gehirnhäuten oder im Gehirn statt, so zittern manchmal die Glieder der Geisteskranken; die Extremitäten ihrer Finger haben die normale Empfindung verloren, die Aufmerksamkeit leitet nicht mehr die Tastorgane; das Gedächtniss ist untreu. Hieraus entstehen Illusionen, die sich auf das Tastgefühl beziehen. Die Kranken sind ungeschickt, fassen die Sachen schlecht an, halten

das, was sie nehmen, nicht fest, zerbrechen oder lassen die Gegenstände, die sie ergriffen haben, fallen. Sie urtheilen über die Gestalt, über die Ausdehnung, über die Dichtigkeit, über das Gewicht der Körper falsch, und der pathologische Zustand des Gehirns gestattet nicht, dass diese Illusionen berichtigt werden.

Eine Dame, die durch ein Wochenbett und durch Blutausleerungen, die man gemacht hatte, um einen Anfall von Manie zu bekämpfen, sehr geschwächt war, litt an hartnäckiger Verstopfung. Ich verordnete Klystiere und die Frau wollte sie sich, ungeachtet ihrer Aufregung, selbst geben. Kaum hatte man ihr die Spritze in die Hand gelegt, so warf sie sie mit Abscheu zurück. Dasselbe wiederholte sich mehrere Male. Diese Dame gab mir später die Versicherung, dass die Spritze ihr so gewichtig erschienen, dass sie glaubte, sie sei mit Quecksilber angefüllt und dass sie die feste Meinung gehabt habe, dass man aus ihrem Körper einen Barometer machen wolle.

Aus allem Vorhergehenden glaube ich schliessen zu können:

1) Das die Illusionen durch innere und äussere Empfindungen hervorgerufen werden.

2) Dass die Illusionen das Resultat der Thätigkeit der fühlenden Extremitäten und der Reaktion des Nervencentrums sind.

3) Dass die Illusionen eben so oft durch die Aufregung der innern Sinne, als durch die der äussern Sinne hervorgerufen werden.

4) Dass die Illusionen nicht mit den Hallucinationen verwechselt werden können, weil bei diesen das Gehirn allein aufgeregt ist.

5) Dass die Illusionen das Urtheil über die Natur und Ursache der wirklich empfangenen Eindrücke verirren, und dass sie die Geisteskranken zu Handlungen, die für sie und andere gefährlich sind, treiben.

6) Dass das Geschlecht, die Erziehung, der Stand, die Gewohnheiten den Charakter der Illusionen modificiren, indem sie die Reaktion des Gehirns modificiren.

7) Dass die Illusionen den Charakter der Leidenschaften und der Ideen, die den Geisteskranken beherrschen, annehmen.

8) Dass das Urtheil die Illusionen bei geistig Gesunden zerstört, während es die Illusionen des Geisteskranken nicht zerstören kann.

Diese Abhandluug wird nicht ohne Interesse sein, wenn ich durch die Beobachtungen ein psychologisches Phänomen, welches, obgleich es sehr häufig im Delirium vorkommt, doch bis jetzt sehr schlecht abgeschätzt wurde, festgestellt habe, und wenn die hier gesammelten Thatsachen einiges Licht auf den so dunkeln Gegenstand der Abirrungen der Verständniss werfen, und diese Thatsachen anwendbare therapeutische Regeln für die Behandlung der Geisteskrankheiten geben.

IV.

Von der Wuth.

Die Wuth ist eine heftige Bewegung, die durch die Verirrung des Geistes oder des Herzens verursacht wird. Man nennt einen Menschen wüthend, der durch das Delirium oder irgend eine Leidenschaft ausser sich gesetzt wird, exaltirte Vorschläge, Drohungen macht, exaltirte Handlungen begeht und Andern und sich selbst zu schaden sucht.

Die Wuth drückt den höchsten Grad der Exaltation, der heftigsten Leidenschaftlichkeit aus. Man liebt oder man hasst mit Wuth; man nennt einen heftigen Anfall des Zornes, Wuth. Der religiöse, politische Fanatismus und Enthusiasmus verwandeln sich manchmal in wahrhafte Wuth. Dieser äusserste Zustand der Leidenschaften, der dem Menschen die Vernunft raubt, der ihn zu den traurigsten Bestimmungen bringt, führt ihn ziemlich oft zur Geisteskrankheit. Er verursacht Hämorrhagien, Convulsionen, einen Schlagfluss und den Tod.

Bei der Wuth ist das Gesicht gefärbt oder sehr bleich, immer convulsivisch. Das Auge ist feurig, der Blick bös; die Stimme stark, der Ton drohend, der ganze Körper convulsivisch bewegt. Auf die Wuth folgt stets Mattigkeit, Hinfälligkeit der Kräfte. Die Wuth wurde von den Alten und von mehreren Neuern mit der Manie verwechselt, eben so als man mit der Wasserscheu die Raserei verwechselt hat, die der äusserste Grad der Wuth ist. Die Manie besteht in einem allgemeinen chronischen Delirium ohne Fieber mit Aufregung der Sensibilität und der Kräfte, als Gegensatz zur Verwirrtheit, die ein allgemeines chronisches Delirium ohne Fieber und mit Verminderung der Kräfte ist. Aber alle Maniaci sind nicht wüthend, eben so wenig als alle, die an Hydrophobie leiden, rasend sind. Aber die Wuth bricht in allen Delirien, selbst in dem fieberhaften, aus; sie erscheint bei allen Geisteskrankheiten, selbst in der Verwirrtheit; sie bricht bei mehreren andern Krankheiten, die man nicht mit der Manie verwechseln darf, wie bei der Entzündung der Gehirnhäute, bei der Hysterie, Hydrophobie aus, und endlich zeigt sie sich in der Betrunkenheit und nach dem Gebrauch von gewissen Giften, u. s. w.

Die Wuth ist also ein sehr bestimmtes Symptom der Manie; sie kann wohl einer Varietät der Manie angehören, aber ihr nicht einen specifiken Charakter geben, weil man sie auch bei mehreren Varietäten der Monomanie, der Melancholie, der Verwirrtheit und des Blödsinns beobachtet.

Das sanguinische Temperament, und besonders das nervöse Temperament, praedisponiren, weil sie beide sehr leicht reizbar sind, zur Wuth. Die brennende Hitze der Luft, gewisse atmosphärische Verhältnisse, gewisse Winde machen die Ausbrüche der Wuth drohender, eben so wie alle Umstände, die die Congestion des Blutes zum Kopfe vermehren, oder das Nervensystem aufregen.

Die Wuth wird durch den Gebrauch, oder besser durch den Missbrauch mehrerer in den Magen eingeführter Substanzen verursacht. Der Wein, geistige Getränke, Opium u. s. w. rufen die Wuth hervor. Eben so geht es mit der Entzündung der Gehirnhäute, mit der Hypochondrie und Hysterie. In allen diesen Fällen rufen Hallucinationen, Illusionen, die die Vernunft stören, die Wuth hervor. Wenn die Maniaci häufiger wüthend, als die übrigen Geisteskranken sind, so muss man hier ihr Temperament, ihre grosse Reizbarkeit, ihre grosse Aufregung in Anschlag bringen, wodurch sie für Eindrücke sehr empfänglich, folglich sehr reizbar und sehr zornig werden. Der verwirrte Mensch ist selten wüthend, weil er entnervt, ohne Kraft ist, weil seine Sensibilität fast erloschen ist und weil die Eindrücke so gut als gar nicht für ihn vorhanden sind. Nicht weniger als alle übrigen Bestimmungen des Deliriums ist die Wuth automatisch, nämlich in dem Sinne, dass der Ausbruch nicht ohne Beweggrund geschieht. Um irgend eine Gefahr zu vermeiden, von der sich die Kranken bedroht glauben, um wahren oder eingebildeten Widerwärtigkeiten zu widerstehen, oder um sich an denen zu rächen, die sie für ihre Feinde halten, werden die Geisteskranken wüthend. Hierbei werde ich jedoch einige Ausnahmen machen, wenn ich später von der Mordmonomanie rede.

Die Wuth ist selten lange anhaltend; sie ist intermittirend wie die Ursachen, die sie hervorrufen. Hält sie an, so kann sie nicht von langer Dauer sein.

Sie ist stets ein böses Symptom bei den Fiebern und Phlegmasien, bei der Geisteskrankheit verhält es sich nicht so. Sie ist bei der Verwirrtheit kritisch. Wenn die Kranken nach einer zu schwächenden Behandlung verwirrt geworden sind, wenn sie an Kräften zunehmen, so beendet die Manie und oft die Wuth das Delirium. Dies wurde auch durch Pinell bei den Geisteskranken beobachtet, die, nachdem sie im Hôtel Dieu behandelt waren, nach Bicêtre, in Verwirrtheit verfallen, geschickt wurden. Man sieht auch, dass die Wuth in unheilbare Verwirrtheit übergeht, und

manchmal geschieht dies schon, nachdem sie einen Tag angehalten hat. Die Wuth, die so viel Schrecken und Unruhe denen verursacht, die nicht häufig mit Geisteskranken umgehen, verschlimmert nicht die Prognose bei dieser Krankheit, sondern lässt mehr Hoffnung zur Heilung zu. Die Maniaci und Monomaniaci, die wüthend sind, genesen eher, als die ruhigen und leichten Fälle. Bei diesen hier findet weniger Kraft, weniger Energie, weniger Reaktion statt, die Heilungen geschehen schwer. Nicht selten werden nach einem Anfall von Wuth die Kranken ruhiger und verständiger; aber wenn die Wuth anhaltend ist, wenn das allgemeine Delirium so intensiv ist, dass es dem Kranken das Gefühl seiner eignen Existenz nimmt, so muss man fürchten, dass der Kranke diesem Excess der Aufregung nicht widerstehen kann und dass der Tod schnell herbeikommt. Wenn die Geisteskranken während der Wuth eine Handlung der Wildheit begehen, so muss man befürchten, dass sie nicht genesen. Ich sah nie einen Wüthenden gesund werden, nachdem er seine Kinder, seine Eltern, seine Verwandten, seine Freunde getödtet hatte. Aber die Wüthenden sind nicht unheilbar, wenn sie nur ihre eigene Existenz aufs Spiel gesetzt haben.

Da die Wuth eins der beunruhigendsten Symptome bei der Geisteskrankheit ist, so erfordert sie zwar eine besondere Aufmerksamkeit, aber nicht eine specielle Behandlung. Ihre Behandlung fällt mit der Krankheit zusammen, deren Symptom sie ist. Man hat, indem man die Wuth für die Geisteskrankheit selbst hielt, oder indem man diesem Symptom eine grosse therapeutische Wichtigkeit beigelegt hat, sehr grosse Fehler in der Behandlung der wüthenden Geisteskranken begangen. Man liess dem Wüthenden übermässig viel zur Ader, in der Absicht, seine Kräfte zu schwächen und man bemerkte nicht, dass der Blutverlust das Uebel vermehre, dass es den Kranken der so nöthigen Reaktionskraft zur Hebung der Krankheit beraube. Dieses Symptom gab auch zu Irrthümern Veranlassung, die leider zu einer allgemeinen Konsequenz, und zwar zu einer sehr traurigen bei den Geisteskranken hinführte. Da man in den Kranken nur Wüthende sah, so brachte man alle Geisteskranken, wie gefährliche und übelwollende Wesen unter, und behandelte sie auch so. Hieraus entstanden die Gefängnisse, Ketten und Schläge; lauter Mittel, die, indem sie das Delirium vermehrten, ein wichtiges Hinderniss zur Heilung wurden. Seitdem man diese Unglücklichen mit mehr Wohlwollen behandelt, hat sich die Zahl der Wüthenden vermindert, so dass man in gut gehaltenen und passend angelegten Hospitälern auf mehrere Hundert Geisteskranke manchmal nur einen einzigen Wüthenden findet.

V.

Von der Geisteskrankheit der Neuentbundenen und Nährenden.

Obgleich man viel über die Krankheiten, denen Neuentbundene ausgesetzt sind, geschrieben hat, so haben doch Geburtshelfer und Aerzte, die die Frauenkrankheiten abgehandelt haben, wenig über Geisteskrankheiten gesagt, die nach der Entbindung, während, oder nach dem Säugungsgeschäft ausbrechen. Dies hat mich zu dieser Abhandlung bestimmt, in der Hoffnung, hierdurch vielleicht einiges Licht über einen praktischen Punkt zu verbreiten, der um so wichtiger ist, da er eine grosse Anzahl von Frauen betrifft.

Diese Abhandlung zerfällt in zwei Theile. Der eine enthält die Beobachtungen, die ich in meiner Privatpraxis gesammelt habe, der andere die, die als Basis zu den allgemeinen Beobachtungen, die ich im ersten Theile ausspreche, dienen. Ich hatte Anfangs die Krankheitsgeschichten in diesen ersten Theil vertheilt, aber es schien mir, dass sie zu sehr die Aufmerksamkeit ablenkten, und dass sie die Verkettung der allgemeinen Ideen, die ich so kurz als möglich geben werde, stören.

Erster Theil.

Ich werde hier nicht von dem vorübergehenden Delirium sprechen, welches sich nach dem Geburtsakt, und manchmal während des Milchfiebers zeigt. Dieses Delirium geht schnell vorüber, entweder indem die Lochien fliessen, oder durch die Verminderung derselben, wenn sie zu stark sind, oder durch die Milchsekretion, oder wenn das Fieber aufhört, oder wenn die

Kräfte wiederkehren. Mauriceau und viele andere Geburtshelfer sahen das Delirium am zweiten Tage nach der Entbindung erscheinen und am vierten Tage wieder aufhören.

Auch spreche ich hier nicht von dem Delirium derjenigen Frauen, die ihre Kinder, die sie so eben geboren haben, tödten. Falsche Schaam, Verlegenheit, Furcht, Unglück und das Verbrechen leiten nicht immer die Kindesmörderinnen. Das Delirium führt, indem es die Vernunft der Neuentbundenen stört, auch manchmal die verbrecherische Hand. Ein Mädchen ist schwanger, sie verbirgt ihre Schwangerschaft nicht. Am Abend ihrer Entbindung zeigt sie sich noch aller Welt. Sie wird während der Nacht entbunden; man findet sie in ihrem Bett und das Kind in einer Latrine durch 21 Stiche zerstört, die man für Scheerenstiche hält. Das Mädchen wird einige Stunden darauf eingezogen, zwei Stunden weit von dem Hause entfernt, wo sie geboren hat, getragen. Sie will nicht, dass man sie den Blicken ihrer Nachbaren entzieht. Während des Weges erhebt sie sich mit Mühe und sagt häufig zu denen, die sie tragen und die sie führen: «Sie werden mir nichts böses thun! Sie werden mir nichts thun! Nicht wahr? Ich habe nichts Böses gethan, daher können Sie mir auch nichts thun.» Einige Tage nachher wird sie verhört. Sie gesteht ihr Verbrechen ein, vertheidigt sich nicht, bezeugt nicht das geringste Bedauern, aber sie verweigert, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Hatte dieses Mädchen nicht einen Anfall von Delirium gehabt? Uebrigens gehören diese und ähnliche Thatsachen zur gerichtlichen Medizin und können mich nicht hier beschäftigen.

Die Anzahl der Frauen, die nach der Entbindung, während oder nach dem Nähren geisteskrank werden, ist viel beträchtlicher als man es gemeiniglich glaubt. In der Salpetrière nehmen wir beinahe den zwölften Theil geisteskranke Frauen auf, die es unter solchen Umständen geworden. Es giebt Jahre, wo dies Verhältniss auf den zehnten Theil steigt. So sind von 1119 Frauen, die in der Abtheilung der Geisteskranken während der Jahre 1811, 1812, 1813 und 1814 aufgenommen waren, 92 nach der Entbindung, während oder plötzlich nach dem Nähren geisteskrank geworden, und von diesen 92 Frauen gehören 60 zu den Jahren 1812 und 1813, während welcher 600 Aufnahmen stattfanden. Und wenn man von der Totalsumme der während dieser vier Jahre aufgenommenen geisteskranken Frauen, wenigstens ein Drittel abzieht, die das Alter von 50 Jahren überschritten haben, wo die Frauen nicht mehr den Einflüssen der Entbindung und des Nährungsgeschäftes ausgesetzt sind, so muss man schliessen, dass die Geisteskrankheiten in Folge von Entbindungen und während und nach dem Nährungsgeschäfte häufiger sind,

als es sich Anfangs gezeigt hat; und dies gilt besonders für die reiche Klasse. Die Zahl beträgt in dieser Klasse nach dem Resultat meiner Privatpraxis beinahe den siebenten Theil. Aber es ist auch wahr, dass die Geisteskrankheiten nach dem Entwöhnen seltener bei den reichen Frauen, als bei den armen sind. Hieran sind wohl die Vorsichten schuld, die die reichen Frauen anwenden können. Nichts aber kann sie vor der ausserordentlichen Reizbarkeit schützen, wenn sie so eben entbunden sind oder wenn sie nähren.

Der Zeitraum des Ausbruchs der Krankheit in Beziehung zur Zeit des Wochenbetts und des Säugungsgeschäfts verdient wohl bestimmt zu werden, weil er für die Praxis nützliche Indicationen liefert.

Hippokrates giebt im 3ten Buche der Epidemien mehrere Beobachtungen von heftigen Anfällen mit Delirien, an denen Frauen während der Epidemie, die er beschreibt, litten. Dies sind meistentheils Fieber. Vielleicht ist die vierzehnte Beobachtung ein Fall von acuter Manie. Es handelt sich hier um eine Frau, die von Zwillingen entbunden war, die vom Tage der Entbindung an delirirte und an Gehirnentzündung am 21sten Tage starb.

Levret sagt, dass die Geisteskrankheit dann nach der Entbindung zu fürchten sei, wenn die Lochien schlecht fliessen oder unterdrückt werden, besonders aber, wenn sich die Brüste nicht füllen, oder gar welk werden. Zimmermann erzählt in seinem Buche über die Erfahrung einige Beispiele von Manie und Melancholie, die nach der Unterdrückung der Lochien entstanden waren. Er führt unter andern das Beispiel einer Frau auf, die erst nach sechs Monaten geheilt wurde. Der Fall selbst wurde zu Göttingen im Jahre 1745 in der Dissertation des Dr. Berger *de puerperarum Mania et Melancholia* beschrieben. Ich konnte mir diese Dissertation nie verschaffen. Doublet *) sagt, dass die Milchreizung sich manchmal auf das Gehirn erstreckt; dass es Entbundene giebt, die einen fixen Schmerz im Kopfe haben; dass andere in Stupor sind, einen dummen Blick haben und falsch urtheilen. Von unsern 92 Frauen sind 16 vom ersten bis zum vierten Tage nach der Entbindung geisteskrank geworden.

Man liest bei Puzos **), dass die Milchablagerungen manchmal aufs Gehirn stattfänden und dass sie die Geisteskrankheit

*) *Mémoires de la Société royale de Médicine.* 1786. *Bd. VIII. S.* 179.

**) *Mémoires sur les defauts laiteux.*

hervorrufen, indem sie dasselbe comprimiren, oder indem sie die Fasern desselben ausdehnen. Diese Ablagerungen finden, wie die übrigen, vom zehnten oder zwölften Tage nach der Entbindung statt. Er erzählt drei derartige Beobachtungen. Von unsern 92 Frauen sind 21 vom 5ten bis zum 15ten Tage geisteskrank geworden.

17 wurden vom 15ten bis zum 60sten Tage nach der Entbindung, als dem äussersten Termin, wo die Lochien fliessen, krank.

19 Frauen erkrankten vom 2ten Monat bis zum 12ten während des Säugungsgeschäfts.

19 wurden unmittelbar nach dem gezwungenen oder freiwilligen Entwöhnen geisteskrank, woraus man schliessen kann; 1) dass die Geisteskrankheit häufiger bei den Entbundenen als bei den Säugenden auftritt; 2) dass die Gefahr, die Vernunft zu verlieren, in dem Verhältnisse abnimmt, wie die Zeit nach der Entbindung zunimmt; 3) dass die Säugenden, besonders aus der ärmern Klasse, weit mehr nach dem Entwöhnen, als während des Säugens der Geisteskrankheit ausgesetzt sind.

Die Geisteskrankheiten, die in Folge der Entbindung entstehen, zeigen sich zuweilen selbst schon während der Schwangerschaft. Böse Ahnungen, Traurigkeit, übertriebene oder schlecht gegründete Unruhe gehen auch dem Ausbruch des Deliriums voran; manchmal bricht die Geisteskrankheit plötzlich aus. Anfangs scheinen diese Kranken einen fieberhaften Zustand zu haben; die Haut ist warm, geschmeidig, feucht; das Gesicht ist bleich, die Zunge weiss, die Brüste sind welk; der Unterleib ist weder gespannt, noch schmerzhaft. Manchmal stellt sich dabei ein heftiger Schmerz im Kopfe, im Uterus ein; der Puls ist klein, schwach, zusammengezogen.

Zu gleicher Zeit findet ausschliesslich Delirium und Monomanie, häufiger Manie, selten Verwirrtheit statt. Manchmal ist der Stupor die entfernte Vorbedeutung der Gehirnentzündung, mit der sehr leicht die Manie verwechselt wird. Aber der Kopfschmerz, die Röthe der Augen, die Trockenheit der Haut, das Klingen in den Ohren, die Anomalien des Pulses, das Sehnenspringen, die Unordnung der Symptome, ihr schneller Wachsthum unterscheidet diese letzte Krankheit von der ersteren. Die Gehirnentzündung ist vom dritten bis zum vierten Tage tödtlich, selten erreicht sie den siebenten Tag, während die Dauer der Manie, die in Folge des Wochenbetts auftritt, mehrere Wochen, mehrere Monate und darüber anhält.

Die Geisteskrankheiten, welche während des Säugungsgeschäfts oder nach demselben ausbrechen, bieten, was ihren Charakter und ihren Gang betrifft, wenig Unterschied zwischen den Geisteskrank-

heiten, welche nach jeder andern Gelegenheit entstehen, dar; dennoch hat das Gesicht etwas Besonderes, wodurch man sie sogleich erkennt, wenn man nur einigermassen gewohnt ist, Geisteskranke zu behandeln.

Indem ich die verchiedenen Arten der Geisteskrankheit bei den 92 Frauen, die den Gegenstand dieser Abhandlung ausmachen, verglich, fand ich folgendes Verhältniss:

Verwirrtheit	8
Melancholie und Monomanie	35
Manie	49

Vielleicht wird man fragen, ob die Wöchnerinnen und Säugenden nie in Idiotismus verfallen? Nein, gewiss nicht, weil der Idiotismus durch eine, der ersten Kindheit angehörige, krankhafte Veränderung des Gehirns entsteht.

Ehe wir die Ursachen, welche die Geisteskrankheit bei den Wöchnerinnen und Säugenden hervorrufen, abhandeln, muss ich erst das Alter bezeichnen, in welchem sie dieser Krankheit am meisten ausgesetzt sind. Von unsern 92 Frauen

hatten	22	das	Alter	von	20—25	Jahren
	41	-	-	-	25—30	-
	16	-	-	-	30—35	-
	11	-	-	-	35—40	-
	2	-	-	-	43	-

Das Alter, in dem die Säugenden, so wie die Neuentbundenen am meisten der Geisteskrankheit ausgesetzt sind, ist demnach vom 25sten bis zum 30sten Jahre. In diesem Alter sind die Frauen auch am fruchtbarsten.

Die Ursachen, welche ausschliesslich die Neuentbundenen und Säugenden zu dieser Krankheit praedisponiren, sind folgende: Die Erblichkeit, eine ausserordentliche Empfänglichkeit, die früheren Anfälle bei jeder Schwangerschaft, die Anfälle in Folge der vorhergegangenen Entbindung oder während des Säugens. In einigen Fällen bringen die praedisponirenden Ursachen nicht nur ein vorübergehendes Delirium hervor, sondern erregen sogar auch einen wirklichen Anfall von Geisteskrankheit. Solche Ursachen sind die Anstrengungen bei der Entbindung. Dieselben physischen Umstände führen dieselben functionellen Störungen des Gehirns, dieselben intellectuellen und psychischen Störungen herbei. Ja was am sonderbarsten ist, man hat Frauen gesehen, die nach der Entbindung von einem Knaben geisteskrank wurden, und wo die Anfälle nach der Entbindung von einem Mädchen gänzlich ausblieben; auch sah man Frauen, deren Delirium sich immer erst nach zwei Wochenbetten zeigte; eben so sah man welche, die in denselben Zustand im dritten oder fünften Monat, während sie säugten, zu-

zückfielen, ohne dass man dafür eine erregende Ursache angeben konnte.

Die excitirenden Ursachen, die die Geisteskrankheit der Neuentbundenen und Nährenden hervorrufen, sind die Fehler des Regimens und die psychischen Affecte.

Die Erkältung, den Eindruck der Kälte, auf welche Weise er auch stattfinde, muss man hierbei am meisten fürchten. Das Abschneiden der Haare, der Missbrauch der warmen Medicamente, die die Lochien unterdrücken; alles dies ruft die Geisteskrankheit hervor. Bei unsern 92 Geisteskranken war die Krankheit vierzehnmal durch physische Ursachen entstanden, und in diesen vierzehn Fällen hat der Eindruck der Kälte zehnmal die Krankheit verursacht.

Das freiwillige oder gezwungene Entwöhnen wird eine Ursache der Geisteskrankheit, wenn die Nährenden beim Entwöhnen die Vorsicht vernachlässigen, welche die Klugheit und Erfahrung ihnen gebietet; und hier müssen wir wiederholen, dass von den 92 Frauen 19 wenige Tage oder plötzlich nach dem Stillen in Folge von Unvorsichtigkeiten und Nachlässigkeiten geisteskrank geworden sind. Auch haben wir schon bemerklich gemacht, dass die Krankheit nach dem Entwöhnen seltener in der höhern Klasse der Gesellschaft ist, weil die Frauen dieser Klasse sich besser pflegen.

Dia psychischen Affekte sind sehr häufig die Ursache der Geisteskrankheit bei den Neuentbundenen und Stillenden. Die Häufigkeit derselben verhält sich zu den physischen Einflüssen wie 1 zu 4. Der traurige allgemeine Einfluss dieser Ursachen ist zu allen Zeiten gewürdigt worden. In Rom hing man über die Thür des Hauses der Neuentbundenen eine Krone, um anzuzeigen, dass ihr Haus ein geheiligtes Asyl sei. In Harlem besteht ein Gesetz, welches befiehlt, ein Zeichen an dem Hause der Entbundenen zu befestigen. Dieses Zeichen dient zur Schutzwehr gegen Häscher und Polizeiagenten, die sich daselbst zeigen könnten, um ihren Dienst zu verrichten. Van Swieten versichert, dass die Wöchnerinnen oft in unheilbare Manie verfallen, weil sie irgend einen Aerger gehabt oder unterdrückt hätten. Das, was nach der Entbindung einen Einfluss ausübt, wirkt auch schädlich während und nach dem Säugen, aber mit weit weniger Gefahr. Von unsern 92 Frauen sind 46 nach psychischen Affekten geisteskrank geworden. Die Furcht, einen Rückfall zu bekommen, nachdem sie schon einen Anfall von Wahnsinn gehabt haben, die Verzweiflung wegen des Verlusts des Kindes oder wegen böslicher Verlassung des Vaters, der Zorn, der Schreck, der Gram, die häuslichen Zwiste sind eben so excitirende Ursachen. Die Wirkungen des Schrecks

waren im Jahre 1814 bemerkenswerth, weil von 13 geisteskranken Frauen, die in Folge von psychischen Affekten erkrankten und während des Jahres 1814 in unser Hospital aufgenommen waren, 11 in Folge des Schrecks geisteskrank geworden sind. Ich machte im Jahre 1815 dieselbe Beobachtung.

Die praedisponirenden Ursachen bereiten in mancher Beziehung die Neuentbundenen und die Nährenden zur Einwirkung der excitirenden Ursachen vor. Sowohl die Einen als die Andern haben eine um so grössere Energie, als die Entbindung und das Nährungsgeschäft sehr die Reizbarkeit und Beweglichkeit der Entbundenen und Nährenden erhöhen, und sie für zufällige Einflüsse empfänglicher machen. Diese, und unter ihnen die psychischen Affekte wirken um so trauriger ein, als sie viel heftiger wirken.

Eine Frau wird glücklich entbunden; am andern Morgen besprengt sie ihr Bett mit wohlriechendem Wasser. Die Lochien werden unterdrückt, die Milch zeigt sich nicht in den Brüsten und die Manie bricht an demselben Tage aus und wird erst nach 10 Monaten nach einem Schleimfieber geheilt. Ein Mann giesst einen Eimer kaltes Wasser auf seine am vorigen Abend entbundene Frau; die Unglückliche verfällt sogleich in Manie und wird nicht wieder geheilt. — Ein Mädchen von 18 Jahren täuscht die Wachsamkeit ihrer Eltern, verschweigt ihre Schwangerschaft, wird auf einem Boden bei kaltem Wetter entbunden und läuft die Treppe hinauf, um wieder zu ihrem Zimmer zu kommen. Die Lochien werden unterdrückt, die Manie bricht aus und hört erst nach einem Jahre wieder auf. — Eine Amme wird durch einen Sturm überrascht; sie erhitzt sich, indem sie ihren Gang beschleunigt, geht durch einen Bach, wo ihr das Wasser bis ans Knie kommt. Die Milch verschwindet; sie verfällt in Melancholie. — Eine Amme wird durch einen Donnerschlag erschreckt, die Milch wird unterdrückt, sie verliert den Verstand.

Wenn die physischen oder psychischen Ursachen getrennt oder vereint auf die Neuentbundenen einwirken, so vermindern sich die Lochien oder sie verschwinden ganz, die Milch steigt nicht zu den Brüsten, oder sie werden welk, die Geisteskrankheit bricht aus. Nicht immer sieht man es so deutlich; manchmal zeigt sich die Geisteskrankheit, obgleich die Lochien nicht unterdrückt sind, aber sie fliessen schlecht und in zu geringer Menge. In sehr seltenen Fällen fliessen die Lochien gut und sind selbst einer Hämorrhagie ähnlich, und der Verstand der Entbundenen wird dennoch geschwächt.

Eben so geht es mit der Milch; manchmal wird sie gänzlich unterdrückt, manchmal findet keine Unterdrückung statt, sie ist weniger reichlich, hat nicht ihre nährenden Eigenschaften und der Säugling verweigert die Brust zu nehmen; ja in andern Fällen

bricht die Geisteskrankheit aus, obgleich weder eine Unterdrückung, noch Verminderung der Milch stattfindet und das Nähren wird mit Vortheil für das Kind fortgesetzt.

Hier finden wir zwei interessante Punkte, über die lange gestritten wurde.

1) Ist die Unterdrückung oder Verminderung der Milch Ursache oder Wirkung der Geisteskrankheit? Man muss hierauf antworten, dass sich die Krankheit gewöhnlicher bei Frauen zeigt, die nicht nähren. Von unsern 92 Geisteskranken waren 29 nicht verheirathet, 63 verheirathet, und bei uns nähren die Mädchen selten. Eine grosse Anzahl von Thatsachen beweisen, dass die Milch vor dem Ausbruch des Deliriums sich vermindert, unterdrückt wird, oder ihre Eigenschaften verliert. Es giebt zwar auch Thatsachen, die da beweisen, dass die Unterdrückung oder Verminderung der Milch erst nach dem Ausbruch der Geisteskrankheit stattgefunden hat.

2) Agirt die Milch wie ein fremder Körper bei den Zufällen, die nach dem Entbindungs- oder Ernährungsgeschäft folgen? Die Alten glaubten, dass die Milch sich auf das Gehirn versetze und meinten, dass sie sich auch auf die andern Organe werfen könne, und schrieben alle Consecutivzufälle ihrer Metastase zu. Sennert glaubte, dass das Delirium unter diesen Umständen die Wirkung der Dünste sei, die vom Uterus zum Kopfe aufstiegen. Levret versichert, dass man Milch im Schädel gefunden habe; Boerhaave will nicht, dass man die verschiedenen pathologischen Erscheinungen, die sich nach den Wochenbetten zeigen, wie verschiedene Krankheiten abhandle, sondern wie eine Krankheit, die zur selben Ursache gehört und sich unter verschiedenen Formen zeigt. Fast alle Geburtshelfer haben die verschiedenen Zufälle der Neuentbundenen und Nährenden der Milchmetastase zugeschrieben. Diese Meinung ist populär geblieben; jedoch zeigen die Erfahrungen der Neueren, besonders die von Chaussier und Bichat, dass man keine Milch im Bauch der Neuentbundenen, die an Peritonitis gestorben sind, findet. Eben so wenig findet man welche in dem Schädel der Entbundenen, die an Geisterkrankheit gestorben sind. Die Neuern nehmen wohl mit Recht an, dass nach der Entbindung und während des Nährungsgeschäfts eine Milchdiathese besteht, die alle Secretionen der Frau modificirt und ihnen ihren Charakter aufdrückt; dass die sehr grosse Reizbarkeit der Neuentbundenen und der Nährenden sie von den äussern Einflüssen abhängiger macht; dass diese Einflüsse auf dieses oder jenes Organ wirken, und die Entwickelung von Zufällen hervorrufen, die die eigenthümlichen Krankheiten dieser Organe charakterisiren. Diese Zufälle werden durch die allgemeine Diathese, d. h. durch die Milchdiathese modificirt.

Hippokrates sagt im 5ten Buche der Aphorismen, dass die Frauen, bei denen das Blut durch die Brüste abgeht, von Manie bedroht sind. Indess sieht man doch Frauen, bei denen die Menstruation aus den Brüsten erscheint, ohne dass man hierbei andere Züfälle bemerkt. Plancher versichert, dass der Dr. Pieters-de-Louvin eine Amme gesehen habe, bei der aus den Brüsten Blut anstatt der Milch kam und die nicht geisteskrank wurde. Doublét sah im Hospitale von Vaugirard Nährende, aus deren strotzenden Brüsten Blut kam und bemerkte dabei keinen traurigen Ausgang.

Die Geisteskrankheiten, die in Folge der Wochenbetten entstehen, werden im Allgemeinen geheilt, wenn nicht eine zu starke Praedisposition vorhanden war. Man kann annehmen, dass mehr als die Hälfte genesen. Von unsern 92 Frauen wurden 55 geheilt. Dies beträgt den siebenten Theil sämmtlicher Heilungen, die in der Salpetrière während der vier Jahre, die ich oben angegeben, erzielt wurden.

Diese Geisteskrankheiten entscheiden sich durch die Wiederherstellung der Lochien, durch die Milchsecretion, durch eine starke Leucorrhoe, durch schleimige, manchmal blutige Stühle, durch die Rückkehr der Menstruation, die während der Schwangerschaft unterdrückt war, durch Eiteransammlungen unter der Haut und sehr selten durch die Schwangerschaft. Die Dauer der Anfälle ist verschieden. Von 55 Heilungen fanden statt:

4 im 1sten Monat;
7 im 2ten Monat;
6 im 3ten Monat;
7 im 4ten Monat;
5 im 5ten Monat;
9 im 6sten Monat;
15 in den folgenden Monaten;
2 nach zwei Jahren.

Also fanden 38 Heilungen oder zwei Drittel der Heilungen in den ersten 6 Monaten nach dem Ausbruch der Geisteskrankheit statt.

Wenn aber auch die Heilungen der Neuentbundenen häufig sind, so müssen wir doch gestehen, dass diese Kranken sehr zu Rückfällen geneigt sind, wenn eine starke Praedisposition schon beim ersten Anfall vorhanden war. Man kann dieser Disposition vorbeugen, indem man die Umstände vermeidet, die den ersten Anfall hervorgerufen haben. Am besten ist es, wenn keine Schwangerschaft wieder eintritt.

Ich war nicht wenig erstaunt, dass von unsern 92 Geisteskranken nur 6 gestorben sind, und zwar:

1 sechs Monate nach der Entbindung,
1 nach einem Jahre,

2 nach achtzehn Monaten,
1 nach drei Jahren,
1 nach fünf Jahren.

Also beträgt die Sterblichkeit hier nur den achtzehnten Theil, oder den 53sten Theil in Beziehung auf die Sterblichkeit der ganzen Abtheilung der Geisteskranken unsers Hospitals.

Woher kommt es, dass die Unterleibskrankheiten nach der Entbindung so häufig tödtlich sind, während die Gehirnkrankheiten nach der Entbindung es fast nie sind? Diese Bemerkung kann für die Physiologie des Gehirns und für die Abschätzung des Einflusses dieses Organs auf das organische Leben nicht gleichgültig sein.

Die Leichenöffnungen derjenigen, die nach der Entbindung oder während des Nährens geisteskrank geworden, zeigen streng genommen nichts Besonderes, nichts, wodurch man die materielle Ursache, noch den Sitz dieser Geisteskrankheit erkennen kann. Selle sagt in seinen Beobachtungen, dass er eine grosse Menge Eiter im Gehirn einer Frau gefunden habe, die nach einer zweiten Entbindung starb, und die einen Anfall von Manie in Folge der ersten Entbindung hatte. Ich fand, wie in den übrigen Fällen bei Geisteskranken, im Gehirn seröse Flüssigkeit, aber nie etwas, das der Milch ähnlich war. Wahrscheinlich haben diese albuminösen Ergiessungen einige Schriftsteller getäuscht. Uebrigens wäre es eben so fremdartig, Milch im Schädel nach der Entbindung oder nach dem Nähren zu finden, wenn eine Unterdrückung der Milch stattgefunden hat, als es sonderbar wäre, menstruelles Blut im Schädel der geisteskranken Frauen zu finden, die nach Unterdrückung der Menstruation erkrankten. Wenn eine Complication der Geisteskrankheit mit der Peritonitis puerperarum stattfand, so findet man Ergiessungen und Pseudomembranen in der Höle des Peritonaeums.

Die Behandlung der Geisteskrankheiten in Folge des Wochenbetts, während oder nach dem Nähren, ist sehr verschiedenartig geleitet worden. Die meisten Schriftsteller, durch die Heftigkeit der Symptome erschreckt, betrachteten diese Geisteskrankheiten als unheilbar. Puzos gesteht ein, dass er diesen Irrthum nach mehreren fruchtlosen Versuchen theilte, indess überzeugte er sich doch, dass, indem man starke Aderlässe und Purganzen anwende, man die krankhafte Disposition des Gehirns ändern könne, aber dass man lange Zeit die kräftigste Kurmethode verfolgen müsse. Die Aerzte wurden im Allgemeinen durch die Heftigkeit der Anfälle getäuscht und wandten fast stets alle Mittel bis zum Excess an, die sie in Gebrauch zogen. Man liess im Uebermaass zur Ader und die Unterdrückung der Lochien musste noch dieses Verfahren bestärken; jedoch bedachte man nicht, dass zu reichliche Lochien auch die Geisteskrankheit verursachen. Haller

erzählt, dass eine Frau der Fähigkeit zum Denken beraubt war, weil sie zu reichliche Lochien hatte. Ich werde in dem zweiten Theile dieser Abhandlung die Beobachtung einer Manie bei einer Neuentbundenen anführen, die eine Hämorrhagie des Uterus acht Tage lang hatte. Boerhaave und van Swieten sagen, dass die Aderlässe nur in der grössten Noth angewendet werden müssen, und selbst dann, wenn die Lochien unterdrückt sind. Diese Schriftsteller sagen, dass die Aderlässe, indem sie schwächen, mehr schaden als nützen.

Man verschrieb eine Zeit lang die energischesten Purganzen, Drastica, Neutralsalze, später zog man die mildern Purganzen vor.

In den Fällen, wo die Milch unterdrückt war, versuchte man sie wieder herzustellen durch Schröpfköpfe, durch das Aussaugen oder indem man abführen liess. Wenn die Krankheit stürmisch ist, so räth man eine neue Schwangerschaft und das Säugen an, und weil manchmal dieser Rath von einem glücklichen Erfolge gekrönt war, so hat man ihn zu einem allgemeinen Grundsatz erhoben. Ich kann versichern, dass man mit demselben nur dann glücken wird, wenn die Geisteskrankheit nur rein zufällig entstanden ist, und mit keiner vorhergehenden Ursache oder Praedisposition zusammenhängt.

Man muss die Aderlässe mit Mässigung in der ersten Periode anwenden; Blutegel an der Vulva, an den Schenkeln sind nur dann nützlich, wenn Zeichen von Plethora oder von Congestionen zum Kopfe vorhanden sind.

Schröpfköpfe, Vesicatore, Sinapismen, die bald an die Füsse, bald an die Schenkel, bald in den Nacken gesetzt werden, oder leicht abführende und schweisstreibende Medizin, je nach der Tendenz der Natur sind bei weitem den sogenannten heroischen Mitteln vorzuziehen.

Einige Neuentbundene genasen nach der Anwendung abführender Lavements. Ich verordnete mit Erfolg unmittelbar nach der Entbindung Lavements, aus 4 Unzen Zucker und einer hinreichenden Menge Milch bereitet, dreimal täglich genommen. Die Kranken müssen dabei ein strenges Regimen beobachten und wenig essen.

Auch hat man in einigen Fällen von mehrere Mal wiederholten Brechmitteln glückliche Erfolge erhalten.

Manchmal geschieht es, dass die Vesicatore, die im Anfange der Krankheit nicht genützt haben, die besten Wirkungen hervorbringen, wenn die Krankheit einige Zeit gedauert hat.

Die lauen Bäder, besonders die Sitzbäder, manchmal auch die warmen Bäder unterstützen sehr gut die übrigen Heilmittel, wenn die Krankheit in einen chronischen Zustand übergegangen ist. Die kühlen oder kalten Bäder sind gefährlich.

Wenn die Krankheit längere Zeit angehalten hat, besonders bei Nährenden, und die Menstruation nach dem Gebrauch der ausleerenden Mittel sich nicht wieder eingestellt hat, so bedient man sich mit Nutzen der Blutegel an der Vulva, der Schröpfköpfe an den Schenkeln, der Emmenagoga und der übrigen Heilmittel, die geeignet sind das Monatliche hervorzurufen.

Es ist unnütz, hier noch zu bemerken, dass die Frauen, die in Folge von Wochenbetten und des Nährungsgeschäfts geisteskrank geworden, denselben allgemeinen Prinzipien der Behandlung unterworfen sein müssen, als die übrigen Geisteskranken; dass die Trennung und die psychischen Mittel nicht vernachlässigt werden dürfen, und dass sie allein zur Heilung hingereicht haben, obgleich seltener als bei den übrigen Geisteskranken.

Zweiter Theil.

Erste Beobachtung. P. Y. E..... 53 Jahr alt, gehört zr einer Familie, in der schon mehrere Geisteskranke vorgekommen sind. Einige ihrer Cousinen waren in Folge des Wochenbetts erkrankt. E. war im Alter von 16 Jahren ohne besondern Zufall menstruirt; kurze Zeit darauf wuchs sie sehr stark. Jedesmal wenn sich die Menstruation einstellte, litt sie an heftigen Kolikschmerzen. Sie ist sehr sanft und schüchtern und lebt auf dem Lande.

Zu 20 Jahren wurde sie verheirathet und wurde Mutter von fünf Kindern. Im 4ten Monat ihrer fünften Schwangerschaft wird sie durch einen Mann erschreckt, der mit gezogenem Säbel in den Strassen umherläuft. Von diesem Augenblicke an hat sie Vorempfindungen; sie fürchtet, dass ihre Entbindung unglücklich sein wird und sie ist davon überzeugt, dass sie geisteskrank werde.

Die Entbindung geht im 30sten Jahre am 15ten April 1811 glücklich von statten; drei Tage nachher entsteht ein Blutfluss aus dem Uterus, bei welchem man für ihr Leben fürchtet und der erst nach acht Tagen aufhört. E. wird aufgeregt, aber sie ist ohne Delirium; man verordnet ein kräftiges Regimen und die Milch zeigt sich in den Brüsten; die Frau säugt ihr Kind, aber am 29sten Tage delirirt sie, begeht tausend Extravaganzen, will sich ums Leben bringen; sie schlägt, beleidigt; vierzehn Tage lang verweigert sie hartnäckig alles Essen und Trinken.

Am 44sten Tage nach der Entbindung verordnet man Vesicatore an den Füssen und eine reichliche Nahrung. E. fährt mit dem Säugen fort, obgleich sie wenig Milch hat.

Am 60sten Tage. Die Milch ist in hinreichender Menge da, nichtsdestoweniger ist die Kranke von Manie befallen. Einige Tage nachher, am 25sten Juli 1811, wird E. nach der Salpetrière geführt; sie ist traurig, spricht nicht, der Leib ist

stark; man entwöhnt den Säugling, am andern Tage bricht die Wuth aus.

Am 27sten Juli. Es wird ein Abführmittel, Vesicatore im Nacken und ein Campherliniment, welches oft auf den Brüsten, die von Milch strotzen, erneut wird, verordnet. Es geht ein weisslicher, schleimiger Ausfluss durch die Vulva ab, das Vesicator fliesst reichlich, die Stühle sind gut.

Am 20sten August. Das Vesicator wird abgenommen; die Kranke spricht und geht lieber; sie isst ein wenig; die Verdauung geht gut von Statten, die Brüste enthalten keine Milch mehr.

Am 6ten September. Die Frau befindet sich besser, obgleich sie noch traurig ist; sie antwortet richtig, arbeitet, und man glaubt, dass sie in der Reconvalescenz sei.

Am 1sten October. Tiefe Melancholie; die Kranke verweigert zu sprechen, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, die geringste Bewegung zu machen.

Am 3ten October. Es wird ein Vesicator zwischen die Schultern gelegt. Hierauf folgt eine fieberhafte Bewegung, die 14 Tage anhält.

Am 19ten October. Die fieberhaften Symptome hören auf; während der Dauer des Fiebers kam die Vernunft allmählig wieder zurück.

Am 22sten October. Die Kranke hält sich für gesund, spricht ohne Scheu und giebt von dem Rechenschaft, was sie empfunden hat. Es wird ein abführendes Mittel verordnet.

Am 10ten November. E. hat ihre Eltern gesehen und verhielt sich gegen sie sehr verständig. Die Kräfte nahmen allmählig wieder zu. Es werden warme Bäder und aromatische Getränke verordnet. Die Menses fliessen.

December. Das Vesicator wird abgenommen, die Reconvalescenz tritt ein. Am 10ten December. Die Frau wird 8 Monate nach ihrer Entbindung, 7 Monate nach dem Ausbruche des Deliriums und 4½ Monat nach ihrem Eintritt ins Hospital entlassen.

Zweite Beobachtung. T. Y. N., 51 Jahr alt, am 30. Juni 1811 in der Salpetrière eingetreten, hatte eine Schwester, die nach einem Wochenbett geisteskrank geworden und die taub geblieben ist. Unsere Kranke ist von hohem Wuchs, hat kastanienbraunes Haar, welches mit weissem Haare gemischt ist; ihre Augen sind gross, braun, ihr Gesicht geröthet, die Haut braun, die Physiognomie bewegt, der Leib stark. Im ersten Jahre litt die Kranke an den Pocken. Im 10ten Jahre hatte sie eine sehr heftige Krankheit, während welcher sie an eine Hämorrhagie des Uterus litt. Im 11ten Jahre erscheint die Menstruation sehr reichlich und ist jedes folgende Mal von Kolikschmerzen begleitet. Sie war in der Jugend sehr schwächlich, litt an einem

Kopfschmerz auf der rechten Seite, der 24 Stunden anhielt. Im 25sten Jahre verheirathet sich N. und befindet sich seit ihrer Heirath wenigstens scheinbar besser.

Im 26sten Jahre. Erste Entbindung; Manie, Wuth, die bis zur zweiten Schwangerschaft anhält. Die zweite Entbindung ist glücklich gewesen. Seit dieser Zeit ist sie zwölfmal entbunden worden; die Entbindungen waren schwer, und nach jeder war diese Frau 4 — 6 Wochen geisteskrank.

39 Jahr. Ein Schlagfluss, der von halbseitiger Lähmuug gefolgt war.

47 Jahr. Nach einem schweren Fieber Manie, Wuth, die erst nach 5 Monaten aufhört; dann Anomalien der Menstruation, Kopfschmerz, Unterdrückung der Menstruation ohne nachtheilige Zufälle im 49sten Jahre.

50 Jahr. Starkes Fieber, Erscheinung der Menses, die regelmässig alle Jahr ein Monat hindurch flossen.

51 Jahr. N. verliert ihren Mann, sie wird ins Gefängniss gebracht, und verfällt sogleich in Manie. Sie wird den 30. Juni 1812 ins Hospital geführt, allgemeines Delirium, Aufregung, und in Zwischenräumen panischer Schrecken, Thränen, Verstopfung u. s. w.

Den 12ten August 1812. N. ist ruhig, sie erkennt ihren Zustand, weint über ihre Lage und über den Verlust ihres Mannes; sie spricht vernünftig, aber ihr Kopf ist schwach.

December. N. ist wohl; die Menstruation, die seit dem vergangenen Monat aufgehört hat, ist nicht wieder erschienen. Diese Frau hat das Hospital verlassen; sie hat die Neigung behalten, vor den geringsten Ursachen zu erschrecken, hat aber ihren vollkommenen Verstand.

Dritte Beobachtung. S. J., 40 Jahr alt, kam am 22. April 1812 in die Salpetrière. Ihr Wuchs ist hoch, ihr Gesicht finnig, ihre Haare kastanienbraun, ihre Augen braun und lebhaft, ihre Haut weiss. Sie ist korpulent.

Im 12ten Jahr. Kopfschmerz, Nasenbluten.

Im 13ten Jahr. Erstes Erscheinen der Menstruation; Aufhören des Nasenblutens; seit der Zeit die Menses regelmässig, aber schwach.

Im 18ten Jahr. Der Wohlthäter dieser Person wird guillotinirt; alsbald hat sie ein allgemeines Zittern; sie hat einige Tage lang den Verstand verloren.

Im 26sen Jahre. J. verheirathet sich, sie wird Mutter von drei Kindern, die sie stillt.

Im 30sten Jahre. J. wird von einem vierten Kinde entbunden, sie säugt und entwöhnt es ohne Vorsicht. Zwei Tage darauf hat sie ein allgemeines Delirium mit vorherrschenden religiösen

Ideen. Sie wird ins Hospital geführt, von wo sie nach einer viermonatlichen Behandlung als geheilt entlassen wird.

Im 36sten Jahre. Ein neuer Anfall, der die Abwesenheit ihres Mannes veranlasste. Am 28sten Mai 1810 kömmt sie zum zweiten Mal ins Hospital, aus dem sie am 21sten Juni 1811, nach 13 Monaten, entlassen wird.

Im 39sten Jahre. Sie wird zum fünften Mal entbunden; sieben Monate darauf entwöhnt sie das Kind; den zweiten Tag nach der Entwöhnung tritt Delirium mit eingebildetem Schrecken ein; sie wird in ein Krankenhaus gebracht; es zeigt sich ein allgemeiner Ausschlag, der nach und nach nur das Gesicht bedeckt. Nach 20 Monaten wird die Kranke am 22sten April 1812 ins Hospital geführt. Sie ist traurig, melancholisch, verzweifelt; sie hat religiöse Schrecken.

Am 24sten Mai 1812 stellte sich ein Ausfluss aus dem linken Ohre ein. Seit dieser Zeit ist J. verständiger; sie urtheilt gut über ihr Uebel, isst und schläft gut. Die Frau wurde am 11ten August 1812 entlassen und war gänzlich vernünftig.

Alle Anfälle kündigten sich durch Traurigkeit, Langeweile, Ekel vor den gewöhnlichen Beschäftigungen an, und kurze Zeit darauf verlor sie den Verstand. Während des Anfalls war der Kopf der Frau brennend und eingenommen.

Vierte Beobachtung. D. S. D., 41 Jahr alt, kam am 19ten Juni 1812 in die Salpetrière. Sie ist von mittlerer Statur, ihre Haare sind kastanienbraun, ihre Augen blau, ihre Haut weiss, ihr Blick beweglich. Die Frau hat einen geisteskranken Onkel und eine geisteskranke Tante. Im 9ten Jahre war sie auf den Kopf gefallen; man kann die Spuren der Narben noch sehen. Im 14ten Jahre litt sie an der Krätze. Im 16ten Jahre stellte sich ihre Menstruation ein, der Kopfschmerzen vorangingen, und die stets unregelmässig und sehr gering war. Im 26sten Jahre verheirathet sich D. Die Menstruation war von da an reichlicher, der Kopfschmerz stärker. Im 27sten Jahre hatte sie während ihrer ersten Schwangerschaft häuslichen Kummer.

Der Mann dieser Frau hatte sich, ohne dass sie es wusste, operiren lassen; sie erschrickt darüber, verliert ihren Verstand und wird wüthend. Sie war damals 33 Jahr alt. Sie wird nach Charenton gebracht; der Anfall dauert 5 Monate, aber die Intelligenz bleibt ein wenig geschwächt. Im 35sten Jahre eine neue Entbindung.

Im 37sten Jahre erfährt sie am dritten Tage nach ihrer dritten Entbindung einen leichten Widerspruch; hierauf folgt Delirium mit Wuth. 6 Tage darauf kommt sie ins Hospital und verbleibt dort 10 Monate. Der Anfall hatte 5 Monate gedauert.

Im 41sten Jahre häuslicher Kummer, unbedeutende Wider-

sprüche; es entsteht ein neuer Anfall von Wuth, der wenige Tage dauert. Sie wird am 19ten Juni 1812 nach dem Hospital gebracht, und nach einigen Tagen ist D. ruhig, aber unverständig.

Im August 1812. D. schwatzt viel; sie erzählt alles, was sie gesehen, gewusst, gehört hat, und zwar sind ihre Ideen und ihre Sprache unzusammenhängend, aber sie hat in langen Zwischenräumen ihren vollkommenen Verstand.

Im October. D. ist ruhig, arbeitet, aber spricht für einige Augenblicke irre.

December. Derselbe Zustand; dieser dritte Anfall endete durch Verwirrtheit.

Fünfte Beobachtung. L., von einer geisteskranken Mutter geboren (ihre Tochter ist geisteskrank und ihr Enkel ist in Manie gestorben), ist von mittlerem Wuchse, ihre Haare und Augen sind braun, ihre Augen bewegt. Im Alter vom 14ten bis zum 15ten Jahre erscheint die Menstruation, wird aber ein Jahr lang unterdrückt; es stellt sich Chlorose und Fieber ein. Im 16. Jahre kehrt die Menstruation wieder und seit dieser Zeit hat Madame L. dreizehn Kinder gehabt. Im 23sten Jahre wird sie zum Erstenmale Mutter. Von dieser Zeit an ist die Menstruation unregelmässig und sparsam.

Im 29sten Jahre. Einige Tage nach der vierten Entbindung starb das Kind und Madame L. verfällt aus Kummer in Manie. Sie wird nach dem Hôtel Dieu gebracht und die Menstruation bleibt ein Jahr lang unterdrückt. Ihre Heilung tritt nach 18 Monaten ein.

Seit dieser Zeit verfällt L. bei jedem Wochenbett, sogleich nachdem die Milch nach den Brüsten gestiegen, in Manie, bald mit Unterdrückung der Lochien und der Menstruation, bald ohne Unterdrückung. Der Anfall dauert gewöhnlich ein Jahr.

Jeder Anfall kündigt sich durch Schmerzen im Unterleibe an, die sich bis zum Uterus erstrecken. Hierbei ist das Gefühl, als läge ein fremder Körper auf dem rectum. Der Anfall bricht mit Geschrei und Convulsionen aus. Endlich delirirt die Kranke aus Furcht geisteskrank zu werden. L. wird aufgeregt, muss sprechen, laufen, hat tausendfache Hallucinationen; sie hört Personen sprechen, die sie nicht sieht, und sieht wunderliche Gegenstände, die sie erschrecken. Sie leidet an Schlaflosigkeit, Herzklopfen und Verstopfung.

Im 45sten Jahre wird sie zum Letztenmal entbunden; der Anfall ist heftiger als die vorhergehenden. Im 49sten Jahre leidet sie an Winden, die schmerzhaft den Bauch ausdehnen, die Respiration beschweren, besonders wenn die Kranke gegessen hat; sie ist auch alsdann leidender. Gegen das 50ste Jahr hören die Menses auf, ohne dass ein Delirium ausbricht.

Im 53sten Jahre. Ihr Mann reist zur Armee ab; es entsteht ein neuer Anfall; sie fühlt Winde, die zum Kopfe aufsteigen; sie wird geisteskrank, leidet an tausendfache Hallucinationen des Gehörs und Gesichts; sie hat Convulsionen. Die Paroxismen erneuern sich gewöhnlich alle zwei Tage; sie kündigen sich, wie die Anfälle, durch Geschrei an. Dieser Zustand dauert 6 Monate.

Seit diesem Anfall ist L. im Besitz ihrer vollen Vernunft, aber im Herbst und im Frühling verspürt sie einige Tage lang convulsivisches Zittern in allen Gliedern.

Im Alter von 59 Jahren, im December 1811 wird L. lebhaft erschreckt; neun Tage nachher stellen sich plötzlich Schmerzen im Unterleibe, die sich bis zum Uterus erstrecken, und Convulsionen ein; sie delirirt, fühlt das Bedürfniss zu gehen, zu laufen; sie hat Hallucinationen, urtheilt über ihren Zustand richtig und verlangt, dass man sie nach der Salpetrière führe.

Nach dem Hôtel Dieu gebracht, scheint ihr Alles verändert, umgekehrt; sie hört schreien, sieht den Chirurg, der eine Frau touchirt und seine mit Blut befleckte Hand zeigt. L. glaubt überall Eingeweide zu sehen, die herumschwimmen, und Blut, welches raucht; sie ist im grössten Schreck und kann diese Erscheinungen nicht verscheuchen, obgleich sie sehr gut erkennt, dass sie sich täuscht. Man verordnet ihr Fussbäder und lässt ihr am Arm zur Ader. Alle Zufälle vermehren sich; durch das Delirium erkennt sie nichts mehr; die Intelligenz ist ganz verirrt; sie fühlt nicht mehr, dass sie delirirt.

Nach zwei Monaten, am 25sten März 1812, wird L. nach der Salpetrière geführt. Ihr Leib ist stark, ihre Haut braun, ihre Physiognomie bewegt und drückt Schreck aus; sie delirirt, hat ein fortwährendes Bedürfniss zu gehen, leidet an Verstopfung, manchmal an Convulsionen, besonders des Nachts. Man badet die Kranke und giebt ihr kühlende Getränke. Nach und nach beruhigt sie sich. Im Juli und August wird sie ruhig, geht weniger und arbeitet auf Augenblicke.

Im September. Die Kranke urtheilt richtig über ihren Zustand und fühlt sich ziemlich stark, um ihre Hallucinationen und eitle Schrecken zu zerstören. Ausserdem ist sie ruhig und urtheilt richtig.

Am 12ten September 1812 wird diese Frau gesund entlassen, vom eilften Anfall der Manie geheilt. Später verfällt sie in Verwirrtheit, wozu sich Zittern in den Gliedern gesellte.

Sechste Beobachtung. R., 34 Jahr alt, wurde am 10. November 1813 ins Hospital aufgenommen. Sie ist von sanftem aber sehr lebhaftem Charakter, von hohem Wuchs, ihre Haare

sind kastanienbraun, ihre Augen gross und braun, ihre Physiognomie bewegt.

Im 16ten Jahre stellte sich ohne Beschwerde die Menstruation ein. Im 24sten Jahre verheirathet sich R.

Im 26sten Jahre kommt am dritten Tage nach ihrer ersten Entbindung eine Frau zu ihr, die sich mit Moschus parfümirt hatte; sogleich fängt sie an zu deliriren, indess fährt sie fort, ihr Kind, dass im dritten Jahre starb, zu nähren. Dieser erste Anfall charakterisirte sich durch Manie mit Wuth, dauerte nur zwei Monate und hörte plötzlich nach einem lebhaften Schrecken auf. Seit diesem Anfall blieb die Frau sehr reizbar; alle Frühling wird sie ohne Delirium exaltirt, und diese Exaltation vergeht nur durch den Gebrauch der Antispasmodica.

Im 30sten Jahre geht R., während sie ihr Kind, das ein Jahr alt war, nährt, in den Laden ihres Mannes, wo sich Malerfarben befanden; der Geruch derselben bringt sogleich das Delirium hervor, welches sich während fünf Tage vermehrt und durch Manie mit Wuth gefolgt ist. Am 4ten August 1809 wurde sie in der Salpetrière aufgenommen. Die Remission ist sehr merklich. R. ist ruhig und scheint verständig. Ihr Mann wünscht ihren Austritt und sie wird am folgenden 12ten October entlassen. Am zweiten Tage nach ihrem Austritt kehrt das Delirium, die Wuth zurück; die Menstruation wird unterdrückt, der Leib aufgetrieben. Sie kehrt ins Hospital zurück, und die Kranke beruhigt sich gegen den Winter. Im December erscheint die Menstruation wieder und R. kommt am 24sten Juni 1811 aus dem Hospital.

Im 34sten Jahre, am 1sten November 1813. Eine zu frühzeitige Entbindung; Blutverlust aus dem Uterus, am andern Morgen grosse Gesprächigkeit. Am 3ten November Manie, Wuth. Die Kranke wird nach dem Hospital geführt. Bei ihrer Ankunft sind ihre Augen umherirrend, das Gesicht ist bleich, allgemeines Delirium, Manie, Wuth. Drei Tage darauf ist sie ruhig und erkennt, dass sie im Hospitale ist. Am 16ten November. Die Menstruation fehlt; die Kranke sieht ihren Mann mit Interesse; sie ist traurig, aber ihre Antworten sind richtig. (Warme Bäder.) Am 28sten: Fieber, gastrische Beschwerden (ein Brechmittel), reichliche Ausleerungen. Seit dieser Zeit sind die Ideen folgerechter; R. ist ruhig, arbeitet, kehrt allmählig zur Vernunft zurück.

Am 21sten December geht R. gänzlich geheilt aus dem Hospital, obgleich die Menstruation noch nicht wiedergekehrt ist.

Siebente Beobachtung. M., die von einer geisteskranken Mutter geboren war, kam am 29sten April 1814 in ihrem 24sten Jahre in der Salpetrière. Ihr Wuchs ist schlank, ihr Haar braun, ihre Augen lebhaft, ihr Teint gelb, ihre Physiognomie bewegt, ihr Temperament heiter. M. leidet an Anfällen von

Zorn, die sich durch Thränen heben; sie ist faul, sehr reizbar und leidet seit ihrer Kindheit an Ophthalmie. Während ihres ganzen Lebens hat sie an Kopfschmerzen gelitten.

Im 6sten Jahre hatte sie die Krätze und litt an häufigem Nasenbluten. Im 11ten Jahre hatte sie die Pocken; seit dieser Zeit leidet sie an einem übeln Geruch aus der Nase, worauf das Nasenbluten aufhörte. Im 15ten Jahre erscheint die Menstruation leicht; seit dieser Zeit ist die Gesundheit gut; der üble Geruch aus der Nase verschwindet. Zu jeder Zeit, wenn die Menstruation eintreten soll, entstehen bald vorher, bald nachher Kopfschmerzen, die durch Erbrechen vergehen. Sie verheirathet sich im 23sten Jahre, wird im 24sten schwanger, fällt und verstaucht sich den Fuss. Im fünften Monat der Schwangerschaft hat sie durch die Begebenheiten, die durch die Annäherung der Verbündeten verursacht werden, eine um so grössere Unruhe, da sie, indem sie nicht gehen kann, allein zu Hause bleiben muss. Im 9ten Monat der Schwangerschaft setzt ihr ein Kosack eine Pistole an die Kehle; sie verliert den Appetit und leidet an nervösem Zittern.

Am 21sten April, am Vorabend ihrer Entbindung, wird M. von Neuem erschreckt. Am folgenden Morgen wird sie entbunden, und hat 24 Stunden lang Convulsionen; am 23sten dauern die Convulsionen fort; bei ihrem Aufhören lacht die Kranke unaufhörlich, es bricht Delirium aus.

Am 24sten allgemeines Delirium, Anfregung, Wuth; sie verweigert Speisen zu sich zu nehmen und will nur kaltes Wasser trinken. Der Zustand verschlimmert sich während der Nacht, jedoch fliessen die Lochien, aber die Milch zeigt sich nicht. (Sinapismen an den Füssen). Der Schmerz, der durch die Sinapismen verursacht wird, lässt die Kranke glauben, dass man ihr die Füsse verbrennen wolle. Während der Convulsionen zerbeisst sie ihre Zunge, und die Schmerzen, die daraus entstehen, scheinen ihr durch Feuer verursacht zu sein.

M. wird am 29sten April nach dem Hospital geführt; bei ihrer Ankunft ist die Farbe gelb, die Augen sehr bewegt, die Zunge weiss, die Brüste welk, das Delirium heiter; die Kranke erkennt weder die Gegenstände, noch die Personen, die sie umgeben; sie hält sich für eine Herrscherin; sie wiederholt, dass ihr Mann Ludwig XVIII. ist, dass alle Möbel von Silber oder kostbarem Metalle sind und bewilligt aller Welt eine Gnade; ihr Gang ist abgemessen, ihr Ton befehlend, ihre Ideen von Grösse sind vorherrschend; ihre Handlungen zeigen dieselbe Störung.

Am 30sten. (Vesicatore an den Füssen, Laxantia). Die Lochien sind mit einem weissen, schleimigen Wasser gemischt. Am 8ten Mai: Es tritt mehr Ruhe ein; das Delirium behält denselben Charakter. Am 12ten: Die Lochien fliessen fort; es sind weniger

Störungen in ihren Ideen. Am 15ten: M. sieht ihren Mann, sie erkennt ihn wieder; es schien, als erkenne sie sich selbst wieder und als sei sie wie aus einem Traum erwacht. Dieser Augenblick ist jedoch sehr kurz; das Delirium tritt wieder ein, aber die Idee über ihre Grösse verschwindet. Am 22sten: Die Lochien hören auf; das Vesicator trocknet ein; es ist mehr Ordnung in ihren Ideen; die Ruhe ist vollständig; der Anblick ihres Mannes macht unserer Kranken Vergnügen. Am 24sten: M. giebt vollständig über ihren Zustand Rechenschaft und über ihre Handlungen während des Deliriums. Am 25sten: Sie ist sehr verständig und wird entlassen.

Achte Beobachtung. L., 41 Jahr alt, kam am 28. Nvbr. 1811 ins Hospital. Im Alter von 18 Jahren unterdrückt ein Schreck ihre Regel, sie bleibt danach 18 Monate melancholisch; nach dieser Zeit hatte sie sich ziemlich wohl befunden, da ihre Menstruation sich wieder eingestellt hatte.

Im 36sten Jahre wird L. entbunden. Vier Tage darauf erschrickt sie und macht sich viel Kummer; die Milch wird unterdrückt; sie will nicht essen, wird wüthend; die Zunge ist gelähmt. Die Menstruation zeigt sich nach 2 Monaten wieder; die Kranke verfällt in tiefe Melancholie, sie will immer liegen bleiben; wenn sie aufsteht, bleibt sie im Hemde ohne Bekleidung; sie will beinahe gar nicht essen; zuweilen geräth sie ohne Ursache in Zorn. Soll sie die Wäsche wechseln, oder essen, schlafen gehen oder aufstehen, so wird sie aufgebracht und schlägt. Nichts kann sie zum Sprechen bewegen, wenn sie nicht will; manchmal erkennt sie ihren Zustand und seufzt über ihre Excesse. Die Menstruation hat nie aufgehört regelmässig und reichlich zu fliessen, die Verstopfung war hartnäckig.

Die Krankheit dauerte schon fünf Jahr, als L. ins Hospital kam; sie war bleich, ihre Züge schlaff, die Haare und Augen schwarz, der Blick schielend. Sie liegt, sie will nicht aus dem Bette, und isst mehrere Tage hindurch nichts. Ihre Haare, die während fünf Monate nicht ausgekämmt, waren zusammengekleistert, filzig, wie ein Weichselzopf, und zeigten keine Spur von Läusen oder Nissen; sie waren sehr rein und wogen viel, als sie abgeschnitten wurden. Man bedeckte den Kopf sorgfältig mit Wolle.

Den folgenden Tag, den 5ten December, apoplectische Symptome (Sinapismen, Vesicatore).

Den 6ten. Die L. hat einige Worte leise gesprochen, Aufreibung der Kräfte, Paralysis der linken Gliedmaassen mit Verminderung der Sensibilität.

Den 8ten. (Veticatore an den Lenden). Stühle mehrere Tage hindurch; die Kranke scheint etwas besser. (Arnica).

Den 24sten. Derselbe Zustand; hartnäckiges Weigern, etwas zu essen.

Den 12ten Januar 1812. Aufhören des Durchfalls. Sie verweigert beinahe acht Tage hindurch, Nahrung zu sich zu nehmen, oder die Kranke geniesst nur einige Löffel voll Wein mit Zucker. Die Kräfte haben sich nach und nach aufgerieben und L. starb den 20sten Januar 1812.

Die Besichtigung des Leichnams 24 Stunden nach dem Tode. — Die Haare waren schwarz, der Schädel ungleich dick, die Gefässe der Pia mater injicirt, das Gehirn weich, die weisse Substanz injicirt, die Pia mater war an einigen Stellen sehr verdickt und enthielt eine seröse Flüssigkeit, die Seitenventrikel verengt, ihre Membran, die adhärirt, enthält eine seröse Flüssigkeit und ist stark injicirt.

Das Herz ist gross, schlaff und mit schwarzem Blut angefüllt; die Leber ist körnig, braun; die Gallenblase ist durch sehr braune und sehr dicke Galle ausgedehnt; der Magen sehr verengt und hat tiefe Falten.

An den Eingeweiden zeigten sich einige verengte Stellen; die Schleimmembran ist roth, braun; die Blase zusammengezogen, sehr verdickt und ihre Schleimmembran sehr geröthet.

Neunte Beobachtung. Die Eleven, welche meinem klinischen Lehrkursus über die Geisteskrankheiten beigewohnt, haben in der Salpetrière eine junge Frau, die am 25sten September 1818 entbunden war, gesehen, welche sich so sehr härmte, keinen Knaben geboren zu haben, dass sie vom ersten Tage der Entbindung an delirirte und am dritten in Manie verfiel. Das Delirium und die Wuth hielten sechs Wochen an, worauf sie abwechselnd ruhig und aufgeregt war. Diese Frau wurde am 7ten December in die Salpetrière gebracht. Am 11ten bildete sich eine sehr grosse Ablagerung an der rechten Schamleiste; das Delirium dauerte fort; aber die Ruhe war vollkommen. Der Abscess öffnete sich plötzlich gegen das Ende des Monats. Das Delirium wurde sogleich schwächer; die Kranke befand sich am 15ten Juni in der Reconvalescenz und wurde den 8ten Februar, 4½ Monat nach der Entbindung, ihrer Familie wiedergegeben.

Zehnte Beobachtung. Z., 19 Jahr alt, wird glücklich am 27sten Januar 1829 entbunden; sie setzt sich der kalten Luft aus und delirirt vom ersten Tage an. Das Kind kann nicht saugen, da sich keine Brustwarze gebildet hat, dabei ist die Milch sehr reichlich. Das Delirium nimmt zu; die Kranke schlägt sich die Brüste und will nicht angekleidet bleiben.

Den dritten Tag werden die Lochien unterdrückt; den Tag darauf werden Blutegel an die Vulva applicirt. Z., von Hitze verzehrt, verlässt das Bett, wäscht sich die Hände und trinkt fri-

sches Wasser. Das Delirium ist heftig; die Brüste sind sehr ausgedehnt. Man setzt Blutegel hinter die Ohren, Sinapismen an die Füsse und verordnet einen ätherischen Trank. Einen Monat nach der Entbindung wird diese Frau in die Charité gebracht, von wo sie, vier Tage später, den 1sten März 1819 in die Salpetrière kommt.

Bei ihrer Aufnahme zeigen sich bei der Kranken folgende Symptome: das Gesicht ist geröthet, die Züge schlaff, die Brüste sehr gross, glänzend und schmerzhaft, allgemeines Delirium, Weigerung sich anzukleiden, Gefühl von Schreck, Geschrei, Schimpfen, Aufregung. Den 1sten März ist die rechte Brust übermässig gross, die Haut braun und blau; man fühlt Fluktuationen; es ist unmöglich, den geringsten Verband dabei anzubringen. Einige Tage darauf öffnet der Oberchirurgus des Hospitals den Abscess: seit dem Augenblick giebt die Kranke mehr den Verband zu; sie ist ruhiger, aufmerksamer auf das, was um sie her vorgeht; aber das Delirium dauert fort. Die Eiterung ist sehr stark. Am Anfange des Monats Mai bringen Laxantia reichliche Stuhlgänge hervor. Obgleich die Kranke den 12ten noch delirirte, so sah sie ihren Mann: seit der Zeit besserte sie sich merklich; die Wunden, die sich nach und nach an der rechten Brust gebildet haben, vernarben. Man konnte seit dem 20sten Mai die Reconvalescenz als gewiss ansehen, und Z. wurde am 27sten, vier Monate nach ihrer Entbindnng, ihrer Familie wiedergegeben, und sie war ganz verständig.

Eilfte Beobachtung. Madame N., von mittlerer Statur, war sehr nervös, hatte schwarze Augen und eine braune Haut. Sie war noch in dem Alter, wo eine junge Person von der Liebe nur das weiss, was sie in Romanen davon gelesen hat, als sie von ihrer Mutter zu einem Ball mitgenommen ward, woselbst ein ihr unbekannter junger Mann sie grüsst, und sie sogleich eine besondere auffallende Umänderung im Innern fühlt. Einige Tage später hat sie dieselben Eindrücke. Dieser junge Mann hat sein Auskommen und vereinigt damit alle Eigenschaften, die einer jungen Person, deren Herz noch frei ist, schmeicheln können. Man spricht von Heirath; sie empfindet gegen das Wort Heirath eine grosse Abneigung, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können; ihre Eltern bestehen darauf, sie willigt ein. Aber jedesmal, wenn sie ihren Verlobten sieht, fühlt sie eine schmerzliche innere Aufregung, während sie, wenn er nicht gegenwärtig ist, glaubt, dass sie denjenigen, dessen Gegenwart eine so befremdende Wirkung auf sie hervorbringt, liebe. Endlich verheirathet sich N. Die ersten Monate war sie innerlich sehr bekümmert, ohne dass ihr Mann es ahnen konnte. Sie liebt ihn; dennoch ist seine Gegenwart ihr nicht angenehm. Sie wird Mutter von zwei Kindern, die sie mit übertriebener Zärtlichkeit säugt und pflegt. Sie entwöhnte das zweite, als ihr Mann eine Reise machte. Sie beun-

ruhigt sich über diese Abwesenheit und entwöhnt ihr Kind ohne irgend eine Vorsicht dabei zu gebrauchen. Von der Unruhe geht sie in Melancholie, Traurigkeit über; Freunde wollen sie beruhigen, und geben ihren Ideen eine religiöse Richtung. Diese empfindsame und heftige Seele legt sich Entbehrungen auf und betet bis in die Nacht hinein. Sie giebt ihre gewöhnlichen Beschäftigungen auf, versagt sich jede Bewegung und isst nicht; endlich delirirt sie. Sie sieht ihre Kinder nicht mit Vergnügen; oft geräth sie in Versuchung, sie zu tödten, um sie vor dem übergrossen Unglück, in welchem sie sich durch die Veranlassung ihres Mannes verfallen glaubt, zu bewahren. Sie wird sehr mager, ihre Hautfarbe wird gelb; sie leidet an Schlaflosigkeit und Verstopfung, dennoch aber fliesst die Menstruation regelmässig. Nach einer sechsmonatlichen Abwesenheit empfängt N. ihren Mann kalt, die Melancholie nimmt zu; mehrere Male räth sie an, dass man ihre Kinder entferne, dass man sie nicht zu ihr führen solle, ohne einen Grund dazu anzugeben. Die Stimme ihrer Kinder, ihr Geräusch in einem anstossenden Gemach bringen auf sie einen leidenden Zustand hervor und pressen ihr Angst aus, die sich auf ihrem Gesichte ausdrückt. Eines Tages führt ihr Mann ihr die Kinder zu; sie wird bleich, schaudert, und ist nahe daran in Ohnmacht zu fallen. Ein anderes Mal thut sie, als wolle sie sie liebkosen und hat die Absicht, sie zu ersticken. Nach einem Jahre wird N. meiner Behandlung übergeben. Sie ist sehr mager, gelb, die Augen so wie die Gesichtszüge sind stier oder convulsivisch, die Haut ist trocken, brennend, der Puls schwach; sie verweigert die Nahrungsmittel; die Respiration geht schwer von statten. Sie ist traurig und will sich keine Zerstreuung, keine Bewegung machen. Sie spricht nicht, weint viel. Oft wird sie ungeduldig, wenn man sie über ihren Zustand unterhält, und besonders wenn man ihr einige Hoffnung zur Heilung macht, die sie für unmöglich hält. Sie verlangt in ein Hospital eingeschlossen zu werden und nimmt alle Arzneimittel, die man ihr verordnet.

Nachdem sie 8 Monate von ihrer Familie getrennt war, während welcher Zeit nichts die Kranke über ihre Krankheit zerstreuen konnte, noch in ihr irgend ein Gedanke für ihren Mann und ihre Kinder entstand und nachdem ich die verschiedenartigsten Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, liess ich ein Vesicator an den linken Arm appliciren, welches ich bis dahin wegen der Magerkeit und Reizbarkeit der Kranken nicht gewollt hatte.

Schon am folgenden Morgen nimmt die Stelle, wo das Vesicator gesetzt war, ein erysipelatöses Aussehen an; der Arm schwillt an und es fliesst eine sehr dicke, weisse, reichliche Flüssigkeit aus. Nach einem Jahre ist N. weniger traurig; sie nimmt eher die Tröstungen und Zerstreuungen, die man ihr anbietet, an.

Sie sieht ihren Mann Anfangs mit Gleichgültigkeit, später mit Vergnügen. Endlich wird sie nach zwei Jahren ihrer Familie wiedergegeben. Sie hört von ihren Kindern ohne Schrecken sprechen, aber will sie noch nicht sehen, indem sie, wie sie sagt, sich selbst noch nicht recht traut; aber sie steht ihrer Wirthschaft vor, macht Besuche, beschäftigt sich und befindet sich ganz wohl. Erst nach sechs Monaten wünscht sie ihre Kinder um sich zu haben, um ihre Erziehung zu leiten; und sie thut es auch dann mit der ganzen Zärtlichkeit, die sie ihnen vor ihrer Krankheit bewiesen hat.

Zwölfte Beobachtung. — C., auf dem Lande geboren, arbeitete auf dem Felde und war an einem sehr brutalen Mann verheirathet. Im 26sten Jahre wird sie schwanger, bekommt die Krätze und ihr Mann macht ihr alle mögliche Vorwürfe. Nichtsdestoweniger wird sie glücklich entbunden, aber 2 Stunden nachher wird sie von ihrem Manne geschlagen, der ihr ausserdem noch einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf giesst. An demselben Tage noch bricht die Manie mit Wuth aus, die Lochien werden unterdrückt, die Menstruation erschien nicht wieder. Alle angewandten Mittel, diese Unglückliche zu heilen, waren fruchtlos. Vier Jahre war sie theils in Manie, theils wüthend, und jetzt ist sie verwirrt.

Dreizehnte Beobachtung. — Madame B., 25 Jahr alt, von einem Vater abstammend, der an Kopfschmerzen litt, welche er vertrieb, indem er Eis auf den Kopf legte, ist sehr nervös, hat eine sehr lebhafte Einbildungskraft und einen sehr heftigen Charakter. Die Wissenschaften und Künste, die die Basis ihrer Erziehung ausmachten, trugen zur Verirrung ihrer Leidenschaften noch mehr bei. Im 24sten Jahre schloss Madame B. eine Vernunftsheirath; ihr Mann begiebt sich zur Armee. Madame B. begeht einige Unvorsichtigkeiten, wird hierüber von ihren Eltern und Freunden mit Bitterkeit getadelt. Ein junger Mann von angenehmem Aeussern bezeugt ihr seine Aufmerksamkeit, sie verliebt sich in ihn und verlässt nach einem Kampfe von einigen Wochen ihre Wohnung, zieht zu ihrem Geliebten, wo sie verschiedenartigen Kummer leidet. Sie wird schwanger; ihre Schwangerschaft wird durch Unruhe, Eifersucht und den Wunsch ihrem Geliebten zu gefallen, durch die Furcht heftig krank zu werden und endlich durch Gewissensbisse gestört; nichtsdestoweniger wird sie glücklich entbunden. Am zweiten Tage nach ihrer Entbindung giesst sie in ihr Zimmer und in ihr Bett parfümirtes Wasser, verlässt ihr Lager und geht ungeachtet der Kälte barfuss im Zimmer umher. Am dritten Tage spricht sie unverständig, am 8ten steht sie im innigen Verhältniss mit ihrem Geliebten, am 9ten zerstört sie

Alles bei sich, spielt mit ihrem Geliebten, als wenn er ein Kind wäre und giebt ihrem Säuglinge wenige Milch.

Am 14ten Tage wird Madame B. nach dem Hospitale geführt, welches auf sie einen sehr lebhaften Eindruck macht. Ihre Vernunft verliert sich gänzlich; sie zerreisst Alles und wird wüthend. Die fortwährende Sorgfalt, die sie auf ihr Kind verwendet, ist für Beide mehr schädlich als nützlich. Sie bringt 24 Stunden, ganz nackt, unter einer Treppe verborgen zu. Die Kranke wird mir am 20sten Tage ihrer Krankheit am 11ten März 1800 anvertraut.

Das Gesicht ist bleich, ihre Augen umherirrend, der Ton der Stimme rauh, der Athem beschleunigt, die Brüste welk, die Aufregung anhaltend. Die Kranke hat die lächerlichsten Wünsche, macht die obscönsten Vorstellungen; sie hat ein unwiderstehliches Bedürfniss Alles zu zerreissen und spricht viel. Die Haut ist warm, feucht, die Kranke zeigt keine Unruhe um ihr Kind.

Am 21sten Tage nach der Entbindung werden Bäder, Lavements und beruhigende Getränke verordnet. Am 22sten Tage tritt Schauder, Aufregung, Hass gegen gewisse Personen ein; die Kranke schreit, klagt; sie hat schrekliche Träume, leidet an entsetzlicher Furcht und glaubt, dass man sie tödten und vernichten wolle. Am 23sten Tage erfolgt der Tod des Kindes, ohne dass die Kranke sich darüber betrübt; die Lochien haben nicht aufgehört zu fliessen. Am 28sten Tage erscheint die Menstruation und fliesst bis zum 33sten. Seit dieser Zeit ist die Kranke ruhig, hat Schlaf, aber delirirt. Am 39sten Tage kehrt die Vernunft wieder. Ihr Geliebter macht ihr einen Besuch und die Aufregung stellt sich an demselben Tage wieder ein.

Am 48sten Tage nach dem Ausbruch der Krankheit ist B. ruhig; es erfolgt ein neuer Besuch, worauf Aufregung, Schlaflosigkeit folgen. Die Aufregung, so wie das Delirium haben den höchsten Gipfel erreicht. B. schwelgt mit ihrem Geliebten, obgleich er abwesend ist; sie glaubt, dass er sich in ihrem Zimmer und selbst in ihrem Bett befinde. Oft hält sie wärend des Tages die Wolken für einen Luftballon, ruft laut Garnerin aus, da sie eine Reise mit ihm nach dem Monde machen will. Oft ruft sie laut nach ihrem Manne, ihrem Vater, ihrer Mutter; sie zerreisst Alles und bleibt oft nackt. Am 61sten Tage kehrt die Menstruation zurück, hört aber am folgenden Tage zu fliessen wieder auf. Am 67sten Tage wurde ein kaltes Bad und die Douche verordnet. Die Kranke macht heftige Anstrengungen, um aus dem Bade zu springen. Beim Herauskommen aus demselben ist sie äusserst schwach, zittert am ganzen Körper, ihre Stimme ist geschwächt. Eine halbe Stunde darauf wollte die Kranke ihr Bett verlassen

und essen. Diese Behandlung dauert bis zum 3. Mai fort, wo man die Bäder wegen der erscheinenden Menstruation aussetzt.

Am 74sten Tage, den 10ten Mai, hört die Menstruation auf. Am 75sten Tage ist die Kranke ruhig, schweigsam, macht Zeichen, die nichts bedeuten. Am 76sten Tage wird ein warmes Bad und die Douche verordnet. Am 77sten Tage tritt Ruhe und Schlaf ein. Am 80sten Tage wird von Neuem die Douche verordnet, die Kranke verweigert hartnäckig, sich anzukleiden. Am 82sten Tage tritt auf einige Stunden die Vernunft ein. Am 83sten Tage zeigen sich Hämorrhoidalbeschwerden. Vom 84sten bis zum 94sten Tage ist die Kranke ruhig, aber hat wenig Schlaf.

Am 92sten Tage der Krankheit, am 2ten Juni, stellt sich ein Hämorrhoidalfluss ein. Am 3ten Juni: Aufregung, ausserordentliche Beweglichkeit, obscöne Vorschläge, Geschrei. Am 5ten Juni wird von Neuem die Douche verordnet. Am 9ten Gefrässigkeit. Am 11ten erscheinen die Regeln wieder; die Kranke ist ausserordentlich aufgeregt und geräth durch die geringste Kleinigkeit in Zorn. Am 16ten: Die Regeln hören auf, es tritt Ruhe ein. Am 19ten weint Madame B., hat das Bewusstsein ihres Zustandes und wünscht geheilt zu sein. Am 30sten: Ruhe, Thränen, Schlaf.

Am 125sten Tage, am 1sten Juli, hysterische Ohnmacht. Am 4ten Juli: Ruhe, Vernunft; nichtsdestoweniger zerreisst die Kranke Alles und beleidigt die, die sie bedienen. Am 6ten: Allmäliges Rückkehren der Vernunft, hysterische Ohnmacht, Besuch ihres Geliebten. Am 8ten: Ohnmacht, fieberhafte Bewegung, der Schauer vorangeht. Am 12ten: Das Fieber hält an und zeigt alle Symptome eines Schleimfiebers mit abendlichen Paroxysmen und häufigen hysterischen Ohnmachten; die Vernunft kehrt allmälig wieder zurück. Am 13ten: Die Menstruation erscheint wieder, fliesst reichlich und hört am 15ten auf; das Fieber hält an und jetzt spricht die Kranke nicht mehr irre, zerreisst nichts und isst mässig. Man spricht mit ihr über ihre Lage in Beziehung zu ihrem Manne. Am 21sten: Sie hat eine heftige Kolik, Ohnmacht. Am 24sten: Reichlicher Urin, der einen weissen Bodensatz absetzt. Seit dem 8ten, wo das Fieber ausbrach, gebrauchte man ein stärkendes Regimen, leichte tonische Mittel. Am 26sten: Das Fieber, das alle Zeichen eines continuirenden Schleimfiebers hatte, hat sich zu einer Febris intermittens tertiana umgeändert, den ganzen Herbst und einen Theil des Winters angehalten. Im folgenden Frühling hört das Fieber auf, die Kranke nimmt an Stärke zu und kommt allmälig zu ihrer Heiterkeit und gewöhnlichen Lebhaftigkeit zurück. Sie wurde von ihrem Manne geschieden, verheirathet sich mit ihrem Geliebten und wurde Mutter von zwei Kindern, die sie mit der grössten Sorgfalt nährte und erzog. Später verfiel Madame B. in das grösste Unglück, erlebte vielen häus-

lichen Kummer, ohne dass ihre Vernunft im geringsten gestört wurde. —

Vierzehnte Beobachtung. — N., 31 Jahr alt, war stets gesund und als die Geisteskrankheit in Folge eines heftigen Kummers ausbrach, seit zwei Monaten entbunden. Als N. in der Salpetrière aufgenommen wurde, war das Gesicht belebt, die Augen glänzend, die Haut warm. Die Kranke geht von der heftigsten Aufregung, der ausserordentlichsten Gesprächigkeit zur Ruhe und zum hartnächigsten Stillschweigen über. Sie geht mit grossen Schritten auf und ab, stösst Beleidigungen aus. Plötzlich bleibt sie still, unbeweglich stehen. Ihr Auge ist stier, die umgebenden Dinge machen keinen Eindruck auf sie. Sie verbringt Tag und Nacht ohne Schlaf, ohne Ruhe. Dieses Delirium dauert fünf Monate lang. N. spricht allein, leise, macht mysteriöse Zeichen, plötzlich stösst sie ein heftiges Geschrei aus, glaubt die Personen, die sie umgeben, zu erkennen und wird gegen sie wüthend.

Gegen die Mitte des fünften Monats wird das Gesicht gelb, später erdfarben. Der Tod erfolgt den 6ten October 1815, sechs Monate nach der Entbindung. Sectionsfund: Der Schädel war dick, das Gehirn und die Gehirnhäute gesund, die Organe des Thorax in normalem Zustande, das Peritonaeum verdickt, auf der ganzen Ausdehnung von grauer Farbe und mit einem gelblichen Schleim überzogen. Die Leber war weich, leicht zerreissbar.

Funfzehnte Beobachtung. M. J. B., 28 Jahr alt, von einer Mutter geboren, die in ihrem 48sten Jahre einen leichten Anfall von Apoplexie hatte.

Im 9ten Jahre litt B. an den Pocken; vom 17ten bis 18ten Jahre litt sie an heftigen Kopfschmerzen, die nach dem Erscheinen der ersten Menstruation verschwanden.

Im 28sten Jahre wird B. glücklich entbunden. Sie erfährt viele Widerwärtigkeiten; ihr Geliebter verlässt sie und am 6sten Tage nach der Entbindung bricht das Delirium aus.

Am 9ten Tage nach derselben wird B. in der Salpetrière aufgenommen. Bei ihrer Ankunft ist sie sehr aufgeregt, leidet an Hallucinationen des Gehörs, hört Stimmen, die ihr zurufen, Böses den sie umgebenden Personen zu thun, und glaubt sich in grosser Gesellschaft. Sie hat heftige Schmerzen in den Gliedern, die Lochien fliessen nicht.

Es wird ein grosses Vesicator auf den Rücken gesetzt, anhaltend warme Bäder, kühlende Getränke, später Laxantien verordnet. Nach einigen Tagen vermindert sich das Delirium, die Menstruation stellt sich wieder ein, die Reconvalescenz beginnt. Die Kranke verlangt selbst, dass man das Vesicator liegen lasse. Bald stellt sich die Vernunft vollständig wieder ein und B. wird aus dem Hospital nach der zweiten Rückkehr der Menstruation entlassen.

VI.

Von der Epilepsie.

Die Symptome der Epilepsie sind so aussergewöhnlich, stehen so über jede physiologische Erklärung, und die organischen Ursachen dieser Krankheit sind so unbekannt, dass die Alten glaubten, dass sie vom Zorne der Götter abhinge. Obgleich Hippokrates dieses Vorurtheil bekämpfte, so hat er dennoch für diese Krankheit den Namen ***Morbus sacer*** beibehalten. Plinius nennt sie ***Morbus comitialis***, Celsus ***Morbus sacer et major***, Paracelsus ***Morbus caducus***. Die Epilepsie, die durch die Neuern vielfach mit der Ecclampsie verwechselt wurde, wird in Frankreich ***Mal-caduc***, ***haut-mal***, ***mal de terre***, ***Mal de St. Jean***, ***mal des enfans*** genannt. Im westlichen Frankreich nennt man die Epileptischen Tombeurs.

Die Epilepsie bricht gewöhnlich mit einem Schrei aus; der Kranke fällt nieder, die Convulsionen zeigen sich; und es finden unendliche Nüancen zwischen der leichtesten convulsivischen Bewegung und den heftigsten erschreckenden Convulsionen statt.

Die Haare sträuben sich, die Stirn runzelt sich, die Augen sind hervorspringend, wild, schielend. Die geschlossenen Augenlieder öffnen und schliessen sich manchmal fortwährend und mit grosser Schnelligkeit, und hierdurch kann man den innern Theil des Auges, der stier ist, sehen. In andern Fällen bleiben die Augenlieder offen, die Augen sind stark injicirt und bewegen sich convulsivisch. Das Gesicht schwillt an, wird sehr roth; die Mus-

keln des Gesichts verzerren sich zu fürchterlichen Grimassen; die Lippen verlängern sich, stehen nach vorne, oder breiten sich gegen die Ohren hin aus und sind mit einem schaumigen Schleime bedeckt. Die Kinnladen sind fest gegen einander gedrückt oder von einander bis zum Bruche entfernt. Die Zunge verlängert sich, schwillt an, tritt aus dem Munde hervor, wird durch die Zähne zerschnitten, zerrissen, verunstaltet. Das Knirschen mit den Zähnen ist so stark, dass sie mit grossem Geräusch zerbrechen. Die Stimme ist nur seufzend, und ähnelt der einer Person, die man erwürgt. Manchmal stossen die Epileptischen längere oder kürzere Zeit anhaltendes Geheul aus. Andere sagen unaufhörlich einzelne ungewöhnliche Worte, welche Betrüger für Inspirationen der Dämonen ausgegeben und dumme Leute dafür gehalten haben.

Die Gefässe des Kopfes sind so angeschwollen, die Carotiden schlagen so heftig, dass sie zu zerreissen scheinen. Der ganze Kopf dreht sich nach rechts, nach links, ist nach hinten gewandt; manchmal bleibt er auch fix in einer oder der andern dieser Stellungen. Der Hals ist steif, und diese Steifheit kann durch die grössten Anstrengungen nicht überwunden werden.

Der Körper, der heftig auf den Rücken, auf den Bauch gefallen ist, erhebt sich, um von Neuem wieder zurückzufallen. Er krümmt sich, rollt sich auf dem Boden, oder bleibt in einem wahrhaften tetanischen Zustande. Die Arme, die Hände, die Finger, die Schenkel, die Füsse, die grossen Zehen nehmen an diesem Zustande Theil. Die Beugung des Daumens ist so häufig, dass man sie für ein Zeichen der Epilepsie gehalten hat.

Die Muskeln nehmen auch an dieser Schreckens- und Schmerzensscene Theil. Der Puls, der anfangs klein ist, entwickelt sich, wird frequent, ungleich; manchmal fehlt er ganz. Die Respiration geht langsam von statten oder ist beschleunigt, convulsivisch. Häufig entsteht Aufstossen, Erbrechen; der Urin, der Saamen, die Faeces gehen unwillkührlich ab. Der Schweiss, der den Kranken bedeckt, das Blut, welches aus Nase, Augen und Mund fiesst, drücken den Zustand des Organismus auch noch genügend aus. Die Sensibilität scheint erloschen zu sein; es ist unmöglich sie anzufachen, welches Mittel man auch dazu gebrauchen mag.

Aber sobald die Existenz des Epileptischen der Heftigkeit zu unterliegen scheint, sobald der Kranke dem Ersticken nahe ist, werden die Muskeln schlaff, die Respiration leichter, der Puls wird langsamer oder entwickelt sich, die Sensibilität wird wieder hergestellt, die Convulsionen vermindern sich, das Gesicht nimmt sein gewöhnliches Aussehen wieder an, der Kopf wird schwer, die niedergedrückten Augenlieder öffnen sich, der Blick

ist staunend. Die ermüdeten Glieder haben der Ruhe nöthig. Manche Epileptische haben nach einem längern oder kürzern Schlaf ihre Kräfte wieder, Andere erwachen nach einem langen comatösen Schlaf, bleiben bleich, schwach während einiger Stunden, und selbst während einiger Tage. Unmittelbar nach dem Anfall leiden Einige, bevor sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder haben, an Flimmern vor den Augen. Die Denkkraft stellt sich bei Einigen sogleich wieder her, bei andern erst nach einigen Stunden, und nach einigen Tagen.

Kein Epileptischer bewahrt das Andenken für das, was er empfunden hat; keiner hat ohne Zweifel Empfindung dafür. Alle sind nach dem Anfall traurig, wie beschämt und sehr reizbar.

Die epileptischen Anfälle sind nicht immer so schrecklich, die Convulsionen sind nicht stets so allgemein. Es giebt Kranke, die nur die Vorläufer des Anfalls haben, Andere, die nur an einem Anfange des Anfalls, der plötzlich aufhört, leiden. Manchmal ist es nur eine Betäubung, ein allgemeines Schaudern, das von Steifheit gefolgt wird, oder eine einfache convulsivische Bewegung eines Gliedes, des Kopfes, der Lippen, wobei die Empfindung augenblicklich fehlt. Ich wurde bei einer jungen Dame consultirt, deren Vater epileptisch ist und die von diesen Anfällen mitten in der Gesellschaft, auf dem Spaziergange, zu Pferde ergriffen wird. Sie fällt dabei nicht hin, die Augen sind nur convulsivisch bewegt, der Blick ist stier. Der Anfall dauert nur einige Sekunden und die Kranke nimmt die Unterhaltung mit dem Satze wieder auf, wo sie stehen geblieben, und wenn sie dabei nicht schreit, so merkt Niemand was vorgegangen ist. Mit dem vorschreitenden Alter sind die Anfälle vollständiger geworden. Poupart *) führt einen ähnlichen Fall an. Einige Epileptische schütteln nur den Kopf, die Arme, die Beine; andere schliessen nur die Hand, andere laufen, andere drehen sich um. Der Dr. Esparron hat einen epileptischen Anfall an einer blossen convulsivischen Bewegung der Lippen erkannt. Nur durch die convulsivischen Bewegungen der Augen und des Thorax stellte Pechlin dieselbe Diagnose. Diese Anfälle, die man verkennen kann, gehen den Anfällen, die nach und nach oder mit dem Alter vollständig auftreten, voran, oder wechseln mit vollständigen Anfällen, die über ihre Natur keinen zweifel lassen, ab. Dies ist der epileptische Schwindel.

Bei den Kindern ist der Anfall minder heftig und vielleicht mit den gewöhnlichen Convulsionen verschmolzen. Die Kinder

*) *Memoires de l'academie royale des Sciences* 1705.

leiden an Schwindel, ihr Gang ist wankend, der Schweiss bricht ihnen im Gesicht, welches roth, blau wird, aus. Die Augen stehen gegen die Nasenwurzel, die Convulsionen sind allgemein oder partiell, die Kinnladen schliessen sich oder die Lippen sind mit Schaum bedeckt. Selbst wenn der Anfall leicht war, haben die Kinder den schielenden Blick, sind schläfrig, klagen über den Kopf, greifen mit der Hand dahin und wollen nicht saugen. War der Anfall stark, so verfallen sie in tiefen Schlaf, von dem sie ganz besinnungslos erwachen.

Es giebt Anfälle, die ganz plötzlich ohne vorhergehende Erscheinung ausbrechen; andere, die sich durch verschiedene Zufälle, besonders bei der sympathischen Epilepsie ankündigen. Die Epileptischen empfinden convulsivische Bewegungen, heftige Schmerzen; sie fühlen eine Kälte, einen Hauch (*Aura epileptica)*, der zum Kopfe, zum Gesicht, zum Arme, zu den Händen, zu den Schenkeln, zu den Füssen, zn den grossen Zehen, zur Brust, zum Magen, zum Unterleib, zum Uterus aufsteigt. Diese verschiedenen Affecte verbreiten sich wie ein Hauch längs der Glieder, des Truncus, des Halses, gegen den Kopf, und wenn dieser Hauch bis ins Gehirn gekommen, so bricht der Anfall aus. Die Epileptischen benutzen diese Vorempfindungen um sich vor einem heftigen Falle zu schützen und dann muss man auch die Ligaturen anwenden, die einige Aerzte angerathen. Die Röthe der Nasenwurzel, das Anschwellen der Venen des Halses, die Färbung des Gesichts, der Schwindel, das Ohrensausen, die schrecklichen Träume, das Herzklopfen sind die Vorläufer der plethorischen Epilepsie. Einige Epileptische empfinden vor dem Anfall unangenehme Gerüche, Andere haben Abneigung vor Speisen. Das Erbrechen, das Knurren im Bauch, die unfreiwilligen Ausleerungen sagen die gastrische Epilepsie voraus. Einige sind am Tage vorher, oder am Tage, wo der Anfall ausbricht, reizbarer, zorniger, Andere sind aufgeregt. Unmittelbar vor dem Anfalle, sagt Aretaeus, glauben die Epileptischen ein glänzendes, purpurfarbiges, schwärzliches Licht zu sehen, Andere hören Geräusch als wenn man sie schlüge, Andere leiden an Hallucinationen. Wir haben in der Salpetrière eine Epileptische, die sich einige Minuten lang auf ihren eigenen Füssen umdreht; eine Andere, die so sehr schnell läuft bis sie fällt und die durch nichts aufgehalten werden kann.

Der Zustand, der sich bei einem Epileptischen durch innere Zeichen kund giebt, ist für Manche so schmerzhaft, so peinlich, dass sie lebhaft wünschen, dass der Anfall ausbrechen möge und die Umstände herbeiführen, von denen sie wissen, dass sie ihnen zum Ausbruch des Anfalls günstig waren. Es giebt Epileptische, die zu diesem Zweck Wein, Spirituosa trinken, Andere, die mit dem ersten Besten Streit anfangen, um in Zorn zu gerathen.

Die Häufigkeit der Anfälle ist eben so wenig bestimmt. Sie kommen alle Jahre, alle sechs Monat, alle Monat, alle vierzehn Tage, alle 2 Tage, alle Tage, mehrere Male täglich wieder. Es giebt Epileptische, die komplette, sehr starke Anfälle mit sehr langen Zwischenräumen haben. Während dieser Zwischenräume leiden sie an Schwindel. Bei dem Einen kommen die Anfälle zur bestimmten Zeit zurück, bei Andern zu bestimmten Tagen, und dies ist besonders bei Frauen der Fall. Manchmal wechseln die Anfälle an Intensität; es giebt starke und schwache, und dies nennt man in Hospitälern das grosse und kleine Uebel. Seltener erscheinen die Anfälle in unbestimmten Perioden, und dann haben die Epileptischen mehrere hinter einander folgende Anfälle. Einige Anfälle brechen bei Tage, andere bei Nacht, andere während des Schlafes aus. Ich behandelte einen jungen Mann, der nur durch die Müdigkeit und Betäubung am folgenden Morgen um seine Anfälle wusste. Mehrere Male konnte man ihm verbergen, dass er einen Anfall gehabt habe. Ich behandle jetzt einen jungen Mann von 32 Jahren, dessen Epilepsie mit Wuth und Verwirrtheit complicirt ist. Er wird von diesen Anfällen nur im Schlafe ergriffen. Wenn er, was sehr selten ist, Anfälle bei Tage hat, so schläft er unmittelbar vorher ein. Wenn man den Schlummer nicht zulässt oder wenn man ihn vor dem Anfall weckt, so erscheint der Anfall nicht. Ich rieth dem Kranken sich nicht zu Bette zu legen und den Schlaf durch Zerstreuung zu überwinden. Der Anfall blieb aus, aber erschien während des Schlafes am andern Tage. Man hat keine Krankheit so abhängig vom Laufe des Mondes gehalten, als gerade diese, und dies geschah wohl wegen ihrer Periodicität. Indess ist das Zusammentreffen der Anfälle mit den Mondphasen weder so beständig noch regelmässig, als man glauben könnte. In den grossen Sälen der Epileptischen habe ich nicht beobachtet, dass die Anfälle zu gewissen Mondphasen häufiger seien, als in andern.

Die Schriftsteller erzählen, dass die Epilepsie aufgehört habe, wenn unterdrückte Hämorrhagien, Hautkrankheiten wieder hergestellt wurden; eben so nach Schmerzen in den Schenkeln, nach Geschwüren im Rachen, am Fuss, nach der Verhärtung der Brüste, der Testikel, nach der Blindheit. Diese letzte Krise ist nicht sehr selten.

Die Epilepsie ist nicht nur durch die Heftigkeit ihrer Symptome, durch ihre Unheilbarkeit eine schreckliche Krankheit zu nennen, sondern sie ist es auch wegen ihrer traurigen Wirkungen, die sie auf das Physische und Geistige ausübt. Letztere sind die nothwendigen Folgen der wiederholten Anfälle; erstere treten zufällig hinzu und können vermieden werden.

Die zufälligen Wirkungen der Epilepsie, die ich lokale nenne,

und denen man vorbauen kann, hängen von dem Falle ab, der beim Beginn des Anfalls stattfindet. Ein Epileptischer kann ins Feuer, ins Wasser fallen, sich aus dem Fenster stürzen; er kann, indem er fällt, sich verwunden, sich verbrennen, sich das Gesicht beschädigen, ertrinken. Diese Zufälle sind ziemlich häufig und geben wichtige Indicationen für die Anlage eines Lokals, das für eine grosse Anzahl Epileptischer bestimmt ist.

Die heftigen und oft wiederholten Stürme des Nervensystems bringen nothwendiger Weise über kurz oder lang Störungen in der Ernährung und Krankheiten des Gehirns und seiner Funktionen hervor. Die Züge des Gesichts werden grob, die untern Augenlieder schwellen an, die Lippen werden dick, das schönste Gesicht wird hässlich In dem Blicke liegt etwas Ungewisses, die Augen sind schwankend, die Pupillen erweitert. Man bemerkt in den Muskeln des Gesichts convulsivische Bewegungen. Die Epileptischen haben einen ganz besondern Gang; ihre Arme und Beine stehen nicht im Verhältniss mit der Dicke des übrigen Körpers. Diese Kranken werden missgestaltet, paralytisch. Bei einem Epileptischen in der Salpetrière blieben nach einem heftigen Anfall die Füsse unter den Schenkeln gebeugt und der Unglückliche konnte nicht gehen. Ein Jahr später dehnen sich während eines Anfalls die Füsse wieder aus, und der Wärter, der bei dem Kranken war, erhielt mit Anstrengung die Extension der Glieder, und durch diese glückliche Hülfe konnte der Epileptische wieder gehen.

Die Funktionen des organischen Lebens verändern sich, werden entkräftet; die Epileptischen werden von Cardialgien, Blähungen, Zittern befallen. Sie machen sich wenig Bewegung, werden stark oder magern sehr ab; sie sind zu den Liebesfreuden, zur Onanie sehr geneigt. Vielleicht rufen die Fxcesse, denen sie sich hingeben, die organischen Störungen und die, die sich zeigen, wenn die Epilepsie lange Zeit gedauert hat, hervor. Im Allgemeinen erreichen die Epileptischen kein hohes Alter. Die Gehirnfunktionen, die intellektuellen Fähigkeiten nehmen nach und nach an Kraft ab.

Aretaeus, der so gut die Symptome der Epilepsie beschrieben hat, spricht von dem Einfluss dieser Krankheit auf die Funktionen des Gehirns. Van Swieten sagt, dass er mehrere solcher Unglücklichen gesehen habe, die seit ihrer Kindheit geisteskrank waren, und dass alle Geisteskranke, deren Geschichte er erfahren konnte, epileptische Anfälle gehabt haben.

Die Intelligenz wird verändert, nach und nach geschwächt; die Empfindungen haben nicht mehr dieselbe Lebhaftigkeit, das Gedächtniss verliert sich, die Einbildungskraft verschwindet. Die Epileptischen verfallen in unheilbare Verwirrtheit. Diese trauri-

gen Wirkungen sind um so mehr zu fürchten, je heftiger und häufiger die Anfälle sind.

Ich habe mit der grössten Sorgfalt die Krankheitsgeschichte der epileptischen Frauen, deren Anzahl 385 beträgt, und die sich in der Abtheilung der Epileptischen befinden, aufgenommen. Von dieser Anzahl sind 46 Frauen hysterisch. Die Hysterie zeigt manchmal Symptome, die der Epilepsie ähnlich sind, so dass man sie mit dieser verwechselt hat. Es giebt Hysterische, die zu gleicher Zeit epileptisch sind, und bei denen man, wenn man Uebung darin hat, sehr gut die Convulsionen unterscheiden kann, die von der Epilepsie oder Hysterie abhängen. Die Hysterischen haben Anfälle von Manie; fast alle sind hypochondrisch, aber sie verfallen nicht in Verwirrtheit.

Ich habe jetzt nur noch von 339 Epileptischen Rechenschaft zu geben. Von diesen sind 12 Monomaniaci, 30 Maniaci, und unter diesen haben Einige Neigung zum Selbstmorde und haben mehrere Versuche sich das Leben zu nehmen gemacht; 34 sind wüthend, bei 3 bricht die Wuth nur nach dem Anfall aus. 145 sind verwirrt, 16 sind beständig in diesem Zustande, die andern sind es nur nach dem Anfall. 2 derselben sind bei den Paroxysmen wüthend, 8 sind Idioten und die eine von ihnen ist erst seit 7—8 Monaten epileptisch und hat nur 5 Anfälle gehabt. 50 sind gewöhnlich verständig, aber sie leiden an stärkerer oder schwächerer Gedächtnissschwäche, oder haben exaltirte Ideen. Alle haben eine Neigung zur Verwirrtheit. Bei 60 ist die Intelligenz nicht gestört, aber sie sind sehr reizbar, zornig, eigensinnig, schwer umgangbar.

Also sind 269 von unsern 339 Epileptischen, also der $\frac{4}{5}$ Theil mehr oder minder geisteskrank, $\frac{1}{5}$ ist allein im Besitz seiner Vernunft. Aber wie steht es auch bei diesen!

Einige Epileptische haben innere Empfindungen, aus denen Vorempfindungen entstehen, die den ausbrechenden Anfall ankündigen. Mehrere haben, ehe die Sensibilität aufgehoben wird, die verschiedenartigsten Hallucinationen; sie glauben leuchtende Körper zu sehen, von denen sie fürchten umarmt zu werden. Sie glauben schwarze Körper zu sehen, die sich ausdehnen, ungeheuer gross werden und sie mit einer tiefen Finsterniss bedrohen. Sie hören Geräusch, das dem Donner, dem Zusammenklirren der Waffen ähnlich ist. Sie empfinden die unangenehmsten Gerüche. Es scheint ihnen, als ob man sie schlage, als ob man sie mit Schlägen förmlich rädere. Alle diese Hallucinationen flössen ihnen den grössten Schreck ein. Vielleicht ist es dieses Gefühl, das sich auf der Physiognomie der meisten Epileptischen ausdrückt; dieses Zeichen von Schreck oder Unwillen, welches diesen Kranken während des Anfalls so eigen ist.

Fast alle Epileptischen sind, indem sie aus dem Taumel, der dem vollständigen Anfalle oder dem Schwindel folgt, erwachen, in einem Zustande von Verwirrtheit, der sich nach und nach giebt. Das Wiederauftreten der organischen Sensibilität geht immer dem Wiederauftreten der Verstandesthätigkeiten voran.

Die Wuth der Epileptischen bricht nach dem Anfalle, selten vor demselben aus, sie ist gefährlich, sie ist blind und einigermaassen automatisch; nichts kann sie bändigen, weder die Anwendung der Kraft, noch die psychischen Eindrücke, die so gut auf die übrigen wüthenden Maniaci einwirken. Diese Wuth ist so fürchterlich und so gefürchtet, dass ich ein Hospital sah, in dem alle Epileptische von Mittag bis auf den Abend an ihr Bett gekettet waren, aus Furcht, dass sie schaden könnten. Sie bricht bei den Epileptischen, die sich schon in Verwirrtheit befinden, aus, und selbst bei Subjekten, die gewöhnlich ihre vollständige Vernunft haben.

Die Verwirrtheit ist diejenige Art der Geisteskrankheit, die am gewöhnlichsten die Epileptischen bedroht. Ein 26jähriger junger Mann wurde, nachdem er vielfach Onanie getrieben, epileptisch. Er war nach den Anfällen sehr reizbar, wurde durch den geringsten Widerspruch wüthend und hasste alle seine Verwandten. Zu diesen Zufällen verband sich eine tiefe Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde. Tonica, kalte Bäder werden angewandt. Nichts aber kann hindern, dass diese Krankheit nicht in Verwirrtheit übergehe, von der sich schon einige Symptome gezeigt hatten. — Eine Dame, die jetzt 34 Jahr alt ist, war seit ihrer Kindheit epileptisch. Ihr Geist war sehr schwach; sie verfällt im Alter der Pubertät in Manie; man verheirathet sie, sie hat ein Kind und wird durch häuslichen Kummer wüthend. Dieser Anfall dauert beinahe ein volles Jahr. Seit diesem Zeitraume, d. h. seit dem 24sten Jahre delirirt die Kranke oft und verfällt manchmal in Wuth. Die Anfälle der Epilepsie finden während der Nacht statt. Vor dem Anfall bricht die Wuth aus. Die Verwirrtheit bedroht sie jeden Augenblick.

Was die Dauer der Geisteskrankheit bei den Epileptischen anbetrifft, so ist sie oft nur kurz, tritt oft nur nach den Anfällen auf, und zwar besonders als Manie mit Wuth und mit Neigung zum Selbstmorde. Jedoch giebt es auch einzelne Fälle, wo die Geisteskrankheit einige Augenblicke, einige Stunden, ja sogar einige Tage dauert. Mehrmals ist die Geisteskrankheit anhaltend, besonders die Verwirrtheit; sie ist von den Anfällen unabhängig und dauert von einem Anfall bis zum andern.

Möge die Form und Dauer der Geisteskrankheit bei dem Epileptischen sein wie sie wolle, so findet sie zuweilen schon seit dem ersten oder seit den ersten Anfällen, besonders in der Kind-

heit statt. Bei einigen epileptischen Kindern entwickelt sich der Verstand gar nicht; sie sind Idioten; bei andern entwickelt er sich, aber er verliert sich zeitig. Wenn die Epilepsie nach der Pubertät und besonders im reifen Alter, ausbricht, nehmen die Geisteskräfte allmäliger ab; aber jeder Anfall trägt zur Schwächung der Intelligenz bei, noch ehe vollständige Verwirrtheit eingetreten ist.

Die Fortschritte zur Verwirrtheit stehen mit den Jahren, die seit dem ersten Anfalle verflossen sind, im Verhältniss. Die Fortschritte sind weit mehr zu fürchten und schneller, je rascher die Anfälle auf einander folgen, während die Vernunft sich erhält, wenn die Anfälle selten sind, wenn sie sich nicht mehrere Male in einem Tage wiederholen, und wenn kein Schwindel stattfindet.

Diese Neigung zur Verwirrtheit hängt direkter mit dem häufigen Schwindel, als mit der Frequenz der epileptischen Anfälle zusammen. Der Schwindel übt einen thätigern, mehr energischen Einfluss auf das Gehirn aus, als ein völliger Anfall.

Der Schwindel vernichtet schneller und gewisser die Intelligenz, als die Anfälle der Epilepsie, obgleich er nur von einer kaum zu berechnenden Dauer ist, da es Individuen giebt, die vom Schwindel in Gegenwart anderer Personen, die es nicht bemerken können, wenn man sie nicht davon unterrichtet, befallen werden.

Wenn die Epilepsie aufhört, wenn sie längere oder kürzere Zeit ausbleibt (und dies ist zuweilen Jahre lang der Fall), wenn die Anfälle seltener werden, ohne dass die Krankheit aufgehört hat, dann stellt sich die Intelligenz nach und nach wieder her; der Charakter dieser Individuen bessert sich, sie sind weniger reizbar, gelehriger, umgänglicher, aber ich habe Keinen gesehen, der nicht eine sehr ausgedrückte physische und psychische Reizbarkeit behalten hätte.

Wie kömmt es, dass der Schwindel, dessen Dauer so kurz ist, dessen Convulsionen kaum bemerkbar sind, trauriger auf das Gehirn einwirkt, sicherer die Intelligenz vernichtet, als die vollkommenen Anfälle der Epilepsie, deren Convulsionen heftiger sind und länger dauern?

Wie geht es zu, dass die hysterischen Convulsionen, die so intensiv sind, die Stunden, ja Tage lang dauern, nicht Verwirrtheit hervorbringen, wie Anfälle von Epilepsie und Schwindel?

Widerlegt diese Beobachtung nicht die Meinung derjenigen, welche behaupten, dass die Hysterie und Epilepsie beide ihren Sitz im Gehirne haben?

Dies ist der allgemeine Gang dieser schrecklichen Krankheit.

Durch welche Zeichen erkennen wir unter so vielen verschiedenartigen Symptomen wohl die Epilepsie? Das Umfallen im Be-

ginn oder während des Anfalls findet bei der Ohnmacht, bei der Asphyxie und Apoplexie statt. Die Convulsionen, die bald allgemein, bald partiell, bald sehr heftig, bald kaum merklich sind, sind nicht beständig und kommen auch andern Nervenkrankheiten zu. Eben so ist es mit dem Schaum am Munde, der sich auch zuweilen in der Apoplexie, Asphyxie und Hysterie zeigt. Der unfreiwillige Abgang des Urins, des Saamens ist nicht ein ausschliessliches Symptom der Epilepsie. Die starke Einziehung des Daumens, die Schliessung ist nicht constant.

Der pathognomonische Character der Epilepsie besteht in den Convulsionen, in der Aufhebung aller Sensibilität, und in dem Verlust der Besinnung.

Die Epilepsie ist also eine konvulsivische oder chronische Krankheit mit Verlust des Bewusstseins.

Die Epilepsie unterscheidet sich von der Apoplexie dadurch, dass hier die Respiration beschleunigt ist, dass keine oder nur sehr geringe Convulsionen stattfinden und dass der Puls kaum verändert ist. Meist ist auch der apoplectische Anfall, wenn er zwei- oder dreimal wiederkehrt, tödtlich. Mit der Ohnmacht kann man die Epilepsie auch nicht verwechseln, da sie von derselben hinlänglich durch die Färbung des Gesichts, durch den Puls, u. s. w. unterschieden ist. Man hat häufig die Hysterie für Epilepsie und umgekehrt genommen, indess zeigt sich die Hysterie nur beim Beginn der Pubertät oder nach derselben. Der Anfall bricht hier nicht so heftig aus und ist vom globus hystericus oder von einem Zusammenschnüren der Kehle begleitet. Bei der Epilepsie concentriren sich die Convulsionen; sie sind auf einer Seite des Körpers oder in einem Gliede stärker. Bei der Hysterie sind die Convulsionen so zu sagen, expansiv, die Glieder dehnen sich aus, entwickeln sich mehr, die Convulsionen sind einförmiger, die Züge sind minder verändert, das Gesicht weniger verfärbt und injicirt. In der Hysterie ist der Leib stark, es findet Bauchknurren statt, die Kranken verlieren nicht das Bewusstsein, verfallen nicht nach den Convulsionen in einen comatösen Zustand; sie bewahren das Andenken für das, was mit ihnen vorging und sie sind nach dem Anfalle weniger geschwächt. In den Intervallen zeigt immer irgend ein hysterisches Symptom die Natur der Krankheit, und die lang anhaltende Hysterie selbst schadet den intellektuellen Kräften nicht. —

Die Ursachen der Epilepsie sind allgemein oder individuell, entfernt oder nahe.

Einige Schriftsteller versichern, dass die Epilepsie in einigen Gegenden einheimisch sei. Ist sie in gebirgigen Gegenden nicht häufiger? Hippokrates bringt sie in die Klasse der Frühjahrskrankheiten. Ist die Epilepsie contagiös? Ja, durch den Schrecken, den

der Anblick dines Anfalls verursacht. Die psychischen und starken Eindrücke, die die Mutter während der Schwangerschaft gehabt hat, theilen sich dem Foetus mit; diejenigen Eindrücke, die auf eine Säugende wirken, haben auch die Epilepsie hervorgebracht, indem sie die Eigenschaften der Milch auf eine nachtheilige Art verändern. Sind die Kinder, welche während der Menstruation empfangen sind, dieser Krankheit mehr ausgesetzt?

Von der Epilepsie ist kein Alter verschont; sie ist aber bei Kindern so häufig; im reifen Alter, besonders im Greisenalter so selten, dass man ihr im Französischen den Namen Krankheit der Kinder (mal des enfans) beigelegt hat. Die Leichtigkeit, sich diese Krankheit zuzuziehen, steht zu dem Alter im umgekehrten Verhältniss; aber man muss hinzufügen, dass, wenn sie in den ersten Lebensperioden gewöhnlicher erscheint, sie auch weit leichter zu heilen ist.

Die ausserordentliche Empfindlichkeit des Nervensystems, die Gegenwart des Meconiums, die Eingeweidewürmer, das Zahngeschäft, die schlechten Eigenschaften der Milch derjenigen Säugenden, die sich vom Regimen entfernen, oder sich ihren Leidenschaften überlassen, setzen die Kinder hauptsächlich der Epilepsie aus. Fälle, ein zu starker Druck der Kleider der Kinder, oder der Sachen, die den Kopf bedecken, haben oft diese Krankheit verursacht.

Da die Frauen, die Kinder, schwächer, reizbarer, für Eindrücke empfänglicher sind, als die Männer, so werden sie eher von der Epilepsie befallen. Diese Praedisposition ist in Beziehung auf das Geschlecht von der Geburt bis zum 7ten Jahre hin nicht merklich, aber spricht sich später aus, und dann ist die Zahl der epileptischen Frauen vorherrschend. Indem man die Zahl der Epileptischen der Salpetrière mit der, der im Bicêtre aufgenommenen epileptischen Männer vergleicht, findet man, dass es dreimal mehr epileptische Frauen giebt. Es sind im Bicêtre 162 Epileptische und 389 in der Salpetrière. (31sten Decbr. 1813).

Das melancholische Temperament, die geschwächten, scrophulösen, cachectischen Constitutionen praedisponiren, eben so wie der Skorbut, die Rhachitis und die Syphilis zur Epilepsie.

Die Fehler des Regimens, die Onanie, der Sonnenstich, die Schläge und der Fall auf den Kopf, der Missbrauch geistiger Getränke, die Gifte sind excitirende Ursachen der Epilepsie.

M. C., zu Boston geboren, 19 Jahr alt, kommt nach Frankreich. Als er auf der Fahrt die Linie passirt, liegt er auf dem Verdeck und schläft ein. Kurze Zeit darauf wird er durch einen heftigen Kopfschmerz erweckt. Das Gesicht und die Kopfhaut ist entzündet, der ganze Kopf wird sehr stark, der Kranke hat Delirium; man hält in für verloren. Jedoch wird ihm meh-

rere Male und reichlich zur Ader gelassen, die Entzündung vermindert sich und hört am neunten Tage auf, aber sogleich zeigen sich epileptische Anfälle. Der junge Kranke wird ans Land gesetzt, sechs Monat lang dort behandelt, nach dieser Zeit nach Paris geschickt, wo er mir anvertraut wurde. Hier folgt die Beschreibung, wie ich den Kranken das erstemal fand: er ist von mittlerem Wuchs, seine Haare sind blond, seine Augen blau, sehr lebhaft, sein Gesicht ist bewegt. Er leidet an immerwährenden Kopfschmerzen und an hartnäckiger Verstopfung. Die epileptischen Anfälle kehren alle 7—8 Tage wieder. Der Anfall fängt mit Manie an; plötzlich geht der Kranke in seinem Zimmer spaziren, bald nachher läuft er mit starken Schritten und wirft alles, was ihm begegnet, um. Er stürzt sich mit einer Art von Wuth auf die Personen, die ihn umgeben, und nachdem er einige Augenblicke mit ihnen gekämpft hat, stösst er ein Geschrei aus. Jetzt treten Convulsionen des Gesichts, der Augen, der Glieder und der Verlust des Bewusstseins hinzu. Der Anfall dauert 6—7 Minuten und es folgt demselben $\frac{1}{2}$ Stunde lang ein comatöser Zustand, aus dem der Kranke zwar mit sehr heftigen Kopfschmerzen, aber mit dem vollen Besitze seines Bewusstseins erwacht. Man hatte schon alle Heilmittel, die gegen die Epilepsie empfohlen sind, bei seiner früheren Behandlung angewandt. Ich verordnete, indem ich auf den Kopfschmerz, der sich sehr häufig im Laufe des Tages erneuerte und auf die hartnäckige Verstopfung, die stets die Rückfälle der Anfälle verkündigte, Rücksicht nahm, ein den Umständen angemessenes Regimen, viel Bewegung und Pillen aus Koloquinten, Asa foetida und Calomel. Zu gleicher Zeit brauchte der junge Kranke die kalte Douche auf dem Kopfe. Dieser Eindruck der Kälte, welche mehrere Male des Tages wiederholt wurde, verminderte den Kopfschmerz, machte Anfangs die Anfälle minder heftig und liess in einem Zeitraum von 3 Monaten den Kopfschmerz und die Anfälle verschwinden. Der junge Mann brachte noch einige Monate in Paris zu, reiste dann nach Boston, wo er sehr wohl ankam und wo er, wie ich auch später erfuhr, sich noch nach langer Zeit sehr wohl befand.

Auch wird die Epilepsie durch Metastasen einer chronischen Hautkrankheit, durch die Unterdrückung eines Geschwürs, durch das Aufhören einer gewohnten Ausleerung hnrvorgerufen. Die Militairärzte hatten oft Gelegenheit zu sehen, dass die Unterdrückung der Transpiration die Soldaten manchmal epileptisch macht. Eine 70 Jahr alte Frau, sagt Zacutus, hatte seit 18 Jahren ein Geschwür am Nasenflügel; ein Charlatan heilte dies Geschwür durch äussere Mittel und 24 Stunden nachher hat sie den ersten epileptischen Anfall, der sich öfter wiederholt, bis man zwei Fontanellen an den Füssen angebracht hat. — Ein 30 Jahr alter Mann

erhält einen Schlag auf den Kopf; ein Jahr nachher vernarbt die Wunde und die Epilepsie bricht aus. Die Wunde wird durch ein Aetzmittel wieder geöffnet und die Epilepsie hört auf. Ein dummer Chirurg bringt die Vernarbung wieder hervor, die Anfälle erneuern sich wieder, und verschwinden von Neuem nach der Anwendung eines Aetzmittels.

Der Dr. Maisonneuf*) spricht von einem jungen 19jährigen Menschen, der, als er 8 Jahr alt war, den Kopf sich mehrere Male mit kaltem Wasser gewaschen habe, um sich von einem Kopfausschlage zu befreien. Endlich verschwindet der Ausschlag und einige Tage nachher wurde er epileptisch. Die Anfälle waren während des Sommers selten. Cartheuser hatte bemerkt, dass die üble Sitte, die in Schweden besteht, die Kopfausschläge mit kalten Waschungen zurückzutreiben, die Epilepsie dort häufiger mache. Die Epilepsie wird auch durch Syphilis hervorgebracht. Omobon, Pison, Scardena zählen Beispiele hiervon auf. Cullerier machte in dem Journal général de Médécine (Bd. 14. S. 271) zwei Beobachtungen von Epilepsie bekannt, die durch die Syphilis verursacht waren und durch eine antisyphilitische Behandlung geheilt wurden. Tissot versichert, dass die Epilepsie durch eine plötzliche Unterdrückung des Speichelflusses, der durch den Gebrauch des Merkurs entstanden war, sich zeigte. Hoffmann sagt, dass der Merkur die Epilepsie bei schwachen Personen verursachen könne. Landré-Beauvais sah sie oft in Folge der merkuriellen Behandlung auftreten.

Die Epilepsie ist symptomatisch und vorübergehend, wie z. B. bei Kindern, die an den Pocken, Rötheln, Scharlach leiden. Sie tritt dann auf, wenn diese Ausschläge nicht zur rechten Zeit entstehen, oder wenn sie plötzlich unterdrückt werden. Die Geburtshelfer haben die Convulsionen, die sich bei der Entbindung zeigen, für epileptische gehalten.

Heftige psychische Erschütterungen, starke Leidenschaften, wie der Kummer, der Zorn und besonders der Schreck, verursachen am häufigsten die Epilepsie. Auch wird die Krankheit durch heftige Anstrengung des Geistes, besonders bei schlechter Lebensart, durch den Anblick eines Epileptischen während des Anfalls, und dadurch, dass man sich stellt, als habe man die Epilepsie, hervorgerufen. Ein Maurer, 21 Jahr alt, der stark und rüstig war, wird während des Traumes erschreckt, er bekommt die Epilepsie. Eine Dienstmagd, die einen Riemen, der drei Knoten hatte, aufknüpfte, glaubt, dass diese Knoten durch eine Hexe gemacht seien. Sie erschrickt darüber und bekömmt einen epileptischen Anfall.—

*) *Recherches et observations sur l'Epilepsie. Paris* 1803.

Eine Frau wird durch einen Geisteskranken erschreckt und wird hierdurch epileptisch. — Ein junges 9jähriges Mädchen vergnügt sich damit, in die Sonne zu sehen. Nach einigen Minuten glaubt sie mitten in der Sonne einen dicken schwarzen Kopf zu erblicken. Sie erschrickt darüber und hat an demselben Abend, indem sie der Mutter das erzählt, was sie gesehen, den ersten epileptischen Anfall.

Dieselben physischen und psychischen Erscheinungen, die den ersten Anfall von Epilepsie hervorgerufen haben, verursachen auch die folgenden Anfälle, wenn diese Erscheinungen auch nicht so intensiv sind. Eine Frau hat heftigen Kummer, sie wird epileptisch; der geringste Kummer wird nun Anfälle hervorbringen. Ein Kind ist durch einen Hund erschreckt worden und wird epileptisch; se wird jedesmal einen Anfall haben, wenn es einen Hund bellen hört. Ein anderes wird nach einem Anfall von Zorn epileptisch und der geringste Widerspruch wird neue Anfälle zur Folge haben. Ein kleines 10jähriges Mädchen spielt mit ihren Gespielinnen, diese kitzeln ihr die Fusssohle und sie wird epileptisch; der Anfall wird jedesmal ausbrechen, wenn man ihr droht, dass man sie kitzeln wolle. Die auf die Sinne gemachten Eindrücke, ein unvermuthetes Geräusch, gewisse Farben, gewisse Gerüche führen Anfälle herbei. Die Hitze eines Zimmers, die Bewegung einer grossen Anzahl versammelter Personen, die geringste Entfernung vom Regimen, der Wechsel in der Atmosphäre, das häufige Nachtwachen u. s. w., mit einem Worte, Alles, was den ersten Anfall hervorgebracht hat, wird die Ursache der folgenden. Ein Soldat ist bei einem Sturme, eine Bombe platzt neben ihm, er wird von Epilepsie befallen, und nach Verlauf eines Jahres geheilt; 20 Jahre darauf verursacht ihm der Anblick derselben Wälle wieder Anfälle.

Nach dieser Leichtigkeit, mit der die Anfälle nach der geringsten excitirenden Ursache wieder erscheinen, scheint es erwiesen, dass nach den ersten Anfällen in dem Organismus, in dem Nervensystem eine specielle Disposition zurückbleibe, die bei der geringsten Ursache angeregt wird und neue Anfälle bestimmt. Diese Disposition verdient bei der prophylactischen Behandlung die grösste Aufmerksamkeit.

Nachdem ich die Ursachen der Epilepsie bezeichnet habe, will ich die Organe angeben, auf welche diese Ursachen einen Eindruck zu machen und einzuwirken scheinen, um diese Krankheit hervorzurufen. Bald wirken die Ursachen auf irgend ein vom Gehirne mehr oder minder entferntes Organ ein und rufen die sympathische Epilepsie hervor; bald wirken sie direkt aufs Gehirn und verursachen die idiopathische Epilepsie.

Bei der sympathischen Epilepsie wirken die Ursachen zuerst auf die Organe des Ernährungssystems oder auf die, die mit ihnen im Verhältniss stehen.

Hier brechen die Anfälle aus, wenn eine lebhafte gastrische Reizung stattfindet, oder wenn sich viele Speisen, viele schleimige und andere Massen in dem Magen und in den Eingeweiden angesammelt haben, oder wenn man reizende, tödtliche Sachen in den Magen eingeführt hat. Die Kranken verspüren Schmerzen im Magen, Druck in der regio epigastrica; kurze Zeit vor dem Anfalle leiden sie an Ohnmachten, Herzklopfen, Uebelkeiten, Erbreshen, welche Zufälle sich während des Anfalls erneuern. Ist die Epilepsie durch Würmer hervorgerufen, so bemerkt man alle Zeichen, die man stets bei Würmern wahrnimmt. Die Epilepsie, die ich Intestinalepilepsie (épilepsie intestinale) nennen werde, kündigt sich durch sichere Zeichen an. Die Kinder, die ohne Fall, ohne Schreck epileptisch werden und die zu gleicher Zeit ein bleiches Gesicht, dicke Backen, tief einliegende Augen, erweiterte Pupillen, einen starken Leib, einen traurigen niedergeschlagenen Gang haben, und deren Anfälle sich durch Bauchknurren ankündigen, lassen über den wahren Sitz der Krankheit keinen Zweifel zu.

Wenn die Leber primitiv afficirt ist, wird die Respiration unterbrochen, das Diaphragma schmerzhaft gespannt, die Muskeln des Unterleibs konvulsivisch bewegt; der Kranke verliert seine Besinnung, und Aufstossen und Bauchknurren folgen einige Augenblicke nachher. Das gelbe Aussehen, welches sich vor oder nach dem Anfalle zeigt, verliert sich langsam wieder; der Kranke klagt über einen Schmerz in der Gegend der Leber, und bricht gelbe Massen aus. Hippokrates hat die Galle als Ursache der Epilepsie bezeichnet.

Nach einer grossen Anzahl von Thatsachen hat Hippokrates und alle Beobachter, die ihm folgten, die Plethora als eine der Ursachen der Epilepsie, besonders in der Jugend bezeichnet. Das sanguinische Temperament, die herannahende Pubertät, die unterdrückte oder zurückgehaltene Menstruation, das Aufhören irgend einer gewohnten Hämorrhagie, wie Hämorrhoiden, Nasenbluten, genug alles, was den Andrang des Blutes zum Kopfe hervorruft, kann die Epilepsia sanguinea oder plethorica hervorbringen. Der Kranke verliert plötzlich das Bewusstsein, das Gesicht schwillt an, wird roth, bedeckt sich mit Schweiss, die Augen sind glänzend, die Convulsionen sind nicht sehr stark und dauern kurze Zeit. Nach dem Anfalle bringt der Kranke Stunden, ja selbst Tage in einem comatösen Zustande zu, kommt aus diesem nur langsam und es folgt demselben Delirium, manchmal Wuth oder Lähmung irgend eines Gliedes. Die Anfälle folgen hier minder schnell als

bei den übrigen Arten auf einander, und sie kehren gewöhnlich nur alle Monate zurück. Zwischen einem Anfalle und dem andern leiden die Kranken an Schwindel, Betäubung. Bei der Section findet man die Gefässe des Kopfs erweitert, mit Blut gefüllt, die Gehirnsubstanz stark injicirt. Die Unterdrückung der Menstruation verursacht häufiger die Epilepsie, als die Unterdrückung der Hämorrhoiden; weil die Menstruation ein physiologisches Phänomen ist, während die Hämorrhoiden ein Zeichen der Störung der Gesundheit sind.

Auf die Organe der Reproduction wirkt auch zuerst die Ursache der Epilepsie ein, und von ihnen gehen dann die ersten Symptome des Anfalls aus. Diese Varietät, die man Genital-Epilepsie (epilepsie genitale) nennen kann, ist bei den Frauen häufiger und unterscheidet sich, wie wir es weiter oben gesagt haben, von der Hysterie. Es ist so viel Analogie zwischen einem leichten epileptischen Anfall und der spasmodischen Aufregung, die mit dem Beischlaf verbunden ist, dass die Alten den Coitus epilepsia brevis genannt haben. Dieser Akt ist manchmal von Epilepsie gefolgt. Sauvages spricht von einer Person, bei der stets auf den Coitus ein epileptischer Anfall folgte. G. Cole führt das Beispiel einer Frau an, die drei Tage nach ihrer Verheirathung epileptisch wurde. Die Onanie praedisponirt zu dieser schrecklichen Krankheit, wird die excitirende Ursache derselben, selbst in der Kindheit. Zimmermann kannte einen jungen Menschen, der einen Anfall jedesmal nachdem er Onanie getrieben, hatte. Ein junger Mensch von 13 Jahren ergiebt sich der Onanie. Obgleich er stark und kräftig ist, wird er sehr reizbar und hat im 15ten Jahre den ersten epileptischen Anfall. Die Anfälle fallen mit dem ersten Viertel und mit dem Vollmonde zusammen und brechen plötzlich aus. Der Kranke wird umgeworfen, stösst ein Geschrei aus, die Convulsionen sind allgemein, die Augen geöffnet, stier, injicirt, die Pupillen sehr erweitert. Nach dem Anfalle, der 3 bis 4 Minuten dauert, bleibt der Kranke während des ganzen Tages sehr ermüdet, leidet von einem Anfalle zum andern an Schwindel, ist gewöhnlich sehr reizbar, ärgert sich um das Geringste. Tonische Mittel, China, Valeriana, Flussbäder, Leibesbewegung, ein sehr thätiges Leben tragen dazu bei, seine Anfälle nach sechs Monaten zu vermindern. Ein Jahr lang erneuern sich die Anfälle nicht wieder; man glaubt, dass er geheilt sei. Das Vergnügen, seine Mutter wieder zu sehen, von der M. seit 2 Jahren getrennt war, ruft die Anfälle wieder hervor, aber sie sind schwächer. Endlich, nachdem sechs Monate dieselbe Behandlung fortgesetzt war, befindet sich der junge Mann vollkommen gesund. Seitdem ist er Kaufmann geworden, ist viel gereist, hat sich im 27sten Jahre verheirathet und hat eine ausserordentlich kräftige Gesundheit. Ich

habe diese Beobachtung hier detaillirt aufgeführt, da sie besser als alle Raisonnements die Wirksamkeit des Regimens und der Leibesbewegung zeigt.

Die Enthaltsamkeit hat manchmal die Epilepsie hervorgerufen; aber hier ist der Excess weniger zu fürchten, als beim entgegengesetzten Missbrauch. In Beziehung auf die Verheirathung verdanke ich dem Dr. Hebreard, Arzt zu Bicêtre, folgende Bemerkung. Von 162 epileptischen Männern, die am 31sten December 1813 in Bicêtre waren, waren 119 unverheirathet, 33 verheirathet, 7 Wittwer, 1 geschieden.

Das zu lange Ausbleiben, die Unserdrückung, die Störung in der Menstruation, die Schwangerschaft, die Geburt haben die Epilepsie verursacht. Maisonneuve spricht von einem 22jährigen Mädchen, das durch die Störungen der Menstruation epileptisch wurde und das nach der Wiederherstellung derselben geheilt ward. Ein anderes 23jähriges Mädchen hatte zu jeder Zeit, wo die Menstruation hervortreten sollte, epileptische Anfälle. Derselbe Verfasser führt das Beispiel einer 31jährigen Wittwe an, deren Regeln durch einen lebhaften Eindruck unterdrückt waren und die epileptisch wurde. Fernel sah Frauen, deren Anfälle sich nur während der Schwangerschaft erneuten. Horstius spricht von einer 32jährigen Frau, deren Periode zu gering war und die epileptisch wurde. Die Anfälle kamen alle 14 Tage wieder. Sie verheirathete sich neun Monate später, wurde schwanger und ward geheilt. Ich sah einige Epileptische schwanger werden und bemerkte hierbei nicht die geringste Modification in Beziehung auf Intensität und Häufigkeit der Anfälle. Lamotte spricht von einer Frau, die während acht Schwangerschaften fünf Mädchen und drei Knaben hatte. Sobald sie mit einem Knaben schwanger war, hatte sie mehrere epileptische Anfälle, nie aber während der Schwangerschaft mit einem Mädchen. Mauriceau sah die Epilepsie nach der Entbindung ausbrechen.

Wenn die Epilepsie ihren Sitz in dem Verdauungsapparat, in der Blutcirculation, in den Organen der Reproduction hat, so wirken hier häufig Ursachen, die die äussern Organe afficiren. Fernel sah, dass die vorangehenden Symptome, die ersten Symptome des Anfalls sich am Scheitel zeigten, und sich so oft erneuten, als man den Kopf drückte. Der Dr. Vigné, ein sehr ausgezeichneter Arzt zu Rouen, ward von einem jungen 18jährigen Manne consultirt, der durch zurückgetriebene Krätze epileptisch geworden war. Der Kranke empfand, sobald der Anfall ausbrach, eine eisige Kälte mitten auf der Stirn. Drei Jahre hindurch bemühete sich Dr. Vigné den Hautausschlag wieder hervorzurufen. Endlich gelang es ihm und der Kranke wurde geheilt. Brunner heilte eine Epilepsie, indem er eine Moxa im Nacken auf dem

Punkte, wo sich die ersten Anfälle zeigten, appliciren liess. Hollier sagt, dass bei einem jungen Manne der Anfall auf der Schulter anfing; der Arm zitterte, und der Anfall brach aus. Bei einem andern war die Anschwellung der rechten Hand das erste Symptom; die drei ersten Finger wurden zusammengezogen, eben so der Arm, der Körper krümmte sich und der Kranke fiel hin. Bei einem andern fing der Anfall mit dem kleinen Finger der linken Hand an. Tissot erzählt das Beispiel eines Mannes, der einen Anfall verscheuchte, indem er ein Tourniquet am Arme applicirte, welches er fest andrückte, sobald er das Uebel in der linken Hand fühlte. Maisonneuve kannte einen Mann, bei dem der Anfall mit Convulsionen des Armes und der Augenlieder der rechten Seite begann. Wenn man beim Beginn der Convulsionen stark den Arm zog, so brach der Anfall nicht aus. Ebenso war es, wenn der Kranke zu laufen anfing. Hierbei erinnere ich mich eines Kranken, der den Anfällen zuvorkam, indem er stark den Kopf nach hinten bog. Alibert erzählt, dass ein Epileptischer die Heftigkeit der Anfälle verminderte und die Empfindung bewahrte, indem er an dem Tage, wo der Anfall ausbrechen sollte, mehrere Male bei sich ein Gewehr abfeuern liess.

In andern Fällen fängt der Anfall im Beine an, von wo sich ein Hauch, einem kalten Winde gleich längs des Schenkels, des Rückens, des Nackens bis zum Kopfe erhebt, wo sodann der Anfall ausbricht; oder der Anfall kündigt sich durch einen Schmerz an der Fussplatte an, von wo ein kalter Wind gegen den Kopf aufsteigt. Ein Mann, der ein Geschwür am Fusse hatte, lässt es vernarben; die Epilepsie bricht aus. Jeder Anfall fängt mit einem kalten Winde an, der von der Narbe aufsteigt, und eine Ligatur, die unterhalb des Knies angebracht wird, hält den Anfall ab. Ein Kind von 11 Jahren hatte seit seinem 2ten Jahre wöchentlich zwei oder drei Anfälle. Der Anfall kündigt sich durch ein Gefühl von Unwohlsein und Kälte, die auf der rechten Seite entstand, an. Der Dr. Carron entdeckte am Daumen eines Epileptischen eine kleine verhärtete Geschwulst. Er machte in diese einen Einschnitt, zog kleine verhärtete Körperchen, jedes von der Grösse eines Hirsekorns heraus, und der Kranke war geheilt.

Man muss also die epileptischen Ursachen unterscheiden, denn einige von ihnen wirken anfangs auf die innern Organe oder auf die äusserlich gelegenen, bevor sie aufs Gehirn einwirken. Wie unerklärlich auch diese Erscheinungen seien, wie gering auch das Verhältniss sein mag, dass zwischen diesen lokalen Eindrücken und zwischen einem vollständigen Anfall der Epilepsie ist, so kann man sie dennoch nicht läugnen. Willis, Pison, de Moore behaupten, dass die Epilepsie stets ihren primitiven Sitz im Gehirn habe. Ist das Gegentheil nicht durch die Beobachtungen von

sympathischer Epilepsie, die durch alle Schriftsteller gesammelt sind, erwiesen? Und beweisen nicht die Heilungen, die nach schleimigen, gelben, schwarzen Massen, nach Würmern u. s. w. bei der gastrischen Epilepsie erfolgen, das Gegentheil? Sind die Heilungen, die nach dem ersten Ausbruch der Menstruation, nach der Wiederherstellung derselben, nach der Verheirathung, nach der Schwangerschaft bei der Uterin-Epilepsie erfolgen, und die, die durch Aderlässe, Blutausleerungen bei der plethorischen Epilepsie stattfinden, nicht zahlreiche und unumstössliche Beweise, dass die Epilepsie nicht immer ihren primitiven Sitz oder ihren ersten Ausgangspunkt im Gehirne habe?

Die idiopathische Epilepsie fängt fast mit dem Leben an; sie hat eigenthümliche Kennzeichen und ist die Plage der Aerzte. Der erste Anfall findet in früher Jugend statt. Diese Anfälle sind dann noch unvollständig. Sie brechen ohne vorhergehende Zeichen aus; die Convulsionen sind weniger stark, ihre Dauer ist kürzer, ihre Rückkehr unregelmässig aber häufiger. Manchmal hören die Anfälle in langen Zwischenräumen auf, aber treten mehrere Jahre nachher wieder ein. Nach Hippokrates verschwinden sie zur Zeit der Pubertät, aber sie können auch bis zum hohen Alter fortdauern, und scheinen nicht das Leben abzukürzen. Das Aufhören der Menstruation verstärkt in einigen Fällen, vermindert in andern die Heftigkeit und Häufigkeit der Anfälle.

Zu den gewöhnlichsten praedisponirenden Ursachen der idiopathischen Epilepsie gehören, obgleich dies von einigen Schriftstellern geläugnet wird, erbliche Anlage, starke Eindrücke auf die Mutter während der Schwangerschaft, Anfälle von Epilepsie während des Wochenbettes, und lebhafte psychische Erschütterungen während des Säugungsgeschäfts. Tissot giebt in seinem *Traité de l'épilepsie* anfangs den erblichen Einfluss zu, später läugnet er ihn. Doussin Dubreuil erklärt sich gegen die Erblichkeit. Andere Beobachter glauben, dass die Epilepsie erblich übertragen werden könne, und führen zur Unterstützung ihrer Meinung Thatsachen an. Saillant, Maisonneuve, Hoffmann führen zahlreiche sehr interessante Beispiele an, die auf die Erblichkeit der Epilepsie schliessen lassen. Aus den Erkundigungen, die ich über unsere epileptischen Frauen in der Salpetrière eingezogen habe, geht hervor, dass die Epilepsie weit häufiger durch den Vater, als durch die Mutter fortgepflanzt werde, welches Verhältniss gerade umgekehrt bei der Geisteskrankheit stattfindet. Wenn die Augen der Kinder convulsivisch sind, wenn die Kinder einen geschwollenen Hals, eine grelle Stimme haben, wenn sie von einem trocknen hartnäckigen Husten gequält werden, wenn sie, etwas grösser geworden, Leibschmerzen ohne Diarrhoe haben, wenn die Testikel anschwellen, wenn die eine Hand abmagert, der eine

ihrer Arme nicht zu gebrauchen ist, oder wenn die Beine ohne merkliche Ursache schwach sind, wenn die Kinder ohne Ursache von Furcht ergriffen werden, wenn sie schreien, weinen, gähnen, sich gewöhnlich die Stirn reiben, wenn ihr Schlaf von Träumen unterbrochen wird, wenn sie Convulsionen haben, kann man das Dasein der Epilepsie argwöhnen, besonders wenn der Vater oder die Mutter an derselben Krankheit leiden. Wenn in dem vorgerückten Alter Convulsionen vorkommen, so helfen diese Zeichen dazu, die wirkliche Epilepsie zu erkennen. Sie können dazu dienen, den Einfluss der Zufälle abzuschätzen, die man als nächste Ursache der Epilepsie betrachtet, wie die Würmer, die Unterdrückung der Menstruation u. s. w. Sind diese Störungen nicht die Wirkung der vorher bestandenen Epilepsie? Oder wurden sie nicht durch die Umstände hervorgerufen, die die Entwickelung der Krankheit begünstigten; und welches Urtheil soll man dann über die ausleerenden Medikamente, die die Menstruation wieder herstellen, die Würmer vertreiben, fällen? Hébréard *) beweist, dass das Abtreiben der Würmer nicht hinreiche, die Epilepsie zu tilgen. Ihr Vorhandensein ist oft nur eine Complication. Die Arzneimittel haben oft die Anfälle vermehrt, weil man nicht die wahre Quelle des Uebels erforscht hatte.

Zu diesen Ursachen der idiopathischen Epilepsie hat man noch eine grosse Anzahl hinzugefügt. Die Plethora sanguinea, von der wir früher gesprochen, wird von allen Schriftstellern angenommen. Hippokrates hält noch eine grosse Ansammlung von Schleim für eine Ursache der idiopathischen Epilepsie. Die psychischen Affekte geben, indem sie auf das Gehirn einwirken, zur idiopathischen Epilepsie Veranlassung. Die, die durch den Zorn hervorgerufen wird, ist minder hartnäckig. Der Schreck und der Kummer machen tiefere, stärkere Eindrücke und ihre Wirkungen sind schwerer zu heilen. Man zählt auch die Bildungsfehler des Schädels, die Verletzungen der Gehirnhäute und des Gehirns zu den Ursachen der idiopathischen Epilepsie. Eine kurze Analyse der Thatsachen, die bei den Sektionen der Epileptischen gefunden wurden, wird am Besten darüber Aufschluss geben, wo der Sitz der idiopathischen, wo der der sympathischen Epilepsie sei.

Leduc hatte bemerkt, dass der Kopf der Epileptischen sehr stark und die Knochen des Schädels sehr dick seien. Lorry hat diese Beobachtung bestätigt.

Bontius fand den Schädel missgestaltet, und dasselbe hat Morgagni bei einer grossen Anzahl von Individuen gefunden. Der berühmte Dumas hat den Gesichtswinkel mehrerer Epileptischen

*) *Bibliotheque médicale.*

gemessen und schliesst aus seinen Untersuchungen, dass die Kinder um so leichter epileptisch werden, je mehr sich ihr Gesichtswinkel zu 70 Graden neigt. — Bontius fand einmal das Os occipitale 9 Linien dick; auch sah er einmal ein Kind von 10 Wochen, welches durch den Druck der Bänder des Kinderhäubchens epileptisch wurde, und welches er heilte, indem er das Kinderhäubchen wegnehmen liess. Derselbe Schriftsteller erzählt das Beispiel eines jungen Menschen, der, nachdem er in den Kinderjahren Schläge auf den Kopf bekommen hatte, epileptisch wurde. Bonnet führt ähnliche Beispiele an.

Man hat oft knochige Stücke auf der dura mater gefunden; diese waren bald rund, bald länglich, bald spitz. Indem ich die Sektion eines Epileptischen machte, der 23 Jahr alt war und der während des Anfalles starb, fand ich an der inneren Fläche der dura mater eine knochige runde Geschwulst, 8 Linien im Umfange, die auf den obern Theil des Gehirns drückte.

Sind die verschiedenen Ergiessungen, die man zwischen den Gehirnhäuten und dem Schädel gefunden hat, nicht eher die Wirkungen als die Ursache der Geisteskrankheit?

Was soll man aus den Veränderungen des Gehirns schliessen? Morgagni sagt, dass er bei einer Frau, die seit zwei Jahren epileptisch war, den vordern dritten Theil der linken Gehirnhöhle sehr erweicht gefunden habe. Das Gehirn von acht Epileptischen schien Greding *) erweicht. Im Gegentheil fanden Morgagni, Meckel, Boerhaave das Gehirn der Epileptischen hart.

Man fand in dem Schädel von Individuen, die an Epilepsie gestorben waren, tuberkulöse, scirrhöse, fibröse, knochige Geschwülste, die sich in den Ventrikeln und selbst in der Substanz des Schädels gebildet hatten. Borrichius sah Abscesse in der weissen Substanz Bartholin fand ein Degenstück in dem Gehirne, Didier ein Stück einer Flintenkugel in diesem Organe.

Die Zirbeldrüse enthält so oft knochige Concremente, dass diese Veränderung nichts beweist. Baillie, Soemmering fanden die Zirbeldrüse sehr fest; Greding fand sie bei 25 Epileptischen sehr weich, und versichert, dass von 20 Epileptischen, bei 10 die Zirbeldrüse von einer serösen Flüssigkeit umgeben war.

Die glandula pituitaria hatte Wenzel's Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen. Er fand bei 20 Epileptischen siebenmal

*) Ludwig *Adversaria medico-practica* 3 Bde. Leipz. 1769—1772. In dieser Sammlung hat Greding seine zahlreichen Beobachtungen über die Anwendung verschiedener Arzneimittel in der Epilepsie publicirt.

die glandula pituitaria sehr entwickelt; zehnmal sah er in ihrem Innern eine gelbe feste Masse, fünfmal eine trübe Flüssigkeit. Oft zeigte ihm dieses Organ Spuren einer Entzündung, während das Gehirn und die Gehirnhäute unverändert waren. Stets hat Wenzel eine Veränderung der glandula pinealis gefunden, aber er frägt, ob diese Veränderung Ursache oder Wirkung der Epilepsie sei?

Die Veränderungen des Schädels, die Verletzung der innerhalb desselben liegenden Organe, zeigen nicht wo der Sitz der Epilepsie ist, welches die organischen Verletzungen sind, die sich durch diese Krankheit zu erkennen geben. Die Schriftsteller haben in ihren Sektionsberichten den Zustand des Rückenmarkes zu erwähnen vernachlässigt; von Hrn. Amussat, damals Eleve der Salpetrière, unterstützt, habe ich diesen Fehler zu verbessern gesucht. Um leicht dieses Mark zu entdecken und auszuziehen, erfand Herr Amussat ein Instrument, Rachitom genannt, mit dessen Hülfe es uns möglich war, den Zustand des Rückenmarkes bei den Epileptischen, welche starben, bestimmen zu können. Bei 12 Leichnamen von epileptischen Frauen, von denen 10 vom 1sten Februar bis zum 1sten Juni gestorben waren, fanden wir die Gehirnhäute einmal injicirt und zweimal von graulichtem Ansehen. Neunmal fanden wir mehr oder minder starke zusammengewachsene Massen, die auf der ganzen Ausdehnung der äussern Fläche der Arachnoidea wie gesäet waren. Diese linsenförmigen Massen waren 1—3 Linien im Durchmesser und 1 Linie stark; die meisten waren knorplig, andere knochig. Viermal fanden wir die verlängerte Substanz des Rückenmarks verändert, erweicht, die Arachnoidea enthielt einmal eine grosse Menge Hydatiden. So zeigten 10 Sektionen, die ohne Wahl vorgenommen wurden, neunmal Verletzungen des Rückenmarks oder seiner Membranen, Zur selben Zeit fand Mitivier dieselben Massen bei zwei epileptisch gestorbenen Kindern. Wie leicht konnte man da nicht verführt werden zu schliessen, dass in den Organen, die in der Wirbelsäule enthalten sind, der Sitz der Epilepsie sei; weil 12 Leichname von Epileptischen irgend eine Störung dieser Organe gezeigt hatten.

Eine 53jährige Frau wird erschreckt; es entstehen Convulsionen, sie wird epileptisch. Die Anfälle kommen alle 2—3 Tage wieder und sind sehr heftig. Seit einigen Monaten nähern sich die Anfälle mehr und die Frau stirbt im 56sten Jahre nach einem Anfalle, nachdem sie 5 Tage in einem comatösen Zustand gewesen war.

Bei der Sektion fanden wir im Gehirn Hytadiden von verschiedener Grösse, die an verschiedenen Orten vertheilt waren. Die Substanz des Rückenmarkes war erweicht. Die glandula pi-

tuitaria enthielt einen Balg, der mit einer rothbraunen Flüssigkeit angefüllt war.

Ein Kind litt seit dem ersten Zahnen an Convulsionen, die in epileptische Anfälle ausarteten. Zu 4 Jahren werden die Anfälle häufiger, zu $5\frac{1}{2}$ hat es 4 oder 5 Anfälle täglich, wird paralytisch. Das Kind starb zu $6\frac{1}{2}$ Jahr.

Sektionsbericht. — Die Arachnoidea war injicirt; die Substanz des Rückenmarkes vom zehnten bis zum zwölften Rückenwirbel erweicht. Die erweichte Substanz schien ein wenig gelb zu sein.

Musel fand, indem er zwei Epileptische secirte, die Gefässe des Rückenmarkes varicös, mit Blut angepfropft.

Was soll man aus allen diesen Untersuchungen, besonders aus denen von Bonnet, Morgagni, Baillie, Greding, Meckel, Wenzel schliessen? Nichts. Wepfer, Lorry haben ihren Schluss daraus entnommen. Gestehen wir uns aber offen ein, dass die pathologische Anatomie bis jetzt wenig Licht über den unmittelbaren Sitz der Epilepsie verbreitet hat. Lassen wir uns indess hierdurch nicht entmuthigen; die Natur wird ihren Forschern doch endlich einmal Aufschluss geben. Was soll ich nun von den unzähligen Träumereien sagen, die man über die unmittelbaren Ursachen der Epilepsie aufgestellt hat. Die Alten schrieben hierbei dem Einfluss des Mondes, der Rache des Himmels einen grossen Einfluss zu. Was haben die Neuern mit ihren Systemen besseres geschaffen? Wo ist diese Materie, die die Nerven reizt? Wer hat den thierischen Geist gesehen, wer seine elastische Kraft gemessen? Man schrieb die Epilepsie einer stürmischen Aufregung des Lebensprinzips oder der rationellen Seele zu. Hoffmann klagt die Säfte des Körpers an, welche sich in die geistigen Theile desselben unordentlich verbreiten sollen. Einige halten die Contraction der dura mater, Andere die der Nerven u. s. w. für die Ursache der Epilepsie. Zu was sollen wir uns noch länger bei diesen Bildern der Phantasie aufhalten? Gehen wir jetzt lieber zur Diagnose über.

Aus der Analyse der Symptome, die die Epilepsie charakterisiren, aus der Kenntniss der Ursachen, die sie hervorrufen, aus der Verletzung der Organe, von denen man glaubt, dass die Ursachen primitiv einwirken, kann man folgende Gattungen der Epilepsie feststellen. Uebrigens legen wir auf diese Klassification kein grosses Gewicht und wollen hierdurch nur die therapeutischen Indicationen vereinfachen.

Die Epilepsie wird in idiopathische, sympathische und symptomatische eingetheilt.

Die wirkliche idiopathische Epilepsie hat ihren Sitz im Ge-

hirne oder in dem dazu Gehörigen. Man kann sie in drei Arten abtheilen.

1) Die idiopathische Epilepsie, die durch äussere Ursachen, wie durch starken Druck auf den Schädel, durch Contusionen, Fracturen, den Sonnenstich hervorgerufen wird.

2) Die idiopathische Epilepsie, die von einem Organisationsfehler des Schädels, von einer Verletzung der Gehirnhäute oder des Gehirns, oder von serösen oder blutigen Ergiessungen in der Höhle des Gehirns abhängt.

3) Die idiopathische Epilepsie, die man auch die nervöse nennen kann, und die durch psychische Affekte, die die Mutter, die Amme und den Kranken selbst betreffen, hervorgerufen wird. Unter diesen psychischen Affekten sind der Zorn und Schreck am meisten zu fürchten.

Die sympathische Epilepsie zeigt fünf verschiedene, genau getrennte Arten.

1) Die sympathische Epilepsie, deren Sitz im Verdauungsapparat ist und die durch das Meconium, durch die im Magen oder in den Eingeweiden angesammelten Stoffe, durch Eingeweidewürmer, durch Unverdaulichkeit von Speisen oder durch reizende Substanzen hervorgerufen wird.

2) Die sympathische Epilepsie, die ihren Sitz im Blutsysteme hat, die epilepsia plethorica von Bonnet, die epilepsia polyposa von Hoffmann. Sie wird durch die Unterdrückung der Menstruation, der Hämorrhoiden, der gewohnten Blutflüsse, durch Fehler des Regimens, durch den Missbrauch von geistigen Getränken hervorgerufen.

3) Die epilepsia sympathica, die ihren Sitz in den Lymphgefässen hat: die epilepsia humoralis, metastatica der Schriftsteller, die epilepsia cachectica von F. Hoffmann, die epilepsia serosa Pison's, die epilepsia scorbutica, syphilitica Bonnet's. Die bleichen, chlorotischen, rhachitischen, scrophulösen Subjekte sind dazu praedisponirt. Das Zurücktreten eines Kopfausschlages, der Krätze, eines Geschwürs, der Syphilis, der Gicht rufen diese Art der Epilepsie hervor.

4) Die sympathische Epilepsie, die ihren Sitz in den Reproductionsorganen hat, die epilepsia genitalis, epilepsia uterina von Sennert, die epilepsia ab utero von Johnston. Der Missbrauch der Liebesfreuden, die Onanie, die Enthaltsamkeit, die Schwangerschaft, die Entbindung sind die nahen oder entfernten Ursachen derselben.

5) Die sympathische Epilepsie, die ihren Sitz in den äusseren Organen hat, die epilepsia sympathica der Schriftsteller. Jede scheinbare oder verborgene Ursache, die irgend einen äussern

Theil reizt und deren secundäre Wirkung sich zum Gehirn hin erstreckt, bringt diese Varietät der Epilepsie hervor.

Die Epilepsie kann aus verschiedenen Beweggründen simulirt werden, z. B. um eine Sache zu erhalten, die man sehr lebhaft wünscht; wie ein junges Mädchen, das da wusste, dass man den Epileptischen die Heirath anrieth, sich stellte als habe sie die Epilepsie, um dieses Mittel gebrauchen zu können. Auch simulirt man die Epilepsie, um eine Sache zu vermeiden, die uns widrig ist. Unsere jungen Conscribirten nahmen zu diesem Mittel ihre Zuflucht. Auch haben schon Kinder ihre Eltern damit getäuscht, wenn sie nicht in die Schule gehen wollten. Aber ein Arzt, der nur wenig Umsicht hat, kann hier nicht getäuscht werden.

Ich habe schon früher von den Krisen der Epilepsie gesprochen, und ich muss hier einige Worte über die Prognose sagen, die nicht stets so verzweifelt ist, als man es im Allgemeinen glaubt.

Die Epilepsie ist eine lange gefährliche Krankheit; selten ist sie beim ersten Anfalle tödtlich.

Wenn sie erblich und angeboren ist, so wird sie nicht geheilt.

Die sympathische Epilepsie heilt leichter als die idiopathische, obgleich diese nicht stets unheilbar ist.

Die Epilepsie ergreift selten Kinder, die an Kopfausschlägen leiden.

Manchmal verschwindet die Epilepsie mehrere Jahre hindurch, um nachher ohne neue wahrnehmbare Ursachen wieder zu erscheinen.

Diejenigen, die kurz nach der Geburt von der Krankheit ergriffen werden, werden selten geheilt. Genesen sie nicht zur Zeit der Pubertät, so sind sie unheilbar.

Die, die vom 3ten bis 10ten Jahre epileptisch werden, genesen, wenn sie zur rechten Zeit behandelt werden.

Die, die kurz vor der Pubertät von der Epilepsie befallen werden, genesen, wenn diese Krise vorbei ist.

Die, welche nach der Pubertät epileptisch werden, genesen manchmal, obgleich Hippokrates das Entgegengesetzte geglaubt hat.

Die Ehe heilt nur die epilepsia genitalis, sie verschlimmert die übrigen Arten.

Eine schwangere Frau, die epileptisch wird, läuft grosse Gefahr.

Wenn die Anfälle sich einander nähern und grosse Intensität erlangen, muss man den Tod befürchten.

Der Tod findet nicht während des Vorhandenseins der Convulsionen statt, sondern während der Schwächeperiode, die ihnen folgt.

Die mit der Geisteskrankheit complicirte Epilepsie wird nie geheilt.

Der Arzt, sagt Hippokrates, der durch das Regimen das Temperament des Kranken zu verändern weiss, wird die Epilepsie

heilen. Indess giebt es wenig Krankheiten, für die man eine grössere Anzahl Arzneimittel und dummere Arzneimittel vorgeschlagen hat, als hier. Da man keine rationelle Behandlung finden konnte, so hat man Specifica aufgesucht, die man bis ins Unendliche vermehrt hat. Die besten Aerzte, da sie durch die am meisten gerühmten Mittel verlassen wurden, glaubten, dass die Epilepsie über der Macht des Arztes stehe, und haben sie zum grossen Nachtheil für die Kranken für unheilbar erklärt. Die Epileptischen fielen so in die Hände der Charlatans. Wenn man hier der Diät die Wichtigkeit beigelegt hätte, die sie verdient, und nicht ausschliesslich Medikamente und Droguen vorgezogen, so hätte man glücklichere Erfolge erhalten.

Ehe ich mich umständlich auf die Behandlung einlasse, will ich davon reden, was ich in dieser Beziehung in der Salpetrière, in der Abtheilung der Epileptischen, der ich zehn Jahre vorstand, erfahren habe.

Ich hatte 385 Frauen und Mädchen jedes Alters, die zur armen Klasse gehörten, zu behandeln. Unter diesen waren 46 hysterisch, 339 epileptisch, die meisten, wie ich es schon früher gesagt, mehr oder minder geisteskrank. Eben so wenig als ich mit der Beschreibung, die die Schriftsteller von der Epilepsie gegeben haben, und mit ihren Sectionsberichten, die sie bekannt machten, zufrieden war, eben so wenig konnte mir ihre vorgeschlagene Heilmethode gefallen. Ich versuchte alle möglichen Heilmittel, selbst die geheimen. Mehrere unserer Epileptischen gaben sich meinen Versuchen mehrere Jahre hin; aber ich will nur gestehen, ich konnte keine Heilung erlangen. In meiner Privatpraxis war ich nicht glücklicher. Blieben die Anfälle aus, so war es weniger die Schuld der Arzneimittel, als die Wirkung des Zutrauens, welches einen Kranken bestimmt, einen neuen Arzt zu consultiren. Ist diese Remission nicht im Allgemeinen durch die Aerzte beobachtet worden, die chronische und besonders Nervenkrankheiten zu behandeln hatten?

Ich habe bald erkannt, dass die Epilepsie selten zu heilen ist. Man hat Heilungen von Hysterie publicirt, die man für Epilepsie gehalten hat. Der Irrthum ist hier leicht. Oder die Schriftsteller mussten das freie Aufhören der Anfälle für eine Heilung halten, und der Irrthum ist hier um so leichter, da der Arzt den Kranken aus dem Auge verliert, und da er bei der Rückkehr der Anfälle nicht wieder consultirt wird. Die nachfolgende Erzählung wird mein Misstrauen in die Heilung der Epilepsie rechtfertigen.

Als ich den Dienst der Epileptischen in der Salpetrière übernahm, stellte mir der Dr. Landré-Beauvais, der dieser Stelle vorstand, Bemerkungen über die Kranken zu, die eine besondere Behandlung hatten. Zu dieser Zeit rühmte man die Wirksamkeit

des Lapis infernalis. Mein College hat ihn versucht und stellte mir folgende Bemerkung über N. zu: N. hat lange Zeit den Höllenstein gebraucht und hat seit sechs Monaten keinen Anfall gehabt; die Regeln, die unterdrückt waren, sind wieder hergestellt. Nach sechs Monaten fordert N. ihren Austritt aus dem Hospital, weil sie schon seit einem Jahre geheilt ist und sich sehr wohl befindet. Ehe ich ihre Bescheinigung des Austritts ausstelle, mache ich an N. mehrere Fragen über die Ursache ihrer Krankheit und über ihre Heilung. Bei ihren Antworten erzählt sie mir folgende Geschichte: Die Eifersucht, der Kummer unterdrückten meine Regeln; sogleich bekam ich einen Anfall und trat ins Hospital, wo man mir viele Mittel verordnete. Herr Dr. Landré-Beauvais verordnete mir Pillen aus Silber und ich nahm sie einige Wochen hindurch. Da ich mich hiernach nicht besser befand, so nahm ich keine mehr und ich sagte es nicht, aus Furcht, Herrn Beauvais zu ärgern, der so gut gegen uns war. Einige Zeit nachher gab mir eine Frau aus dem Hospital einen sehr starken Thee, um meine Regeln wieder erscheinen zu lassen. Sie stellten sich wieder ein und die epileptischen Anfälle sind seit einem Jahre nicht wieder erschienen. Meine Periode ist regelmässig, reichlich; ich leide jetzt weder an Anfällen, noch an Schwindel, befinde mich sehr wohl und will bei meinem Herrn wieder in den Dienst treten. Zwei Monat nach ihrem Austritt kommt N. wieder ins Hospital; die Anfälle waren wiedergekommen. Der Höllenstein hatte die Kranke nicht geheilt. Auch hat mein College, der ein guter Beobachter und tüchtiger Praktiker ist, sich damit begnügt, auf den Zettel zu schreiben: N. hat den Höllenstein gebraucht, ihre Regeln sind seit sechs Monaten wieder hergestellt und seit der Zeit fand kein Anfall statt; aber er fügt nicht hinzu, dass N. geheilt sei.

Diese Erzählung beweist unter tausenden, wie sehr misstrauisch man bei der Anwendung und Wirkung der Arzneien sein muss, wie lange man warten muss, ehe man die Heilung einer Krankheit, besonders die einer Nervenkrankheit bekannt macht.

Behandelt man die Epilepsie, so darf man nicht nur die Ursache der Krankheit angreifen, sondern man muss auch die Disposition zur Rückkehr der Anfälle zerstören, man muss den Anfällen, wenn sie sich durch Vorläufer anzeigen, zuvorkommen und die zufälligen Ursachen, die sie hervorrufen können, entfernen. Die besten Aerzte sind der Meinung, dass man während des Anfalls nichts thun kann, sondern dass man nur darauf Rücksicht nehmen muss, dass der Kranke sich nicht verletze.

Wenn man einige Aufmerksamkeit auf die eigenthümlichen Symptome verwandt hat, so wird man nicht die Epilepsie im Allgemeinen behandeln wollen, sondern für jede einzlene Gattung und Art eine eigenthümliche Behandlung einleiten.

So wird die Epilepsie, die ihren Sitz im Verdauungssysteme hat, wenn gastrische Beschwerden vorhanden sind, durch Brechmittel und durch Purganzen, die man aus der Klasse derjenigen wählt, die nicht schwächen, behandelt werden. Findet Reizung dabei statt, so verordnet man Blutentleerungen und beruhigende Mittel. Die Mineralwasser von Balaruc, Spaa, Pyrmont sind hier nützlich gewesen. Der Kranke muss alles vermeiden, was den Magen belästigt, wie fette Substanzen, Butter, gesalzene Speisen.

Die Epilepsie, die ihren Sitz im Blutsystem hat, muss nach den allgemeinen therapeutischen Regeln behandelt werden. Finden Plethora, Congestionen des Blutes zum Kopfe statt, so wird ein Aderlass gemacht, Blutegel, Schröpfköpfe hinter den Ohren angewandt. Wenn durch die Pubertät und durch das erste Erscheinen der Regel die Krankheit nicht aufhört, so muss man sie wie eine idiopathische Epilepsie behandeln. Sind die Störungen der Menstruation die Wirkungen der Epilepsie, so muss man befürchten, durch hartnäckig fortgesetzte Emenagoga das Uebel zu verschlimmern. Bei dem Regimen muss man darauf Rücksicht nehmen, dass das Blut nicht zu sehr zum Kopfe steigt. Man muss zahlreiche Gesellschaften an warmen und wenig gelüfteten Orten, heftige Bewegungen, Spirituosa und starke Leidenschaften vermeiden.

Die Epilepsie, die ihren Sitz in den Lymphgefässen, in dem absorbirenden Systeme hat, und die durch Unterdrückung der Transpiration, durch Unterdrückung eines Geschwürs, der Krätze, der Gicht entsteht, erfordert die Behandlung, wodurch diese verschiedenen Krankheiten wieder hergestellt werden. Aus dieser Absicht hat man das Bewohnen von Kuhställen gegen die Epilepsie, die durch Unterdrückung der Transpiration verursacht wird, vorgeschlagen. Landré-Beauvais hat zu diesem Zweck folgende Versuche in der Salpetrière gemacht. Man stellte vier Betten in einen Stall, der vier Kühe enthielt, und vier junge Epileptische bewohnten diesen Stall mehrere Monate hindurch und es kamen später andere hinein. Es führte aber zu keinem Resultat. Vielleicht liegt es an der Verschiedenheit des Klima's und des Regimens, warum dieses Mittel anderswo geglückt, während es bei uns ohne Erfolg gewesen. Uebrigens begreift man, dass eine Behandlung, die geeignet ist, die Transpiration wieder herzustellen, günstig bei einer Krankheit sein muss, deren Ursache in der Unterdrückung dieser Funktion besteht. Deshalb sind hier die warmen Bäder, Frictionen, mässige Bewegung in freier Luft nützlich. Reizmittel glücken dann, wenn man eine ableitende Reizung hervorrufen, oder wenn man eine Hautkrankheit, ein Geschwür, die Krätze u. s. w. ersetzen will.

Die Epilepsie, die ihren Sitz in den Reproductionsorganen hat, zeigt mannigfache Verschiedenheiten. Wird die Epilepsie

durch die Anstrengung bei der Pubertät hervorgebracht, so passt hier für den Kranken ein gutes Regimen, Leibesbewegung, gymnastische Uebung, und hierbei darf man die kalten Bäder nicht vernachlässigen. Entsteht sie durch Unterdrückung der Menstruation oder durch Störungen in derselben, so muss man sie wieder herstellen oder ordnen, und in diesem Falle kann man, wenn die Constitution der Kranken stark ist, eine Atonie der Organe der Reproduction vermuthen und die Heirath anrathen. Denn diese wird, indem sie das Gleichgewicht in der Vertheilung der Kräfte wieder herstellt, die Epilepsie vertreiben. Aber man darf hier nicht vergessen, dass die Unterdrückung der Menstruation oft nicht die Ursache der Epilepsie ist, sondern dass die wahre Ursache manchmal seit der ersten Kindheit einwirkt, und dies ist besonders bei der erblichen oder angebornen Epilepsie der Fall und bei den Kindern, die besoldeten Ammen oder fremden Personen anvertraut wurden. Hat die Onanie diese schreckliche Krankheit hervorgebracht, so muss man zu allen den Mitteln seine Zuflucht nehmen, die, um so zu sagen, das Temperament wieder umstimmen können.

Die verschiedenen Beispiele, die wir vorher gegeben, liefern für den Praktiker einige besondere Indicationen. Ist die Ursache, die primitiv auf ein Organ einwirkt, leicht fortzunehmen oder zu zerstören, so macht man die Exstirpation; man wendet das Feuer, kaustische Mittel, das Haarseil, Schröpfköpfe auf den Theil an, von wo sich die Aura epileptica erhebt. Man hat selbst vorgeschlagen, die Nerven zu durchschneiden. Die innern antispasmodischen Mittel, das Regimen müssen hier dem lokalen Mittel zur Seite stehen.

Kann die idiopathische Epilepsie, wenn sie von einer organischen Verletzung, von einem Bildungsfehler abhängt, geheilt werden, und was soll man hier von Arzneimitteln hoffen? Der kluge Arzt vermeidet sie gänzlich und beschränkt sich darauf, das Regimen zu ordnen und die Umstände abzuhalten, die geeignet sind, die Rückkehr der Anfälle hervorzurufen. Man hat die Cauterisation, die Moxa, die Trepanation angerathen, wenn man durch einen fixen Schmerz im Kopfe hoffen kann, die Ursache des Uebels zu erreichen. Der Prinz von war seit früher Jugend epileptisch und litt ungeachtet der Bitten seiner Familie Niemanden um sich. Mit dem vorschreitenden Alter werden die Anfälle häufiger. Im 57sten Jahre hat der Prinz einen Anfall, während welchem er mit dem Kopf ins Feuer geworfen wird. Es ensteht eine Verbrennung und es stellt sich eine reichliche Eiterung ein. Die Wunde wird durch einen Theil eines necrotischen Knochens unterhalten. Der Kranke, ungeduldig, ruft die Hülfe eines Chirurgen herbei, der das Knochenstück fortnimmt, wodurch die Vernarbung schnell zu Stande kommt. Sie ist nach 42 Tagen vollständig.

Während der ganzen Zeit hatte der Kranke keinen Anfall, aber die Anfälle erschienen sogleich nach der Heilung der Wunde wieder. Auf einem derselben folgte Manie mit Wuth. Durch zwei starke Aderlässe verschwand das Delirium. Bei einer zahlreichen Consultation schlug ich vor, die Wunde durch Cauterisation wieder zu öffnen. Die Consultirenden zogen die Anwendung von zwei Haarseilen imNacken vor. Sie waren ohne Erfolg und ich habe seit dieser Zeit stets bedauert, dass mein Rath nicht befolgt worden war. Valentin führt Beispiele an, wo Epileptische durch die Anwendung des Cauteriums auf den Kopf geheilt wurden. Henricus ab Heers erzählt das Beispiel eines Mädchens, das, nahe daran, sich zu verheirathen, durch zwei Trunkenbolde erschreckt wurde. Man wendete hier das Butyrum antimon. auf den beiden grossen Zehen an, und zwar so lange, bis die Knochen blossgelegt waren, worauf die Anfälle ausblieben. Als Pariset, damals Arzt zu Bicêtre, im Jahre 1821 nach Cadix geschickt wurde, um das gelbe Fieber dort näher zu untersuchen, übernahm ich die Leitung der Geisteskranken und Epileptischen in diesem Hospital. Ich fand 20 Epileptische, an denen mein College seine Experimente machte. Es waren auf dem oberen Theil des Kopfes die Moxa, manchmal zwei- auch dreimal abgebrannt worden, und die Verbrennung war nicht oberflächlich und die Wunden wurden mit der grössten Sorgfalt offen gehalten, aber ich sah hierdurch keine Besserung erfolgen. Man führte in die Salpetrière eine junge Epileptische, deren Anfälle mit der grossen Zehe anfingen. Ich traute den Schriftstellern, hielt die Heilung für gewiss und die grosse Zehe wurde bis zum Knochen cauterisirt. Ich war fern davon, meine junge Kranke geheilt zu haben, aber die Anfälle kündigten sich nicht mehr durch einen Schmerz in der grossen Zehe an; es fand keine aura epileptica mehr statt, aber die Anfälle waren heftiger und häufiger Also muss die idiopatische Epilepsie die ganze Aufmerksamkeit des Arztes in Anspruch nehmen. Gegen sie hat man manchmal mit Erfolg bei Kindern die Valeriana, China, das Eisen, das Viscum quercinum, Moschus, Opium, Campher, Asa foetida, Merkur angewandt. Beurtheilen wir jetzt kurz die Wichtigkeit dieser Substanzen und bestimmen wir, in wiefern sie Zutrauen verdienen.

Die Valeriana ist ein Medikament, dessen Ruf am ausgebreitetsten ist. Ihr Dekokt hat wenig Eigenthümlichkeiten; es ekelt den Kranken an. Man giebt sie in Substanz in der Dosis von 1 — 2 Unzen täglich, als Pulver oder in Extract.

Die Paeonia verdient gar kein Zutrauen.

Die Mistel wurde in abergläubischen Zeiten mit mehr Vortheil angewandt, jetzt ist sie obsolet.

Der Moschus, der bei Convulsionen so nützlich ist, würde bei der plethorischen Epilepsie schädlich sein.

Eben so ist es mit dem Opium, dessen Anwendung grosse Vorsicht erfordert, obgleich es manchmal bei der idiopathischen Epilepsie, die durch psychische Affekte entsteht, gewirkt hat.

Die China ist nützlich. Der Campher und die Asa foetida werden auch gerühmt. Das Eisen ist der China vorzuziehen, besonders bei geschwächten, chlorotischen Subjecten, wenn man auf die Cirkulation einwirken will.

Man hat die Merkurialeinreibungen vorgeschlagen, um die Epilepsie, die in Folge der Syphilis entsteht, zu bekämpfen.

Thouret und Andry *) versichern, dass man manchmal glückliche Erfolge nach der Anwendung der künstlichen Magnete gesehen habe. In England hat man die Einathmung einer Mischung von Sauerstoff mit atmosphärischer Luft empfohlen. Der Erfolg war mehr als ungewiss. Diese verschiedenen Versuche verdienen wohl die Aufmerksamkeit der Beobachter, und ich wage, dasselbe von der Electricität und dem Galvanismus zu sagen.

Soll man etwa auch den Substanzen den Namen eines Medicaments geben, deren Anwendung denen unglaublich scheint, die nicht wissen, auf welchen niedrigen Punkt der Mensch herabsinken kann, wenn er unwissend und von Vorurtheilen befangen ist? Sollte man glauben, dass Aerzte verordnet haben, Regenwürmer nüchtern zu verschlucken, warmes Menschenblut zu trinken, und wie dieser grässliche Unsinn weiter heissen mag? Ohne in diese Reihe die metallischen Salze stellen zu wollen, glaube ich dennoch, dass man sie verbannen muss, denn ihr Gebrauch ist nicht nützlich. Die Aufregung, die sie im Organismus hervorrufen und auf welche man die Hoffnung zur Heilung stützt, ist zu zufällig und oft zu traurig, besonders wenn sie durch eine verwegene und ungeschickte Hand angewendet werden; und so verwerfen wir als gefährlich die Kupfersalze, den Höllenstein, welche Wunder man ihnen auch beigemessen haben mag. Dasselbe kann man auch vom Schrek sagen, der durch einige Aerzte angerathen wurde. — Wer kann die Wirkungen des Schrecks berechnen, und wer kann folglich denselben als Heilmittel gebrauchen?

Besonders muss man zur Gesundheitslehre seine Zuflucht nehmen, wenn man die Epilepsie bekämpfen will. Man muss in mancher Beziehnng das Temperament des Kranken umändern.

*) A. Portal hat in seinem Werke: *Observations sur la nature et le traitement de l'Epilepsie. Paris* 1827. ausführlich über die verschiedenen Mittel, die gegen die Epilepsie vorgeschlagen sind, gesprochen.

Hippokrates will, dass der Kranke sein Vaterland verändere. Van Swieten sah mehrere Epileptische, die, so lange sie in Indien blieben, keinen Anfall hatten. Marin führt das Beispiel eines Mädchens an, das den Anfällen durch Musik begegnete. Ich kannte eine Dame, die während des ersten Schlafes ihre Anfälle hatte und die denselben oft zuvorkam, indem sie sich sehr spät zu Bett legte, und indem sie sich auf angenehme Weise vor dem Schlafengehen zerstreute.

In der sympathischen Epilepsie kommt man manchmal den Anfällen zuvor, indem man die Kranken mit starken Schritten gehen lässt, so wie die ersten Symptome sich zeigen; oder indem man stark das Glied, von wo aus die erste Empfindung des Anfalls oder die Aura epileptica ausgeht, ausdehnt; indem man Ligaturen um den primitiv afficirten Theil applicirt, indem man alle physische und psychische Ursachen, welche die Wiederkehr der Anfälle herbeiführen, entfernt. Pinell liess Ammoniak einathmen, sobald der Epileptische die Vorläufer des Anfalls empfand.

Ich muss jetzt noch hier ein Wort über die Vorsicht sagen, die man gebrauchen muss, um den Folgen der Epilepsie zuvorzukommen. Die Schwäche der physischen Kräfte erfordert ein allgemein stärkendes Regimen. Man muss die falsche Scham, die die Epileptischen entmuthigt und traurig macht, verscheuchen; man muss ihre Handlungen und ihre Aufführung bewachen; denn da sie zu den Liebesfreuden sehr geneigt sind, so üben sie sie allein aus, was ihnen schädlicher ist, als das Uebel selbst.

Man muss die Folgen des Falles vermeiden, indem man die Wohnungen zu ebner Erde wählt; indem man die Epileptischen von Personen bewachen lässt, die sie im Augenblick des Falles aufhalten, sie auf ein Bett oder auf die Erde legen, und den Kopf vor harten Körpern, gegen welche sie während der Convulsionen stossen könnten, bewahren. Man muss Acht haben, dass man die verschiedenen Bewegungen nicht gewaltsam hemme, indem man die Glieder sehr stark drückt. Um die Zerstörung der Zunge, das Zerbrechen der Zähne zu vermeiden, haben einige dieser Kranken die Vorsicht, ein Stück Leinwand zwischen die Zähne zu stecken; ich habe eine Dame gekannt, die sich nie schlafen legte, ohne diese Vorsicht anzuwenden. Wenn der Anfall des Nachts stattfindet, so kann man das Bett polstern und ihm die Form einer Schachtel geben, um das Herausfallen zu vermeiden. In den Sälen, wo sich viele Epileptische zusammenfinden, wird man vielen Anfällen zuvorkommen, indem man die Epileptischen in Schlafzimmer, die sich im Erdgeschoss befinden, unterbringt, und sehr niedrige Betten gebraucht. Sie dürfen nicht mit den Geisteskranken zusammen wohnen, wie dieses fast in allen Hospitälern geschieht, wo man Epileptische und Geisteskranke

aufnimmt. Der Anblick eines epileptischen Anfalls reicht hin, um eine Person, die dazu Neigung hat, epileptisch zu machen. Wie gross ist also die Gefahr für den Geisteskranken, der manchmal für jeden Eindruck sehr empfänglich ist! Und was soll man von der Gleichgültigkeit denken, mit der man diese Unglücklichen auf offener Strasse herumgehen lässt, die stets eine grosse Anzahl neugieriger Frauen und Kinder um sich her versammeln. Und dennoch reicht der Anblick eines Epileptischen hin, um epileptisch zu werden! Diese Unglücklichen, die oft mit Blut bedeckt und meist arm sind, erregen das Mitleid und erhalten jede mögliche Art von Beistand. Kein Zweifel, dass Betrüger dieses Mittel gebrauchen, um das Mitleid der Vorübergehenden anzuregen. Man muss diesen Missbrauch bezeichnen, der um so verwerflicher ist, da er zum Vorwande der Betrügerei dient, und die Gesundheit der Mitbürger aufs Spiel setzt.

Ich habe im Anfange dieser Abhandlung gesagt, dass die Epileptischen beim Beginn der Anfälle auf den Rücken oder auf den Bauch geworfen werden. In diesem letztern Falle zerstossen oder verwunden sie sich das Gesicht. Man sieht Einige, die durch Brandnarben entstellt sind, die sie erhalten haben, indem sie ins Feuer fielen; ja, was noch schlimmer ist, finden die Anfälle bei Nacht statt, so kehren einige Epileptische das Gesicht gegen das Bett, und hilft man ihnen nicht, so liegt das Gesicht auf dem Pfühl oder dem Kopfkissen und diese Unglücklichen sterben asphyktisch. Man kann nicht genug die Epileptischen bewahren, die nächtliche Anfälle haben, besonders aber die, die während der Convulsionen aufs Gesicht geworfen werden.

Die nachstehende Beobachtung, mit der ich auch das Kapitel über Epilepsie schliessen werde, betrifft einen Kranken, der an seinem ganzen Körper den Stempel der Epilepsie trug. Diese Beobachtung erzählt Leuret, Arzt zu Bicêtre.

Joseph B., jetzt epileptisch und kontrakt, war ehemals Tambour eines Linienregiments. Wie viele andere Militairpersonen betrank er sich jedesmal, so oft sich Gelegenheit dazu fand, und war dann sehr zanksüchtig. Nach einem Streite, als er getrunken hatte, erlitt er den ersten Anfall. Er weiss nicht, ob irgend Jemand in seiner Familie an derselben oder irgend einer Nervenkrankheit gelitten hat. Er ist jetzt 47 Jahr alt und war 28, als er den ersten Anfall hatte. Da er ohne Vermögen ist und sich durch seine Arbeit nicht ernähren konnte, so ist er nach Bicêtre gekommen. Lange Zeit hindurch waren seine Anfälle ziemlich schwach und erlaubten ihm zu arbeiten, so dass man ihn als Glaser im Hospital beschäftigen konnte. Vor acht Jahren befand er sich im fünften Stockwerk und arbeitete. Der Strick, der das Gerüst, auf dem er stand, festhielt, zerriss und der unglückliche Joseph B.

fiel auf das Steinpflaster und wurde am Kopfe verwundet. Von diesem Augenblick an wurden seine Anfälle häufiger und er ward gänzlich kontrakt. Er liegt fast immer auf dem Rücken, die zusammengezogenen Füsse können sich nicht beugen, die Beine sind gegen die Schenkel gezogen, die Hände nach dem Vorderarm und die Vorderarme nach den Armen; mit einem Worte, die Glieder, besonders die der rechten Seite, sind so steif, dass sie fast unfähig sind, irgend eine freiwillige Bewegung auszuführen.

Die Sensibilität ist auf analoge Weise verändert. Die linke Seite hat noch eine Empfindung; sie fühlt, obgleich nur schwach, den Eindruck der Wärme und Kälte. Die rechte Seite ist fast ganz ohne Gefühl. Man kann den Arm und den Schenkel dieser Seite berühren, ohne dass der Kranke davon etwas merkt, oder sie kneifen, ohne irgend einen Schmerz hervorzubringen.

Sein Kopf ist gewöhnlich nach hinten gestreckt und die Muskeln des Gesichts zeigen, selbst wenn sie in Ruhe sind, was selten geschieht, den Stempel der Convulsionen.

Er ist unfähig, irgend eine regelmässige und vollständige Bewegung zu machen. Will er etwas mit der linken Hand, welche die beste ist, ergreifen, so kommt er nicht gleich Anfangs und ohne Ermüdung dazu. Will er sprechen, so stottert die Zunge; er spricht ein oder zwei Silben aus und kann sie nicht vollenden. Diese Schwierigkeit beim Sprechen ähnelt sehr der Sprache eines betrunkenen Menschen.

Seine Muskeln sind fast nie in einer vollständigen Ruhe; sie sind fast stets in einer Art von Bewegung, die dem Sehnenspringen sehr ähnlich ist. Schliesst er die Augenwimpern, so sieht man sie zittern.

Seit länger als sieben Jahren, d. h. seit seinem Falle, hat er jeden Tag drei bis sechs epileptische Anfälle. Ungefähr eine Minute vor jedem Anfall fühlt er, dass irgend etwas in seinem Kopfe geschieht. Er stösst ein Geschrei aus, murmelt einige Worte her, verliert seine Besinnung und erleidet zu gleicher Zeit die epileptischen Contractionen. Selten hat er Speichel vor dem Munde. Der Anfall dauert kurze Zeit und der Kranke kommt schnell wieder zu sich.

Ungeachtet der langen Dauer seiner Krankeit (19 Jahre), ungeachtet der häufigen Anfälle hat die Intelligenz des Kranken doch noch ihre ganze Integrität bewahrt. Seine Worte sind nicht immer verständig, seine Phrasen nie vollständig, der Ausdruck seiner Züge gewöhnlich nicht mit dem, was er sagt, im Verhältniss; aber es ist leicht zu sehen, dass alles dies von dem Werkzeug, welches es ausführt, abhängt, weil eine konvulsivische Bewegung nicht lange genug einen richtigen Gedanken, ein richtiges Urtheil zulässt. Was seinen Charakter anbetrifft, so wäre es gut,

wenn alle seine Unglücksgefährten ihm glichen; denn die Epilepsie verändert den Charakter, macht zänkisch, unduldsam, und Joseph B. ist sehr sanft, erkennt die Sorgfalt, die man ihm widmet, und wenn man sich ihm nähert, so sieht man, dass er stets zum Lachen oder zum Danken geneigt ist.

Die Functionen der Ernährung gehen gut von statten; der Appetit ist gut; es findet täglich Stuhlgang statt und der Urin wird wie im gesunden Zustande gelassen.

Die Pupillen sind zusammengezogen, die Respiration, der Puls zeigen nichts Anomales.

Es giebt ohne Zweifel sehr wenige Beispiele, wo die Krankheit so lange anhielt, wo so häufige und zahlreiche Anfälle stattfanden und wo die Intelligenz so wenig wie bei Joseph B. geschwächt ist. Was mich anbetrifft, so ist es das einzige Beispiel dieser Art, das ich kenne, obgleich ich mehr als 600 Epileptische gesehen habe.

VII.

Von den Krisen der Geisteskrankheiten.

Ich werde hier nicht Alles abhandeln, was über die Krisen gesagt wurde; ich begnüge mich, hier zu erinnern, dass die Lehre von den Krisen so alt, als die Medicin selbst ist, und ich nehme mir vor zu beweisen, dass diese Lehre in allen Punkten auch auf die Geisteskrankheit anwendbar ist. Aber leider wurden die Krisen bei den Geisteskrankheiten von den meisten Schriftstellern verkannt oder vernachlässigt.

Die Geisteskrankheit, welche die Völker des Alterthums für eine Inspiration, oder Strafe der Götter hielten, und die später für ein Besessensein von Dämonen, in andern Zeiten für ein Werk der Magie gehalten wurde; die Geisteskrankheit, sage ich, unterscheidet sich mit allen ihren Gattungen und unzähligen Unterarten in Nichts von den übrigen Krankheiten. Wie sie, kündigt sich die Geisteskrankheit durch vorhergehende Zeichen an. Sie hat Symptome, die sie charakterisiren, einen eigenthümlichen Verlauf; Perioden, wo sie zunimmt und wo sie abnimmt, und eine bestimmte Zeit, die sie durchlaufen muss. Endlich versuchen die vereinten Anstrengungen aller Organe, sie entweder durch die Heilung, oder durch den Tod zu beenden. Wie alle übrigen Krankheiten ist die Geisteskrankheit sporadisch oder epidemisch, erblich, idiopathisch oder symptomatisch. Sie ist allein oder komplicirt, continuirend, remittirend oder intermittirend; sie ist akut oder chronisch. Warum sollte sich die Geisteskrankheit nicht durch Krisen entscheiden? Hippokrates und alle guten Beobachter versichern

uns, dass die Heilung der Krankheiten nicht ohne kritische Erscheinungen stattfinden können, und welcher Arzt glaubt eine Krankheit wirklich geheilt zu haben, wenn er sich nicht selbst über die Krisen, die die Krankheit beendet haben, Rechenschaft geben kann? Ohne Zweifel giebt es Krankheiten, bei denen die Krisen häufiger und leichter zu bemerken sind, wie z. B. bei den acuten Krankheiten. Selten ist es, dass man bei heftigen Fiebern, bei Phlegmasien keine kritischen Erscheinungen beobachtet, und die Geisteskrankheit hat ja die grösste Analogie mit diesen Krankheiten. Es finden hier so vielfache Verhältnisse statt, dass das geübteste Auge oft die grösste Mühe hat, diese Krankheiten beim Ausbruche zu unterscheiden. Man wird durch diese Analogie noch mehr frappirt, wenn man gewisse Geisteskranken mit den Sterbenden vergleicht. Man findet bei ihnen fast alle Zeichen des Todes wieder, die durch Hippokrates beschrieben wurden; wie die glänzenden und stieren Augen, die Veränderung der Stimme, das sardonische Lachen, die unfreiwilligen Ausleerungen. Und warum soll die Geisteskrankheit sich nicht durch Krisen entscheiden, da doch so merkwürdige Beziehungen zwischen ihr und den Krankheiten, die sich am häufigsten durch merkliche Krisen entscheiden, bestehen.

Ich habe immer gesehen, dass die Heilung der Geisteskrankheit nur trügerisch oder vorübergehend ist, wenn sie sich nicht durch einige kritische Erscheinungen entschieden hat. Die Anfälle der intermittirenden Geisteskrankheit endigen fast immer heftig und plötzlich, ohne dem Arzte die kritische Ursache des Aufhörens der Symptome zu zeigen. Ich sage fast immer, weil es auch vorkömmt, dass die Anfälle, besonders wenn sie regelmässig wiederkehren, durch konstante und regelmässige Krisen endigen. Bei den chronischen Geisteskrankheiten sind die Krisen weniger merklich, weil die Symptome nicht so energisch sind; sie sind langsamer, weil die Symptome langsam vorwärts schreiten, während sie schneller und evidenter in den zufälligen und akuten Geisteskrankheiten sind, die heftig, junge, starke und kräftige Individuen befallen. Die Krisen sind unvollständig: und dies ist die Ursache, warum die Geisteskrankheit so häufig chronisch wird.

Man erklärt sehr gut den Mangel an Energie in der Reaction, die Unvollständigkeit der Krisen und den Uebergang der Geisteskrankheit in den chronischen Zustand, wenn man daran denkt, dass die schwächendsten Ursachen, physische oder psychische, diejenigen Ursachen sind, die in den meisten Fällen zu dieser Krankheit praedisponiren und sie hervorrufen. Die Individuen, welche von der Geisteskrankheit ergriffen werden, sind durch Excesse im Studium, durch Nachtwachen, durch den Missbrauch von Vergnügungen, durch lange anhaltenden Kummer, durch alle Arten von Fehlern des Regimens, durch akute Krankheiten, durch gewohnte Auslee-

rungen geschwächt. Wenn auch die ersten Symptome Aufregung andeuten, so ist diese Kraft doch nur scheinbar und veranlasst sehr häufig eine falsche Behandlung. Eine andere Ursache, weshalb die Krisen so unvollkommen sind, und dass die Geisteskrankheit so oft in den chronischen Zustand übergeht, ist, weil es keine Krankheit giebt, bei der die kritischen Bestrebungen so sehr durch die Anomalien des Nervensystems, durch die ausserordentliche Reizbarkeit der Kranken gestört werden; lauter Umstände, die, indem sie die Regelmässigkeit der Bewegungen des Lebens verändern, sehr den vollständigen Krisen entgegen sind. Auch darf man nicht die traurigen Wirkungen der Behandlung, die von dem Beginn der Geisteskrankheit angewandt wurde, aus dem Auge verlieren. Durch die ersten Symptome erschreckt, misshandelt man den Kranken durch reichliche und oft wiederholte Aderlässe und raubt so der Natur die nöthigen Kräfte, um das Uebel zu entscheiden. Diese Aerzte wissen nicht, dass der Arzt nicht heilt; dass er nur der Diener der Natur ist und dass seine Aufgabe darin besteht, die Hindernisse zu entfernen, die den Gang der Krankheit stören können, und den Kranken in die Lage zu bringen, dass er die kritischen Anstrengungen der Natur ertragen kann. Hippokrates räth im Anfange der Krankheiten nur zu beobachten und sich durch heftige Zufälle, die den Krisen vorangehen und sie begleiten, nicht erschrecken zu lassen. Was soll man von den Aerzten denken, die von allem dem, was die Natur thut, den halben Antheil haben wollen, und die stets bewaffnet sind, um alle Symptome, die einer Krankheit folgen, zu bekämpfen? Man muss ihnen die Sentenz Bagliv's zurufen: „*Quanto plures remediorum usus necat, quam vis et impetus morbi.*" (*De crisi et diebus criticis.*). Dies beweist die jetzige Behandlung der Geisteskrankheiten im Vergleich zur früheren. Man wollte nur die Kräfte unterdrücken und man beraubte die Maniaci der Kräfte, die ihnen zum Deliriren nöthig waren. Hieraus entstanden die plötzlichen Todesfälle, die Lähmungen, die Verwirrtheit, die augenblicklichen Heilungen, auf die bald Recidive folgten, wenn die Rückkehr der Kräfte die Entwickelung der ersten Symptome erlaubte. Dank sei den durch Pinell aufgestellten Principien! Man befindet sich jetzt besser bei einer klugen exspectorirenden Methode, die die Natur der nöthigen Kraft nicht beraubt.

Auch ist es sicher, dass man heut zu Tage eine viel grössere Anzahl von Geisteskranken heilt, und dass die Rückfälle minder häufig, als ehemals sind. Man muss sich aber sehr hüten, nicht die Rückfälle mit neuen Anfällen der Geisteskrankheit zu verwechseln. Aber ich entferne mich von meiner Aufgabe, und komme jetzt zu den Krisen der Geisteskrankheiten wieder zurück.

Ich glaube durch Analogie bewiesen zu haben, dass die Geisteskrankheit sich durch Krisen entscheidet. Sehen wir jetzt, was uns die Erfahrung und die Beobachtung lehrt. Ich könnte hier Thatsachen aus den Schriften des Hippokrates, Celsus, Caelius-Aurelianus, Boerhave und Pinell aufführen, die mehrere Krisen der Geisteskrankheit beobachtet haben; aber ich werde mich nur an die Beobachtungen, die ich meiner Praxis verdanke, halten, und diese werden meine Meinung über die Lehre der Krisen rechtfertigen.

Ich habe fast stets beobachtet, dass während des ersten Monats der Krankheit eine sehr markirte Remission stattfindet, nach welcher das Delirium mit mehr Intensität wieder beginnt. Bis zu dieser Zeit scheint die Krankheit, die einen akuten und heftigen Gang hatte, zu ihrem Endpunkt gekommen zu sein; aber sie geht in den chronischen Zustand über, weil die Krisis unvollständig war. Diese erste Remission, die ich mit der grössten Sorgfalt beobachtet habe, muss man auch dem Aufhören der Symptome zuschreiben, die sich mit der Geisteskrankheit bei ihrem Anfange verbinden. Ist die Krisis vollständig, so hört die Krankheit auf. Es finden auch während des ersten Monats eine grössere Anzahl von Heilungen, als in Beziehung zu den übrigen Monaten statt.

Die Geisteskrankheit e n t s c h e i d e t s i c h d u r c h R e s o l u t i o n! Diese sehr seltene Krise kündigt sich in der chronischen Geisteskrankheit durch ein allgemeines Gefühl von Schwäche, Erschlaffung und Müdigkeit an, ferner durch die Entfärbung des Gesichts und die Verminderung der Muskelthätigkeit, durch die Wiederkehr des Schlafs, des Appetits oder durch Verschwinden der Gefrässigkeit, durch die richtige Wiederherstellung der Sekretionen oder auch durch deren Verminderung, wenn sie zu reichlich waren. Alle diese Umstände, indem sie mit dem allmäligen Aufhören des Deliriums, mit dem Sichwiederzeigen der psychischen Sensibilität zusammentreffen, kündigen eine baldige Heilung an. Die Heilung ist bewirkt, wenn der Kranke seine alten Ideen, seine alten Neigungen, seine alten Gewohnheiten, seinen alten Charakter wieder angenommen hat. Bei näherer Beobachtung sieht man, dass das Individuum, welches während des Deliriums keine Thräne vergiessen konnte, jetzt mit Leichtigkeit weint, dass ein Anderer, welcher Husten und Schmerzen in verschiedenen Theilen des Körpers hatte, alle diese leichten Unpässlichkeiten, die Bürgen seiner guten Gesundheit, wieder erlangt hat; denn für den beobachtenden Arzt ist die Resolution nicht nur die allmälige und normale Wiederkehr aller Funktionen, sondern er bemerkt immer darin irgend ein leichtes kritisches Symptom. — Fügt man die fol-

genden Zeichen denen, die ich so eben angegeben habe, hinzu, so hat man alsdann die wesentlichen Merkmale einer vollkommenen Heilung.

Der Kranke darf kein peinliches Andenken an seine Krankheit behalten; er muss davon mit Gleichgültigkeit sprechen, und ohne Widerwillen die Personen, die ihn gepflegt haben, und die Oerter, wo er behandelt worden ist, wiedersehen; er muss ohne Uebertreibung misstrauisch in die Zukunft sehen und ohne Aengstlichkeit die Rathschläge, die ihm zur Erhaltung der Gesundheit gegeben werden, annehmen. Diese letzten Merkmale sind so wesentlich, dass ich, wenn sie fehlen, immer in die Genesung des Geisteskranken Zweifel setze. Ich habe Individuen gesehen, die, der Vernunft wiedergegeben, es in den ersten Augenblicken, wo sie wieder in die Welt zurückkehrten, nicht wagten mich zu besuchen, und einige Monate später mit Vergnügen zu mir kamen, indem sie alsdann erst die klare Erinnerung an ihre Krankheit hatten und die Wiederherstellung vollkommen fühlten. Ich habe Andere melancholisch bleiben und bald wieder einen Anfall bekommen sehen, die den Aerger oder die Schande, geisteskrank gewesen zu sein, nicht überwinden konnten.

Ein junger Mann, 21 Jahr alt, von sanguinischem Temperament, stark und kräftig, verdorben durch die immerwährenden Gefälligkeiten und Schmeicheleien seiner Eltern, von halsstarrigem und ehrgeizigem Character, studirt sehr fleissig, um sich vor seinen Kameraden auszuzeichnen. Er delirirt einige Tage im Winter des Jahres 1805; er stellt für den Augenblihk seine Studien ein, nimmt sie aber dann mit neuem Eifer auf. Er hat einige kleine Unannehmlichkeiten und erleidet zu Ende des Monats December einen Anfall von Manie. Er verlangt von Jedermann Achtung, beklagt sich über alle seine Verwandten, will sich an die Spitze der Geschäfte seiner Familie stellen und sie nach seinem Gutdünken leiten; er ist zanksüchtig und gegen seinen Vater, seine Mutter, seine Freunde und seine Landsleute aufgebracht. Sein Delirium dehnt sich über alle mögliche Gegenstände aus, die ehrgeizigen Ideen sind aber vorherrschend.

B. wird am 11ten Januar 1806 meiner Behandlung anvertraut. Sein Wuchs ist hoch, die Haare schwarz, die Gesichtsfarbe blühend, seine Beweglichkeit ausserordentlich. Er giebt sich das Ansehen eines Mannes von Einfluss, er isst viel und trinkt verhältnissmässig. Einiger Widerspruch in seinen ungeregelten Wünschen bringt ihn in Wuth; er zerschlägt Alles. Auf diese Weise bringt er drei Monat abwechselnd ruhig, delirirend und wüthend zu. Wenn B. in Augenblicken vernünftig scheint, so ist es nur, um sich zu betrüben und in eine Art von Verzweiflung zu fallen. Lauwarme Bäder, Douchen, gesäuerte Tränke,

die Trennung bewirken in vier Monaten die Heilung. Mein Reconvalescent ist traurig, finster, melancholisch und ausserordentlich faul. Er reist während mehrerer Monate; die Traurigkeit verschwindet, aber durch nichts kann er über die Schande, geisteskrank gewesen zu sein, zerstreut werden. Er wurde seiner Familie wiedergegeben, war vollkommen gesund und trieb die Jagd. Nach sechs Monaten, als seine Eltern mit seinem Gesundheitszustande vollkommen zufrieden sind und als sie ihn ganz sicher glauben, findet man B. mitten in einem Gehölz todt neben seinem Jagdgewehre liegen.

Ich habe Reconvalescenten gesehen, die mehr oder minder lange Zeit ihrem Kummer, krank gewesen zu sein, durch Klagen und unmotivirte Vorwürfe Luft machten; Andere, die noch Kopfschmerzen, Magenschmerzen hatten; Andere, die Stimmen zu hören glaubten, die mit ihnen sprechen; und Andere hatten noch sonderbare Ideen und begingen auffallende Handlungen; — alles sichere Zeichen, dass die Heilung noch nicht vollständig war.

Wenn alle Funktionen normal werden, der Appetit, der Schlaf, die Regelmässigkeit der Sekretionen zurückkehren und das Delirium nicht nach Verhältniss aufhört, so wird die Geisteskrankheit, so zu sagen, constitutionell und geht in Verwirrtheit über.

Manchmal entscheiden sich die Geisteskrankheiten durch die vorherrschende Thätigkeit des absorbirenden Systems. Fast in Folge aller Krankheiten werden die Subjekte während der Reconvalescenz mehr oder minder stark. Dies geschieht auch bei den Geisteskranken; aber es giebt Individuen, die sehr stark werden und in einen Zustand von Fettsucht verfallen. Dieser Zustand vermehrt sich allmälig mehrere Monate hindurch. Zu gleicher Zeit nehmen die intellektuellen Fähigkeiten an Kraft zu; er hält noch mehrere Monate an und vermindert sich dann bis zu dem Grade der Stärke, den das Individuum vor der Krankheit besass. Diese Krise ist ziemlich häufig und verdient wohl bemerkt zu werden.

Eine Dame, 23 Jahr alt, von melancholischem Temperament, von sanftem furchtsamen Character, die von einem Vater abstammte, der an heftigen Kopfschmerzen litt, hatte zur Zeit der Menstruation delirirt. Im 21sten Jahre wurde sie mit einem der ausgezeichnetsten Generale verheirathet und wurde sogleich schwanger. Während ihrer Schwangerschaft führte sie ein trauriges einförmiges Leben, hatte über die Folgen ihres Wochenbettes Vorempfindungen und wünschte begierig die Rückkehr ihres Mannes, der bei der Armee stand. Madame D. wird glücklich entbunden. Am 7ten Tage erleidet sie eine sehr lebhafte psychische Erschütterung; die Lochien werden unterdrückt, sie delirirt und wird wüthend.

Einige Tage darauf erscheinen die Lochien wieder und die vollständige Ruhe kehrt zurück.

Am 25sten Tage nach der Entbindung hat Madame D. die Unvorsichtigkeit, sich aufs Gras zu setzen. Es entstehen neue Unruhen und D. erleidet eine Art von Ohnmacht, nachdem die Lochien unterdrückt waren; das Delirium und die Wuth erscheinen mit grösserer Heftigkeit, als das erste Mal. Man lässt ihr zur Ader und badet sie, man wendet beruhigende antispasmodische Mittel an, aber das Delirium nimmt zu. Man hofft, dass die Gegenwart ihres Mannes diesen Zustand verändern soll; der Mann kömmt von der Armee zurück, sieht seine Frau und überhäuft sie mit Liebkosungen. Es ist vergeblich. Man schickt sie beide aufs Land. Bald wird ihr Mann der Gegenstand ihrer Wuth und endlich wird die Kranke nach drei Monaten am 23sten September 1806 meiner Behandlung anvertraut.

Madame D. ist bleich, ihre Augen sind stier, das Athmen beschleunigt und es finden konvulsivische Bewegungen der Muskeln des Gesichts statt. Das Delirium ist allgemein und die Kranke will alles das nicht annehmen, was man ihr vorschlägt. Sie hat keinen Appetit, leidet an Verstopfung und Schlaflosigkeit. Es werden warme Bäder, Laxantien, Bewegung in freier Luft verordnet. Nach drei Wochen hört die Wuth auf, aber das Delirium dauert fort. Im zweiten Monat, im 5ten Monat der Krankheit wird ein breites Vesicator in den Nacken, welches sehr fliesst, gesetzt, und Laxantien mehrere Tage hinter einander verordnet. Im 6ten Monat fangen Schlaf und Appetit an besser zu werden. Im 7ten Monat ass die Kranke mit grosser Gefrässigkeit; sie antwortet manchmal auf die Fragen, die man an sie wendet, ganz richtig. Im 8ten Monat wird das Vesicator fortgenommen, Safran, Fussbäder, Bewegung und Spazierfahrten verordnet. Die Menstruation erscheint wieder; die Kranke nimmt an Stärke zu und ihre Besinnung kehrt allmälig wieder zurück. Am Ende des 8ten Monats ist ihre Stärke so gross, dass die junge Dame sich darüber beunruhigt. Ich beruhige sie und versichere ihr, dass diese Stärke nur künstlich ist und dass sie nach dem Maassstabe, als ihre Gesundheit zurückkehrt, abnehmen wird. Im 9ten Monat war Madame D. in voller Reconvalescenz. Ich kündigte ihr den Tod ihres Mannes an, nachdem ich sie mehrere Tage darauf vorbereitet hatte. Sie leidet hierauf an Convulsionen, die mich beunruhigen. Ich tröste, beruhige sie und gewähre ihr viel Zerstreuung, und die Reconvalescenz wird nicht gestört. Ihre Leibesstärke hält noch mehrere Monate an und verging nur allmälig nach zwei Monaten, obgleich sie vollkommen gesund war.

Ich könnte noch mehrere ähnliche Thatsachen aufführen, besonders das Beispiel einer jungen 18jährigen Person, die in Folge

eines sehr heftigen Schrecks in Manie verfiel. Nachdem das Delirium und die Wuth sechs Monat lang gedauert hatte, war die Stärke so beträchtlich, dass die Kranke Beschwerde bei der Respiration hatte.

Es geschieht manchmal, ohne dass man den Grund davon angeben kann, dass Individuen mehrere Monate vorher, ehe sie von der Geisteskrankheit ergriffen werden, lebhaft, zänkisch werden und sehr merklich abmagern; ja fast alle Geisteskranke magern beträchtlich während des Anfalls ab, mit Ausnahme derer, die von Verwirrtheit bedroht sind. Wir sahen so eben, dass die Zunahme an Stärke die Geisteskrankheit beende. Das Gegentheil findet auch manchmal statt; der Kranke wird sehr mager und die Geisteskrankheit entscheidet sich durch die beunruhigendsten Phänomene. Die Haut wird schwarz, erdfarben, die Schwäche ist ausserordentlich, die Kranken haben nicht mehr die Kraft zu deliriren, noch weniger die, wüthend zu sein; sie sind fast stimmlos und in dem Augenblick, wo man glaubt, dass sie unterliegen werden, kehren sie vom Rande des Grabes zur Vernunft zurück. — Wenn hier keine organische Verletzung stattfindet, wenn man gut den Kranken nährt, ihn stärkt, die zu lebhaften psychischen Eindrücke entfernt, so geht die Krankheit in Gesundheit über.

Eine 19jährige Jüdin, von melancholisch-nervösem Temperament, von guter Konstitution, die unregelmässig menstruirt war, wird durch ihren Geliebten getäuscht, der sie verlässt. Sie geht aus dem Hause, wo sie dient, durchläuft die Strassen, ohne zu wissen, wohin sie geht. Als sie nach Hause zurückkehrt, hängt sie sich auf. Man schneidet sie mit Mühe ab; sie wird wüthend und am folgenden Tage nach der Salpetrière gebracht. Die Kranke ist von mittlerem Wuchs, ihre Haare und Augen sind schwarz, ihr Blick niedergeschlagen, das Gesicht abwechselnd sehr roth oder bleich, der Athem beschleunigt, die Lippen schwarz. Sie verweigert alle Nahrungsmittel, wird wüthend, sobald man ihr irgend ein Nahrungsmittel zeigt. Sie will nackt in ihrem Zimmer bleiben; sobald man eintritt, malt sich Schreck auf ihrem Gesicht und ihrem ganzen Körper; sie bittet, bis morgen zu warten, und glaubt, dass man sie abholen will, um sie zur Richtstätte zu führen; sie glaubt, dass die Rinne, die durch eine Brücke bedeckt ist, Schlangen und giftige Thiere enthalte und dass man sie da hineinstürzen will. Sie isst nicht, weil man sie vergiften will; sie macht häufig eitle Anstrengungen, um zu weinen; manchmal schreit sie während der Nacht, bleibt auf der Erde in ihrer Kammer, nur von ihrem Hemde bedeckt. Ungeachtet der Strenge des Winters findet man sie ganz nackt in einem Winkel sitzen. Während des Sommers setzt sie sich fast ganz nackt der Sonnenhitze aus. Während sie acht Monate delirirt, an eingebildeten Schrecken

Aengstlichkeit leidet, magert die Kranke sehr ab, ihre Haut wird ganz braun, wie die einer Mulattin, und das junge Mädchen kann kaum noch athmen. Man verordnet tonische Mittel; am folgenden Tage zeigen sich reichliche, wässrige Stühle, die Kräfte nehmen ab. Vergeblich verschreibt man Mittel, um den Durchfall zu mässigen. Die Kranke will nichts nehmen. Der Durchfall hört erst nach einem Monat auf, und man glaubt, dass N. dem Sterben nahe ist. Mit Anstrengung lässt man sie einige Tropfen Wein und Bouillon nehmen. Einige Tage darauf nimmt sie eine reichlichere Nahrung mit weniger Widerwillen. Nach und nach stellen sich die Kräfte wieder ein und die Kranke genas geistig allmälig wieder, und es blieb nur noch eine Unruhe zurück. Im 11ten Monat der Krankheit zeigen sich Menstrualbeschwerden und im folgenden Monat erscheint die Menstruation reichlich. Die Epidermis schuppt sich ab, die Haut nimmt eine gesunde Farbe an; die Kranke ist gänzlich verständig und wird für den Dienst des Hauses gebraucht, um ihre Gesundheit gänzlich wiederherzustellen.

Es giebt wenig chronische Krankheiten, die nicht durch die Entstehung eines unerwarteten Fiebers geheilt worden sind. Alle Aerzte drücken ihr Bedauern darüber aus, dass es nicht in ihrer Kraft stehe, das Fieber zu erregen, ja mehrere haben es versucht. Der Director der Irrenanstalt zu Tübingen in Würtemberg lässt die Geisteskranken seines Hospitals Calomel in wiederholten Dosen nehmen, um eine fieberhafte Bewegung zu erregen. Dies gelingt ihm manchmal. Die kalten Bäder und Uebergiessungen führen dasselbe Resultat herbei.

Was die Kunst nicht immer vollbringen kann, vollführt die Natur manchmal bei einigen Individuen, und nicht selten sind die Fieber bei den Geisteskrankheiten kritisch. Ich sah einmal die Geisteskrankheit durch eine febris inflammatoria enden.

Ein junger 23jähriger Mann von melancholischem Temperament, nervöser Constitution, von sehr lebhaftem und empfindsamen Character, war durch Hämorrhoiden geplagt.

Nach den ersten Stürmen der Revolution ergreift er den Kaufmannsstand. Im 21sten Jahre fasst er eine lebhafte Neigung zu einer jungen Dame, die ihn nicht mit Gleichgültigkeit sieht. Einer seiner Freunde sagt ihm, dass er den Plan habe, dieses junge Mädchen zu heirathen. Hierauf nimmt seine Liebe noch zu, und er lebt mit seinem Freunde, und mit der, die er liebt, ohne seine Empfindungen zu verrathen, aber er wird nach und nach traurig und zieht sich zurück. Seine Mutter stirbt mittlerweile und er empfindet darüber den heftigsten Kummer. Seine Beschäftigungen ekeln ihn an und er fasst den Entschluss, den Kaufmannsstand, seine Familie und seinen Geburtsort zu verlassen.

Er nimmt an keinem Vergnügen mehr Theil und geht in keine Gesellschaft.

Den folgenden Winter bringt B. in diesem melancholischen Zustande zu, leidet bald an Verstopfung, bald am Durchfall und klagt über heftige Kopfschmerzen.

In den ersten Tagen des Frühlings erhitzt sich B. und wird in einer grossen und lärmenden Gesellschaft aufgeregt. Mitten am Abend, während er mit seiner Freundin tanzt, bekömmt er Convulsionen. Das heftigste Delirium bricht aus, der Kranke verräth sein Geheimniss und gesteht seine Liebe ein. Er ruft unaufhörlich den Gegenstand seiner Liebe an, verkennt seine Verwandten und Freunde und verweigert jeden Beistand. Dieser Zustand dauert 4 Tage und es reichen kaum mehrere Menschen hin, um ihn im Bette zu erhalten.

Die Convulsionen hören auf, das Delirium nimmt zu, der Kranke verweigert die Arzneimittel und glaubt sich allein heilen zu können. Einer seiner Freunde beredet ihn, einen Aderlass am Fuss sich machen zu lassen und einige erfrischende und beruhigende Getränke zu nehmen. Die Aufregung verringert sich etwas, aber die Ideen und Handlungen sind noch eben so unzusammenhängend. B. empfindet ein unwiderstehliches Bedürfniss zu gehen; er gebraucht List, um sich der Wachsamkeit seiner Freunde und Verwandten zu entziehen. Er droht und schlägt die, die sich seinem Willen entgegensetzen oder die ihn auf seinem Gange begleiten. Dies sind die Züge, die diese Krankheit während der ersten beiden Monate charakterisirten.

Nach dieser Zeit wird der Kranke meiner Behandlung gegen die Mitte des Monats April 1802 anvertraut. Bei seiner Ankunft steigt B. vom Wagen, ohne auf Jemand zu merken, er steigt mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit die Treppe auf und ab. Als er mich sieht, giebt er mir die Hand und sagt: «Sie sind Napoleon, ich kenne Sie! Ich habe Sie schon gesehen. Sind Sie es nicht? Umarmen Sie mich. Ich bin Ihr Sekretair!» Ich will den Kranken enttäuschen, indess besteht er auf seine Aussage und wird zornig. «Sie mögen reden, was sie wollen,» sagt er, «ich täusche mich nicht.» Er läuft, geht, kommt wieder und kann nicht einen Augenblick an einem Orte bleiben. Ein Freund, der ihn begleitet, versichert ihm, dass er bei einem Arzte sei. «Gut, gut, Sie werden mich nicht täuschen!» Wir setzen uns zu Tische, er verschlingt Alles, die Freude malt sich auf seinem Gesichte; seine Augen sind glänzend, seine Bewegungen wie seine Worte heftig.

B. legt sich zu Bett und steht während der Nacht auf. Beim Anbruch des Tages ist er bei mir. Er nimmt alle Bücher, die ihm in die Hände fallen, stellt sie wieder an Ort und Stelle zurück,

nimmt sie wieder, dreht sie um und blättert in ihnen. Er will schreiben, nimmt und lässt die Feder liegen; er steht auf, setzt sich wieder, geht hinaus und kommt wieder zu mir zurück und bittet mich, einen Brief an seine Freundin zu schreiben. Ich verweigere es; er zeichnet selbst einige Worte ohne Bedeutung, giebt mir das Papier zu unterzeichnen, und will, dass ich einen falschen Namen darunter setze. Ich mache ihn auf die Gefahr aufmerksam, die für mich darin bestehen könnte, einen Betrug zu begehen. «Fürchten Sie nichts, ich stehe für Alles.» Ich verweigere es noch, er besteht darauf und scheint sich endlich zu ergeben. Bald darauf behauptet er, dass ich ein verkleidetes Mädchen sei; er geht heftig hinaus und läuft nach dem Hofe und nach dem Garten, übersteigt alle Hindernisse und selbst eine Barrière von acht Fuss Höhe. Er glaubt, dass er übernatürliche Kräfte habe und dass er alle Gefahren übersteigen könne. Ich gebe dem Kranken einen kräftigen starken Diener, der ihm auf jeden Schritt folgt. Die Gegenwart des Dieners imponirt dem Kranken, während ich mich bemühe, sein Zutrauen zu gewinnen. Am zweiten Tage will B. mir eine Erzählung machen, aber die Worte fehlen ihm. Im Garten sammelt er alle kleine Steine, hält sie für Gold oder Diamanten und will sie in seinem Zimmer sammeln. Auf dem Papier, auf den Mauern, auf den Thüren, auf dem Fussboden, in den Sand kratzt er Linien, die er Verse nennt, und schreibt unbedeutende Sätze hin, in denen aber stets der Name seiner Freundin steht. Das Gesicht ist gewöhnlich sehr roth; die Augen sind glänzend, sehr bewegt, der Puls ist klein, hart, frequent, die Verstopfung und Schlaflosigkeit sind hartnäckig, der Appetit ist gefrässig, die Geschwätzigkeit ununterbrochen, die Beweglichkeit unbezwinglich. Nichtsdestoweniger trifft man B. manchmal traurig, träumerisch; in seinen Augen stehen Thränen, ohne dass er über seinen Zustand Rechenschaft ablegen kann oder will.

Während der ersten acht Tage wird die Ekelkur angewandt.

Vom 8ten bis zum 20sten Mai ist die Muskelthätigkeit noch grösser. Der Kranke fühlt das Bedürfniss, Alles zu zerstören, was unter seine Hände fällt. Die Schlösser, das Bett, die Vorhänge, eine Pfeife, Alles wird zerbrochen oder zerrissen. B. glaubt alle Personen, die er antrifft, wiederzuerkennen; er sucht sie zu trösten und hält sie für sehr unglücklich. Er ergreift Alles, was er findet und läuft für Augenblicke mit einer ausserordentlichen Schnelligkeit; hält dann plötzlich, ohne Athem, von Schweiss triefend, an, scheint einen Augenblick nachzudenken und läuft mit der grössten Schnelligkeit fort, sobald man sich ihm nähert. In diesem Zustande werden, wenn ich ihn festhalten will, oder wenn ich ihn beim Arm halte, alle Gesichtsmuskeln convulsivisch; er schlägt mit dem

Fuss, aber nicht aus Zorn, sondern aus Ungeduld, er bewegt seine Glieder und seinen Kopf, nicht um zu drohen, sondern weil er das heftige Bedürfniss zum Laufen hat. Wenn ich in Intervallen, wo er ruhig ist, Fragen an ihn richte, so antwortet er nicht; wenn ich ihm Rathschläge gebe, so scheint er mich nicht zu verstehen. Sein ganzes Wesen scheint nur von dem unwiderstehlichen Bedürfniss zu laufen, gequält zu sein. Ich überlasse ihn diesem Antriebe.

Am 20sten Mai. Gegen diese Zeit frägt und spricht B. mehr, seine Bewegungen sind minder heftig, seine Augen minder lebhaft, sein Gesicht minder geröthet; er vergiesst Thränen, scheint manchmal seinen Zustand zu erkennen und zeigt viel Zutrauen. Er will seinen Verwandten schreiben, aber sein Brief hat keinen Sinn. Nach einer Remission von drei Tagen hat der Kranke einen neuen Paroxysmus, der drei Wochen dauert.

Am 10ten Juni. Frösteln, Kopfschmerz, Hitze; das Gesicht ist aufgetrieben, die Augen sind glänzend, der Puls ist hart, voll und stark, die Zunge gelb belegt. Der Kranke bleibt im Bette liegen und spricht verständig. — Am 11ten Juni. Ein Brechmittel wird verordnet; der Kranke bricht hierauf reichlich und es erfolgen mehrere Stühle, am Abend Schweiss. — Am 12ten Juni. Kopfschmerzen, der Puls ist hart, voll, ein Gefühl von allgemeiner Mattigkeit, Durst. — Am 13ten. Es wird ein Aderlass am Arme verordnet. In der Nacht, so wie die drei folgenden Tage Schweiss und reichlicher Urin. — Am 18ten. Apyrexie; das Gesicht ist bleich; der Kranke glaubt aus einem tiefen Traume zu erwachen; es findet keine Störung der Verständniss, aber grosse Schwäche des Gedächtnisses statt. — Am 26sten. Reconvalescenz; die Kräfte kehren allmälig wieder zurück. Obgleich der Kranke während des Deliriums das Gedächtniss verloren zu haben schien, so behält er doch während der Reconvalescenz die geringsten Umstände. Er hat gegen mich das unumschränkteste Zutrauen und wünscht seine alten Beschäftigungen wieder anzunehmen. Er sieht seine Freunde wieder und diese benutzen jede Gelegenheit, um ihn zu zerstreuen. Täglich gebraucht er noch warme Bäder.

Am 22sten Juli wird dieser junge Mann, vollkommen geheilt, nicht nur von seinem Delirium, sondern auch von seiner Liebe, entlassen. Ein Jahr später ist er bei der Hochzeit derjenigen Dame, die der Gegenstand seiner Zuneigung und die Ursache seiner Krankheit war; vier Jahre später verheirathete er sich selbst, und seit dieser Zeit steht B. einem sehr grossen Geschäfte vor, welches er mit dem grössten Erfolge leitet.

Ich sah auch, dass die Geisteskrankheit sich durch ein gastrisches Fieber entscheidet.

Ein Militair (dessen Bruder 20 Jahre nachher geisteskrank

starb), 41 Jahr alt, wurde geisteskrank, indem er darüber untröstlich war, nicht das Kreuz der Ehrenlegion erhalten zu haben. Nach dem Siege von Austerlitz hält er eine Rede zum Lobe des Siegers, befiehlt der Garnison die Waffen zu nehmen und diese Rede mit anzuhören. Am folgenden Tage delirirte er und hatte Anfälle von Wuth. Sein Bruder holt ihn ab, führt ihn zu seiner Familie, wo man ihm zur Ader lässt und ihn badet. C. ist besorgt, gleichgültig für seine Frau und Kinder; er wünscht aus seinem Vaterlande und von seiner Familie zu entfliehen. Nach einigen Tagen zeigen sich neue Zeichen der Geisteskrankheit, Eifersucht, Aufregung, Misstrauen. Der Kranke wird am 1sten April 1806 meiner Behandlung anvertraut.

C. hat glänzende, sehr bewegte Augen, das sehr geröthete Gesicht ist konvulsivisch zusammengezogen. Der Kranke fällt auf die Erde nieder, betet die Sonne an und betrachtet sie als den Urheber der Natur. Geht er im Garten spazieren, so glaubt er in den elysäischen Gefilden zu sein. Er hält einen Kranken und den Gärtner, welche Wasser schöpfen, für Nereiden; von einem andern glaubt er, dass er Rhadamanthus, und von mir, dass ich Minos sei, u. s. w. Nachdem er nach 14 Tagen ruhiger geworden war, fällt er nicht mehr auf die Knie, spricht lieber; aber er hält sich für einen Hohenpriester der Sonne, für den Sohn Zoroasters, indem er bald Christum herausfordert, und bald glaubt, dass er selbst Jesus Christus sei, und dass seine Bestimmung darin bestehe, die Erde zu reformiren und die Menschen besser zu machen. In manchen Augenblicken stösst er Geheul aus, weil er heftige Schmerzen empfindet und sich einbildet, dass eine feurige Schlange von der Sonne oder dem Monde entlaufen sei und sich in seinen Magen eingeschlichen habe. Man applicirt Blutegel an den After, verordnet Bäder, Douchen, Purganzen.

Am Ende des Monats August wird der Kranke von einem gastrischen Fieber befallen. Nach Verlauf von fünf Tagen nimmt es den Charakter eines dreitägigen intermittirenden Fiebers an. Ich verordne kein Arzneimittel, sondern überlasse das Fieber den Kräften der Natur. Nach dem siebenten Anfall hatte diese Militairperson ihre völlige Gesundheit wieder erlangt.

L., Student der Chirurgie, nervös, mager, von finsterm, melancholischem Charakter, hatte häuslichen Kummer gehabt, ehe er sich nach Paris begab, wo er das Studium der Anatomie mit dem grössten Eifer betrieb, und kärglich lebte. Seit dem Frühjahr schläft L. weniger, wird zanksüchtig gegen seine Kameraden; er bildet sich ein, dass man sich über ihn lustig macht. Zu Ende des Monats Juni stösst L., als er gerade einer Vorlesung des Professors Boyer beiwohnte, ein grosses Geschrei aus, indem er sagt: «Ich bin verloren, ich bin verdammt, ich muss sterben.» Man

lässt ihm am Fuss, an der vena jugularis zur Ader; man giebt ihm beruhigende, kühlende Getränke; die grösste Sorgfalt wird bei ihm verwendet. L. stösst Alles mit Heftigkeit zurück, erhebt Geschrei, sagt Beleidigungen, speit Jedem ins Gesicht, will nicht trinken, und magert in einigen Tagen schnell ab.

Den 28sten Juli wird der Kranke meiner Behandlung anvertraut. Sein Gesicht ist abwechselnd bleich und roth, die Züge sind verzerrt, die Augen glänzend, stier. Der Athem ist übelriechend, der Puls sehr frequent, das Delirium allgemein, mit vorherrschendem religiösen Schrecken. L. zerbricht, zerschlägt und zerreisst Alles, sucht sich zu verwunden. Bietet man ihm irgend eine Arznei oder Nahrungsmittel dar, so wird er wüthend und mehrere Diener haben dann Mühe, ihn zu halten. Manchmal tritt die Wuth spontan ein; sein Durst ist lebhaft und die Ausleerungen geschehen unwillkürlich.

Am 31sten. Ein neuer Paroxysmus der Wuth, der ein comatöser Zustand, den man für Verstellung hält, folgt. Gegen Abend ist das Gesicht sehr geröthet, die Haut brennend, die Pupillen erweitert; der rechte Arm sehr schmerzhaft, der Puls sehr frequent, das Delirium anhaltend. Am Abend ist der Urin mit Blutstreifen gemischt. Es wird Nitrum, ein warmes Bad, kaltes Wasser auf den Kopf, u. s. w. verordnet.

Am 1sten August. Auf dem rechten Arm zeigt sich ein erysipelatöser Ausschlag, der Urin ist sanguinulent, der Puls sehr frequent. Am 2ten: Derselbe Zustand. Am 5ten: Exacerbation aller Symptome. Es wird 1 Drachme Campher und 1 Drachme Nitrum, in 24 Stunden zu nehmen, und ein Vesicator an den Füssen verordnet. Am 6ten: Der Puls hat an Frequenz verloren, es hat sich ein reichlicher Schweiss eingestellt. Am 7ten: Apyrexie; das Delirium dauert fort. Am 8ten: Apyrexie, Paroxysmus mit Wuth. Am 9ten: Delirium und Wuth. Am 10ten: Leichter Paroxysmus, Delirium. Der Kranke ist schwach, das Gesicht ist bleich. — Am 12ten: Der Kranke steht auf, das Fieber exacerbirt. Es wird China mit Campher verordnet. Am 16ten: Es zeigt sich ein Ausschlag auf dem ganzen Körper. Am 18ten: Der Ausschlag wird bleich. Manchmal findet Delirium statt. Wasser mit Wein zum Getränk. Am 22sten: Die Kräfte kehren allmälig zurück. Der Kranke ist mehr unruhig als delirirend. Am 28sten: Reconvalescenz.

Dem Reconvalescenten werden analeptische Mittel, Milch verordnet; er muss sich viel Bewegung machen. Er sieht seine Eltern mit Ruhe, und kehrt nach einigen Tagen zu seiner Familie zurück, wo nach einer langen Reconvalescenz seine Gesundheit wiederhergestellt wird. Es vergehen mehrere Monate, ehe L. seine Studien wieder beginnen kann, denn sein Kopf war sehr

schwach. Nach einem Jahre kommt er nach Paris wieder zurück und beginnt seine medicinischen Studien mit dem grössten Erfolge.

Die Hämorrhagien, deren Unterdrückung oft die Geisteskrankheit verursacht, werden manchmal kritisch.

Ein junger neunzehnjähriger Mann, der sich auf die Schule zu Fontainebleau begiebt, verfällt in einen Anfall von Wuth, der die energischesten Mittel nöthig macht. Es wird ihm reichlich zur Ader gelassen. Nach 14 Tagen hört die Aufregung auf; der Kranke wird ganz dumm, wälzt sich auf der Erde umher, verschlingt die schmutzigsten Dinge, spricht nicht und ist geneigt, wegen des geringsten Widerspruchs zu schlagen; manchmal wird er sogar ohne allen Grund wüthend. Das Gesicht ist roth, die Augen triefig, die Nase und der Mund sind immer voll von Schleim, der auf die Kleider fliesst, und der Kranke sucht sich den Kopf zu schlagen. Nachdem ich ihn mehrere Monate fruchtlos behandelt habe, fällt mir ein, bei ihm Niesemittel anzuwenden. Er blutete hierauf mehrere Tage hinter einander aus der Nase; die Vernunft kam allmälig wieder und so wurde er Reconvalescent.

G., Familienvater, 38 Jahr alt, war gross und stark und hatte die Gewohnheit, sich jährlich zur Ader zu lassen, um hierdurch Halsschmerzen zu vertreiben, durch die er zu ersticken befürchtete. Er vernachlässigte diese Vorsicht. Während des Sommers 1800 ist er oft genöthigt, sich des Nachts sitzend zu erhalten, indem er zu ersticken glaubt. Bei dem herannahenden Winter vergehen diese Zufälle, aber der Kranke wird unruhig, misstrauisch, furchtsam und besorgt. Im Anfange des Monats April 1801 bemerkt man, dass er zerstreut und gleichgültig gegen seine Familie und gegen seine Geschäfte ist. G. geht und kommt ohne Beweggrund, klagt sich bei Jedem an und bittet um Verzeihung. In der folgenden Nacht hat er keinen Schlaf und ist am Tage darauf sehr aufgeregt und delirirt. Man lässt ihn brechen und setzt ihm zwölf Blutegel an die Füsse, was seinen Zustand erleichtert. G. bleibt im Bette. Einige Tage nachher werden von Neuem Blutegel an den After und ein warmes Bad verordnet. Die Gesundheit kehrt zurück. So vergehen zwei Monate, aber gegen den Monat Juni tritt ein neuer Paroxysmus, der von Fieber und Frösteln begleitet ist, ein. Der Kranke will keine Arznei nehmen. Sechs Menschen haben Mühe, den Kranken im warmen Bade zu erhalten. Nachdem er dasselbe genommen, ist er verständiger. An den folgenden Tagen werden Bäder mit demselben Erfolge angewendet. Dieser Paroxysmus dauert 8 Tage, und seit dieser Zeit erneuern sich die Anfälle fast alle Monate. Man hat dem Kranken nach und nach zur Ader gelassen, Abführmittel gegeben und ihn gebadet.

Gegen Ende des Herbstes werden die Paroxysmen unregelmässig, der Kranke spricht irre, ist aber mehr heiter als traurig.

In lichten Augenblicken hat er einen befehlenden Ton und ein seinem gewöhnlichen Zustande fremdartiges Lachen.

Nachdem der Kranke ein Jahr behandelt war, wurde er nach Paris geschickt und mir am 25sten Februar 1802 anvertraut.

G. hat blonde Haare, glänzende Augen, sein Gesicht ist geröthet und er sieht äusserlich wohl aus; er ist um nichts bekümmert, treibt mit Allem Possen, lacht laut um die geringste Kleinigkeit auf, und nichts kann einen Augenblick seine Aufmerksamkeit fixiren. Er ist mit sich selbst zufrieden, der Freund aller Welt und hat keine Rückerinnerung für seine Familie. Plötzlich wird sein Gesicht noch gerötheter, seine Augen glänzender; er hat Hitze im Bauche; dann wird das Delirium allgemeiner; der Kranke droht und schlägt. Dieser Zustand dauert 7—8 Tage und endet mit einem allgemeinen Gefühl von Mattigkeit und dem Bedürfniss zu schlafen. Er erneuert sich mehrere Male. Während der Intervallen des Paroxysmus ist der Kranke nicht vom Delirium frei; er ist stolz, hochmüthig, beleidigt alle Welt nnd lacht jeden Augenblick konvulsivisch. Während des Paroxysmus fühlt der Kranke Hitze im Kopfe und eine brennende Hitze in den Eingeweiden und dem Magen. Es werden säuerliche Getränke, warme Bäder, Douchen, kühlende Umschläge auf den Kopf, Blutegel am After, Fussbäder und Laxantien verordnet.

Während der beiden folgenden Monate wechseln Ruhe mit Exacerbation allmälig ab; der Kranke verlangt kalte Bäder und Douchen.

August. Während der Remission wird China verordnet und alle 14 Tage Blutegel angesetzt. Der Kranke erhält warme Bäder mit kaltem Wasser auf den Kopf und muss sich durch Gartenarbeit zerstreuen. Während einiger Tage fliessen Hämorrhoiden, und zwar so stark, dass ich erschreckt bin. Der Kranke wird bleich, träumerisch, besorgt, furchtsam, wünscht zu seiner Familie zurückzukehren und spricht ganz verständig.

Septbr. Die Hämorrhoiden kehren wieder. Die Gesundheit ist gut. Gegen Ende des Monats lacht der Kranke noch einige Male ohne Grund. Den folgenden Monat erscheinen die Hämorrhoiden wieder; die Ideen werden richtiger, vollständiger. Der Reconvalescent langweilt sich und kehrt am 21sten October zu seiner Familie zurück.

Den folgenden Frühling fürchteten seine Verwandten und Freunde einen Rückfall. Ich rathe Blutegel an den After, Fussbäder, Waschungen von Weinessig auf dem Kopfe, säuerliche Getränke und Aloe anzuwenden. Die Hämorrhoiden fliessen und diese Unruhe wird aufgehoben.

Fünf Jahre später sieht G., wie eins seiner Kinder aus dem Fenster des Bodens heraushängt und nahe daran ist, herunterzu-

fallen. Er wird hierdurch heftig erschreckt, läuft jedoch und rettet seinen Sohn. Auf diese heftige Bewegung folgen alle Zeichen eines neuen Anfalls. Man setzt mehrere Male Blutegel, verordnet warme Bäder mit kaltem Wasser auf den Kopf, kühlende Getränke und Abführmittel, und dem wirklichen Anfalle war vorgebeugt. *)

Ich habe nie gesehen, dass sich die Geisteskrankheit durch eine Zerreissung der varices entscheide. **)

Die Unterdrückung der Menstruation ist eine häufige Ursache der Geisteskrankheit, gleichviel, ob diese Unterdrückung durch einen heftigen psychischen Eindruck, oder durch einen Fehler des Regimens verursacht wurde. Diese Geisteskrankheiten entscheiden sich durch die Wiederherstellung der Menstruation. Wenn indess eine erbliche Anlage, ein Bildungsfehler zur Geisteskrankheit praedisponiren, sie durch eine zufällige Ursache ausbricht, so wird die Periode im Anfange der Krankheit unterdrückt und stellt sich schnell, aber ohne Erleichterung für die Kranke wieder ein. Wenn die Menstruation gut fliesst, ohne dass die Gesundheit wiedergekehrt ist, dann muss man befürchten, dass die Krankheit unheilbar werde; aber so lange die Regeln nicht wiederhergestellt sind, kann man einige Hoffnung zur Heilung, besonders in der ersten Jugend, hegen.

Madame C., 29 Jahr alt, Mutter von zwei Kindern, hatte entfernte Verwandte, die geisteskrank geworden waren, und war ausserordentlich eifersüchtig. Kaum ist sie verheirathet, so wendet sich die Eifersucht gegen ihren Mann, obgleich er ihr keine Ursache dazu giebt. Ohne Veranlassung wird sie heftig eifersüchtig, worauf die Unterdrückung der Menstruation und Manie mit Delirium folgten.

Nachdem sie einige Monate fruchtlos bei ihrer Familie behandelt war, wird Madame C. meiner Sorgfalt anvertraut. Sie hat schwarze Haare und Augenbraunen, eine gerunzelte Stirn, ein glänzendes Auge, einen verdächtigen Blick, eine weisse Zunge; auch ist Madame C. korpulent. Die Kranke glaubt ihren Mann zu hören und nimmt an, dass er bei ihr, aber versteckt sei und von seinen Maitressen zurückgehalten werde. Die Frauen, welche sie bedienen und von denen sie umgeben ist, erregen ihre Eifersucht;

*) Zacutus Lucitanus erzählt einen ähnlichen Fall.

**) Decaballes, *phaenomina medica*, sagt, dass die Manie sich durch das Zerreissen der varices entscheide. Hipp. Aphor. 21, Sect. VI. Boerhaave. Aphor. 124.

man hört sie mit leiser und wenig sicherer Stimme Beleidigungen aussprechen. Bald weicht sie Stunden lang nicht von einer Stelle, bald läuft sie pfeilschnell hundert Schritte und bleibt dann stehen. Sie hört ihren Mann, der abwesend ist; in andern Fällen geht sie langsam, wankend; sie glaubt, dass der Tag 48 Stunden habe. Sie frühstückt und isst am ersten Tage zu Mittag, legt sich nicht zu Bett. Am andern Morgen isst sie zu Abend; der Tag ist jetzt für sie beendet, sie geht schlafen. Mehrere Monate vergingen, ehe man sie daran gewöhnen konnte, nach der gewöhnlichen Zeitrechnung ihre Zeit abzutheilen. Madame C. glaubt, dass man sich immer nachlässig mit ihr beschäftige und wird hierdurch wüthend. Der Leib ist stark, gespannt, die Verstopfung ist hartnäckig und dauert 15 — 18 Tage. Man sucht vergeblich ihr Lavements und Blutegel zu setzen. Madame C. glaubt, dass man sie misshandeln wolle, weil, wie sie sagt, die Männer mehrere Frauen haben müssen. Sechs Monate vergehen in diesem Zustande. Mad. C. widersetzt sich minder, Bäder zu nehmen; endlich zwingt man sie, täglich Sitzbäder und Laxantien zu gebrauchen. Die Kranke scheint ein wenig ruhiger, obgleich das Gesicht noch geröthet ist. Sie klagt über Kolikschmerzen und schickt sich besser an, das Vorgeschriebene zu gebrauchen. Indess sind ihre Ideen noch dieselben. Madame C. erkennt nicht die Schrift ihres Mannes und will nicht von ihren Kindern sprechen hören. Ich lasse sie die drei Carnevalstage im Wagen ausfahren. Man muss alle mögliche Kraft anwenden, um sie in den Wagen zu setzen. Sie geht täglich 4 — 5 Stunden spazieren, und wenn sie des Abends zurückkehrt, scheint sie minder traurig, minder unzufrieden. Am Montage erscheinen die Regeln, sie fliessen am Dienstag reichlich. Seit gieser Zeit sind alle Ideen richtig, alle Vorurtheile zerstreuen sich, die Hallucinationen hören auf, die Ausleerungen stellen sich wieder ein, und nach Verlauf eines Monats ist Mad. C. im Stande, nach Hause zurückzukehren.

Mamsell E., 30 Jahr alt, nervös, von schwächlicher Constitution, einer sehr exaltirten Einbildungskraft und einem empfindlichen Character, wird von ihrem Liebhaber, der sie beschwängert hatte, verlassen. Sie wird traurig und magert sehr ab; die Menstruation fliesst schlecht, unregelmässig und gering; Verstopfung; Kolik.

Einige Monate nachher bestiehlt man Fräulein E.; ihr Kind stirbt. Die Menstruation wird unterdrückt; sie ist sehr bekümmert. Die Periode erscheint nicht und nach 10 Tagen bricht die höchste Wuth aus; die Kranke delirirt. Sie wird am 13ten Octbr. 1801 nach der Salpetrière geführt. E. hat schwarze Haare, einen braunen Teint, die Augen sind umherirrend, das Gesicht sehr geröthet, manchmal bleich; der Athem übelriechend, die Lippen

schwarz. Die Kranke ist ausserordentlich aufgeregt, schreit, lacht, schlägt, verkennt ihre Verwandte und Freunde und ist hartnäckig verstopft.

Am 15ten und 16ten. Es werden warme Bäder mit kaltem Wasser auf dem Kopf verordnet; die Kranke wird hierauf ruhiger, ihr Gesicht für den Augenblick bleicher; es treten Kolikschmerzen ein.

Am 18ten. Die Kranke hört die Meinungen und Rathschläge mit an, und zeigt ein wenig Zutrauen; das Delirium ist schwächer, die Ausleerungen sind schmerzhaft; die Menses erscheinen wieder.

Am 19ten. Sehr markirte Remission. E. läuft barfuss; die Menstruation wird unterbrochen, das Gesicht geröthet, die Augen sind glänzend. Allgemeines Missbehagen, Unruhe, Misstrauen, flüchtiges Delirium. Es werden Fussbäder und aromatische Getränke verordnet; es stellt sich Schlaf ein und die Menstruation kehrt wieder zurück und fliesst reichlich. Die folgenden Tage hat die Kranke alle Abend etwas Fieberhitze, worauf ein reichlicher Schweiss folgt. Den folgenden Monat erscheinen die Menses ohne Anstrengung und ohne böse Zufälle, und diese Person wird einige Tage nach dem Aufhören der Periode ihrer Familie wiedergegeben. Sie hatte später sehr heftige hysterische Anfälle.

Die Krankheiten der Haut verdienen bei dem Studium der Geisteskrankheit die grösste Aufmerksamkeit. Oft hatten zurückgetriebene Flechten diese Krankheit verursacht. Zuweilen scheint die Geisteskrankheit so von der Hautkrankheit abzuhängen, dass sie zu gleicher Zeit ausbricht, wenn der Ausschlag sich zeigt.

Ein junger Mensch von 17 Jahren, der in einem Provinziallyceum war, hatte plötzlich einen Anfall von Manie. Er wird mir anvertraut. Ich verordne lauwarme Bäder und kühlende Getränke. Es zeigt sich auf dem Gesichte eine Flechte, die nach und nach vergeht und zu gleicher Zeit verschwindet das Delirium. Einen Monat darauf nimmt ihn sein Vater mit nach Paris, um hier die Carnevalszeit zuzubringen. Der junge Mensch ermüdet sich sehr. Die Fastnacht betrinkt er sich, und sein Vater führt ihn, kränker als das erste Mal, zu mir. Die Flechte bedeckte die ganze Backe. Nachdem er zwei Monate hindurch warme Bäder, bittere und schweisstreibende Arzneien gebraucht, und sich viel Bewegung gemacht hatte, verschwindet die Flechte und das Delirium. Im folgenden Herbst erscheint nach einem Trinkgelage das Delirium und die Flechte wieder; und so ging es zwei Jahre hindurch, im Herbst und im Frühjahr. Seit vier Jahren führt dieser junge Mann ein gutes Regimen, ist sehr thätig und erfreut sich einer vollkommenen Gesundheit; er ist seit zwei Jahren Soldat.

Eine junge Engländerin wird während sie zu Rouen in Pension ist, wüthend. Als man sie zu mir führt, ist sie von einem

flechtenartigen Ausschlage bedeckt, und wird nach vier Monaten geheilt. Ich verordne ein Vesicator, rathe ein gutes Regimen und Bäder an. Alles wird vernachlässigt. Im Frühling des folgenden Jahres erleidet sie einen neuen Anfall. Der Körper ist von Flechten bedeckt. Nach der Heilung des zweiten Anfalls wende ich ein Vesicator an; man fährt mit den Bädern fort; später wird das Vesicator durch ein Haarseil ersetzt. Seit ihrem zweiten Anfall sind einige rothe Flecke im Gesicht, ohne dass dabei Gehirnaffection war, erschienen, aber heftige Kolikschmerzen, hysterische Ohnmachten, Schwindel treffen mit dem stärkern Ausbruch des Hautausschlags zusammen, wobei jedoch kein Delirium stattfindet. Bäder, reinigende Getränke, ein thätiges Leben verscheuchen diese Symptome. Diese junge Dame erfreut sich seit 5 Jahren einer vollkommenen Gesundheit; sie ist in ihr Vaterland zurückgekehrt, wo sie vielen Kummer erlitten, das Regimen und ihre Lebensart geändert hat, ohne davon krank zu werden.

Wenn die Flechten die Geisteskrankheiten verursachen, wenn sie zuweilen mit dieser Krankheit gleichen Schritt halten, so unterliegt es keinem Zweifel, dass sie auch manchmal kritisch sind. Ich habe diese Beobachtung gemacht.

Ein junger 20jähriger Mann, der sehr stark und kräftig war, hatte in seinem 17ten Jahre einen Ausschlag, der die ganze rechte Seite der Brust einnahm. Dieser wurde geheilt und der junge Mann studirte und überliess sich seinen Vergnügungen. Er wurde durch die Conscription beunruhigt, sehr aufgeregt und verlor seinen Verstand. Nach einem Monat wird er mir anvertraut. Kaum ist ein Monat verflossen, so zeigt sich ein Ausschlag am linken Fusse. Sogleich werden seine Ideen richtiger, seine Unterhaltung folgerechter. Einige Tage später ist der junge Mann vollkommen verständig und wird nach sechs Wochen seiner Familie wiedergegeben. —

Ebenso verhält es sich mit der Krätze. Während des letzten Feldzuges in Preussen brachte man einen Jäger ins Hospital, der alle Symptome des Nervenfiebers hatte. Nach einigen Tagen glaubt Dr. Roux eine wahrhafte Manie zu erkennen und verordnet warme Bäder. Nach dem ersten Bade bemerkt er Krätzpusteln. Die Bäder werden fortgesetzt, die Krätze erscheint auf dem ganzen Körper und das Delirium vermindert sich im Verhältniss, in welchem die Krätze zunimmt. Nach 14 Tagen ist der Kranke ganz verständig, aber der Körper ist mit Krätze bedeckt. Diese verschwindet nach zwei Monaten, wo der Kranke wieder in Dienst trat.

v. S., 27 Jahr alt, war sehr nervös und stammte von einem Vater ab, dessen Einbildungskraft eigenthümlich krankhaft war. Er hatte einen Onkel und eine Schwester, die geisteskrank waren. Er selbst hatte die sonderbarsten Ideen, war sehr unbeständig und

war, als er im Dienste stand, von der Krätze befallen worden. Diese wurde behandelt und verschwand nach wenigen Tagen. Vier Jahre später trat er aus dem Dienst und führte ein sehr unregelmässiges Leben. Er erfährt einige Widerwärtigkeiten, wird traurig, klagt über Verstopfung uud Kopfschmerzen und magert sehr ab. Nach zwei Monaten wird er plötzlich wüthend, kennt nicht mehr die Stimme seiner Verwandten und Freunde, behauptet, dass alle Welt ihn verrathen will, dass er der Gerechtigkeit überliefert werden soll und dass seine Geliebte hingerichtet werde. Er spricht wenig, verweigert die Nahrungsmittel oder isst mit grosser Gefrässigkeit. Er wird nach einigen Tagen, am 24sten Januar 1808 mir anvertraut. v. S. hat blonde Haare, blaue stiere Augen, ein bleiches Gesicht, einen übelriechenden Athem. Er zittert am ganzen Körper und erschrickt, sobald man sich ihm nähern will. Seine Lippen bewegen sich fortwährend und er verweigert hartnäckig zu sprechen und sich zu bewegen. Zu einer andern Zeit wieder geht und spricht der Kranke viel; mehrere Male sucht er sich den Kopf an die Mauer zu zerstossen. Für Augenblicke ergiebt er sich der blindesten Wuth und nimmt Alles, was ihm unter die Hände fällt, um Jeden, den er sieht, zu schlagen. Der Kranke gab mir seit der Zeit oft die Versicherung, dass er sehr bestimmt eine Stimme hörte, die ihm rieth, nicht zu sprechen, nicht zu gehen, nicht zu essen, und ihm versicherte, dass er Jemand tödten müsse, um gerettet und frei zu sein. — Es werden Blutegel, säuerliche Getränke, warme Bäder verordnet.

Mai. Die Ekelkur wird einige Tage angewandt und bringt sehr reichliche Ausleerungen hervor. — Juni. Warme Bäder, Anwendung von Blutegeln an den Schläfen; der Kranke spricht lieber, schläft ein wenig und leidet weniger am Zittern. Die Remission ist merklich. — Juli. Es werden von Neuem Blutegel an den Kopf, kalte Bäder, die Douche angewandt. Die Besserung ist merklich. — August. Es werden Laxantia mit Aloe, warme Bäder, ein Vesicator in den Nacken angewandt. Die Besserung schreitet merklich vor. Die Pusteln auf dem Körper sind zahlreicher. — Septbr. Vollkommene Reconvalescenz. Der Kranke wird im October seiner Familie wiedergegeben, ist aber noch immer unentschlossen, traurig, oder ohne Beweggrund heiter. — November. v. S. begeht von Neuem einige Fehler des Regimens und nimmt seinen alten Charakter wieder an. Zugleich sagt er mir, dass seine Krätze wiedergekommen sei. Ich untersuche ihn, und finde, dass sein ganzer Körper, besonders die Arme, mit Krätzpusteln bedeckt sind. Ich konnte diesen jungen Mann nicht dazu bewegen, diesen neuen Anfall, der länger als ein Jahr anhielt, genau abzuwarten. Seit vier Jahren ist die Hautkrankheit verschwunden und der Kranke geistig gesund.

v. X., Inspectionsgeneral, 38 Jahr alt, von sanguinischem Temperament, hatte schwarze Haare, einen hohen Wuchs, eine lebhafte und feurige Einbildungskraft, und gab sich mit Excess der Masturbation hin, obgleich er sehr fleissig die Studien betrieb und ein sehr thätiges Leben führte. Er erlitt seit zwei Jahren heftigen Kummer, der ihn traurig gemacht hatte. Er wird nach Italien geschickt, bekömmt die Krätze und behandelt sich selbst. In acht Tagen ist der Ausschlag verschwunden. v. X. hat einige Unannehmlichkeiten, die ihm seine Rechtlichkeit und seine Strenge in der Inspicirung zuziehen. Er wird erbittert, empfindlich und aufgebracht. Man denuncirt ihn, er begiebt sich nach Paris, um sich zu rechtfertigen; man bemerkt etwas Delirium in seiner Unterhaltung. Einer seiner Freunde begeht die Unvorsichtigkeit, ihm zu sagen, man habe ihn angeklagt, weil er wahnsinnig sei. Er wird es sogleich wirklich, wird wüthend, und droht, Allen, die ihn umgeben, selbst seiner Frau, den Garaus zu machen. Man lässt ihm mehrere Male zur Ader, lässt ihn kalt baden, giebt ihm ein Uebergiessungsbad. Er verfällt in Verwirrtheit complicirt mit allgemeiner Paralyse. Seine Ausleerungen sind unwillkührlich; er hat augenblickliche Anfälle von Wuth, erschrickt, sobald man sich ihm naht, ist gefrässig, leidet an Schlaflosigkeit und schreit fortwährend. v. X. wird meiner Behandlung im Frühjahr 1805 anvertraut. Bäder, Molken, Aloetica und China werden nach und nach angewandt und die grösste Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, die Masturbation zu hindern. Bewegung, Spaziergänge und Spazierfahrten in freier Luft, nichts ändert den Zustand des Kranken, ausser dass er jetzt sehr liebreich wird, jedem, der sich ihm nähert, die Hand giebt und ihn anlächelt, während er früher ausserordentlich furchtsam war. In der Hoffnung, ihn zu heilen, wenn ich die Krätze wieder hervorrufen könnte, verordne ich warme Bäder, Frictionen Morgens und Abends, innerlich tonische Mittel; er muss 14 Tage hindurch in Hemden von Krätzigen schlafen. Der Professor Alibert verschafft mir Krätzgift; ich mache in den Gelenken mehr denn 24 Einstiche, ohne dass mir mein Vorhaben glückte; ich lasse den Kranken von Neuem mit inficirten Hemden schlafen, sah aber keinen Erfolg davon. *)

Die Frostbeulen haben auch einigen Einfluss auf den Gang der Geisteskrankheit.

*) Gardano versichert, dass die Manie durch Impfung geheilt werden könne. Fischer und Riedlin machen dieselbe Bemerkung. Decoste erzählt, dass er die Heilung eines Maniacus durch die Krätze beobachtet habe.

Ich habe einen 18jährigen jungen Mann behandelt, der seit seinem 13ten Jahre in Manie, die mit Verwirrtheit abwechselte, verfallen war. Das Delirium verminderte sich, und die Vernunft gewann mehrere Monate hindurch, so lange der Kranke von Frostbeulen an den Fersen und Fingern gequält wurde, die Oberhand. Mehrere Exutorien wurden während des Verschwindens der Frostbeulen angewandt. Dieser junge Mann ist in einem Zustande von Verwirrtheit mit Wuth geblieben, welche seit der Pubertät einen erotischen Character angenommen hat.

Häufig zeigen sich bei den Geisteskranken Furunkeln und werden in einigen Fällen kritisch, besonders wenn die Suppuration sehr reichlich ist. Ich beobachtete diese Krise besonders bei zwei Individuen, die beide sehr stark waren.

v. T., ein alter 47jähriger Militair, der einen geisteskranken Vater und Onkel hatte, der etwas bornirt und sehr unentschlossen war; war ohne Leidenschaften, liebte jedoch sehr die Frauen, und war, was diesen Punkt anbetrifft, eben nicht difficil. Seine Erziehung war vernachlässigt und sein Vermögen durch die Ungerechtigkeit seiner Verwandten und durch die Folgen der Revolution sehr geschmälert worden. Seine Frau hatte eilf falsche Wochen gehalten, und er war sehr betrübt, keine Kinder zu haben, denen er seinen Namen und sein Vermögen hinterlassen konnte.

Während des Sommers 1801 wird er traurig, schweigsam, gleichgültig gegen seine Geschäfte, seine Frau und seine Freunde. Er erlaubt sich sehr freie Reden gegen Damen, isst viel, bewegt sich wenig und nimmt an Stärke zu.

Frühling 1802. Die intellektuellen Fähigkeiten, besonders das Gedächtniss, sind sehr geschwächt. Der Kranke geht ohne Ziel aus und kehrt ohne Beweggrund zurück. Zweimal geht er an demselben Tage zu Fusse zu einer Cousine, um ihre Hand zu fordern; ein anderes Mal will er sich ertränken; endlich bleibt er einige Tage von seiner Wohnung weg, und man findet ihn mehrere Meilen davon entfernt auf einer Landstrasse, ohne dass er weiss, wohin er geht.

Den 1sten Mai 1802. Der Kranke wird nach Paris geführt und Pinell und mir anvertraut. v. T. hat ein bleiches Gesicht, schlaffe Züge, stieres Auge; er zittert mit den Händen, hat einen schwankenden Gang, einen gefrässigen Hunger, Durst und Schmerz beim Urinlassen. Das Gedächtniss ist geschwächt; manchmal wird der Kranke heftig, dann wird sein Gesicht geröthet, seine Augen glänzend; der Kranke schreit, zerbricht, zerreisst Alles, was er vorfindet. Es werden Blutegel an den After und Abführmittel

angewandt, die harte, schwarze Ausleerungen hervorbringen. Der Schlaf ist durch schreckliche Träume gestört.

Juni. Es werden Bäder zu 22° und die Douche ohne Erfolg angewandt. — Am 19ten: Es stellt sich ein Hämorrhoidalfluss ein, auf den Exacerbation erfolgt. Der Kranke macht vielfache obscöne Vorschläge und fühlt ein unwiderstehliches Bedürfniss zu gehen und seine Hände zu bewegen. Es werden Bäder mit kalten Begiessungen auf den Kopf verordnet. — Am 29sten: Plötzlich bricht v. T. in ein fürchterliches Geschrei aus; er ruft seinen Sohn (er hat kein Kind); er besteht darauf, nackt zu bleiben; das Gesicht ist sehr roth, die Haut brennt und die Wuth bricht bei dem geringsten Widerspruche aus. Dieser Zustand verschlimmert sich während der Nacht. Man macht häufiger Waschungen mit Weinessig auf den Kopf; man lässt den Kranken in frischer Luft nackt spazieren gehen, und wäscht ihn mit kaltem Wasser; nichts beruhigt ihn. Nachdem der Kranke zwei Stunden in der Nacht eingeschlafen war, wird er durch einen schrecklichen Traum erweckt. Er glaubt von Dieben umgeben zu sein, stellt mit grosser Mühe sein Bett gegen das Fenster, um sie zu verhindern, einzutreten. Zu gleicher Zeit stösst er ein schreckliches Geschrei aus, schlägt fürchterlich gegen die Mauern und gegen die Thür seines Zimmers. Ich gehe zum Kranken, aber meine Ermahnungen und die Gegenwart mehrerer Wärter können ihn nicht beruhigen. Das Gesicht ist ausserordentlich roth, die Blutgefässe des Halses und des Kopfes sind sehr angeschwollen; die Haut ist brennend, die Wuth ausserordentlich. Ich drohe den Kranken mit der Douche; er wünscht sie, bekommt sie und beruhigt sich nach Maass, als das kalte Wasser auf seinen Kopf fällt. Er dankt für das Gute, das man ihm thut, legt sich zu Bett, trinkt mehrere Gläser kaltes Wasser und schläft den übrigen Theil der Nacht gut.

Den 30sten. Delirium, welches durch eine Zerstörungswuth hervorgerufen zu sein scheint. Als v. T. sein Bett zerreisst, versichert er, dass er Hemden, Tücher, Matratzen mache. Es wird ein Laxans verordnet.

Den 1sten Juli. Das Geschrei, die Aufregung und die Wuth kehren zurück. Es werden Waschungen mit Weinessig auf den Kopf und auf den ganzen Körper verordnet, worauf Schlaf erfolgt. — Am 3ten: Es zeigen sich Furunkeln am Rücken und an den Armen; der Kranke wird ruhig, traurig, weint, delirirt weniger, aber hat noch dasselbe Bedürfniss sich zu bewegen. — Am 5ten: Eine neue, aber bald vorübergehende Exacerbation. — Am 8ten: Es werden Blutegel am After verordnet. Mehrere Furunkeln trocknen ab. — Am 9ten: Ruhe und Aufregung wechseln ab. Der Kranke zerstört Alles, um, wie er sagt, es wieder aufzubauen. Er zerbricht Alles, um neue Gegenstände zu schaffen, reisst Bäume

aus, um die Vegetation zu bekräftigen, verheirathet sich mit 7—8 Frauen und schreit während der ganzen Nacht. — Am 10ten wirft er während der Nacht sein Bettgestell, welches sehr schwer ist, gegen die Thür. Man kommt zu dem Kranken, findet ihn bleich, zitternd, erschreckt: er glaubt vier Diebe gesehen zu haben, die in sein Zimmer treten wollten. Man beruhigt ihn, wäscht ihm den Kopf und den ganzen Körper mit Wasser und Weinessig, legt ihn ins Bett und er schläft den übrigen Theil der Nacht vollkommen gut. — Am 12ten. Es werden warme Bäder und alle zwei Tage die Douche verordnet. Es treten Ruhe, lichte Augenblicke und Schlaf ein. Gegen Ende des Monats wird der Kranke wieder aufgeregt. Das Vesicator ist eingetrocknet und die Furunkeln haben nicht mehr geeitert; der Durchfall hat aufgehört. — Am 30sten: Es treten lichte Augenblicke ein und der Kranke geht draussen spazieren; er zerreisst weniger, bleibt angekleidet, aber sobald der Tag anbricht, wirft er Alles in seinem Zimmer umher. Es werden warme Bäder, Aloe und Rhabarber verordnet.

Am 20sten August. Es brechen mehrere Furunkeln aus; dieselbe Behandlung. — Am 27sten: Die Vernunft kehrt merklich wieder zurück. Der Kranke hat an seine Frau geschrieben. — Am 30sten: Die Furunkeln eitern reichlich; es tritt Schlaf ein; der Kranke zerreisst nichts mehr, aber man findet alle Morgen sein Bett ganz umgekehrt.

Am 4ten Septbr. Das Gesicht ist geröthet, der Kranke aufgeregt, delirirt, ist ungeduldig; die Furunkeln eitern wenig. — Am 13ten: Neue Furunkeln, Ruhe, fast kein Delirium. — Am 21sten: Die Furunkeln eitern reichlich; der Kranke ist ganz verständig, wünscht seine Frau zu sehen und zu ihr zurückzukehren. — Am 29sten: Aufregung, Thränen, verzweifelte Ideen, reichliche Stühle.

Am 11ten October. Der Kranke ist vollkommen verständig, aber das Gedächtniss ein wenig schwach; das Gesicht ist für Augenblicke entfärbt, die Zunge schwer, der Gang langsam, nicht sicher; die Furunkeln fangen an einzutrocknen; der Kranke geht spazieren und fährt aus. Es werden China, spanischer Wein und Fontanellen am Arm verordnet.

Novbr. Die Kräfte stellen sich wieder her; der Kranke ist heiter, gesellig. — Am 25sten: Der Kranke ging zu seiner Frau und war die folgenden Tage trauriger, träumerisch. Am Abend sind die Augen roth; der Kranke leidet an Kopfschmerzen. — Am 28sten: Leichte Paralysis der Zunge. Es werden Senffussbäder mehrere Tage hintereinander, Lavements und Blutegel am After verordnet.

Decbr. Vesicator im Nacken, das einige Tage hindurch fliesst. Infus. arnicae; der Kranke ist vollkommen wiederhergestellt.

Er reiste im folgenden Monat während eines sehr starken Frostes nach Hause. Sein Wagen wurde umgeworfen, und der Kranke wurde hierdurch nicht im geringsten gestört. Fünf Jahre später starb v. T. geistig ganz gesund an einem Schlagflusse.

Eine 27jährige Dame, mit blondem Haar, von sanftem Charakter, deren Mutter Ideen und Projecte hatte, die stets überspannt waren, nährte seit drei Monaten. Ihr Mann war gezwungen, eine Reise zu machen. Von demselben Abend an wird sie unruhig und fürchtet, bald dass man ihren Mann getödtet habe, bald glaubt sie, dass er sie verlassen wolle. Am folgenden Tage wollen Freunde sie zerstreuen und laden sie zu sich ein. Als sie sich zu dieser Einladung begiebt, sucht sie überall ihren Mann, fängt zu deliriren an, welcher Zustand nicht vergeht, nachdem ihr Mann zurückgekommen war.

Nachdem die Kranke drei Monate delirirt hatte und oft wüthend war, wird sie meiner Behandlung anvertraut. Sie leidet an religiöser Melancholie; ihr Gesicht ist bleich, ihre Züge sind konvulsivisch bewegt, sie spricht nie, sie isst wenig, und nur, wenn sie dazu gezwungen wird; ihre Verstopfung ist hartnäckig. Die Kranke will kein Mittel gebrauchen, aber wünscht zu sterben und ruft den Tod an. Ich verordne ein Vesicator im Nacken, welches sie nur einige Tage duldet. Man nimmt zu Purganzen seine Zuflucht. Nach drei Monaten ist die Kranke verständig, aber sie bleibt traurig, misstrauisch, eifersüchtig und zornig; nichtsdestoweniger kehrt sie zu ihrer Familie zurück. Nach einigen Tagen zeigt sich ein sehr grosser Furunkel am Perinaeum; die Eiterung ist während 14 Tagen sehr reichlich und die Kranke hierauf vollkommen gesund.

Manchmal haben auch reichliche, spontane oder hervorgerufene Eiterungen, wieder zum Vorschein gekommene Geschwüre, Vesicatore die Geisteskrankheit entschieden. *)

C., Offizier, 25 Jahr alt, von sehr schlankem Wuchs, schwacher Constitution, war sehr nervös, stets traurig, kannte nichts als den Dienst, floh die Gesellschaft und hatte seinen Bruder in Aegypten in Folge eines Tetanus traumaticus sterben sehen. Als er nach Frankreich zurückkehrte, blieb er im Dienst. Seit einem Jahre wird er durch den Tod seines Vaters und durch erlittenen häuslichen Kummer besorgter. Gegen den Monat März 1801 empfindet C. irgend etwas in seinem Magen. Seit dieser Zeit klagt er über die regio epigastrica, magert ab, wird schwach. Er glaubt, dass seine Brust krank sei und wendet mehrere Arzneimittel an.

*) *Sibbern in collect. soc. med. Havn. I. No.* 11.

Den 27sten Juli. Er war im Militairhospital, und bleibt 21 Stunden in seinem Bette, ohne aufstehen zu wollen. Am folgenden Morgen um 6 Uhr läuft er, mit einer Decke bekleidet, in den Strassen umher, trinkt ein Glas Brandtwein, geht zu einem Cousin und delirirt dort viel. Zwei Tage nachher ist er sehr aufgeregt, trinkt zehn Flaschen Wein, in denen er mehrere Pfund Zucker zergehen lässt. Er bricht sehr stark, trinkt aber dessenungeachtet. Sein Bedienter will es nicht leiden, und ist dabei in der grössten Gefahr. Am Abend ist er sehr schwach; während der Nacht treten Convulsionen ein, während welcher der Urin unwillkürlich fliesst. Er hat einen sehr heftigen Durst. In den folgenden Tagen ist das Delirium anhaltend und allgemein. C. spuckt Jedem ins Gesicht, wird oft wüthend und glaubt, dass Alles, was man ihm anbietet, vergiftet sei.

Am 20sten August. Ich gehe zu dem Kranken, der in dem Militairhospitale war. Ich finde ihn an sein Bett gebunden, von seinen Kameraden umgeben, bleich, sehr mager. Seine Augen waren geschlossen, sein Athem übelriechend. Ich lasse ihn losbinden und C. willigt ein, mit mir allein in den Wagen zu steigen. Die freie Luft beruhigt ihn; er ist verständig. Als er in seine neue Wohnung kömmt, schläft er mehrere Stunden. Bei seinem Erwachen sind die Augen geröthet, stier; die Physiognomie ist traurig. — «Ich werde für ihn sterben, wenn ich ihn sehe; wenn er mich sieht, ist Alles gerettet. Er ist Gott, mein Vater, und hat meine Mutter zur Frau gewählt. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. So sei es!» — Nach diesen Phrasen folgt von Zeit zu Zeit Ruhe, während welcher der Kranke die Worte sucht und sie sehr schnell wiederholt. Er macht sehr häufig ein Kreuz in der Luft und spricht dabei die Worte: «Im Namen u. s. w.» mit langsamen und feierlichem Tone aus. Die Pupillen sind erweitert, der Harnabgang unwillkürlich, der Puls ist schwach. Es werden kalte Waschungen auf dem Kopfe und Sinapismen verordnet.

Am 21sten. Remission; der Kranke fühlt sich schwach, sucht überall seinen Vater, seine Mutter; zu Mittag legt er sich schlafen. Er macht fortwährend Kreuze und ist über sein Leben sehr unruhig. Am Abend tritt Appetit ein. Der Kranke sieht 20,000 Mann zu Pferde, die England erobern wollen, auf den Wolken vorüberziehen. In der Nacht glaubt der Kranke Teufel zu sehen und glaubt sich von ihnen durch die Zeichen des Kreuzes loszumachen. Von 7 Uhr des Morgens an liegt er steif da; die Augen sind stier, die Pupillen erweitert, der Puls ist langsam und der Kranke unempfindlich, wenn man die Haut kneift. Als ein Kamerad ihn besucht, weint er. Es werden geistige Einreibungen, ein Vesicator in den Nacken, Sinapismen an den Füssen verordnet. —

Am 24sten. Dasselbe Delirium; der Kranke klagt, dass man ihn so viel leiden lasse; er liegt noch ganz steif da; das Vesicator fliesst reichlich. — Am 25sten: Nach dem Bade folgt Schlaf. Der Kranke sieht seine Schwester mit grossem Vergnügen. Alle Glieder der Finger, auf denen sich seit dem vorhergehenden Abend grosse Blasen gebildet, sind in Eiterung. — Am 27sten: Der Kranke fühlt sich sehr stark, wünscht allein zu gehen. — Am 28sten: Er schreit seine Schwester an, delirirt für Augenblicke und ist abwechselnd heiter und traurig.

Am 4ten September. Es wird eine Blase geöffnet, die sich durch das Sinapism gebildet hat und welche der Kranke nicht öffnen lassen wollte. Die Flüssigkeit, welche sie enthielt, war sehr übelriechend. Es fielen einige Tropfen davon auf meinen Finger, die ein Panaritium verursachten. — Am 5ten: Ein Bad; vollständige Remission. — Am 6ten: Reichliche Stühle, Nasenbluten, Schweiss; die Blase der Ferse hat einen bösartigen Character; es bilden sich neue Blasen auf allen Fingern. — Am 17ten: Derselbe Zustand dauert fort; der Kranke hat lebhafte Schmerzen im epigastrium. — Am 27sten: Die Blasen der Finger trocknen nach und nach ein, die Wunde der Ferse vernarbt.

Am 2ten Octbr. Die Vernarbung ist vollständig. Seit dieser Zeit wird der Kranke, obgleich er seine Verwandten und Freunde besucht und viel spazieren geht, traurig, unruhig, ungeduldig; nichts kann ihn zerstreuen. Er sagt, dass er viel leide. — Am 11ten: Heiterkeit und Traurigkeit wechseln ab. Es wird ein Vesicator am Arm und Purganzen mehrere Tage verordnet. — Am 13ten: Die Gesundheit kehrt zurück. Es ist bemerkenswerth, dass seitdem das Vesicator in Eiterung ist, es mit dem Kranken von Tag zu Tag besser geht. — Am 23sten: Der junge Offizier reist ab, begiebt sich zu seiner Familie. Nach einigen Tagen wird das Vesicator unterdrückt, und sogleich ändert sich seine Gesundheit. Man applicirt eine Fontanelle und C. tritt wieder in den Dienst, den er aber ein Jahr später auf Wunsch seiner Verwandten verlässt. Er befindet sich vollkommen wohl.

Eine 40jährige Frau verfiel in Manie und verblieb ein Jahr darin. Nach einer Intermission hatte sie einen neuen Anfall, der wieder ein Jahr dauerte, und so ging es 20 Jahre hindurch. Als die Menstruation zu fliessen aufgehört hatte, bekam sie den Krebs an der rechten Brust. Als sie 60 Jahr alt war, exstirpirte man die Geschwulst; der Anfall kam wieder, ohne die Tendenz der Vernarbung der Wunde, die sechs Wochen nach der Operation stattfand, zu hindern. Als die Wunde vernarbt war, hörte der Anfall gänzlich, beinahe plötzlich auf, obgleich er nur sechs Monate gedauert hatte, und kam nie wieder.

Seit sieben Jahren ist diese Frau vollkommen gesund. *)

Maria Anna Franziska F...., 19 Jahr alt, nervös, von mittlerem Wuchse, hatte blonde Haare, schwarze Augen, weissen Teint, war mittelmässig stark und von einer geisteskranken Mutter geboren. Im Alter von 7 Jahren hatte sie die Pocken, im 12ten Jahre einen Kopfausschlag, im 13ten litt sie an der Krätze, im 14ten war sie menstruirt. Seit der Zeit waren die Menses reichlich, jedoch litt sie an häufigen Kopfschmerzen. Im 16ten Jahre bildete sie sich ein, dass alle Welt jeden ihrer Tritte beobachte, aber diese Unruhe verlor sich bald.

Im 18ten Jahre verheirathet, wurde sie im 19ten glücklich entbunden, und wollte ihr Kind selbst stillen, aber sie beging gleich in den ersten Tagen, während sie säugte, Fehler im Regimen, indem sie nicht zugedeckt bleiben wollte, weil ihr zu warm war, u. s. w. Da die Bildung der Brustwarzen zum Säugen nicht günstig war, so litt sie viel Schmerzen, wenn das Kind ansetzte. Die Schmerzen verursachten eine grosse Störung in ihren Ideen.

Den 4ten Tag hört Madame F. zu stillen auf, die Brüste strotzen von Milch; den 5ten Tag trinkt sie kaltes Wasser, wäscht sich auch damit; die Lochien hören auf zu fliessen und das Delirium vermehrt sich. — Sie kneift ihre Brüste, quetscht sie zusammen, ohne dass sie dabei zu leiden scheint. Den 14ten Tag werden Blutegel an die Vulva, Sinapismen an den Lenden und zwei Vesicatore an den Beinen appliciet. Den 16ten Tag werden Blutegel hinter den Ohren, neue Sinapismen, ätherische Mixturen u. s. w. verordnet. Alle diese Mittel blieben bei der Kranken ohne Erfolg. Den 25sten Febr. wird sie nach der Charité gebracht, bleibt dort vier Tage, worauf man sie nach der Salpetrière führt.

Bei der Ankunft der Mad. F. ist das Delirium allgemein, die Brüste sind sehr hart, die Kranke will nicht bedeckt bleiben; sie wird von Schreck ohne Grund gequält, indem sie die Personen, die sich ihr nähern, für ihre Bekannte hält, u. s. w.

Den 5ten März bildet sich an der rechten Brust, die anfangs sehr hart und blau war, eine Milchablagerung; es fliesst reichlicher Eiter aus, dennoch aber dauert das Delirium fort und die Kranke will keinen Verband dulden.

Den 10ten April neigt sich die Wunde zur Vernarbung; das Delirium nimmt ab; die Kranke hört die Rathschläge an, die man ihr giebt. Abführmittel.

Den 1sten Mai. Die Kräfte und die Vernunft kehren all-

*) *Lafontaine.*

mälig wieder. Mad. F. sieht ihren Mann, ihre Verwandten; sie ist ruhiger, vernünftiger. Am 12ten: Vollständige Reconvalescenz. Die Wunde des Abscesses ist vollkommen vernarbt. Am 15ten: Die Kranke ist ganz verständig und wird am 27sten ganz geheilt entlassen.

Wir hatten in der Salpetrière eine 35jährige Frau, die an Monomanie mit ausserordeutlicher Beweglichkeit litt. Sie hatte an der linken Brust den Krebs, den sie aller Welt zeigte und wo sie keinen Verband dulden wollte. Der Professor Lallemand machte die Exstirpation und die Kranke ertrug diese Operation sehr muthig. Von diesem Augenblicke an ward sie ruhiger; obgleich die Wunde sehr gross war, so heilte sie doch schnell und die Vernarbung und die Rückkehr zur Vernunft geschahen gleichzeitig.

Eine 45jährige Frau hatte seit drei Jahren ein Geschwür am Beine. Man lässt die Wunde zunarben und die Frau verfällt sogleich in Manie. Sie wird nach der Salpetrière gebracht. Das Geschwür wird wieder geöffnet und die Kranke wird wieder geistig gesund. Aehnliche Thatsachen zeigten sich mir wenigstens sieben- bis achtmal in meiner Privatpraxis.

Wir hatten in der Salpetrière eine 46jährige Frau, die an Manie ohne Wuth leidet, die durch einen Donnerschlag hervorgerufen worden ist. Dieser Anfall endete durch die Verhärtung der glandulae submaxillaris der rechten Seite. Die Kranke verfiel alsdann in Stupor, und es war ihr unmöglich, einzelne Laute auszusprechen. Mercur, innerlich und äusserlich, heilte die Geschwulst. Die Frau kam wieder in den vollständigen Besitz ihrer Vernunft, nach Maassgabe als die Verhärtung aufhörte. Sie wurde gänzlich wiederhergestellt, aber kaum war sie in ihrer Behausung, so fand sie dort häuslichen Kummer, Unglück, und verfiel in Stupor und Paralysis, Die Drüsen sind von Neuem verhärtet, und seitdem diese Verhärtung zum zweiten Male abnimmt, befindet sich die Kranke besser.

Elisabeth C., 64 Jahr alt, hat sich sehr gut conservirt, ist sehr rüstig für ihr Alter und ist immer gesund gewesen. Nie hat sie an Unregelmässigkeiten in der Menstruation gelitten, und ist viermal glücklich entbunden worden.

Einer ihrer Söhne war in dem letzten Kriege mit nach Spanien gegangen. Da sie keine Nachricht von ihm hatte, so glaubt sie ihn eines Tages mitten unter einer Kompagnie Soldaten zu erkennen. Sie folgt dieser Kompagnie vom Fauxbourg St. Antoine bis an die Barrièren von Fontainebleau. Man weiss nicht genau, was sie auf diesem Wege that, aber sie wurde den folgenden Tag von der Polizei ergriffen, indem sie ganz nackt die Strassen und öffentlichen Plätze durchlief. Nach der Salpetrière geführt, kömmt sie daselbst in einer für ihr Alter ungewöhnlichen Aufregung an.

Dieser Zustand dauert ohne irgend eine Remission ohngefähr sechs Wochen; endlich schwellen die Parotis der linken Seite an. Alsbald lässt das Delirium nach. Mehrmaliges Ansetzen von Blutegeln an die Geschwulst vermindert die Entzündung, dennoch aber bildet sich ein Abscess, der geöffnet wird und ungefähr in drei Wochen heilt. Seit dem Erscheinen der Parotitis hat das Delirium allmälig abgenommen und endlich ganz vor der Vernarbung der Oeffnung des Abscesses aufgehört. Heute, den 24sten Juni, verlässt diese Frau, vollkommen geheilt, das Hospital.

Der Auswurf ist ein sehr bemerkenswerthes Symptom bei den Geisteskranken. Oft zeigt er das plötzliche Aufhören des Anfalls an, zuweilen dauert er während der ganzen Krankheit fort.

Es giebt Geisteskranke, die alle mögliche Anstrengungen und Bewegungen zum Speien machen, und die es dennoch nicht im Stande sind. Dieses Bedürfniss scheint von einer Verengerung der Kehle oder von einem Krampfe der Speicheldrüsen herzurühren. Der Speichelfluss ist manchmal sehr reichlich, selbst bei sehr magern Personen. Einige deutsche Schriftsteller sagen, dass dieses Symptom das Zeichen einer Leberkrankheit sei; ich konnte mich nie davon überzeugen. Der Speichelfluss ist Folge der Atonie, der Paralysis bei Individuen, die in Verwirrtheit verfallen sind und die eine grosse Menge Schleim aus dem Munde fliessen lassen, ohne es zu bemerken. Ein reichlicher Speichelfluss ist manchmal kritisch in der Geisteskrankheit. Wenn die Geisteskranken phthisisch sind, wenn der Auswurf sich unterdrückt, dann vermehrt sich das Delirium, die Erbitterung oder Traurigkeit nimmt zu; ist aber der Auswurf reichlich, dann findet eine Remission der Geisteskrankheit statt.

Die Haut verrichtet in der Geisteskrankheit ihre Funktionen schlecht; auch trägt die Wiederherstellung der Transpiration häufiger, als man es glaubt, zur Heilung der Geisteskranken bei. Muss man dieser Ursache nicht mehrere Heilungen im Frühjahr, die guten Wirkungen der warmen Bäder, der schleimigen Getränke, der Dampfbäder, u. s. w. zuschreiben?

Der Schweiss ist zuweilen in der Geisteskrankheit kritisch.

Dies lässt sich wegen der Aufregung der Kranken seltner beobachten, aber es ist häufig. Begünstigt die Sonnenhitze, indem sie reichlichen Schweiss hervorruft, nicht, dass die Heilungen im Herbste erfolgen? Deshalb habe ich auch einige Geisteskranke durch Dampfbäder geheilt. Die Thränen, welche in den Nervenkrankheiten der Frauen eine so wichtige Rolle spielen, sind auch in der Geisteskrankheit kritisch.

Eine 34jährige Dame, von melancholischem Temperament, nervöser Constitution, sanftem und schüchternem Charakter, hatte sich immer einer guten Gesundheit erfreut, obgleich die Periode

unregelmässig war. Seit einigen Monaten pflegt sie eine Dame, die sie sehr liebt; sie ist Tag und Nacht um sie bemüht und wacht 14 Tage hintereinander bei ihr. Von Angst gequält, ihre Freundin jeden Augenblick sterben zu sehen, erfährt sie auch, dass ihr Liebhaber ein Duell gehabt habe, und dass er verwundet sei, worauf sie nach einigen Stunden innerer Verzweiflung delirirt und ihr Geheimniss verräth. Man lässt ihr zur Ader, verordnet Fussbäder, beruhigende Mittel. Nach 14 Tagen legt sich die heftige Aufregung. Die Kranke weiss, dass sie während des Deliriums das Geheimniss ihres Herzens verrathen habe; sie glaubt sich von aller Welt verachtet, von ihrem Liebhaber verabscheut und zu einem Opfer bestimmt; sie will sterben. — Fünf Tage hindurch werden vergebens Bitten verwendet, dass sie Nahrungsmittel zu sich nehmen solle; in acht Tagen geniesst sie nichts, als etwas Bouillon. Sie wird meiner Behandlung anvertraut. Das Gesicht der Kranken ist bleich, die Lippen bräunlich, die Augen sind matt, das Gesicht schmerzhaft, die Bewegungen sind langsam und zuweilen stösst sie tiefe Seufzer aus; der Athem ist übelriechend und sie leidet an Verstopfung. Den folgenden Tag bringe ich zu der Kranken, ausser den dienenden Frauen, eine junge Dame von angenehmem, sanftem und zuvorkommendem Aeussern, die anfangs gleichgültig, dann mit dem Ausdruck von Wohlwollen und Freundschaft mit ihr spricht, und die später einige Vertraulichkeiten wagt, und bittet, dass die Kranke ihr Herz vor ihr ausschütten möge. Endlich ergreift die Kranke nach 24 Stunden die Hände ihrer neuen Freundin, bricht in Thränen aus, dann eröffnet sie ihr das Verborgenste ihres Herzens, sagt ihr die Ursache des Deliriums, das Motiv, welches sie bewogen hat, nichts mehr zu essen. Sie entschliesst sich, einige Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. — Den Tag darauf entsteht ein neuer Kampf gegen ihre Ideen, Entschlüsse und ihre Furcht; eine neue Krise, ein neuer Thränenerguss, Fortschritte zur Reconvalescenz. Nach drei Wochen war die Heilung vollständig, nachdem ich der Kranken versichert hatte, dass man nichts von dem, was sie gesagt hat, geglaubt, sondern dass man alles dem Delirium zugeschrieben habe.

Diese Krise, die man häufig in hysterischen Anfällen beobachtet, ist häufiger bei den Melancholischen, als bei den Maniacis.

Ich habe oben gesagt, dass ein freiwilliges Erbrechen von gelbem, bräunlichem Schleime kritisch sei. Dieser Ausgang ist so häufig und so nützlich, dass er den Praktikern zur Richtschnur gedient hat, die, indem sie die Natur nachahmten und ihrer Tendenz folgten, zu allen Zeiten Brechmittel angewandt haben. Ich habe, so zu sagen, die Anfälle von Geisteskrankheit verhindert, indem ich Brechmittel nehmen liess, und ich bin bevorstehenden

Recidiven zuvorgekommen durch Anwendung von Purganzen und selbst von Drasticis.

Diese therapeutischen Mittel werden nicht immer gebraucht, um den Nahrungskanal zu entleeren. Ihre Wirkung ist manchmal grösser. Sie heben den Krampf der Eingeweide auf, oder rufen eine ableitende, in einigen Fällen heilsame Reizung hervor.

Der Beischlaf und selbst die Onanie sind zuweilen in der Geisteskrankheit kritisch, obgleich diese beiden Ursachen häufig diese Krankheit bedingen, die unter so bewandten Umständen ausartet und in Verwirrtheit übergeht. Die Geschichte des Predigers Bl., die er selbst erzählt hat, ist aller Welt bekannt. Dieser Kranke, in der Blüthe des Lebens, stark und kräftig, der sowohl durch seinen Stand als durch seine Grundsätze die strengste Enthaltsamkeit angelobt hatte, verfällt in Manie, und wurde erst nach sechs Monaten geheilt, nachdem er eine spontane sehr reichliche Saamenergiessung hatte. *)

Man hat schon oft junge Mädchen und Wittwen durch die Heirath genesen sehen. Alexander Benoît erzählt, dass eine Maniaca vom Hause entschlüpfte und in eine Kaserne ging, wo sie der Rohheit von 15 Individuen sich preis gab. Die unterdrückten Regeln stellten sich wieder her und die Kranke war geheilt. Ein Arzt des Irrenhauses zu Stockholm erzählte mir, dass ein junger Maniacus, nachdem er aus seiner Zelle entflohen war, in das Zimmer einer jungen geisteskranken Frau kam, und dass, nachdem sie sich die Nacht hindurch der ganzen Heftigkeit der Liebesfreuden überlassen hatten, der junge Mann todt gefunden wurde, die Frau aber geheilt war. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, ähnliche Krisen bei der Manie zu beobachten, aber ich habe einige Male Melancholisch-Hysterische durch die Heirath heilen sehen.

Ich habe drei Mädchen behandelt, die nach einem Anfalle von Manie lange Zeit traurig, finster, unempfindlich blieben, und die nur erst nach der Verheirathung ihre vollkommene Gesundheit wieder erlangten.

Die Schwangerschaft, die Entbindung, das Säugen sind Mittel, deren die Natur sich manchmal bedient hat, die Geisteskrankheit zu heilen. Ich glaube aber, dass dies selten geschieht. Ich habe oft gesehen, dass die Schwangerschaft und die Entbindung nichts im Delirium änderten, aber wohl, dass sie die Maniaci ruhiger machten. Ich kannte auch eine Dame, die in fünf nach einander folgenden

*) Buffon, die Geschichte des Menschen. — *Ch. Londe, art. Satyriasis du Dict. de Médecine et de Chirurgie practiques, t. XIV. p.* 527. — *Leuret, Fragmens psyc. sur la foli; art. Inspiration passives. p.* 282.

Schwangerschaften geisteskrank geworden war, und die immer durch die Entbindung gesund wurde. *) Ungeachtet dieser und anderer überall angeführten Beispiele, ungeachtet der Meinung vieler Aerzte, sehe ich die Heilungen, welche durch die Heirath, durch die Schwangerschaft und durch die Entbindung geschehen, nur als Ausnahmen an, denn ich habe in diesen Fällen Geisteskrankheiten fortdauern, ja selbst schlimmer werden sehen. Man komme nur nach der Salpetrière, und man wird hier über hundert geisteskranke Frauen finden, obgleich sie verheirathet, schwanger gewesen und entbunden worden sind.

Eben so wie die natürlichen Secretionen Ursachen zur Geisteskrankheit und kritisch werden können, eben so ist dieses auch mit den krankhaften der Fall.

v. F., 17 Jahr alt, von starker Constitution, war sehr leichtsinnig und den jugendlichen Vergnügungen sehr ergeben. Er bekam einen Tripper; man behandelte ihn mit Liquor hydrarg. oxymur. **) Während einer Nacht wird er durch Schlaflosigkeit und Durst gequält. Er nimmt die Flasche Medizin, die auf seinem Tische steht, trinkt sie aus und überzeugt sich, dass man ihn habe vergiften wollen. Er wird wüthend, genas nach 3 Monaten und wurde Militair. Während des Feldzuges in Preussen (er war damals 24 Jahr alt) überlässt er sich allen Excessen seines neuen Standes. Er bekommt eine Gonnorrhoe; seine Kameraden rathen ihm, ein grosses Glas Branntwein, in dem er Schiesspulver aufgelöst hat, zu trinken. Der Tripper verschwindet; der Kranke fängt zu deliriren an, überlässt sich neuen Excessen uud kommt mit seinem Regiment nach Frankreich. Die Wuth, das Delirium vermehren sich. Er verkennt seinen Chef, seine Kameraden, begeht in seiner Wohnung alle Arten von Ausschweifung, und wurde mir im Mai 1807 anvertraut.

Dieser junge Offizier ist von schlankem Wuchs, seine Haare sind schwarz, stark, sein Athem übelriechend, seine Zunge sehr belegt; die Züge des Gesichts sind sehr verzerrt, das Gesicht bleich, die Augen glänzend. Der Kranke ist sehr abgemagert, wüthend und hat das Bedürfniss, Alles zu zerreissen. Sein Delirium ist allgemein. Bald glaubt der Kranke in den Wolken eine Armee von 40 — 50,000 Mann zu sehen, die der Kaiser mustert; bald glaubt er sich in einen himmlischen Ort versetzt, zu den grössten Dingen bestimmt, und er wird dann stolz und anmaassend. Er hält seinen Bedienten für den Gott der Hölle; ein anderer seiner Bedienten ist sein Schutzengel, aber dieser wird oft durch

*) Ephemeriden der Merkwürdigkeiten in der Natur.

**) Besteht aus einer Auflösung des Sublimats in Weingeist.

den Gott der Hölle besiegt. Sein Schlaf wird lange Zeit durch den Anblick eines Skeletts gestört, welches sich vom Boden zur Decke seines Zimmers erhebt, und auf welches sich der Kranke, indem er laut aufschreit, mit Wuth stürzt. Nachdem er sechs Monat sehr wüthend zugebracht hatte, so dass er durch nichts beruhigt werden konnte, treibt F. auf zügellose Weise 14 Tage lang Onanie. Vorstellungen, Drohungen sind ohne Wirkung. Endlich erschrickt der Kranke über die Gefahr, die er läuft, wenn er dieses böse Laster fortsetzt. Er ist ruhiger, und man bemerkt, dass sein Hemde beschmutzt ist. Der Tripper ist wieder erschienen und ich begünstige diesen Ausfluss durch alle mögliche Mittel. Nach und nach wird der Kranke ruhiger, hört mehr auf die Rathschläge, die man ihm ertheilt und man kann ihn nach acht Monaten als Reconvalescent ansehen. Der Kranke ist zwar noch unruhig, hat einige Vorurtheile und ist sehr apathisch. Ich zwinge ihn, sich zu zerstreuen und mit den andern Reconvalescenten auszugehen. Bald bekömmt er einen neuen Tripper, der drei Monate lang floss, und seit dieser Zeit befindet sich der junge Mann wohl.

Zwei Jahre später bekommt der Kranke einen dritten Tripper; dieser wird unterdrückt und die Leistendrüsen schwellen an. v. F. verliert den Verstand, stürzt sich von dem dritten Stock herunter, wozu ihn eine Illusion veranlasst. Durch dies Geräusch kommen Leute herbei; F. überzeugt sich, dass dies ein Heer von Feinden sei, er steigt zu Pferde, d. h. auf den Balkon seines Zimmers und ruft mit dem Tone eines Feldmarschalls: «Vorwärts!» Er rückt vor, fällt auf das Steinpflaster und kommt mit einigen Contusionen davon. Die Drüsen eitern reichlich; nachdem sie einen Monat geeitert hatten, während welcher Zeit das Delirium allmälig abnahm, ist F. ganz verständig.

Die Aerzte haben beobachtet, dass die Anstrengungen des letzten Zahnens den Veitstanz verursachen; sie werden auch manchmal bei jungen nervösen Subjecten die Ursache der Geisteskrankheit. Durch den Ausbruch der Zähne hören alle Symptome auf, und dies habe ich bei drei jungen Mädchen beobachtet. Diese jungen Kranken haben Convulsionen, das Gesicht ist geschwollen, der Speichel läuft ihnen aus dem Munde.

Sie klagen über grosse Schmerzen im Kopfe und in den Kinnbacken. — Ich konnte mich über die Ursache dieser Krankheit bei dem ersten dieser drei Fälle nicht täuschen. Das Delirium hörte nach einem Monat auf; zwei Zähne waren erschienen; 14 Tage nachher erscheint die Manie mit derselben Intensität wieder; das Zahnfleisch war geschwollen und sehr geröthet. Der Anfall dauerte mehrere Monate und hörte, nachdem die Zähne erschienen waren, wieder auf. Vielleicht hätte ich hier einen Einschnitt machen müssen, obgleich dies nicht leicht gewesen wäre,

denn die Kranke war sehr aufgeregt, und glaubte, dass man sie ermorden wolle.

Ich werde diese Abhandlung mit der folgenden Beobachtung, die aus dem *Giornale delle Scienze medicale di Napoli,* von de Renzi entnommen ist, schliessen. Ein 33jähriger Maniacus, von gallichtem Temperament, starker Constitution, hatte eine ausserordentlich grosse Geschwulst an der linken Hinterbacke, die sich bis zum After ausdehnte. Die Geschwulst wurde durch ein scharfes Instrument geöffnet, und es floss eine grosse Menge stinkenden Eiters heraus. Die Wunde wurde mit Cerat und einem erweichenden Cataplasma verbunden; der Brand kam dazu. Der Verband geschah mit Styrax. Während der Eiterung waren die Wuthanfälle weniger häufig, und man konnte einige Zeichen, die die Rückkehr der Vernunft andeuteten, bemerken. Beim Abfalle des Schorfes erkannte man eine Stercoralfistel, die methodisch behandelt wurde, und nach dem Maassstabe, als die Wunde vernarbte, kehrte die Vernunft des Kranken wieder. Die Fistel war 45 Tage nach der Operation vernarbt. Der Kranke war am 2ten März 1835 geistig hergestellt, und war am 19ten Decbr. 1834 in die Irrenanstalt zu Palermo gekommen.

Dieses sind die am meisten markirten physischen Krisen der Geisteskrankheit. Ich hätte mehr ins Einzelne mich einlassen, hätte eine grössere Menge Beispiele anführen, hätte einige Erläuterungen wagen können, aber ich habe mich darauf beschränken müssen, die durch das Zeugniss von Schriftstellern bewiesenen praktischen Resultate anzugeben.

Man kann die Krisen der Geisteskrankheit folgendermaassen klassificiren: Fieber, Hämorrhagien, gastrische Phlegmasien, Hautkrankheiten und Krisen des lymphatischen Systems. Dem Praktiker kömmt es nach der Vorschrift des Hippokrates zu, die verschiedenen Tendenzen der Natur zu unterscheiden, um ihr zu Hülfe zu kommen. Man hat als Krisen der Geisteskrankheit einen Fall auf den Kopf, Vergiftung, das Abschneiden der Haare, die Operation des Staars, die Castration beobachtet. Der Dr. Zützin zu Bamberg hat in drei Anfällen von Manie den Weichselzopf als kritisch gesehen und ist seit sieben Jahren durch eine angemessene Behandlung, der Wiederkehr der Anfälle zuvorgekommen. Dies sind Thatsachen, die mehr merkwürdig sind, als sie nützen; sie stehen einzeln da, und können keinen therapeutischen Wink geben, noch den Arzt in der Behandlung der Geisteskrankheit leiten.

VIII.

Von der Melancholie.

Seit Hippokrates geben die Schriftsteller dem Delirium, das sich durch ein mürrisches Wesen, länger anhaltende Furcht und Traurigkeit charakterisirt, den Namen Melancholie. Der Name Melancholie ist dieser Art von Geisteskrankheit deshalb beigelegt worden, weil nach Galen die traurigen psychischen Affecte von der Verdorbenheit der Galle herrühren, die, schwarz geworden, den Verstand verdunkelt und deliriren macht. Einige Neueren haben dem Worte Melancholie eine grössere Ausdehnung gegeben und nennen jedes partielle, chronische Delirium ohne Fieber Melancholie. Es ist gewiss, dass das Wort Melancholie, im Sinne der Alten, häufig eine falsche Idee unterschiebt, denn die Melancholie hängt nicht immer von der Galle ab. Diese Benennung für die Melancholie, so wie sie die Neuern beschreiben, ist nicht passend. Aus dieser zweifachen Rücksicht habe ich das Wort Monomanie vorgeschlagen, welches aus μονος, allein, und μανια, Mania, gebildet ist, eine Bezeichnung, die den wesentlichen Character dieser Art von Geisteskrankheit, in der das Delirium partiell, ausdauernd, freudig oder traurig ist, ausdrückt. Dieser allgemein angenommenen Benennung bedienen sich heut zu Tage eine grosse Anzahl von Aerzten, und sie hat das Bürgerrecht in der französischen Sprache erlangt. *)

*) Dieses Wort wurde in dem *Dictionnaire de l'Academie française*, in der Ausgabe von 1835 aufgenommen.

Das Wort Melancholie, welches in der gewöhnlichen Sprache einen immerwährenden Zustand von Traurigkeit einiger Individuen bezeichnet, mag den Moralisten und Dichtern gelassen werden, die ihre Ausdrücke nicht so streng zu wählen brauchen, als die Aerzte. Diese Benennung kann beibehalten werden für eine Constitution, in dem das Leber System vorherrschend ist; es kann die Neigung zu fixen Ideen, zur Traurigkeit bezeichnen, während das Wort Monomanie einen anormalen Zustand der physischen oder psychischen Sensibilität, verbunden mit fixem Delirium, ausdrückt.

Die Monomanie ist von allen Krankheiten diejenige, welche dem Beobachter die fremdartigsten und verschiedenartigsten Erscheinungen zeigt, welche für das Studium die zahlreichsten und tiefsinnigsten Gegenstände zu erörtern darbietet: sie umfasst alle geheimnissvollen Anomalien der Sensibilität, alle Erscheinungen der menschlichen Verständniss, alle Wirkungen der Verkehrtheit unserer Neigungen, alle Verirrungen unserer Leidenschaften.

Derjenige, welcher das Studium der Monomanie gründlich betreiben will, darf in den Wissenschaften, die mit den Fortschritten und dem Gange des menschlichen Geistes in Beziehung stehen, nicht unerfahren sein. So steht diese Krankheit häufig in directer Verbindung mit der Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten. Je mehr die Intelligenz entwickelt, je mehr das Gehirn in Thätigkeit gebracht ist, je mehr ist die Monomanie zu befürchten. Es giebt keine Fortschritte in den Wissenschaften, keine Erfindung in den Künsten, keine bedeutende Neuerung, die nicht Monomanie verursacht, oder ihr nicht den Charakter verliehen hätten. Dies ist auch mit den herrschenden Ideen, mit allgemeinen Irrthümern, mit allgemeinen wahren oder falschen Ueberzeugungen der Fall, welche jedem Zeitabschnitt des gesellschaftlichen Lebens ein eigenthümliches Gepräge geben.

Die Monomanie ist hauptsächlich die Krankheit der Sensibilität, sie beruht ganz auf unsern Neigungen. Ihr Studium ist unzertrennlich von der Kenntniss der Leidenschaften. Im Herzen des Menschen hat sie ihren Sitz, dort muss man gründlich forschen, um alle Nüancen derselben zu begreifen. Wie viele verfallen nicht in Monomanie durch unglückliche Liebe, durch Furcht, durch Eitelkeit, durch verletzte Eigenliebe oder durch übermässigen Ehrgeiz! Diese Krankheit zeigt alle Zeichen, die die Leidenschaften characterisiren. Das Delirium der Monomaniaci ist fix, anhaltend, wie die Ideen des leidenschaftlichen Menschen. Wie die Leidenschaften zeigt sich die Monomanie bald durch Freude, Zufriedenheit, Heiterkeit, Aufregung, Kühnheit, bald durch Traurigkeit, Schweigsamkeit, Furchtsamkeit.

Man hatte die Melancholie die Geisteskrankheit der Civilisation

genannt. Es wäre genauer gewesen, dies auf die Monomanie anzuwenden, denn in der That ist die Monomanie um so häufiger, je vorgerückter die Civilisation ist. Sie nimmt ihren Stempel und findet ihre Ursachen in dem verschiedenen Alter der Menschen; sie ist abergläubisch und erotisch in der Kindheit, wie auf dem Lande und in den Gegenden, wo die Civilisation und ihre Excesse wenig Fortschritte gemacht haben; während sie im vorgerückten Alter ihre Ursache und ihren Charakter im Stolz, im Unglauben, im Ehrgeize, im Spiele, in der Verzweiflung, im Selbstmorde findet. Es giebt keine Zeit, in der sich nicht Monomaniaci gezeigt, die nicht den Character ihrer Krankheit von dem intellectuellen und moralischen Standpunkte ihres Zeitalters entnommen hätten.

Der Zustand unsers jetzigen geselligen Verbandes hat die Ursachen und den Character der Monomanie modificirt, und diese Krankheit zeigt sich unter neuen Formen. Da der religiöse Glaube geschwächt ist, so sind die abergläubischen Geisteskranken und die Dämonomanie verschwunden; da der Einfluss der Religion zur Führung der Völker nicht mehr gilt, so musste man, um die Menschen im Gehorsam zu erhalten, seine Zuflucht zur Polizei nehmen, und seit dieser Zeit stört der Gedanke an die Polizei die schwachen Geister, und die Irrenhäuser sind mit Monomaniaci bevölkert, die, indem sie diese Auctorität befürchten, über die Thätigkeit, die sie ausübt, deliriren und sich von ihr verfolgt glauben. Der Monomaniacus, dessen Delirium sich ehemals um Zauberei, Hexerei, um die Hölle gedreht hatte, delirirt heute, indem er sich von der Polizei bedroht oder verfolgt glaubt. Unsere politischen Erschütterungen haben viele Monomaniaci in Frankreich hervorgebracht, die sich durch die Begebenheiten, die jeden Zeitraum unserer Revolution bezeichnen, characterisiren. Zu den früher aufgezählten Thatsachen will ich noch die folgenden hinzufügeu. Im Jahre 1799 gab es zu Versailles eine grosse Anzahl von Selbstmördern. Pinell erzählt, dass ein Enthusiast von Danton, als er denselben anschuldigen hörte, geisteskrank und nach Bicêtre geschickt wurde. Durch den Tod des Königs und seiner unglücklichen Familie entstanden viele Monomaniaci. Der Prozess Moreau's und der Tod des Herzogs von Enghien brachten viele hervor. Als der Papst nach Frankreich kam, erweckte diese grosse Begebenheit religiöse Ideen; es gab damals viele abergläubische Monomaniaci, die bald nachher verschwanden. Zur Zeit, als der Kaiser neue Könige in Europa einsetzte, gab es in Frankreich viele Monomaniaci, die sich für Kaiser oder Könige, Kaiserinnen oder Königinnen hielten. Der Krieg in Spanien, die Conscription, unsere Eroberungen, unsere Unglücksfälle brachten auch ihre Geisteskrankheiten hervor. Endlich findet man in den Irrenhäusern mehrere Individuen, die sich für Kronprinze halten und glauben, dass sie zum Throne be-

stimmt seien. Mehrere Beobachtungen, die man in diesem Werke lesen wird, werden noch dazu beitragen, die allgemeine Wahrheit, dass der gesellige Zustand einen grossen Einfluss auf die Hervorbringung und den Character der Monomanie ausübt, zu begründen.

Die Kenntniss der Sitten, der Gewohnheiten eines jeden Volkes verbindet sich mit dem tiefen Studium dieser Krankheit. Die Gymnosophisten tödteten sich, indem sie den Tod verachteten, die Stoiker aus Stolz. Die Monomanie hatte bei den Juden einen abergläubischen Character, wie sie es heut zu Tage in Spanien und in einigen Gegenden Europas hat, wo Indifferenz, Ungläubigkeit, die Menschen zur Exaltation der religiösen Empfindungen führen, woraus die sonderbarsten, barocksten Ideen entstehen.

Diese Beobachtung wurde von allen englischen und deutschen Aerzten gemacht, die über die Geisteskrankheiten geschrieben haben. Die Monomanie war erotischer Art in Griechenland, wie sie es noch heut zu Tage in Italien ist. Die Scythen, die durch die Gewohnheit, immer zu Pferde zu sein, impotent wurden, glaubten, dass sie in Frauen verwandelt seien. In einigen Gegenden findet man den schwarzen, in anderen den weissen Teufel. Hier glaubten sich die Monomaniaci behext; dort fürchteten sie die Magiker und Hexenmeister. Am Meeresufer haben sie Furcht vor Schiffbruch und Unwettern. Diese Form von Geisteskrankheit findet man auch noch bei einigen nordischen Völkern.

Dies sind die allgemeinen Betrachtungen, die allen Monomanien, jedem partiellen, permanenten, fieberlosen Delirium zukommen. Aber diese Krankheit zeigt sich unter zwei entgegengesetzten Formen. Die Alten, die als Zeichen der Melancholie die Traurigkeit und Furcht angegeben hatten, waren genöthigt, zur Melancholie einige partielle Delirien zu zählen, die durch eine heftige Aufregung der Einbildungskraft oder durch heitere Leidenschaften unterhalten wurden. Lorry, der so gut die Melancholie beschrieben hat, obgleich seine Definition sich an die der ältern Schriftsteller anschliesst, nimmt eine Varietät der Melancholie an, die mit Manie complicirt ist, und die durch ein partielles Delirium mit Aufregung der Einbindungskraft, oder durch eine aufregende Leidenschaft characterisirt wird. Rush *) theilt die Melancholie in traurige Melancholie, die er Tristimanie nennt, und in heitere Melancholie, die er Amenomanie nennt, ein.

Die Monomanie, die sich durch eine heitere oder traurige, excitirende oder unterdrückende Leidenschaft characterisirt und ein

*) *Medical inquiries and observations upon the diseases of the mind. Philad.* 1812. *in* 8.

fixes permanentes Delirium hervorruft, das sich auf die Wünsche und Bestimmungen der herrschenden Leidenschaften bezieht, wird in die eigentliche Monomanie, die als characteristisches Zeichen ein partielles Delirium und eine excitirende oder heitere Leidenschaft hat, und in Monomanie eingetheilt, die sich durch ein partielles Delirium und eine traurige unterdrückende Leidenschaft characterisirt. Die erste dieser beiden Arten entspricht der Melancholie mit Manie complicirt, der Amenomanie, und ich gebe ihr den Namen Monomanie. Ich werde später von derselben sprechen. Die zweite entspricht der Melancholie der Alten, der Tristimanie, der Melancholie mit Delirium Pinell's. Obgleich ich der Neuerungssucht angeklagt werde, gebe ich ihr dennoch den Namen Lypemanie, gebildet aus *Λυπειν tristitiam inferro, auxium reddo*, und *μανια*, *mania*. Wir wollen die Lypemanie in diesem Artikel abhandeln, und ich werde gleichzeitig des Wort Melancholie und Lypemanie gebrauchen, und hoffe, dass der Sprachgebrauch die letztere Benennung einführen wird.

Hippokrates giebt als Kennzeichen der Melancholie Traurigkeit und verlängerte Furcht an, und spricht nicht vom Delirium. Aretaeus nennt die Manie mit Wuth Melancholie. Galen nimmt über diesen Punkt, wie über viele andere, die Ideen des Hippokrates an. Coelius Aurelianus unterscheidet die Melancholie nicht von der Hypochondrie, und erzählt mehrere sehr interessante Beobachtungen von partiellem Delirium. Fast alle folgenden Schriftsteller haben meist nur die Ideen Galen's abgeschrieben, oder die ihrigen den von ihm aufgestellten untergeordnet. Rhazes behauptet, dass die schwarze Galle, die von der Milz in den Magen zurückfliesst, die Melancholie hervorbringe. Michaelis v. Herada und Forestus wollen, dass die traurigen Ideen und die Furcht sich zu dem partiellen Delirium gesellen, und dass sie so die Melancholie bilden. Sydenham verwechselt die Hysterie mit der Hypochondrie, und diese mit der Melancholie. Ettmüller unterscheidet das Delirium von der Melancholie; nach ihm folgt das Delirium auf die Melancholie. Friedrich Hoffmann und Boerhaave sehen die Melancholie für den ersten Grad von Manie an. Sauvages erklärt die Melancholie für ausschliessliches Delirium ohne Wuth, mit einer chronischen Krankheit complicirt. Lorry nimmt die Definition und die Theorien der Alten an, aber er theilt die Melancholie in drei Arten: eine *cum materia*, die andere *sine materia* und die dritte aus beiden gemischt. Cullen unterscheidet sehr gut die Melancholie von der Hypochondrie. In dieser findet Dyspepsie statt, und das Delirium steht mit der Gesundheit des kranken Individuums in Beziehung. Pinell characterisirt die Melancholie durch die Traurigkeit, die Furcht, verbunden mit einem partiellen Delirium, das sich auf einen einzigen Gegenstand oder auf eine

besondere Reihe von Gegenständen concentrirt. Moreau de la Sarthe hält sich an die Definition der Alten, und bezeichnet diese Art der Geisteskrankheit mit dem Namen Melancholie mit Delirium. Louyer-Villermay *) hat ausserordentlich gut die Zeichen beschrieben, die immer die Hypochondrie von der Melancholie unterscheiden. Die Melancholie besteht nach Fodéré in dem ausschliesslichen Beharren auf irgend einen Gegenstand, der immer mit Lebhaftigkeit verfolgt wird, und ist fast immer von Furcht, Misstrauen, u. s. w. begleitet. Derselbe Schriftsteller giebt der Melancholie den Namen Manie, wenn sie in Aufregung oder Wuth übergeht.

Diese kurze Aufführuug der verschiedenen Definitionen beweist schon, wie ungewiss man über die Zeichen und Natur dieser Krankheit ist. Ich glaube sie gut zu definiren, wenn ich sage, dass die Melancholie mit Delirium oder die Lypemanie eine Gehirnkrankheit ist, die sich durch ein partielles, chronisches Delirium ohne Fieber characterisirt, und die durch eine traurige, schwächende oder unterdrückende Leidenschaft unterhalten wird. Die Melancholie kann weder mit der Manie, deren Delirium allgemein, mit Aufregung der Sensibilität und der intellectuellen Fähigkeiten verbunden ist, noch mit der Monomanie, die als characteristisches Kennzeichen ausschliessliche Ideen mit einer expansiven und freudigen Leidenschaft hat, noch mit der Verwirrtheit, deren Incohärenz und Verworrenheit der Ideen Folge der Schwächung sind, verwechselt werden, eben so wenig als mit dem Idiotismus; denn der Idiot hat nie vernünftig urtheilen können.

Die Melancholie ist häufig für Hypochondrie gehalten worden. Ich kann mir es nicht versagen, hier einige Worte über den Unterschied, der zwischen diesen beiden Krankheiten stattfindet, einzuschalten. Die Melancholie ist häufiger erblich. Die Melancholischen werden mit einer eigenthümlichen Gemüthsstimmung, dem melancholischen Temperament, welches sie zur Melancholie geneigt macht, geboren. Diese Neigung wird durch fehlerhafte Erziehung und durch Ursachen, die mehr direct auf das Gehirn, auf die Sensibilität, auf die Intelligenz wirken, erhöht. Die Ursachen, welche sie hervorrufen, sind gewöhnlich psychisch, während die Hypochondrie grösstentheils Folge der physischen Ursachen ist, welche die Thätigkeit des Magens modificiren und die Verdauungsfunctionen stören. In der Melancholie sind die der Vernunft zuwiderlaufenden Ideen fix; sie werden durch eine traurige Leidenschaft, durch eine fehlerhafte Verbindung der Ideen unterhalten. In der Hypochondrie im Gegentheil findet kein De-

*) Abhandlung über die nervösen Krankheiten oder Vapeurs. Paris 1816. 2 Bde. in 8.

lirium statt, aber der Kranke übertreibt sein Leiden; er sieht und erschrickt unaufhörlich vor Gefahren, die, wie er glaubt, sein Leben bedrohen, und leidet an Dyspepsie.

Eben so wie bei den andern Arten der Geisteskrankheiten werde ich bei der Lypemanie oder Melancholie die Ursachen, welche sie hervorrufen, die Symptome, welche sie characterisiren, den Gang, der ihr eigen ist, und endlich ihre Krisen und Behandlung in Betrachtung ziehen.

§. 1.

Symptome der Lypemanie oder Melancholie.

Der Melancholische hat einen magern schlanken Körper, schwarze Haare, eine bleiche, gelbliche Gesichtsfarbe, die Haut ist braun, schwärzlich, trocken und schuppig, während die Nase eine dunkelrothe Farbe hat. Die Physiognomie ist stier und unbewegt, aber die Gesichtsmuskeln sind convulsivisch gespannt und drücken Traurigkeit, Furcht oder Schreck aus. Die Augen sind stier, gegen die Erde gesenkt oder in die Ferne gerichtet, der Blick ist schielend, unruhig und argwöhnisch. Wenn die Hände nicht abgemagert, braun, erdfarben sind, so sind sie angeschwollen, violett.

M., 23 Jahr alt, wird am 8ten Juni 1812 nach der Salpetrière gebracht; sie ist von mittelmässiger Statur, hat schwarze Haare und schwarze Augen. Die sehr starken Augenbraunen nähern sich der Nasenwurzel, der Blick ist zur Erde gesenkt, das Gesicht drückt Furcht aus, der Körper ist mager und die Haut braun. Man beobachtet einige scorbutische Flecke auf dem Unterleibe. Die Hände und Füsse sind stets sehr kalt, der Puls ist langsam, sehr schwach, die Verstopfung, die gewöhnlich sehr hartnäckig ist, wird manchmal durch Durchfall ersetzt; der Urin fliesst sparsam.

M. spricht kein Wort, macht keine Bewegung, bleibt ruhig in ihrem Bette liegen. Man nimmt zu verschiedenen Mitteln seine Zuflucht, um sie zu bestimmen, Nahrung zu sich zu nehmen. Die Uebergiessungen mit kaltem Wasser haben diesen Widerwillen bekämpft. M. isst lieber, jedoch zeigt sie von Zeit zu Zeit ihren Widerwillen gegen Nahrungsmittel, obgleich mit weniger Hartnäckigkeit als früher.

Das Mädchen hat seit vier Jahren, seitdem sie in dem Hause ist, nur einige Worte fallen lassen, die zu dem Schluss berechtigten, dass sie ganz von Schreck absorbirt sei. Sie bewohnte das Land und war durch Soldaten sehr erschreckt worden.

Man muss M. zwingen, von ihrem Bette aufzustehen. Sobald sie angekleidet ist, setzt sie sich auf eine Bank; steht sie auf, so bleibt sie in derselben Stellung, den Kopf zur linken

Seite geneigt; die gekreuzten Arme ruhen auf ihren Knien, die Augen sind stier gegen den Boden geheftet. Zur Mittagszeit geht sie nicht, um ihre Mahrungsmittel zu holen, man muss sie ihr bringen und sie zum essen zwingen. Hierbei verändert sie nicht ihre Lage, und bedient sich hierzu nur der rechten Hand. Wenn man sich der Kranken nähert, wenn man zu ihr spricht, wenn man sie befragt, wenn man sie ermahnt, u. s w., färbt sich ihr Gesicht leicht; manchmal wendet sie die Augen ab, nie jedoch antwortet sie. Man muss ihr sagen, wenn es Zeit ist zu Bette zu gehen; dann kleidet sie sich aus, knäult sich in ihr Bett zusammen und deckt sich mit der Bettdecke ganz zu.

Die Menstruation ist unregelmässig und sehr gering, sie ist manchmal sechs Monate lang unterdrückt. Man konnte nie das Stillschweigen dieses Mädchens brechen, noch ihre Abneigung gegen jede Bewegung überwinden, nie war sie wüthend. Sie starb im 29sten Jahre phthisisch.

Die folgende Beobachtung zeigt uns die Melancholie mit andern Zeichen, als wir sie so eben gesehen. Hier schien die Melancholische von der Last der Ideen, die sie niederdrücken, überhäuft, während die in der folgenden Beobachtung durch ihren Blick und ihre Stellung die Thätigkeit und Starrheit ihrer Intelligenz und ihrer Neigungen ankündigt.

Madem. X., von sehr starker Constitution, schlankem Wuchs, hatte ihre Kindheit in dem Schlosse zu Chantilly zugebracht und oft mit dem Herzog von Enghien, der damals selbst noch Kind war, gespielt. Zur Zeit der Emigration wurde X. einer Dame anvertraut, die sie bewachen und ihre Erziehung leiten sollte. Die politischen Begebenheiten wurden heftiger und das Kind litt Noth, und seine Erziehung ward vernachlässigt. Bei dem Tode des Herzogs von Enghien verfällt X. in die tiefste Melancholie. Sie war damals 16—17 Jahr alt, und ihre Haare wurden fast plötzlich grau. Sie wurde nach der Salpetrière gebracht, wo sie lange Jahre lebte, ehe sie starb.

X. war von hohem Wuchs, sehr mager, sie hatte viele, aber graue Haare, ihre grossen blauen Augen waren stier; die Kranke war nur mit einem Hemde bekleidet und der nackte Kopf lag beständig auf dem Kopfkissen ihres Bettes; die Schenkel waren stets unter den Bauch zurückgezogen und die Füsse lagen unter den Schenkeln, die Ellenbogen waren auf die Knie gestützt, der Kopf, der nach der rechten Seite aufwärts gerichtet war, wurde durch die rechte Hand unterstützt. Während der Nacht ist die Lage der Kranken dieselbe; aber sie setzt sich auf die Matratze, stützt den Rücken gegen das Kopfkissen und legt sämmtliche Decken auf ihre Brust. Mademoiselle spricht nie, von Zeit zu Zeit murmelt sie mit leiser Stimme einige einsilbige Worte, die zu dem

Glauben berechtigten, dass sie Jemanden sehe und höre. Sie antwortete auf keine Frage, sondern stösst durch eine Bewegung mit der Hand die Person zurück, welche sie frägt. Sie isst wenig und die Verstopfung ist hartnäckig; sie kriecht auf den Schenkeln fort, indem sie den Körper mit Hülfe der Arme in die Höhe hebt. Ihre Augen und ihr Blick werden nie von einem Fenster abgewendet, welches ihrem Bette gegenüber ist, und durch welches sie Jemanden zu sehen oder zu hören scheint, der ihre Aufmerksamkeit fesselt. Die Schenkel und Beine sind durch diese fortgesetzte Lage zusammengezogen, und welche Versuche man auch gemacht hat, um ihre Beine auszustrecken, so ist es doch nicht möglich gewesen.

Die Einigkeit der Neigung und des Gedankens macht die Handlungen des Melancholischen einförmig und langsam; er versagt sich jede Bewegung, bringt sein Leben in der Einsamkeit und im Müssiggange zu. Gewöhnlich sitzt er mit gekreuzten Händen, oder steht unthätig da und lässt die Arme am Körper herabsinken. Wenn er geht, so geschieht dies langsam und mit Furcht, als wenn er eine Gefahr zu vermeiden hätte, oder er geht schnell und immer in ein und derselben Richtung, als wenn sein Geist sich sehr in etwas vertieft hätte. Es giebt Einige, die ihre Hände, die Extremitäten der Finger zerreissen und die Nägel zerstören. Stets von Kummer oder Furcht geplagt, ist das Auge und das Ohr immer wach. Für den Melancholischen ist der Tag ohne Ruhe und die Nacht ohne Schlaf; die Secretionen gehen nicht mehr von statten.

Einige Melancholische verweigern hartnäckig jede Nahrung. Man sieht welche, die mehrere Tage zubringen, ohne zu essen, obgleich sie Hunger haben; aber sie werden durch Hallucinationen, Illusionen, die Furcht hervorbringen, zurückgehalten Der Eine fürchtet das Gift, der Andere die Entehrung. Dieser hier will Busse thun, Jener da behauptet, dass, wenn er isst, er seine Freunde oder Verwandten compromittirt. Endlich giebt es Andere, die sich vom Leben und ihren Qualen zu befreien hoffen, indem sie keine Nahrung zu sich nehmen.

Man sah welche, die 13, 20 Tage und darüber fasteten. Wenn man über diesen Entschluss gesiegt hat, so sind die Meisten minder traurig, minder düster, nachdem sie sich entschlossen haben, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. (Siehe Selbstmord).

Der Puls ist gewöhnlich langsam, schwach, zusammengezogen; manchmal ist er sehr hart, die Haut ist trocken, heiss und manchmal brennend; es findet keine Transpiration statt; die Extremitäten der Glieder sind kalt, schweissig.

Die Melancholischen schlafen wenig; die Unruhe, die Furcht, der Schreck, die Eifersucht, die Hallucinationen erhalten sie wach.

Sobald sich ihre Augen schliessen, sehen sie tausend Phantome, die sie erschrecken. Wenn sie schlafen, so ist ihr Schlummer unterbrochen, durch mehr oder minder heftige Träume bewegt. Mehrere sind nach einer guten Nacht trauriger, unruhiger. Andere glauben nie das Ende des Tages erreichen zu können, und befinden sich besser, wenn die Nacht beginnt, überzeugt, dass man sie nicht festsetzen könne. Andere fühlen sich bei der Annäherung der Nacht unruhiger, sie fürchten die Dunkelheit, die Einsamkeit, die Schlaflosigkeit, die Schrecken während des Schlafes, u. s. w.

Die Secretionen zeigen auch merkliche Störungen bei den Melancholischen. Der Urin, der reichlich fliesst, ist ganz hell, wässerig; manchmal fliesst er selten, ist dick, trübe. Es giebt Melancholische, die aus verschiedenen Beweggründen den Urin mehrere Tage hinter einander zurückhalten. Man kennt die Geschichte des Kranken, der aus Furcht die Erde zu überschwemmen, nicht uriniren wollte, und der sich nur dazu bewegen liess, als man ihm sagte, dass er hierdurch eine heftige Feuersbrunst, die so eben ausgebrochen wäre, löschen könne.

Die Melancholie mit Delirium oder die Lypemanie zeigt in der Gesammtheit ihrer Symptome zwei sehr bestimmte Verschiedenheiten. Bald sind die Melancholischen von einer sehr grossen Reizbarkeit und ausserordentlichen Beweglichkeit; Alles macht auf sie einen sehr lebhaften Eindruck, die geringste Ursache bringt die schmerzhaftesten Wirkungen hervor; die einfachsten, gewöhnlichsten Begebenheiten scheinen ihnen neu nnd sonderbar und sind da, um sie zu quälen und ihnen zu schaden. Sie zittern und erschrecken vor der Kälte, der Wärme, dem Regen, dem Winde. Durch das geringste Geräusch werden sie ergriffen und seufzen. Die Ruhe macht sie schaudern und erschreckt sie. Missfällt ihnen etwas, so stossen sie es hartnäckig und mit Grobheit zurück; sagen ihnen Nahrungsmittel nicht zu, so bringt sie ihr Widerwillen zu Uebelkeiten und Erbrechen; bedauern sie irgend etwas, so sind sie in Verzweiflung; erfahren sie irgend einen Widerspruch, so glauben sie Alles verloren. Alles ist in ihrer Art zu denken, zu fühlen und zu handeln gezwungen und übertrieben. Durch diese ausserordentliche Reizbarkeit sehen sie unaufhörlich in den äussern Gegenständen neue Ursachen des Schmerzes. Sie sind stets in Bewegung, suchen ihre Feinde und die Ursache ihrer Leiden; sie erzählen unaufhörlich einem Jeden ihre Uebel, ihre Furcht, ihre Verzweiflung. Bald concentrirt sich die Sensibilität auf einen einzigen Gegenstand und scheint alle Organe verlassen zu haben; der Körper ist unempfindlich für jeden Eindruck und der Geist nur auf einen einzigen Gegenstand gerichtet, der die ganze Aufmerksamkeit absorbirt und alle intellectuellen Functionen aufhebt. Die Unbeweglichkeit des Körpers, die Starrheit der Ge-

sichtszüge, das hartnäckige Stillschweigen verrathen genügend die schmerzhafte Anstrengung der Intelligenz und der Neigungen. Es ist nicht mehr ein Schmerz, der aufregt, der klagt, schreit, weint, es ist ein Schmerz, der schweigt, der keine Thränen hat, es ist ein hartherziger Schmerz.

In diesem Zustande der schmerzhaftesten Aufregung der Sensibilität sind die Melancholischen nicht nur für jeden Eindruck, der dem Gegenstande ihres Deliriums fremd ist, unzugänglich, sondern auch vernunftlos, weil sie die Eindrücke schlecht auffassen; sie sagen, dass ein Abgrund sie von der äussern Welt trenne. »Ich höre, ich sehe, ich fühle, sagen mehrere Melancholische, aber ich bin nicht mehr so wie sonst. Ich fasse die Gegenstände nicht auf, sie identisiren sich nicht mit meinem Wesen. Ein dickes Gewölk, ein Schleier verändert die Farbe und das Aussehen der Körper. Die glatt geschliffensten Körper erscheinen mir rauh, u. s. w. Da die äussern Gegenstände in keiner natürlichen Verbindung mehr mit ihnen stehen, so verursachen sie ihnen Kummer, Erstaunen, Schreck und Entsetzen. Die Melancholischen haben Illusionen der Sinne, Hallucinationen; die vereinigen die ungereimtesten, bizarrsten Dinge. Aus allem diesen entstehen dem gewöhnlichen Verstande mehr oder minder entgegengesetzte Ueberzeugungen, falsche Vorurtheile, Furcht, Entsetzen, Schreck, Abscheu, u. s. w.

Die Leidenschaften modificiren die Ideen, den Glauben, die Entschlüsse des vernünftigsten Menschen. Die traurigen Leidenschaften ziehen partielle Verletzung der Verständniss nach sich. Das intellectuelle Leben desjenigen, dessen sich das melancholische Delirium bemeistert hat, zeigt das ganze Gepräge des Characters seiner Leidenschaft. Der Gebirgsbewohner kann die Entfernung von den Orten, wo er geboren ist, nicht ertragen; er hört nicht auf zu seufzen, wird immer schwächer und stirbt endlich, wenn er seine Heimath nicht wieder sieht. Derjenige, welcher die Polizei oder die Verfolgungen der Gerichte fürchtet, beunruhigt sich, entsetzt sich, weil er fürchtet, jeden Augenblick ergriffen zu werden. Er sieht überall Polizeiagenten, Helfershelfer der Obrigkeit; er sieht sie selbst in seinen Freunden und Verwandten.

Antiochus stirbt, weil er daran zweifelte, die Frau, welche er anbetet, von ihrem Vater Seleucus zu erhalten. Ovid und Tasso verleben Tage und Nächte, in denen ihr Geist und ihr Herz durch die Abwesenheit des Gegenstandes ihrer Liebe unaufhörlich aufgeregt sind. Die Furcht in allen ihren Abstufungen übt, welches auch ihre wirkliche oder eingebildete Ursache sein mag, den grössten Einfluss auf die Melancholischen aus. Der Eine, welcher abergläubisch ist, fürchtet den Zorn, die Rache des Himmels, er

wird von Furien verfolgt, er glaubt sich in die Gewalt des Teufels, von den Flammen der Hölle verzehrt und zu ewiger Verdammniss bestimmt. Der Andere, vor der Ungerechtigkeit der Regierung erschreckt, befürchtet in die Hände der Agenten der Behörde zu fallen, aufs Schaffot geführt zu werden. Er klagt sich an, die schwersten Verbrechen begangen zu haben und sucht sich zu rechtfertigen. Er zieht den Tod den Qualen der Ungewissheit vor, während er in andern Augenblicken bittet, die Vollstreckung des Todesurtheils aufzuschieben, dem seiner Meinung nach, ihn nichts zu entziehen vermag. Dieser fürchtet die Bösartigkeit der Menschen; er glaubt, dass geheime Feinde, Neidische, Böse sein Glück, seine Ehre, seine Neigungen, selbst sein Leben bedrohen. Das geringste Geräusch, die geringste Bewegung, das geringste Zeichen, das unschuldigste Wort setzen ihn in Furcht und Schrecken, und geben ihm die Versicherung, dass er den Anstrengungen seiner Feinde unterliegen werde. Wenn eine bessere und aufgeklärtere Erziehung ihn über die Schrecken des Aberglaubens und der Furcht fortsetzt, so findet er Elemente des Kummers und des Schreckens in seinem Unterricht, in seinem Wissen. Seine Unruhe nimmt einen scientifiken Character an. Der Melancholische glaubt sich dem traurigen Einfluss der Electricität und des Magnetismus unterworfen; er glaubt, dass Chemiker ihn vergiften wollen, oder dass die Physik ihm mit verborgenen Instrumenten tausendfaches Uebel bereitet, dass man Alles hört, was er sagt, wenn man auch sehr entfernt von ihm ist, und dass man alle seine Gedanken erräth. Gewissensbisse, die auf einige grosse Verbrechen folgen, machen die Schuldigen melancholisch und characterisiren ihr Delirium. Orest wird durch die Furien verfolgt. Pausanias, der Lacedämonier, hatte eine junge Sklavin, die man ihm geschenkt hatte, getödtet. Er wird bis zu seinem Tode überall von einem Geiste verfolgt, der seinem Schlachtopfer gleicht.

Die Melancholischen werden durch die merkwürdigsten, eingebildetsten Dinge erschreckt. Alexander v. Tralles spricht von einer Frau, die nicht wagte, ihren Daumen zu biegen, indem sie fürchtete, dass dadurch die Welt einstürzen würde. Montanus spricht von einem Manne, der da glaubte, dass die Erde mit einer Glaskruste bedeckt sei, unter der sich Schlangen befänden. Er wagte nicht zu gehen, aus Furcht, das Glas zu zerbrechen und dann von den Schlangen gefressen zu werden. Ein General, den ich behandelte, wagte nicht, auf die Strasse zu gehen, und glaubte, dass alle Vorübergehende ihn mit Vorwürfen oder Beleidigungen überhäuften.

Einige Melancholische erschrecken über Alles, und ihr Leben vergeht in einer immerwährenden Angst, während Andere durch

eine unbestimmte Empfindung, die gar keinen Beweggrund hat, erschreckt werden. Ich habe Furcht, sagen diese Kranken, ich habe Furcht. Aber worüber denn? Ich weiss es nicht, aber ich habe Furcht. Ihr Aussehen, ihre Physiognomie, ihre Handlungen, ihre Reden, Alles drückt den tiefsten Schreck aus, über den sie nicht siegen können. Das Delirium nimmt den Character der Neigung an, welche die Seele vor dem Ausbruch der Krankheit einnahm, oder behält den Character der Ursache bei, durch die es hervorgerufen wurde, und dieses findet besonders dann statt, wenn diese Ursache heftig und mit grosser Energie einwirkt. Eine Frau wird im Streite eine Spitzbübin genannt; sogleich überzeugt sie sich, dass alle Welt sie anklagt gestohlen zu haben, und dass alle Gerichtsdiener sie verfolgen, um sie auszuliefern. — Eine Dame wird durch Diebe erschreckt, die in ihr Haus eindringen. Von dieser Zeit an schreit sie unaufhörlich: Hülfe, Hülfe! Alle Menschen, welche sie sieht, und selbst ihr Sohn, sind Diebe, die sie bestehlen und tödten wollen. — Ein Kaufmann erleidet einige geringe Verluste; er glaubt, dass er ruinirt, in die tiefste Armuth versunken sei. Er verweigert zu essen, weil er nicht weiss, wovon er seine Nahrungsmittel bezahlen soll. Man zeigt ihm genau, wie sehr glänzend sein Geschäft steht, er prüft, debattirt und scheint von seinem Irrthum zurückzukommen, aber in der That schliesst er, dass er ruinirt sei. — Zwei Brüder haben einen Geldstreit; der eine überzeugt sich, dass der andere ihn tödten will, um sein Geld zu geniessen. — Ein Militair wird in den Ruhestand versetzt, er wird traurig, träumerisch. Bald glaubt er sich entehrt und überzeugt sich, dass seine Kameraden ihn denuncirt haben. Er ist immerwährend beschäftigt, sein Betragen, das stets sehr achtungswerth gewesen, zu rechtfertigen. — Eine Frau sieht, dass ihr Kind durch ein Pferd umgeworfen wird. Alle Beweisgründe und der Anblick des Kindes selbst, welches sich wohl befindet, können sie nicht überzeugen, dass es lebt.

Indem man so alle Ideen, die die Melancholischen quälen, analysirt, bringt man sie leicht auf einige traurige, schwächende Leidenschaften zurück. Könnte man nicht eine gute Klassification der Melancholie einführen, indem man zur Basis die verschiedenen Leidenschaften, die die Verständniss modificiren und unterjochen, nimmt?

Manchmal bewahren die moralischen Empfindungen der Melancholischen nicht nur ihre ganze Kraft, sondern sie sind bis auf den höchsten Punkt exaltirt, obgleich sich die Kranken dagegen wehren, und hierdurch in die tiefste Traurigkeit versinken. Die kindliche Liebe, die Liebe, die Freundschaft und die Dankbarkeit sind ausserordentlich, vermehren die Unruhe, die Furcht der Melancholischen, und treiben sie zu verzweifelten Handlungen. So

glaubt sich eine Mutter von ihrem Manne verlassen; sie will ihre Kinder tödten, um ihnen ähnliches Unglück zu ersparen. — Ein Winzer tödtet seine Kinder, um sie in den Himmel zu bringen.

Die Aufmerksamkeit des Melancholischen ist sehr thätig auf einen einzelnen Gegenstand mit einer fast unübersteigbaren Spannkraft gerichtet, gänzlich auf ein Object concentrirt, und so kann der Kranke seine Aufmerksamkeit nicht abwenden, noch sie auf Gegenstände, die seiner Neigung fremd sind, richten. Der Geist, wie das Gehirn sind, man verzeihe mir diesen Ausdruck, in einem tetanischen Zustande. Dieser Krampf kann nur durch eine physische oder psychische Erschütterung aufgehoben werden. Da ihre Verstandesthätigkeit nur in einem Punkte verletzt ist, so scheinen die Kranken ihre ganze intellectuelle Thätigkeit anzuwenden, um sich in ihrem Delirium zu bestärken, und kaum kann man sich denken, welche Kraft, welche subtile Schlüsse sie anwenden, um ihre Vorurtheile, ihre Unruhe, ihre Furcht zu rechtfertigen. Selten überwindet man sie, nie überzeugt man sie. Ich verstehe sehr wohl, was Sie mir sagen, sagte mir ein Melancholischer, Sie haben Recht, aber ich kann Ihnen nicht glauben. Manchmal ist im Gegentheil der Geist der Melancholischen in einem kataleptischen Zustande; sie erfassen mit Energie, und bewahren mehr oder minder die Ideen, die man ihnen beibringt, und man kann sie in diesem Falle fast willkürlich ändern, wenn nur die neuen Ideen in irgend einem Verhältnisse mit der herrschenden Leidenschaft stehen. Eine Dame glaubt, dass ihr Mann sie mit einem Gewehre tödten wolle; sie entflieht aus ihrem Schlosse, wirft sich in eine Pfütze. Man ruft ihr zu, wenn man sie umbringen wolle, man dieses ja leichter durch Gift thun könne. Sogleich hat sie vor dem Gifte Furcht, und verweigert jede Art von Nahrung. — Ein Melancholischer glaubt sich entehrt; nachdem man unnützer Weise versucht hatte, ihn zu beruhigen, wendet man Tröstungen, aus der Religion geschöpft, an. Bald überzeugt sich der Kranke, dass er verdammt sei.

Einige Melancholische haben die Empfindung ihres Zustandes; sie haben das Bewusstsein, dass ihre Furcht absurd, ihre Begriffe falsch sind. Sie gestehen es oft mit Kummer und selbst mit Verzweiflung ein, sie sind unaufhörlich durch die Leidenschaft, die sie beherrscht, zu derselben Furcht, denselben Unruhen, demselben Delirium zurückgeführt. Es ist ihnen unmöglich, zu denken, zu wollen, anders zu handeln. Mehrere versichern, dass eine unüberwindliche Macht sich ihrer Vernunft bemächtigt hat; es ist Gott, ein Dämon, ein Schicksal, und dass sie nicht mehr die Kraft haben, sie zu leiten, ihren Willen zu beherrschen. Ist dies nicht eine raisonnirende Melancholie?

Der Wille der meisten Melancholischen ist unbeugbar; nichts

kann ihn überwinden, weder Vernunftschlüsse, noch Beweise der lebhaftesten Zärtlichkeit, noch Drohungen; nichts kann über ihre Irrthümer, Aufregung, Furcht sie überführen; nichts kann ihre Vorurtheile, Abneigungen zerstören. Man zerstreut sie nur durch lebhafte unerwartete Erschütterungen, die geeignet sind, ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Einige Melancholische haben keinen Willen mehr, und wenn sie wollen, so sind sie zu ohnmächtig, um es auszuführen.

Ein alter durch sein Wissen sowohl, als durch seine Beredtsamkeit ausgezeichneter Beamter wird in Folge von Kummer von einem Anfalle von Monomanie mit Aufregung, und selbst mit Wuth befallen. Nach einigen Monaten hört das Delirium auf, aber der Kranke bewahrt noch einige ungerechte Vorurtheile. Endlich wird er ganz verständig, aber er will nicht in die Welt treten, obgleich er sehr gut erkennt, dass er Unrecht hat. Er will sich nicht beschäftigen, noch seine Geschäfte besorgen, obgleich er sehr gut weiss, dass sie hierdurch leiden. Seine Unterhaltung ist eben so verständig, als geistreich. Spricht man mit ihm davon, dass er reisen, oder seine Geschäfte besorgen soll, so antwortet er: Ich weiss, dass ich es thun sollte, und dass ich es thun kann. Ihre Rathschläge sind sehr gut. Ich möchte Ihre Meinung befolgen; ich bin überzeugt, dass es gut sein würde; aber thun Sie, dass ich wollen kann; dieses Wollen, welches bestimmt und ausführt. Es ist sicher, sagte er mir eines Tages, dass ich nur Willen zum Nichtwollen habe, denn ich bin ganz verständig; ich weiss, was ich thun muss, aber die Kraft verlässt mich, wenn ich handeln soll.

Die Melancholischen sind nie unverständig, selbst nicht in der Sphäre der Ideen, welche ihr Delirium characterisiren. Sie gehen von einer falschen Idee, von falschen Prinzipien aus, aber alle ihre Schlüsse, alle ihre Deductionen sind streng logisch. Was ihrem Delirium fremd ist, beurtheilen sie wie alle übrigen Menschen; sie schätzen die Dinge sehr gut ab, urtheilen sehr gut über Personen und Thatsachen, eben so verständig, als vor ihrer Krankheit; aber der Character, die Neigung, die Gewohnheiten, die Lebensart des Melancholischen ist verändert, wie dies stets beim Delirium geschieht, weil das Delirium die natürlichen Verhältnisse zwischen dem Ich und der äussern Welt verändert. Der Verschwender wird geizig, der Krieger furchtsam, der Fleissige faul; Alle sind misstrauisch, haben Verdacht gegen Alles, was man sagt, gegen Alles, was man thut. Sie sprechen wenig, sind einsilbig; da sie nur einen Gedanken haben, so wiederholen sie unaufhörlich dieselben Wörter; nur sehr wenige sind geschwätzig. Das Ge-

schwätz dreht sich um Klagen, um ihre Verzweiflung, oder drückt ihre Furcht aus.

§. 2.

Von den Ursachen der Melancholie.

Die Ursachen der Melancholie sind zahlreich und sind auch den übrigen Gattungen der Geisteskrankheiten gemein. Wir werden hier nur von denen sprechen, die einen unmittelbaren Einfluss auf die Häufigkeit und den Character der Melancholie haben.

Die Jahreszeiten und das Klima. — Das Klima und die Jahreszeiten haben einen besondern Einfluss auf die Hervorbringung der Melancholie. Die Gebirgsbewohner, die wenig civilisirt sind, bekommen, wenn sie ihr Land verlassen, Heimweh; während die Bewohner von Ebenen, die in der Civilisation vorgerückt sind, wenig Disposition zur Entwickelung dieser Krankheit haben. Die Nähe von Morästen, die neblige, feuchte Luft praedisponiren zur Melancholie, eben so die warmen und trocknen Länder, wenn dort gewisse Winde herrschen. Jedermann kennt die melancholischen Wirkungen, die der Sirocco auf die Italiener, der Solano auf die Spanier und der Kamsin auf die Aegypter ausübt. In den Gegenden, wo die Atmosphäre brennend und trokken ist, ist die Sensibilität erhöhter, die Leidenschaften sind heftiger, und man findet dort mehr Melancholische. So war es nach dem Zeugnisse von Aretaeus, Bontius, Prosper Alpinus, Avicenna in Griechenland und in Aegypten, und dies wird durch die neuern Reisenden bestätigt, die versichern, dass die Melancholie häufiger in Unterasien, Oberaegypten, in Bengalen sei.

Hippokrates und alle Schriftsteller, die ihm gefolgt sind, versichern, dass der Herbst die meisten Melancholischen hervorbringt. Diese Jahreszeit ist nach der Bemerkung von Cabanis für diese Krankheit um so günstiger, je mehr der Sommer warm und trocken war. Ich fand diese Bemerkung im Herbst 1818 bestätigt. Alle Aerzte konnten die Melancholie häufiger in diesem Jahre während der Monate October und November sehen, als in den frühern Jahren. Wir nahmen in der Salpetrière während dieser beiden Monate eine weit grössere Zahl von Melancholischen, und besonders von Selbstmördern auf, als sonst. Ungeachtet dieser allgemeinen Meinung wäre ich doch geneigt zu glauben, dass im Frühling und Sommer, wenigstens in unserer Gegend, mehr Melancholische vorkommen. Vielleicht hängt dieser Unterschied von dem Unterschiede des Klimas ab. Es ist sicher, dass die Zählungen, die vier Jahre lang in der Salpetrière gemacht wurden, diese Meinung bestätigen, die paradox erscheinen könnte, aber die ich hier dennoch anführen will, da sie durch meine nachstehenden

Beobachtungen bestätigt wird. Uebrigens ist der Frühling am günstigsten zur Heilung der Melancholie, während sie gewöhnlich im Herbst und Winter exacerbirt.

Tabelle der Melancholischen in Beziehung zu den Jahreszeiten.

Auszug aus der Salpetrière.

Monat	1811	1812	1813	1814	Total.
Januar	3	3	9	5	20
Februar	5	3	7	4	19
März	10	5	9	5	29
April	4	9	4	4	21
Mai	11	19	12	4	46
Juni	7	11	10	6	34
Juli	9	16	12	8	45
August	8	10	11	15	44
Septbr.	14	4	12	9	39
October	6	8	16	5	35
Novbr.	8	8	6	4	26
Decbr.	12	5	10	7	34

Aus dieser Tabelle geht hervor, dass während vier Jahren die Aufnahme der Melancholischen in der Salpetrière in den Monaten Mai, Juni, Juli und August stärker war, als in den übrigen Monaten.

Das Alter. — Die Beweglichkeit des ersten Alters schützt das Kind vor starken und dauerhaften Eindrücken, und würde es gänzlich vor der Melancholie bewahren, wenn das kindliche Alter von jeder Leidenschaft ausgeschlossen wäre. Aber die Missgunst vergiftet manchmal die süssen Freuden der Jugend und ruft eine wahre Melancholie mit Delirium hervor. Einige Kinder sind über die Zärtlichkeit und Liebkosungen ihrer Mutter neidisch; sie werden bleich, magern ab, verfallen in Marasmus und sterben. Auch werden die Kinder, aber selten, vom Heimweh befallen.

Zur Zeit der Pubertät erregt die Entwickelung von neuen Organen neue Bedürfnisse und neue Empfindungen; der Jüngling hat neue Leidenschaften, seine Tage verfliessen glücklich und friedfertig ohne Bekümmerniss um das Vergangene, ohne Wunsch für die Zukunft. Aber wenn die Leidenschaften auf ihn ihre ganze Macht ausüben, seine Einbildrngskraft exaltiren, so stören der Kummer, die Qualen der Liebe, die Erotomanie seine ersten Genüsse. Der Kampf der Liebesleidenschaften mit den Prinzipien der Religion setzen den jungen Menschen der religiösen Melancholie aus, und wenn die Onanie, wenn frühreife Genüsse, wenn der Missbrauch in Vergnügungen und die Excesse im Studium die

reinen und verschiedenartigen Vergnügungen dieses Alters ersetzt haben, so muss man dann eine oft unheilbare Melancholie befürchten.

In dem männlichen Alter ist die Sensibilität minder erregbar, die Einbildungskraft minder thätig, und die übrigen Geisteskräfte wirken mit mehr Energie; die künstlichen Leidenschaften ersetzen die verliebten Leidenschaften, die Verhältnisse zu dem geliebten Gegenstande werden schlaffer, während die Familiensorgen das persönliche Interesse, die Liebe zum Ruhme, der Ehrgeiz eine grössere Macht ausüben. Wenn nun traurige Neigungen bestehen, und wenn nicht die Mässigung die künstlichen oder geselligen Leidenschaften im Zaume hält, so wird der Mensch bei dem geringsten Anstoss, bei dem geringsten Unglücksfall traurig, düster, besorgt und endlich melancholisch. Auch werden die Frauen gegen das Ende dieser Zeit, indem die Menstruation aufhört und da sie die Welt und ihre Vergnügungen verlassen, tausendfach verschiedenen Uebeln und der Melancholie ausgesetzt; besonders aber die, die sich einzig und allein mit der Welt und mit der Coquetterie während ihres frivolen Lebens beschäftigten.

Der Greis wird durch die Empfindung seiner Ohnmacht ruhiger; die Ideen und Wünsche haben ihre Energie verloren, die Einbildungskraft schweigt, die Leidenschaften sind erloschen. Und könnte wohl die Melancholie bei Individuen ohne Leidenschaften ausbrechen? Auch ist diese Krankheit im Greisenalter sehr selten, wenn man nicht mit Melancholia senilis den Zustand bezeichnen will, wo der Greis nach einem stürmischen und vergeudeten Leben über die Irrgänge nachdenkt, auf die er durch Leidenschaften gezogen wurde, sich trennt, traurig, unruhig, geizig, misstrauisch, egoistisch wird, und dann oft ungerecht gegen seine Freunde, gegen seine eignen Kinder und gegen die ganze Gesellschaft ist. Die folgende Tabelle beweist, dass die Melancholie sehr häufig in der Jugend, d. h. vom 25—35sten Jahre ist, dass diese Krankheit nach diesem Alter allmälig abnimmt, und dass sie sich fast nie über das 55ste Jahr zeigt. Diese Zählung wurde in der Salpetrière angestellt; die Zählung aus einer höhern und reichern Klassse der Gesellschaft giebt dieselben Resultate.

Tabelle in Beziehung auf das Alter.

Jahre	Alter. 20	25	30	35	40	45	50	55	60
1811	7	19	16	13	13	10	9	1	6
1812	8	23	16	9	15	9	12	3	6
1813	8	14	8	15	17	22	11	3	9
1814	4	8	12	10	7	7	6	4	8
Total	27	64	62	48	52	48	38	11	29

Geschlecht. — Die Frauen scheinen, vermöge der Weichlichkeit ihrer Constitution, durch die Beweglichkeit ihrer Empfindungen, ihrer Wünsche, durch den geringen Fleiss, welchen sie auf Alles verwenden, minder der Melancholie unterworfen zu sein, als die Männer. Dies war die Meinung des Aretaeus, des Coelius Aurelianus und der ältern Aerzte. Aber sind die ausserordentliche Reizbarkeit, die sitzende Lebensweise unserer Frauen, und selbst ihre Eigenschaften nicht praedisponirende Ursachen dieser Krankheit? Stehen die Frauen nicht unter Einflüssen, die den Männern fremd sind, wie die Menstruation, die Schwangerschaft, die Entbindung, das Nährungsgeschäft? Wirken die Leidenschaften der Liebe, die bei ihnen so thätig sind, die Religion, die zur wahrhaften Leidenschaft bei mehreren wird, wenn die Liebe nicht ausschliesslich ihr Herz und ihren Geist beschäftigt, die Eifersucht, die Furcht nicht energischer auf die Frauen, als auf die Männer? Und so ist auch die religiöse Melancholie sehr häufig bei den Frauen, besonders aber in der untern Klasse der Gesellschaft und in den minder aufgeklärten Gegenden. Auch werden die jungen Mädchen, die Wittwen und manchmal die Frauen zur kritischen Zeit von der erotischen Melancholie befallen. Die Männer, sagt Zimmermann, sind Narren aus Stolz, die Mädchen aus Liebe, die Frauen aus Eifersucht.

Temperament. — Das melancholische Temperament der Alten, das bilioso-nervöse Temperament von Hallé, praedisponiren zur Melancholie. Individuen mit diesem Temperament sind schlank, mager, ihre Muskeln sind dünn, aber stark hervortretend, die Brust ist eng, die Haut braun oder gelblich, die Haare schwarz, die Augen feurig, die Physiognomie traurig, unruhig, der Blick furchtsam oder stier, alle Leidenschaften ausserordentlich stark. Diese Individuen lieben oder hassen mit Hartnäckigkeit; sie sind träumerisch, schweigsam, misstrauisch, sie concentriren ihre Neigungen und die Gesellschaft belästigt sie. Sie fliehen dieselbe, ziehen die Einsamkeit vor, wo ihre Einbildungskraft und ihre Neigungen freien Spielraum haben. Sie sind sehr geeignet, Künste und Wissenschaften zu cultiviren; sie haben wenig Gedächtniss, aber kräftige Ideen, eine starke Auffassungsgabe; sie sind zu tiefen Forschungen fähig; widmen sich oft ausschliesslich den Gegenständen ihrer Studien, und scheinen oft nur einem bestimmten Gegenstande Interesse abzugewinnen, dem sie sich dann mit ganzer Seele hingeben. Diese Individuen sind wesentlich zur Melancholie praedisponirt. Dies bewog auch den Aristoteles, zu sagen, dass geniale Menschen, grosse Gesetzgeber gewöhnlich melancholisch sind. Mahomet, Luther, Cato, Pascal, Chatterton, Rousseau, Gilbert, Alfieri, Zimmermann u. s. w. bestätigen die Meinung des Aristoteles, die er durch sein eigenes Beispiel gerechtfertigt hatte.

Dieses Temperament gehört aber nicht ausschliesslich dem Mann von Geist an, der denselben zum Denken, zum Reden und zum guten Handeln anwendet. Man findet es auch bei grossen Bösewichten. Diese Bösewichte, die in der Welt oft das Schrecken ihrer Mitbürger ausmachen, sind nicht immer von den Qualen der schwärzesten Melancholie verschont. Ihre harte, zurückstossende Physiognomie trägt den Stempel ihrer gehässigen, übelwollenden Leidenschaften. Ihre Abneigung gegen die Menschen lässt sie die Einsamkeit aufsuchen und sie fliehen.

Die erlangten Constitutionen oder Temperamente, wo Hämorrhoiden oder das Lebersystem vorherrschen, praedisponiren auch zur Melancholie.

Stand und Lebensart. — Die körperliche Arbeit unterhält die physischen Kräfte und vertheilt sie gleichförmig auf alle Organe; sie ist der beste Zügel gegen die Leidenschaften, und verhindert zu gleicher Zeit die Einbildungskraft, sich in unsere Vergnügungen zu mischen und sie zu verderben. Ein müssiges Leben, der Uebergang von einem sehr thätigen zu einem müssigen Leben, lange hinter einander fortgesetztes Nachtwachen, das die Kräfte erschöpft, ein zu langer Schlaf machen mürrisch und matt. Das Uebermaass im Studium, sagt Celsus, schadet dem Menschen mehr, als die körperliche Arbeit, wenn das Studium nicht durch Ruhezeit und Leibesbewegung unterbrochen wird. Ist das Studium auf einen Gegenstand gerichtet, und ist dies ein abstrakter, mystischer, dann lebt der Mensch in drohender Gefahr, melancholisch zu werden. Die Melancholie ist noch mehr zu befürchten, wenn sich zu den übermässigen Studien Fehler des Regimens gesellen, oder ein zu entschiedener Geschmack für das einsame Leben. Zimmermann erzählt mehrere Beispiele von Melancholischen, die es durch diese letzte Ursache geworden. Es giebt gewisse Stände, die besonders zu dieser Krankheit praedisponiren, weil sie die Einbildungskraft und die Leidenschaften erregen, und die, die sie ausüben, vielfachen Fehlern des Regimens aussetzen. — Solche Stände sind: Musiker, Dichter, Schauspieler, Kaufleute, die gewagte Spekulationen unternehmen. Ich könnte mehr als zwanzig Schauspieler nennen, bei denen ich consultirt wurde.

Die physischen Ursachen, die man pathologische nennen könnte, wirken fast alle, indem sie die Constitution der Individuen schwächen. Das fortgesetzte Fasten, das Hungern, wurde von mehreren Schriftstellern, besonders von Santa Cruz als geeignet, die Melancholie hervorzurufen, bezeichnet. Dieser Einfluss ist selbst durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch geheiligt. Die Gewohnheit den Magen mit Speisen, besonders mit schwer verdaulichen zu überladen, disponirt bei den Männern, und besonders bei

denen, die eine sitzende Lebensart führen, zu derselben Krankheit. Einige Aerzte haben behauptet, dass der gewöhnliche Genuss der Milch traurig mache, und den Melancholischen schädlich sei. Es ist sicher, dass der Genuss der Milch bei Personen von bilioso-nervösem Temperament Kopfschmerzen verursacht. Der Missbrauch des Opiums, heisser Getränke, der Spirituosa verursacht oft die Melancholie und führt die Melancholischen zum Selbstmorde. Vielleicht muss man dem Missbrauch der warmen und geistigen Getränke die grosse Anzahl von Selbstmördern zuschreiben, die man in England findet. Wenigstens ist das die Meinung mehrerer englischen Aerzte. Man führt oft in unser Hospital Frauen, die während der Betrunkenheit, oder während des Deliriums, das auf die Trunkenheit folgt, melancholisch wurden, und selbst Neigung zum Selbstmorde zeigten.

Die Onanie, die Enthaltsamkeit nach der Heirath bringen manchmal die Melancholie hervor. Die Unterdrückung einer gewohnten Ausleerung, der Transpiration, des Hämorrhoidalflusses, hartnäckige Verstopfung, machen melancholisch. Sanctorius hat bemerkt, dass der Mangel an Transpiration traurig mache. Voltaire sagte, dass die Verstopfung einen traurigen Einfluss auf die Bestimmungen der Grossen ausübe.

Das Verschwinden oder plötzliche Aufhören irgend einer Krankheit kann bei denjenigen, welche zur Melancholie praedisponirt sind, dieselbe verursachen; eben dasselbe bewirken die Krätze, Flechten, ein Geschwür, ein Exutorium, wenn diese unterdrückt werden. Man sieht an die Stelle der Lungenschwindsucht, der Hysterie, der Hypochondrie, der Epilepsie, der Manie und der Monomanie die Melancholie treten, oder mit diesen Krankheiten abwechseln. Es ist nicht selten, dass Maniaci in tiefe Melancholie, ja sogar mit Neigung zum Selbstmorde verfallen, wenn das allgemeine Delirium und die Aufregung, welche die Manie characterisiren, aufhören. Die kömmt bei Einigen daher, weil sie durch ein peinliches Gefühl, welches ihnen das Andenken an ihr Delirium einflösst, und welches unglücklicher Weise durch Vorurtheile erhöht wird, gequält werden, bei Andern, weil sie sich überreden, dass sie zu nichts mehr tauglich sind, oder sich überzeugen, dass sie unnütz oder ihren Verwandten und Freunden lästig, oder dass sie ein Gegenstand der Verachtung sind.

M..... 48 Jahr alt, von sehr starker Constitution, der während der Schreckensregierung eine thätige Rolle gespielt hatte, wird durch das Direktorium entfernt und auf einen Gesandschaftposten geschickt. Der erste Konsul beruft ihn zurück und ernennt ihn zum Präfekt. Da M. einen Posten bekömmt, der der eben verlassenen Stellung, und besonders seinem Ehrgeize nicht angemessen ist, so überlässt er sich tausend Uebertreibungen, tau-

send Ausschweifungen in seinen Entschlüssen und Handlungen. Bald überredet er sich, dass er König sei, und überlässt sich allen Anmaassungen, die eine solche Ueberzeugung hervorbringt. Er verlangt, dass man vor ihm niederkniee, er setzt ohne Unterlass das Ministerium zusammen und löst es wieder auf, er überhäuft mit Gnadenbezeugungen, Ehrenstellen und Reichthümern; sein Gang ist stolz und Ehrfurcht gebietend, er schläft wenig, isst viel und leidet an Verstopfung. Meiner Behandlung anvertraut, erhält der Kranke nach einigen Monaten die Vernunft wieder, urtheilt sehr richtig über seinen Zustand und man hält ihn für geheilt; aber bald darauf verfällt er in tiefe Melancholie mit Delirium, verbunden mit Traurigkeit und eingebildeter Furcht, die ihn bis an seinen Tod nicht verliessen. Er starb an einem apoplectischen Anfall fünf Monate nach dem Ausbruch der Melancholie. Bei der Leichenöffnung war das Gehirn sehr injicirt, erweicht, wie zerrieben und mit Blut umgeben. Die Eingeweide waren gesund.

Die Leidenschaften sind wirkliche Geisteskrankheiten, aber vorübergehende; sie bemächtigen sich der intellectuellen Fähigkeiten, absorbiren sie so energisch, dass der Mensch nicht mehr im Stande ist, an etwas anderes zu denken, als an den Gegenstand seiner Leidenschaft. Mögen nun die psychischen Affecte, die Leidenschaften ihren Sitz im Herzen, im Gehirn, im plexus solaris, in den Ganglien haben, oder mögen sie die Wirkung einer Reaction des Lebensprincips sein, so ist es doch immer wahr, dass die Leidenschaften einen sehr energischen Einfluss auf die Funktionen des organischen Lebens und auf unsere Verständniss ausüben. Wenn die Leidenschaften auf alle Functionen im gesunden Zustande einflussreich sind, um wie viel stärker muss dieser Einfluss dann nicht in einer Krankheit sein, bei welcher die ungeregelten Leidenschaften den wesentlichsten Charakter bilden! Die psychischen Affecte sind die häufigsten Ursachen der Melancholie, ihre Zügellosigkeit ist deren auffallendstes Symptom, und sie sind in den Händen eines geschickten Arztes, ein kräftiges Heilmittel. Unglückliche Liebe, Eifersucht, Furcht, welche die Vorstellungen eines zukünftigen Uebels sind; der Schreck, der die Vorstellung eines gegenwärtigen Uebels ist, sind diejenigen Leidenschaften, welche die grösste Anzahl von Melancholischen, besonders in der Jugend, bei den Frauen in den niederen Klassen hervorrufen; während der Ehrgeiz, der Geiz, verletzte Eigenliebe, Unglücksfälle, das Spiel, bei den Erwachsenen, in den gebildeten Klassen und in Ländern, wo die Kultur und die Einrichtungen alle geselligen Leidenschaften begünstigen, häufiger die Melancholie verursachen.

Die betrübenden Leidenschaften sind am häufigsten Ursache

der Melancholie mit Delirium; sie wirken bald langsam und durch wiederholte krampfartige Bewegungen, ermüden nach und nach die Organe. Der geschwächte Geist erträgt dann schwer Widerwärtigkeiten, und der Mensch wird furchtsam, weil er schwach und empfindlich ist. Bald aber vernichten die lebhaften und ungestümen psychischen Affecte plötzlich die Sensibilität und rufen sogleich die Melancholie hervor. Die folgende Tabelle zeigt die verschiedenen Ursachen der Melancholie in Beziehung zu ihrer Frequenz an:

Tabelle der Ursachen.

Erblichkeit	110
Unterdrückte Menstruation	25
Klimakterische Jahre	40
Folge der Entbindung	35
Fall auf den Kopf	10
Onanie	6
Ausschweifuug	30
Missbrauchgeistiger Getränke	19
Häuslicher Kummer	60
Unglücksfälle, Elend	48
Unglückliche Liebe	42
Eifersucht	8
Schreck	19
Verletzte Eigenliebe	12
Zorn	18
	Total 482.

Die Ursachen der Melancholie wirken, wie die der andern Geisteskrankheiten, nicht immer unmittelbar auf das Gehirn ein, d. h. es giebt eine sympathische Melancholie. Bald reagiren die verschiedenen Heerde der Sensibilität auf das Gehirn, um ein melancholisches Delirium hervorzubringen, bald ruft eine organische Verletzung dieselbe Reaction hervor, und alle Symptome scheinen von einem Organe, das mehr oder minder vom Centrum der Sensibilität entfernt ist, abzuhängen.

Wie oft ist nicht die Melancholie an die Stelle der Hypochondrie getreten! Wie oft wurde nicht die Melancholie durch chronische Krankheiten, besonders Störungen des Unterleibes hervorgerufen, und man nennt dann diese Störungen hypochondrische Melancholie. Ich sah einen Kaufmann, der in tiefe Melanchie verfallen war, und Nahrungsmittel zu sich zu nehmen verweigerte, indem er versicherte, dass ein fremder Körper in seiner Kehle sei und ihn am Schlucken verhindere. Seine Verwandten versicherten, dass er nichts genommen habe, was eine

Entzündung der Kehle hervorbringen könne, und die Besichtigung dieses Theils entfernte jede Unruhe in dieser Beziehung. Der Kranke war sehr traurig, und verlangte stets, dass man diesen fremden Körper entferne. Nach drei Monaten verfiel er in Marasmus und starb. Bei der Section fand ich ein Geschwür, welches den dritten obern Theil des Oesophagus einnahm, und ein syphilitisches Ansehn hatte. — Bonnet spricht von einem Landmann, der versicherte, eine Kröte in seinem Magen zu haben, die er schreien höre und deren Bewegungen er spüre. Bei seinem Tode fand man einen Magenkrebs. — Ich sah mehrere Melancholische, die sagten, dass sie mehrere Teufel oder Thiere im Bauche haben, und überzeugt waren, dass man mit Hülfe der Electricität und des Magnetismus in ihren Eingeweiden heftige Schmerzen errege. Bei diesen Individuen zeigte mir die Section mehrere Male eine chronische Peritonitis, einen Magenkrebs und Gangrän des Colon transversum. — Ein Kranker glaubte Vögel in seinem Bauche zu haben, und wagte nicht auf den Nachtstuhl zu gehen. Mehrere Male bat er mich, das Geräuch dieser Vögel zu hören, und ich bemerkte dann ein Knurren im Leibe, welches von den Winden herrührte.

Die Ursachen der Melancholie sind, wie die vieler anderer Krankheiten, praedisponirende oder entfernte, nahe oder erregende, aber man kann hier nicht so streng sondern; denn manchmal sind die praedisponirenden Ursachen die erregenden, und umgekehrt, und manchmal scheinen die erregenden Ursachen allein die Krankheit hervorgerufen zu haben; gewöhnlich bemerkt man aber die Zusammenwirkung zweier Ursachen. Eine erste Begebenheit disponirt zur Krankheit, durch eine zweite bricht sie aus.

X., 23 Jahr alt, war eben im Begriff, eine Frau, die er anbetet, zu heirathen. Unübersteigliche Hindernisse zerstören seine Pläne; er wird traurig, mürrisch, unruhig, flieht die Welt, mit einem Worte, er wird melancholisch. Nach sechs Monaten avancirt er im Dienste nicht so wie er hoffte, geräth sogleich in die tiefste Verzweiflung, klagt Jedermann der Ungerechtigkeit an, und glaubt, dass er ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung sei. Oft glaubt er, dass man sich auf der Strasse, auf dem Spaziergange, auf der Reise über ihn lustig mache, und verlangt Genugthuung. Einmal duellirt er sich mit einem Militair, den er nie vorher gekannt hatte, dem er durch Zufall auf der Strasse begegnete und von dem er beleidigt zu sein glaubte. Endlich macht er mehrere Versuche, sich das Leben zu nehmen, und wurde nach einem Jahre geheilt.

Ein 45jähriger Kaufmann erlitt durch einen Bankerott einen Verlust, der ihn für den Augenblick in Verlegenheit setzte, ohne

jedoch seine Vermögensumstände gänzlich zu zerstören. Von diesem Tage an ändert sich sein Charakter, er ist heiterer als gewöhnlich, lacht über diesen unglücklichen Vorfall, wünscht sich Glück, die Menschen besser kennen gelernt zu haben, und macht Pläne, die mit seinem Vermögen und mit seinen Geschäften nicht im Einklange stehen. Acht Tage vergingen in diesem aufgeregten Zustande, welcher eine heftige Krankheit befürchten liess, von der M. auch selbst ein Vorgefühl hatte. Nach dieser Zeit stürzen ihn politische Begebenheiten, die in gar keiner Beziehung zu seinen Geschäften standen, in ein melancholisches Delirium, aus welchem er durch nichts gezogen werden konnte. Nicht selten bricht die Melancholie ohne erkennbare Ursachen aus; beobachtet man die Kranken genauer, erkundigt man sich nach ihrer Lebensart, nach ihren Gewohnheiten, so entdeckt man die wahre Ursache der Krankheit, deren Grund oft in den psychischen Affecten verborgen ist. Hippokrates, Erasistratus, Galen und Ferrand (in seinem Traité de l'amour) führen Melancholien an, die wegen der Scharfsichtigkeit, womit sie die Ursachen erkannten, bemerkenswerth sind. Oft errieth ich, dass die Onanie die wahre, aber verborgene Ursache der Krankheit sei. Es geschieht auch, dass die excitirenden Ursachen, sowohl die physischen, als die psychischen, so heftig einwirken, dass das Delirium plötzlich ausbricht, besonders wenn eine starke Praedisposition dazu vorhanden war.

§. 3.

Verlauf der Melancholie.

Die Melancholie ist anhaltend, remittirend oder intermittirend. Die remittirende ist häufiger, und es giebt wenig Melancholien, wo sich das Delirium nicht einen Tag um den andern verstärkt. Bei Mehreren bemerkt man am Abend, und nach dem Essen, bei Andern beim Erwachen, oder beim Beginn des Tages eine sehr deutliche Remission. Einige Panophobiker fürchten die Nähe der Nacht und das Dunkel. Spitzbuben können dann leichter zu ihnen kommen, und die Schlaflosigkeit und die Träume erschrecken sie schon im voraus. Die intermittirende Melancholie zeigt nichts besonderes, und wir verweisen hierbei auf das, was wir von den intermittirenden Geisteskrankheiten im Allgemeinen gesagt haben.

Die anhaltende Melancholie hat gewöhnlich einen sehr langsamen Verlauf, und man bemerkt ausser dem partiellen Delirium, welches sie characterisirt, noch eine Menge Symptome, deren Verschlimmerung mit der des Deliriums zusammentrifft oder sie hervorruft. Gewöhnlich geht die Melancholie im Frühling zur

Gesundheit über, aber man kann auf keine feste Heilung rechnen, wenn nicht irgend eine physische oder psychische Krisis vorangegangen ist. Was mich anbetrifft, so bin ich immer bei Heilungen, wo ich diese nicht beobachtet, sehr misstrauisch. Diese Krisen sind, wie bei den übrigen Geisteskrankheiten, zahlreich. Bald entstehen sie durch die Haut, durch die Wiederherstellung der Transpiration, durch reichliche Schweisse, durch Ausschläge, Furunkeln, bald durch gewohnte Hämorrhagien, die unterdrückt waren, bald durch schleimige, gallige, braune, schwarze, und selbst blutige Ausleerungen beim Erbrechen und beim Stuhlgange. Diese letzten Krisen beobachtet man häufiger, als die andern. Sie werden durch alle Schriftsteller angegeben, und es sind die, welche die Kunst mit dem glücklichsten Erfolge hervorrufen kann. Hippokrates sagt, dass Adamantus durch das Ausbrechen einer grossen Menge schwarzen Eiters genas. Lorry, Halle *) führen ähnliche Beispiele auf. Pinell erzählt von der Heilung zweier Melancholischen, wo die eine durch Entwickelung einer Parotidengeschwulst, die andere durch die Gelbsucht statt fand. Auch psychische Erschütterungen sind in der Melancholie kritisch; eine heftige Leidenschaft, die plötzlich hervorgerufen wird, bringt die Heilung zuwege, indem sie von den fixen Ideen ablenkt. Die Krankheit hört durch die Wirkung des Schrecks, der Furcht auf, eben so durch eine dem Character der Krankheit und des Kranken angemessene und gut berechnete List. In einigen Fällen heilt man, indem man den Wünschen des Kranken genügt, und indem man ihm den Gegenstand der Leidenschaft, den das Delirium hervorgerufen hat, bewilligt. Auch endet die Melancholie durch den Ausbruch der Manie, jedoch ist dieser Uebergang selten. Man muss auf seiner Hut sein, da der Uebergang von Melancholie zur Wuth traurige Folgen, und oft den Tod, sei es einen natürlichen oder einen selbst bewirkten, herbeiführen kann. Die Melancholie geht auch bisweilen wirklich in Manie über, und durch diesen Metaschematismus wurde die Manie mit der Melancholie verwechselt. Auch artet sie zuweilen in Verwirrtheit aus. In diesem Zustande bewahrt der Geisteskranke die herrschenden Ideen, aber sie sind untereinander unzusammenhängend, ohne Folge, ohne Ordnung, und stehen nicht mit den Handlungen im Einklange, während früher die Ideen, die Ueberzeugungen stark waren, und die Urtheile, Wünsche, Bestimmungen consequent aus den unmittelbaren Ideen, die das Delirium characterisirten, hervorgingen.

*) *Mémoires de la Soc. méd. d'émulat.*, *t. III p.* 348.

§. 4.

Ueber die Krankheiten, an denen die Melancholischen sterben. Leichenöffnungen.

In vielen Fällen entscheidet sich die Melancholie durch den Tod. Lorry und Mead versichern, dass die Lungenschwindsucht am häufigsten die Melancholie beende. Die Engländer behaupten, dass der Tod der Melancholischen oft durch die Brustwassersucht herbeigeführt werde. Bei der grossen Anzahl von Leichenöffnungen, die ich gemacht habe, fand ich die Beobachtungen Mead's und Lorry's bestätigt; auch sah ich vielfache Unterleibsleiden als die Ursachen des Todes vieler Melancholischer. An Scorbut und Gangrän sterben ebenfalls viele derartige Kranke. Der Mangel an körperlicher Bewegung, die unordentliche Lebensweise dieser Kranken, und der Kummer, der sie verzehrt und schwächt, bringt bei ihnen chronische Entzündungen verschiedener Organe hervor. Ich darf hier nicht die Onanie vergessen, die geeignet ist, die traurigste Wirkung auf die Gesundheit und auf das Leben dieser Kranken auszuüben. Sie überlassen sich sehr häufig diesem Laster, und es ist nöthig, die Aufmerksamkeit derer, die Geisteskranke leiten und bewachen, darauf hinzulenken.

Die pathologische Anatomie giebt über den Sitz der Melancholie nichts Positives an. Zwar fehlt es nicht an Leichenöffnungen, aber die Beobachtungen sind unvollständig, und man kann nicht unterscheiden, was der Melancholie, der Hypochondrie, oder der Manie, mit denen man sie verwechselt hat, zukommt. Man hat bei den Sectionen der Geisteskranken, und daher auch bei den der Melancholischen, zu wenig die Krankheiten in Anschlag gebracht, an denen sie gestorben sind. Ich habe grosse Sorgfalt auf die Unterscheidung der Krankheiten gewandt an denen sie starben, und bin in dieser Beziehung zu folgenden Resultaten gekommen.

Tabelle der Krankheiten, an denen die Melancholischen sterben.

Faulfieber	10
Marasmus, schleichende Fieber	24
Lungenschwindsucht und chronische Pleuresien	62
Herzkrankheiten	16
Chronische Phlegmasien der Unterleibsorgane	32
Scorbut	26
Apoplexie	6
Total	176.

Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, dass die Melancholischen beinahe immer an chronischen Krankheiten sterben, besonders an Krankheiten der Brust. Der Marasmus und das schleichende Nervenfieber ergeben alle Zeichen der Tabes melancholica Lorry's. Diese Kranken klagen über Cardialgie, über Kolikschmerzen. Einige essen wenig, Andere sind sehr gefrässig, und magern dennoch ab, und werden schwach. Anfangs ist die Verstopfung hartnäckig, es finden fieberhafte unregelmässige Paroxysmen, gewöhnlich des Abends statt, der Puls ist schwach, zusammengezogen, die Haut brenned, stechend, manchmal ist sie schweissig, gewöhnlich aber trocken, erdfarben. Die Kranken werden sehr schwach, verlassen nicht mehr das Bett, es tritt Stimmlosigkeit ein, sie geniessen nichts mehr, ihre Züge verändern sich, und sie sterben ruhig und ohne Schmerzen. Manchmal sind die Melancholischen längere oder kürzere Zeit vor dem Tode von serösen, zuweilen blutigen Durchfällen geplagt, die aber meist symptomatisch in Folge der Phthisis, des Scorbutes und der chronischen Peritonitis erscheinen.

Die Alten schrieben die Melancholie der Anhäufung schwarzer dicker Galle, oder corrodirender Säfte zu, die nach dem Gehirn aufsteigen, und wie mit einem Schleier die Denkkraft verdunkeln, und so dem Delirium der Melancholischen den traurigen, düstern und furchtsamen Charakter geben. Einige Schriftsteller haben behauptet, diese Flüssigkeit im Gehirne gefunden zu haben, jedoch geben die Fortschritte der pathologischen Anatomie uns über diese Erscheinung Aufklärung. Es ist sehr wahr, dass man im Gehirne einiger Melancholischer eine röthlichgelbe Flüssigkeit findet, aber man weiss recht gut, dass diese Flüssigkeit nicht von der Galle herrührt, sondern dass sie die Rückbleibsel und Ueberreste von Blutergiessungen oder von einer erweichten Parthie des Gehirns sind. Bald ist diese Masse in einem Balge enthalten, bald in einem schlaffen Netze ergossen, das sich zwischen der Gehirnsubstanz gebildet hat. Auch findet man diese Veränderung bei Individuen, die nie geisteskrank waren. Sie coincidirt mit der Melancholie, aber ist weder Ursache, noch Wirkung dieser Krankheit.

Bonnet sagt in seinem Sepulchretum, dass die Gefässe des Gehirns ausgedehnt und von Blut überfüllt sind, und dass man Ergiessungen in den Hölen des Gehirns fand. Besonders aber fand er Fehler der Brust und des Unterleibs bei den Melancholischen. Boerhaave sagt, dass das Gehirn fest, zerreiblich, weissgelblich sei, und dass die Gefässe dieses Organs von schwarzem coagulirtem Blute überfüllt sind. Man kann aus diesen Beobachtungen nichts schliessen, weil die Schriftsteller die Melancholie mit der Manie verwechselt haben. Einige Neuere versichern,

dass die Gallenblase bei Melancholischen Concretionen enthielte, aber dies ist nichts weniger, als constant. Das Herz war manchmal blutleer, oder man fand dessen Ventrikel voll von polypösen Concretionen. Gall versichert, dass die Schädel der Selbstmörder dick und fest seien. Ich besitze mehrere Schädel von Geisteskranken, die sich selbst das Leben genommen haben, und die sehr dünn sind.

Eine der häufigsten Veränderungen, die ich bei Melancholischen gefunden habe, ist eine Verschiebung der Lage des *Colon transversum.* Dieser Theil verändert seine Lage, und wird schief und selbst perpendikulär, so dass seine linke Extremität bis an den Schaambogen reicht, und sich selbst unter diesem verbirgt.

Folgende Beobachtung wird die interessiren, die auffallende Begebenheiten in der Medizin suchen.

Teroenne oder Thérougne von Méricour war eine berühmte Maitresse, aus dem Luxemburgischen. Sie war von mittlerem Wuchs, hatte kastanienbraune Haare, grosse blaue Augen, ihr Gang war lebhaft, zierlich. Dieses Mädchen, das nach Einigen von einer achtungswerthen Familie abstammte, nach Andern ein uneheliches Kind war, spielte während der ersten Jahre der Revolution eine sehr bedauernswerthe Rolle. Sie war damals 28 — 30 Jahr alt.

Sie überliess sich verschiedenen Anführern der Volksparthei, der sie in den meisten Meutereien viel nützte, und besonders dazu beitrug, am 5ten und 6ten October 1789 das Regiment von Flandern zu verderben, indem sie in die Linien Lustdirnen führte. und Geld unter die Soldaten vertheilte.

Im Jahre 1790 wurde sie nach Lüttich geschickt, um das Volk aufrührerisch zu machen. Sie hatte damals einen Militairgrad. Sie zeigte sich unter dieser zügellosen Masse, die am 5ten und 6ten October 1790 nach Versailles geschickt wurde. Die Oestreicher hielten sie in Jan. 1791 an, sie wurde nach Wien geschickt, und auf eine Festung gesetzt. Der Kaiser Leopold wünschte sie zu sehen, unterhielt sich mit ihr, und liess sie im December desselben Jahres in Freiheit setzen. Sie kam nach Paris zurück, und zeigte sich von Neuem bei der revolutionairen Bewegung. Man bemerkte sie auf den Terrassen der Tuilerien, auf den Tribünen, wie sie mit Kühnheit zum Volke sprach, um es zur Constitution wieder zurückzuführen. Diese Rolle konnte nicht lange für sie passend sein. Bald bemächtigten sich ihrer die Jakobiner, und man sah sie, eine rothe Mütze auf dem Kopfe, einen Säbel an der Seite, eine Pike in der Hand, ein Heer von Frauen kommandiren. Sie hatte einen guten Antheil an den Begebenheiten im September 1792. Obgleich es nicht bewiesen ist, dass sie Theil an den Ermordungen hatte, so erzählt man doch, dass sie

auf dem Hofe der Abtei einem Unglücklichen, den man zum Tribunal dieses Gefängnisses führte, mit ihrem Säbel den Kopf abschnitt. Man versichert, dass dieses einer ihrer früheren Liebhaber gewesen sein soll.

Als das Directorium errichtet war, und die Volksklubbs geschlossen wurden, verlor Téroenne den Verstand. Sie wurde in ein Haus der Vorstadt Saint-Marceau geführt. Man fand unter den Papieren des Saint-Just einen Brief von ihr, datirt vom 12ten Juli 1794, in dem sich schon Zeichen der Geistesverwirrung fanden.

Im Novbr. 1800 wurde sie nach der Salpetrière gebracht, den folgenden Monat aber nach Petites-Maisons, wo sie 7 Jahre verblieb. Als die Verwaltung der Hospitäler die Geisteskranken aus Petites-Maisons entfernte, kam Téroenne am 7ten September 1807 wieder nach der Salpetrière. Sie war ungefähr 47 Jahr alt.

Bei ihrer Ankunft war sie sehr aufgeregt, beleidigend, drohete Jedermann, sprach nur von Freiheit, vom Wohlfahrtsausschuss, von revolutionären Klubbs, u. s. w., indem sie alle die, welche sich ihr näherten anklagte, zu den Gemässigten, Royalisten, u. s. w. zu gehören.

Im Jahre 1808 kam eine bedeutende Person, die das Haupt einer Parthei gewesen war, in die Salpetrière. Téroenne erkannte sie, erhob sich von ihrem Strohlager, überhäufte den Besucher mit Beleidigungen, indem sie ihn beschuldigte, die Volksparthei verlassen zu haben, zu den Gemässigten zu gehören, dem ein Verhaftsbefehl des Wohlfahrtsausschusses seinen verdienten Lohn geben müsste.

Im Jahre 1810 wurde sie ruhiger, und verfiel in einen Zustand von Verwirrtheit, der die Spuren ihrer ersten sie beherrschenden Ideen zeigte.

Téroenne will keine Bekleidung, selbst kein Hemde, dulden. Alle Tage überschüttet sie Morgens und Abends, und mehrere Male im Tage, ihr Bett, oder besser ihr Strohlager mit mehreren Eimern Wasser, legt sich nieder und deckt sich Winter und Sommer mit ihrer wollenen Decke zu. Sie findet Vergnügen daran, barfuss auf dem Pflaster ihrer Kammer, der mit Wasser überschwemmt war, spazieren zu gehen.

Die strenge Kälte ändert nichts an dieser Lebensweise. Nie hat man sie bewegen können, im Hemde sich niederzulegen, oder noch eine Decke zu nehmen. In den drei letzten Lebensjahren gab man ihr einen sehr grossen Schlafrock, dessen sie sich aber beinahe nie bediente. Wenn es friert und sie das Wasser nicht so reichlich haben kann, zerschlägt sie das Eis und befeuchtet sich mit dem darunter befindlichen Wasser den Körper, besonders die Füsse.

Obgleich sie in einer kleinen, dunkeln, sehr feuchten Kammer ohne Meubles war, so gefiel es ihr doch gut. Sie giebt vor, mit sehr wichtigen Dingen beschäftigt zu sein; sie lächelt die sich ihr Nahenden an; zuweilen antwortet sie heftig: Ich kenne Sie nicht, und wickelt sich in ihre Decke ein. Selten antwortet sie richtig; oft sagt sie: Ich weiss nicht, ich habe vergessen. Wenn man nicht nachlässt, wird sie ungeduldig, spricht zu sich selbst leise, und artikulirt Phrasen, die folgende Worte enthalten: Glück, Freiheit, Comité, Revolution, Schurken, Dekret, Verhaftsbefehl u. s. w. Gegen die Gemässigten ist sie eingenommen.

Sie wird böse, heftig, wenn man ihr widerspricht, besonders wenn man sie am Wasserholen hindern will. Einmal war sie so wüthend, dass sie einer ihrer Gefährtinnen ein Stück Fleisch ausgebissen hat. Der Character dieser Frau hat also ihre Intelligenz überlebt.

Sie verlässt fast nie ihre Kammer, und liegt gewöhnlich; wenn sie daraus fortgeht, so ist sie nackt, oder mit dem Hemde bekleidet. Sie geht nur einige Schritte; öfters geht sie auf allen Vieren, streckt sich auf der Erde aus, sammelt, mit stierem Auge, alle Brocken, die sie auf dem Pflaster findet und isst sie. Ich habe sie Stroh, Federn, getrocknete Blätter, Stücke Fleisch, die im Schmutz lagen, aufnehmen und verzehren sehen. Sie trinkt das Wasser aus den Rinnsteinen wenn man die Höfe reinigt, obgleich dieses Wasser voller Schmutz und unrein ist, und zieht dieses Getränk jedem andern vor.

Ich habe sie schreiben lassen wollen, sie kritzelte einige Worte; niemals konnte sie einen Satz bilden. Ich konnte nie das geringste Zeichen von Hysterie bei ihr bemerken. Alles Schaamgefühl scheint in ihr erloschen zu sein, denn sie ist gewöhnlich ganz nackt, und erröthet nicht, wenn sich ihr Männer nahen.

Ungeachtet dieser Lebensweise, welche Téroenne zehn Jahre hindurch führte, war sie doch gut und regelmässig menstruirt; sie ass viel und war ausserdem nicht krank.

Einige Tage vorher, ehe sie in dem Siechhause aufgenommen wurde, zeigte sich ein Ausschlag am ganzen Körper. Téroenne wusch sich wie gewöhnlich mit kaltem Wasser und legte sich auf ihr durchnässtes Bett; der Ausschlag verschwand. Von dieser Zeit an blieb sie in ihrem Bette, ass nichts und trank Wasser.

Am 1sten Mai 1817 kam Téroenne in das Siechhaus; sie war sehr schwach, wollte keine Nahrung zu sich nehmen, trank nur Wasser, blieb in ihrem Bett und sprach oft für sich, aber mit sehr leiser Stimme.

Am 15ten: Die Kranke magerte allmälig sehr ab, ihr Gesicht wurde ausserordentlich bleich, die Augen stier, die Gesichts-

muskeln waren konvulsivisch verzogen, der Puls sehr schwach, Hände und Füsse ödematös. Endlich starb sie am 9ten Juni im 57sten Jahre.

Am 10ten wurde die Section gemacht: Die Dura mater adhärirte am Schädel, der Schädel war nach hinten dick, das Gehirn sehr weich, entfärbt, die Gehirnsubstanz weisslichgrau, der Plexus choroideus entfärbt, und man sah daselbst einige kleine seröse Bälge; die glandula pituitaria enthielt eine bräunliche Flüssigkeit. Man fand im Pericardium, so wie in den Lungen, Wasseransammlungen. Das Herz war schlaff, der Magen durch eine grünliche Flüssigkeit ausgedehnt, das Colon transversum hatte eine perpendikuläre Richtung; die Leber war klein, grünlicd, ihr Gewebe sehr weich, die tunica propria löste sich mit der grössten Leichtigkeit los, die Gallenblase war durch schwarze, dicke, körnige Galle ausgedehnt, die Milz weich, grünlich, wie die Leber, die Blase sehr contrahirt, ihre Wände sehr verdickt; die Ovarien waren sehr dick, und selbst auf mehreren Stellen knorplig.

In dieser Beobachtung, so wie in den folgenden, hatte das Colon transversum seine Lage verändert.

Johanna, 58 Jahr alt, kam am 5ten October 1811 nach der Salpetrière. Sie war früher stets gesund gewesen. Ihr Vater war nach der Trepanation geisteskrank geworden, eine ihrer Töchter hatte sich nach der Entbindurg ins Wasser gestürzt.

Johanna wurde im 26sten Jahre verheirathet, und wurde Mutter von acht Kindern. Im 45sten Jahre hörte die Menstruation ohne besondere Zufälle auf. Sie war Nähterin.

Im 54sten Jahre reist ihr Sohn zur Armee ab; sie wurde traurig, melancholisch, delirirte. Man wendete mehrere Aderlässe an, und die Kranke genas. Im 58sten Jahre stellte sich plötzlich ohne irgend eine Ursache Delirium, Traurigkeit ein. Es war am 19ten Mai 1811. Am 21sten führte man Johanna nach Charenton, von wo sie 5 Monate später nach der Salpetrière geschickt wurde. Bei ihrem Eintritt ins Hospital am 5ten October 1811 war sie ausserordentlich mager, ihr Gesicht sehr unruhig, ihre Haut trocken, braun. Johanna ist immer zum Fortgehen bereit, während des Nachts steht sie aus dem Bette auf, um abzureisen; sie wiederholt unaufhörlich: Mein Gott, mein Gott! Sie frägt nach ihren Kindern, bittet, dass man sie verberge; sie geht, kommt, ist aufgeregt, bittet, weint; sie ist vergesslich, kann nicht ihr Bett wiederfinden, isst wenig und leidet an unfreiwilligen und schleimigen Stuhlausleerungen. Am 26sten October: Die Kranke wird wegen ihrer Schwäche und wegen des Durchfalls in die Siechanstalt gebracht. Sie ist eben so unruhig und aufgeregt, als früher; der Anblick ihrer Verwandten kann sie nicht

beruhigen; sie ist schlaflos. Im Jan. 1812 hat sich ihre Schwäche vermehrt, der Durchfall dauert fort, und die Kranke kann nicht mehr ihr Bett verlassen. Gegen Ende des Monats wird die Zunge schwarz, die Lippen bräunlich, der Puls sehr schwach, sehr frequent; es zeigen sich alle Symptome eines Faulfiebers. Im Febr. entsteht Decubitus, und die Kranke stirbt am 11ten dieses Monats. Die Section wurde am 12ten gemacht.

Der Schädel war dünn, injicirt; man fand eine Flüssigkeit in der basis cranii, das kleine Gehirn war weich, das grosse Gehirn dicht, die Arachnoidea injicirt, auf dem Plexus choroideus sah man kleine seröse Bälge, die Seitenventrikel waren verengt und adhärirten mit ihrem hintern Theile. Das Colon transversum ging fast perpendikulär in die Beckenhöle und zog einen grossen Theil des Colon descendens in diese Höle mit sich. Der Magen war verengt, hatte tiefe Streifen, die Schleimhaut desselben war entzündet, die Gallenblase war durch eine flüssige, gelbe, mit mehreren kleinen gelben Concretionen gemischte Galle sehr ausgedehnt, die Milz war klein, die Muskeln waren bleich und leicht zerreissbar.

Barbara, die Wittwe Benoit's, zu Martinique geboren, war eine Negerin; sie war 37 Jahr alt, als sie am 14ten Juni 1812 ins Hospital kam. Man konnte nicht die geringste Erkundigung über ihren Zustand, ihre Lebensart, über die Ursache und Dauer ihrer Krankheit einziehen.

Die Kranke war bei ihrer Aufnahme sehr mager, ihre grossen Augen irrten umher, und waren manchmal drohend. Sie wurde, als sie ankam, ins Bett gebracht; sie war schwach, ihre Haut trocken und brennend; sie trank viel, wollte nicht essen und glaubte, dass man sie vergiften wolle. Sie zitterte vor Furcht, sobald man sich ihr näherte. Ihr Blick war schielend, unruhig; sie jagte die Personen, die sich ihr näherten, fort, bedrohete sie selbst, nannte sie Spitzbuben, Bösewichte, Vergifter; sie nimmt nichts als Wasser zu sich, und manchmal willigt sie ein, ein wenig Wasser mit rothem Wein zu nehmen. — Am 29sten Juli. Die Kranke leidet am Husten, der besonders des Abends zunimmt; sie ist verstopft und hat Fieber.

Am 8ten August. Die Kranke speit Blut aus, der Puls ist schwach, am Abend stellt sich immer ein Husten ein; sie verlangt Arzneimittel, die sie nicht nimmt. — Am 14ten stellt sich Durchfall ein, die Füsse sind geschwollen. — Am 18ten erfolgte der Tod um 6 Uhr Morgens.

Die Section wurde am 19ten vorgenommen: Der Schädel war sehr dick, die Dura mater sehr verdickt, adhärirte am Schädel, die Gefässe der Arachnoidea und der pia mater waren injicirt, das Gehirn weich, und man fand eine Flüssigkeit an der basis cranii

und in den beiden Seitenventrikeln. Die weisse Substanz war injicirt, die graue wenig gefärbt, das kleine Gehirn weich, die Lunge vereitert, und man fand darin eine sehr grosse Anzahl von Tuberkeln, die in Eiterung waren; die Leber war weich, die Gallenblase enthielt Galle, die Blase war sehr contrahirt und ihre Wände sehr verdickt; der Uterus war sehr gross, aber gesund; die Vagina zeugte Spuren von Leucorrhoe; die Schleimhaut des Magens war leicht entzündet, und mit einem grauen Schleime überzogen; das Colon transversum ging perpendikulär in die Beckenhöle.

Manceau, eine Nähterin, verheirathete sich in ihrem 30sten Jahre, und verfiel nach vielen Widerwärtigkeiten in Manie und Melancholie. Im 36sten Jahre wurde die Kranke durch den leichtesten Widerspruch wüthend, und diese Wuth hielt fast immer an. Im 37sten Jahre kam sie am 27sten Juni 1810 ins Hospital. Die Kranke war sehr mager, delirirte und war wüthend.

Sie bleibt gewöhnlich im Bette liegen, steht während der grossen Hitze auf, und bleibt dann fast immer auf demselben Platze; sie bleibt allein, spricht mit Niemandem und provocirt jeden durch Injurien; sie ist sehr bösartig, und schlägt in der Absicht, Böses zu thun; dann wird sie bleich, ihre Augen funkelnd, sie ist unbezwingbar, und droht, obgleich ihr ein grosser Zwangsapparat angelegt ist. Sie will nicht arbeiten, nach Hause zurückkehren, weil sie sehr reich ist; während der Nacht ist sie ruhig.

Im 42sten Jahre. Octbr. 1811: Seit einigen Monaten ist ihre Periode sehr unregelmässig; sie fühlt sich krank, will aber keine Hülfe haben.

Im Decbr. hat die Kranke einen sehr starken Mutterblutfluss. Sie sagt seit dieser Zeit sehr oft, dass sie krank sei, wird marastisch, ohne dass sich die Wuth vermindert.

Am 6ten März 1812: M. hat Fieber. Am 8ten: Die Ausleerungen gehen unwillkürlich ab, das Fieber hält an. Am 9ten: Die Zunge und Zähne sind schwarz; die Ausleerungen erfolgen unwillkürlich; die Kranke hat grossen Durst. Am 10ten: Die Respiration ist sehr frequent, und der Tod erfolgte am 11ten Morgens um 10 Uhr.

Am 12ten wurde die Section gemacht: Die Haare waren grau, die Haut braun, die Füsse ödematös; man fand scorbutische Flecke. Der Schädel war auffallend dick; man fand auf der ganzen innern Fläche der Arachnoidea membranartige Blutklumpen. Die Gefässe der pia mater waren injicirt, die glandula pinealis hatte knochige Concremente, die graue Substanz war entfärbt, das kleine Gehirn sehr weich, die linke Lunge war hepatisirt, zeigte einige Tuberkeln, von denen zwei oder drei in Eiterung waren; das Colon transversum war nach unten gerichtet; der Magen war

contrahirt, entzündet, und dessen Schleimhaut mit einem graulichen Schleim überzogen. Die Eingeweide waren an mehreren Stellen entzündet, schwärzlich.

Die so eben aufgeführten Fälle, zu denen ich noch viele andere hinzufügen könnte, zeigen eine pathologische Erscheinung, die bis jetzt noch nicht angeführt wurde. Die ältern und neuern Schriftsteller, die die Geisteskrankheiten, und besonders die Melancholie abgehandelt haben, haben alle von Störungen der Unterleibseingeweide gesprochen, und keiner hat die Richtung des Colon transversum erwähnt. Indess findet man bei den Leichen der Geisteskranken dieses Eingeweide oft von seiner Stelle verrückt; bald ist seine Lage schief, bald perpendikulär.

Diese Verschiebung kann keiner mechanischen Ursache, welche von der Verdickung der Seitenwände des Colon abhängt, noch von der Anhäufung von Stoffen im Innern desselben herrühren, denn bei den meisten Individuen, die ich geöffnet habe, war das Colon leer, bei allen aber die Membranen gesund. Eben so ist es mit dem Colon ascendens und descendens, welche das Colon transversum verschieben könnten. Diese Verschiebung ist nicht die Wirkung der letzten Krankheit, an der die Geisteskranken unterliegen, denn diese Erscheinung sieht man auch bei Individuen, die in Folge verschiedener Krankheiten gestorben sind.

Die Geisteskranken, besonders die Melancholischen, bei denen man diese Verschiebung des Colon transversum beobachtet, beklagen sich oft über Schmerzen im Epigastrium; sie sagen, dass sie einen Schmerz fühlen, dem ähnlich, welchen ein Band, das man um den Körper, um das Hypochondrium herumschnürt, verursachen würde. Die Ausleerungen gehen schlecht von statten. Erklären sich diese Symptome nicht durch die Verschiebung des Colon?

Haben die Alten, indem sie Helleborus gaben, und die Neueren, indem sie Brechmittel, Drastica bei der Behandlung der Geisteskranken, und besonders der Melancholischen, verordnen, nicht den Zweck, allen Unterleibseingeweiden wieder den nöthigen Tonus zu geben? Werden die Laxantia nicht für zweckwidrig gehalten, da sie noch mehr erchlaffen? Auch wendet man sie sehr sorgfältig in Verbindung mit tonischen Mitteln an. Wirken endlich die Seereisen, das Reiten, welche in der Melancholie so dienlich sind, nicht dadurch so gut, weil sie besonders die Eingeweide des Unterleibes stärken?

Die Kenntniss dieser Thatsachen hat mir deshalb interessant geschienen, 1) weil die Verschiebung des Colon häufig bei den Geisteskranken, besonders bei den Melancholischen, ist; 2) weil diese Kenntniss die Behandlung einiger Kranken sicherer und rationeller machen kann.

Die Leichenöffnungen von 168 Melancholischen zeigten die in folgender Tabelle angegebenen Verletzungen. Dieser Auszug beweist, dass eine grosse Anzahl Melancholischer an der Lungenschwindsucht stirbt, dass die Veränderungen der Unterleibseingeweide auch sehr häufig sind, während man organische Veränderungen der Gehirns selten findet; denn man kann doch der Melancholie nicht die Ergiessungen, welche man in den Hölen des Gehirns und in den Gehirnhäuten beobachtet hat, zuschreiben. Wir sagen dasselbe von den knochigen Verhärtungen, welche so häufig in der glandula pinealis sich vorfinden.

Tabelle der pathologischen Veränderungen, welche in den Leichen Melancholischer gefunden worden sind.

Kopf . . .	Verdickugen der Gehirnhäute	2
	Organische Fehler des Gehirns	4
	Adhärirende Knochenpunkte an dem sichelförmigen Fortsatze	3
	Blutergiessungen in die Gehirnhölen oder in die Gehirnsubstanz	5
Brust . . .	Organische Fehler der Lungen.	65
	Krankheiten des Herzens	11
	Seröse Ergiessungen in die Brusthöle . . .	6
Unterleib	Veränderte Lage des Colon	33
	Verwachsungen und Vereiterungen des Peritonäums .	5
	Geschwüre des Magens oder des Pylorus .	6
	Geschwüre des Darmkanals oder des Rectums	7
	Eingeweidewürmer	5
	Bandwurm	1
	Organische Fehler der Leber	2
	Gallensteine	7
	Geschwüre des Uterus	6
	Summa	168

Indem man die Krankheiten, an denen Melancholische sterben, mit denen vergleicht, wodurch das Leben der übrigen Geisteskranken verkürzt wird, so ist man erstaunt, bei den Melancholischen so viele Lungen- und Unterleibskranke zu finden. Wie die übrigen Geisteskranken sterben die Melancholischen selten an acuten Krankheiten, sondern fast immer an chronischen.

§. 5.

Von der Behandlung der Melancholie.

Wie die Behandlung der übrigen Geisteskrankheiten darf sich die der Melancholie auch nicht auf die Anwendung einzelner Arzneimittel beschränken. Man muss, ehe man von irgend einem Arzneimittel Gebrauch macht, fest überzeugt sein, dass die Krankheit hartnäckig und schwer zu heilen ist, und dass die Einwirkung auf psychischem Wege, die im Gemüthe die ersten Ursachen des Uebels sucht, die klagt, weint, tröstet, die die Leiden theilt, und die Hoffnungen erweckt, oft jeder andern vorzuziehen ist. Man muss gut über die entfernten und nächsten Ursachen der Krankheit unterrichtet sein. Die Heilmittel zur Behandlung der Melancholie kann man füglich in drei Klassen bringen, als: die diätetischen oder die der Hygieine, die psychischen und die pharmaceutischen. Hippokrates und die ältern Aerzte, die Araber und die neuern Aerzte haben alle beobachtet, dass der Zustand der Atmosphäre einen grossen Einfluss auf die intellektuellen und moralischen Fähigkeiten des Menschen ausübe. Ein trocknes und temperirtes Klima, ein schöner Himmel, eine behagliche Wärme, eine angenehme und schön gelegene Gegend sind dem Melancholischen zuträglich. Daher schicken auch die englischen Aerzte ihre Melancholischen in das mittägige Frankreich und nach Italien, und bewahrten sie so zugleich vor der dicken und feuchten Luft Englands. —

M., in Belgien geboren, 42 Jahr alt, von starker Constitution, trieb ein sehr grosses Geschäft, und konsultirte mich gegen das Ende des Winters 1825. Hier folgt die Auskunft, die er mir gab: «Ich war stets ganz gesund, ich bin in meinem Haushalt glücklich, liebe meine Frau und meine Kinder, und meine Geschäfte gehen sehr gut. Vor 3 Jahren erlitt ich im Herbste eine kleine Widerwärtigkeit, ich wurde traurig, besorgt, reizbar, vernachlässigte nach und nach meine Geschäfte, entfloh aus meinem Hause, um der Langeweile zu entgehen; ich fühlte mich schwach und trank deshalb Bier und geistige Getränke. Bald wurde ich sehr reizbar; ein Nichts regte mich auf, versetzte mich in Zorn; ich wurde unerträglich und selbst gefährlich für meine Familie. Meine Geschäfte litten bei diesem Zustande, und ich war schlaflos und ohne Appetit. Die gut gemeinten Rathschläge meiner Frau und meiner Familie übten keinen Einfluss auf mich aus. Endlich verfiel ich in eine tiefe Apathie, und war zu Allem unfähig. Mein Leben bestand im Essen und im Aerger. Beim beginnenden Frühling erwachten meine alten Neigungen wieder; ich besass meine intellektuellen Fähigkeiten und meine Liebe zum Geschäft. Ich befand mich während des folgenden Sommers sehr

gut, aber sobald die erste feuchte Kälte des Herbstes wiederkam, kehrte meine Traurigkeit, Langeweile, mein Bedürfniss zu trinken wieder zurück; ich wurde reizbar, leicht zornig. Ich habe im letzten Herbste und in diesem Winter zum dritten Male dieselben Erscheinungen beobachtet, aber sie waren noch stärker. Mein Vermögen hat gelitten, und meine Frau war nicht ohne Gefahr. Ich will jetzt Sie consultiren, mein Herr, und Alles thun, was Sie mir verordnen.» Nach tausend Fragen gab ich folgenden Rath: «Ein Krankenhaus wäre für Sie nicht nützlich, es könnte Ihnen schaden. Ich werde Ihnen einen jungen Arzt beigeben, der während des ganzen Sommers auf ihr Regimen achten soll, und sie stets begleiten wird. Sie werden oft baden, und von Zeit zu Zeit Bitterwasser trinken. Ihre Nahrung darf nur in Vegetabilien bestehen. Im Monat September werden Sie nach Languedoc gehen, und im Monat October in Italien sein, von wo Sie im Mai zurückkehren werden.» Dieser Rath wurde streng befolgt, und M. befand sich am Ende des Monats December in Italien. Es entstand Kälte, und zu gleicher Zeit zeigte sich bei M. der Wunsch zu trinken, aber er verging sogleich wieder. M. war einem vierten Anfalle entgangen, indem er sich dem Einflusse der feuchten Kälte des Herbstes entzogen hatte. Er kam im Monat Mai nach Paris zurück, und war vollkommen gesund. Ich könnte hier noch einige ähnliche Beispiele aufführen.

Die Bekleidung muss warm sein und oft erneuert werden, vorzüglich die Fussbekleidung, da Melancholische oft an Kälte der Füsse leiden.

Man muss salzige, gewürzte, reizende, schwer verdauliche Nahrungsmittel sorgfältig vermeiden; frisches Fleisch junger Thiere und gebraten ist zweckmässig, vorzüglich ist aber diesen Kranken eine vegetabilische Diät anzurathen. Sie müssen sich aller mehligen Speisen enthalten, Küchenkräuter, Früchte, vorzüglich die viel Schleimzucker enthalten, wie fast alle rothe Sommerfrüchte, geniessen. Fernel, van Swieten, Lorry führen Beispiele an, wo Melancholische durch den Gebrauch der Sommerfrüchte genasen. Sie hätten die Genesungen noch hinzufügen sollen, die durch den reichlichen Genuss der Weinbeeren bewirkt wurden.

Körperbewegung jeder Art ist ohne Widerrede eines der grössten Hülfsmittel zur Heilung der Melancholie. Das Reisen, das auf das Gehirn durch die Eindrücke so mächtig wirkt, indem es eine Menge immer erneuerter Gegenstände und Ideen der Seele vorführt, muss nothwendig die Starrheit der Ideen und die Aufmerksamkeit, die bei Melancholischen so verzweifelt auf einem Punkt concentrirt ist, vernichten. Die Kranken, die nicht reisen können, müssen durch Körperbewegungen, durch Spaziergänge zu Fuss oder zu Wagen, durch Erd-, durch Gartenarbeiten, durch

Beschäftigungen im Haushalte, und durch die Ausübung irgend einer Profession zerstreut werden. Das Reiten erregt die Thätigkeit der Unterleibseingeweide, begünstigt die Transpiration und wirkt auf die Aufmerksamkeit beruhigend und ablenkend. Man erhält dieselben Wirkungen beim Fahren, indem man dem Kranken selbst die Zügel überlässt. Die Engländer schützen sich gegen den Spleen, indem sie den Platz ihres Kutschers einnehmen, und so die Strassen Londons durchfahren. — Der berühmte Alfieri machte nur durch dieses Mittel seine finstere Melancholie erträglich. Die Jagd kann dieselben Zwecke erfüllen, aber man muss hier vorsichtig sein, und dem Kranken keine Waffen in die Hand geben, der irgend eine Neigung zum Selbstmorde hat. Pinell spricht den Wunsch aus, dass eine Feldwirthschaft in der Nähe einer Irrenanstalt sein möchte, wo die Kranken das Land bearbeiten können. Langermann hatte diesen Wunsch in der Anstalt zu Bayreuth, deren Arzt er war, fast ausgeführt. *)

Horn zu Berlin hat den Geisteskranken alle mögliche Bewegungen, die mit ihrer Sicherheit im Einklange stehen, zu verschaffen gesucht, und hieraus grosse Vortheile gezogen.

In der Salpetrière beschäftigten sich eine grosse Anzahl unserer geisteskranken Frauen mit Nähen, Stricken und andern Handarbeiten; einige mit Gartenarbeiten, und mehrere werden im Dienste des Hospitals gebraucht. — Diese Beschäftigungen tragen viel zu den zahlreichen Heilungen bei, welche in dieser Anstalt vorkommen. — Diejenigen Individuen, welche an keine Arbeit gewöhnt sind, und bei denen sich unbesiegbare Hindernisse zum Reisen, zum Reiten, zum Fahren vorfinden, müssen durch Spiele, die den Geist beruhigen und den Körper ermüden, wie durch Billard, durch Ballschlagen, durch Kegelschieben u. s. w. beschäftigt werden. Mit der Uebung und Bewegung des Körpers muss auch zu gleicher Zeit die des Geistes verbunden werden. Das Studium trägt dazu bei, die Melancholischen zu heilen, wenn es nicht Gegenstände betrifft, die die Einbildungskraft erregen. Bisweilen muss man auch in die Ideen der Melancholischen, die man heilen will, eingehen. Charpentier (*Thèse sur la Melancholie*) erzählt, dass ein Geistlicher in Folge der Unglücksfälle der Revolution melancholisch geworden, und Neigung zum Selbstmorde hatte. Er genass durch die Thätigkeit, die er darauf verwendete, das Concordat zu vertheidigen, das den

*) Seit länger als 30 Jahren hat man die Arbeit, und besonders die Gartenarbeit angerathen; jetzt wird dieser Rath überall in Deutschland, England und Frankreich befolgt.

Dienern der Kirche mehrere Freiheiten zugestand. — Ein Herr glaubt, dass sich seine Feinde seines Vermögens bemächtigt haben; er wird traurig, mürrisch, verweigert zu essen, weil er nichts mehr hat, um sich Nahrungsmittel kaufen zu können. Er wird nach Paris geschickt, und ich rathe nach mehreren Monaten einem seiner Verwandten, einen Prozess mit ihm anzufangen. Der Kranke wird überredet, einen Advokaten zu consultiren. Dieser, von der ganzen Sache unterrichtet, verlangt von dem Kranken eine schriftliche Auseinandersetzung, um besser die Lage der Dinge beurtheilen zu können. Nachdem M. einige Tage gezögert, begann er einen langen Aufsatz, der ihn nöthigte, mehre Gänge, und selbst einige kleine Reisen zu machen. Kaum war ein Monat vergangen, so befand sich der Kranke augenscheinlich besser, und ging seiner Genesung entgegen, die auch wirklich bald erfolgte. Alibert (*Nouveaux élemens de Therapeutique*) erzählt einen ähnlichen Fall.

Die Trennung ist gewöhnlich für die Kranken günstig; die Einsamkeit übt eine mysteriöse Macht aus, die die Kräfte, die durch die Leidenschaften erschöpft sind wiederherstellt.

Warme oft wiederholte Bäder sind zur Wiederherstellung der Transpiration augenscheinlich nützlich. Alle Aerzte seit Galen haben sie gerühmt und sorgfältig ihren Gebrauch anempfohlen. Die Excretionen scheinen fast alle in der Melancholie unterdrückt zu sein; es ist gar keine Hautausdünstung vorhanden, der Urin wird bisweilen einen Tag, ja zwei, selbst fünf Tage zurückgehalten. Die Stuhlverstopfung ist hartnäckig, und dauert oft mehrere Wochen, ja mehrere Monate an. Forestus spricht von einem Greise, der drei Monate keinen Stuhlgang hatte. Diese Verstopfung ist nicht immer ohne Gefahr, und verursacht bisweilen Unterleibsentzündungen. Man muss sie daher sowohl durch die Beschaffenheit der Speisen und Getränke, als durch den Gebrauch der Lavements, der Einreibungen auf den Unterleib, und der Sitzbäder, u. s. w. zu heben suchen.

Obgleich die Enthaltsamkeit selten die Ursache der Melancholie ist, so bestätigt doch die Erfahrung, dass die Samenabsonderung in einzelnen Fällen diese Krankheit geheilt hat. Vielleicht war aber hier die Gemüthsbewegung, die mit dem Beischlafe verbunden ist, nützlicher als die Samenabsonderung selbst. Es ist hier nicht leicht, den Grad des Einflusses zu bestimmen, der bei diesem Akte auf das physische oder psychische Leben des Menschen wirkt. Aetius hat zu sehr die Vortheile des Beischlafs, den er fast als ein Specificum verordnet, gerühmt. Wie viele widersprechende Thatsachen kann ich diesen einzelnen seltenen Beobachtungen entgegensetzen.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, von der Anwendung der Leidenschaften bei der Behandlung dieser Kranken zu sprechen. Nichts ist schwerer, als die Leidenschaften eines gesunden Menschen zu beherrschen, um wieviel schwieriger wird es also, wenn man die Leidenschaften der Geisteskranken leiten will. Man muss eine gewisse Gewandheit des Geistes haben, und sehr geübt sein, um die unzähligen Nüancen aufzufassen, welche bei der psychischen Behandlung vorkommen, und um die passende Gelegenheit bei deren Anwendung bestimmen zu können. Bald muss man die widerspenstigsten Entschlüsse besiegen, indem man in den Kranken eine stärkere Leidenschaft, als die ist, welche ihre Vernunft beherrscht, erweckt, und eine wirkliche Furcht an die Stelle einer eingebildeten setzt, bald muss man ihr Zutrauen erlangen, den gesunkenen Muth erheben, indem man die Hoffnung in ihrem Innern anfacht. Jeder Melancholische muss nach einer vollkommenen Kenntniss seiner Verstandeskräfte, seines Characters und seiner Gewohnheiten geleitet werden, damit man die Leidenschaft, welche, indem sie seine Denkkraft beherrscht, das Delirium unterhält, bezwingen kann. Melancholische, die unter der Macht des Aberglaubens stehen, müssen das Lesen und die Unterhaltung über mystische Gegenstände vermeiden. Selten entfernt man sich ohne nachtheilige Folgen von dieser Vorschrift, denn gewöhnlich nimmt das Delirium einen traurigern Character an, nachdem die Kranke Bücher gelesen, welche geeignet sind, die Einbildungskraft zu exaltiren, nachdem sie sich überspannten religiösen Gebräuchen hingegeben, nachdem sie Predigten beigewohnt haben, die die religiöse Gesinnung auf Irrwege leiten. Die Heilungen, welche man dem religiösen Einflusse zuschreibt, müssen erst bewiesen werden; ich habe viele Versuche gemacht, ich habe viele und sehr achtbare Geistliche zum Beistand gerufen, habe aber nie Erfolg davon gesehen. Ein Mann ist in Verzweiflung, weil er eine Stelle nicht erhalten hat, er glaubt sich und seine Familie entehrt. Der religiöse Beistand wird ihn heilen können, indem er seine ihn beherrschenden Ideen zerstreut, und ihn von der Eitelkeit der irdischen Dinge überzeugt; aber ein an Dämonomanie Leidender wird den Rathschlägen eines Geistlichen nicht nachgeben. Ich habe Geisteskranke gesehen, die vor ihrer Krankheit nichts weniger als religiös waren, und die nach ihrer Heilung rechtgläubig wurden, und regelmässig die Lehren der Religion befolgten. Sie waren Reconvalescenten, als sie die religiöse Bahn wirklich betraten. Eines dieser Individuen, ein sehr verdienstvoller Mann, der lange bedeutende öffentliche Aemter bekleidet hatte, wurde zum Glauben, der ihm vor seiner Krankheit fremd war, durch das Andenken an Alles, was er während des Deli-

riums ausgestanden hatte geführt. Wenn die Liebe die herrschende Leidenschaft ist, so bewirkt oft nur der Besitz des geliebten Gegenstandes die Heilung: *amore medico sanatur amor.* (Ovid). Hinlänglich bekannt ist der Zug des Eresistratus, der den Sohn des Seleucus heilte, indem er diesen Prinzen dazu bestimmte, seinem Sohne seine Liebe zur Stratonis zu opfern. Aretaeus spricht von einer Melancholischen, die nur durch den Besitz des geliebten Gegenstande geheilt wurde. Wenn die Hindernisse unübersteiglich sind, und die Anwendung dieses Mittels nicht zulassen, so scheuen sich einige Aerzte nicht, auf die von Ovid gegebenen Rathschläge zu verweisen.

Durch eine lebhafte, starke und unerwartete Erschütterung sind manche Melancholien geheilt worden, ebenso durch Schreck, Furcht und Ueberraschung: *Spasmo spasmus solvitur*, sagt Lorry. Man hat zu mehr oder minder sinnreichen Mitteln seine Zuflucht genommen, um die bizarren Ideen dieser Kranken zu beseitigen. Hier können tausend Umstände den Arzt leiten, und ihm therapeutische Indicationen an die Hand geben. Folgende Thatsachen, von denen man in allen Sammlungen und in diesem Werke noch viele findet, sind hinreichend, um den Weg zu zeigen. Alexander von Tralles heilte eine Frau, die glaubte, eine Schlange verschluckt zu haben, indem er eine Schlange in das Gefäss warf, in welches sie zugleich brach. Zacutus erzählt, dass ein junger Mann, der sich verdammt glaubte, dadurch von seinem Irrthum geheilt wurde, dass man einen als Engelverkleideten Menschen in sein Zimmer führte, der ihm die Vergebung seiner Sünden ankündigte. Ambrosius Paré heilte einen Kranken, der Frösche im Bauche zu haben glaubte, indem er ihm abzuführen gab, und heimlich Frösche in Nachtgefäss warf.

Ein an Dämonomanie Leidender verweigerte hartnäckig jede Art von Nahrungsmitteln, weil er sich für todt hielt. Forestus gelang es dadurch, den Kranken zum Essen zu bringen, dass er ihm einen andern Todten vorstellte, der ihm die feste Versicherung gab, dass die Leute der andern Welt viel ässen.

Alexander von Tralles erzählt, das Philonius einen Menschen, der keinen Kopf mehr zu haben glaubte, enttäuschte, indem er ihn eine bleierne Kopfbedeckung tragen liess, deren Schwere ihn endlich von seinem Irrthume überzeugte.

Ein Melancholischer glaubt, dass er nicht uriniren kann, ohne hierdurch die Welt zu überschwemmen. Man kündigt ihm an, dass eine grosse Feuersbrunst die Stadt bedrohe, und dass, falls er nicht uriniren wolle, die ganze Stadt eingeäschert werde. Er lässt sich durch die dringenden Bitten bestimmen und wird geheilt.

Ein junger Mann will nicht essen, weil hierdurch seine Ver-

wandten und Freunde entehrt würden. Einer seiner Freunde kömmt ganz ausser Athem gelaufen an, und bringt eine Erklärung der Behörden, die ihn vor jeder Entehrung zu schützen verspricht. Der Kranke, der schon seit 14 Tagen nichts genossen hatte, isst sogleich.

Pinell erzählt, dass während der Zeit er Arzt in Bicêtre war, er anscheinend ein Tribunal errichtete, welches einen Melancholischen, der sich für schuldig hielt, verurtheilte. Diese List gelang, war aber nur von kurzer Dauer, da ein Indiscreter dem Kranken sagte, dass man nur mit ihm gespielt habe. Derselbe Schriftsteller erzählt in seinem *Traité de la manie* mehrere Beispiele, wo die eingebildete Furcht, der hartnäckige Widerwille mehrerer Monomaniaci einer wirklichen Furcht wichen, und der Schmerz über die Hartnäckigkeit mehrerer Kranken siegte. Eine Dame, die ich behandelte, und die verdammt zu sein und einen Teufel im Leibe zu haben glaubte, wurde durch die Drohung, kalte Bäder zu bekommen, die sie unendlich fürchtete, geheilt. Oft gelingt auch die Kur, indem man den Melancholischen überzeugt, dass keine Möglichkeit vorhanden ist, dass sie ihre Absicht erreichen können. Eine junge Dame, die in ihren Neigungen getäuscht war, wollte sich das Leben nehmen, und verweigerte 17 Tage lang hartnäckig alle Nahrungsmittel. Sie genas, als man ihr mit Hülfe der Sonde die Speisen beibrachte, und sie die Ueberzeugung erlangt hatte, dass man sie ohne ihren Willen ernähre, und so ihr Plan, sich das Leben zu nehmen, scheitere

Ich sah dass die Melancholie dadurch geheilt wurde, indem man eine Leidenschaft statt einer andern erregte, indem man die Eigenliebe des Kranken reizte, aufregte. Ich brachte so eingebildete Schrecken zum Schweigen, und sah bei zwei oder drei jungen Melancholischen die Liebe an die Stelle der Melancholie treten.

Man muss bei der Anwendung der Furcht, und besonders des Schrecks sehr vorsichtig sein, denn sie können oft die heftigsten Folgen bewirken.

Die Wirkungen der Musik, der die Alten so viele Wunder zuschrieben, sind in der Melancholie noch nützlicher, als in den übrigen Formen der Geisteskrankheiten. Galen versichert, dass Aeskulap die Geisteskranken durch Gesang und Musik heilte. Man liest in der Geschichte der Musik und in den Schriften der Aerzte Heilungen, die durch dieses Mittel bewirkt wurden. Um es wirksam zu machen, muss man eine geringe Anzahl von Instrumenten anwenden, und Melodien, die dem Zustande des Kranken angemessen sind, wählen. In der Abhandlung über Charenton (siehe Bd. 2 dieses Werkes) werde ich die Resultate, die ich aus unzähligen Versuchen geschöpft, mittheilen.

Die Behandlung, die direkt auf die organische Sensibilität einwirkt, und die man die physische Behandlung nennt, trägt unstreitig zur Heilung der Melancholie bei, wenn sie durch die Hygieine unterstützt wird, und nicht nur durch blosse Empirie und einseitige Ansichten geleitet wird. Denn wenn auch diese Krankheit oft auf psychischem Wege hervorgerufen wird, so liegen ihr doch oft auch physische Störungen zum Grunde. Es ist Thatsache, dass die Geisteskrankheiten, und die Melancholie insbesondere, wahrscheinlicher zu heilen sind, wenn der Arzt functionelle Störungen in der Assimilation bemerken kann.

Wenn wir die pathologischen Erscheinungen, die die Melancholie hervorbringen, kennen, so werden wir die therapeutischen Indicationen nach diesen einrichten. Findet eine Unterdrückung der Menstruation oder der Hämorrhoiden statt, muss man diese Ausleerungen wiederherstellen, verschwinden Hautkrankheiten, so wirkt man auf die Haut, u. s. w. Es wäre überflüssig, hierbei ins Detail einzugehen. Die Aerzte wissen, was sie bei Melancholien, die von ähnlichen Ursachen abhängen, zu thun haben.

Es ist nicht immer leicht, zur Kenntniss der Ursache zu gelangen, und dann hat man die Melancholie in Uebereinstimmung mit den Theorien und Systemen, die zu den verschiedenen Geschichtsepochen der Medizin herrschend waren, behandelt. Die Alten glaubten, dass die Krankheiten von der schwarzen Galle, oder von scharfen Säften herrühre, und wandten entleerende, und besonders abführende Mittel an. Der Helleborus war das vorzüglichste Mittel gegen die Melancholie, und die Anwendung desselben war sogar zum Sprichworte geworden. Der Helleborus von Anticyra wurde allen andern vorgezogen. Celsus empfiehlt den weissen Helleborus bei der heitern Monomonie, während er den schwarzen bei der Melancholie verordnet. Einige Neuere wollten den Gebrauch desselben wieder hervorrufen, aber es fehlen uns nicht andere Arzneimittel, die denselben Zweck erfüllen, und die wir besser kennen, die sicherer und minder gefährlich wirken. Denn diejenigen Aerzte, die den Gebrauch dieser Wurzel rühmen, werden doch hoffentlich nicht derselben eine spezifische Kraft beimessen wollen. Pinell zieht überhaupt leicht und sanft wirkende, den heftig wirkenden Abführmitteln vor; die schleimig-bittern und seifenartigen Mittel, nebst einigen Neutralsalzen sind ihm hinreichend, um Verstopfungen, die entweder einen Anfall oder Paroxysmus verkündigen, oder die Melancholie selbst begleiten, zu heben. Im Anfange der Melancholie sind Brechmittel und die Brechen und Durchfall bewirkenden Mittel sehr nützlich. Manchmal ist es gut, einen künstlich bewirkten Durchfall zu unterhalten, wenn es die Kräfte des Kranken erlauben, da man so die Natur in einem ihrer Heilwege nachahmt.

Auch haben mehr oder minder reizende Lavements ihren Nutzen. Die entleerenden Mittel passen vorzüglich in der Melancholie, die sich durch Nachlässigkeit (*nonchalence*) und Scheu des Kranken vor Bewegung, so wie durch Trägheit der Functionen characterisirt. Den Brechweinstein in kleinen, aber oft wiederholten Gaben wendet man an, um auf die Einbildungskraft der Kranken, die sich für gesund halten, zu wirken. Die unangenehmen Empfindungen, welche sie dadurch erleiden, ziehen ihre Aufmerksamkeit auf ihren Zustand, überzeugen sie, dass sie krank sind, und bestimmen sie, schickliche Heilmittel anwenden zu lassen. Bei Melancholischen, die alle Medicamente verweigern, wendet man in sehr kleinen Gaben kräftig wirkende Arzneimittel an, und giebt sie unter den Speisen, oder unter den Getränken. Darwin hat die Drehmaschine angewandt, um reichliche Ausleerungen von oben und unten zu bewirken. Einige englische Aerzte, unter andern Haslam, Masson Cooks rühmen sehr die Wirkungen dieser Maschine. Einige Aerzte befürchten, dass der Gebrauch derselben mehr Schaden, als Nutzen bewirke. Sie bringt Blutspeien hervor, lässt die Apoplexie befürchten, und muss verworfen werden, da sie noch mehr oder minder heftige Zufälle bewirkt.

Indem man die schwarze Galle bis in das Blut verfolgte, erhob man das Aderlassen auch zu einem Hauptmittel gegen die Melancholie. Aretaeus war der einzige unter den Alten, der es ausdrücklich in den meisten Fällen verbietet, und es nur bei jungen Subjecten im Frühling, und in kleinen Quantitäten gestattet. Cullen sagt, dass der Aderlass selten nützlich sei, und auch Pineli wendete ihn sehr wenig an. Nichts destoweniger kann man jedoch locale Blutentziehungen in einzelnen Fällen anwenden, z. B. am Epigastrium, wenn der Magen der Sitz einer lebhaften Reizung ist, an der *vulva*, wenn man die Menstruation wiederherstellen, am After, wenn man die Hämorrhoiden ersetzen will, oder am Kopfe, wenn Zeichen von Gehirncongestion vorhanden sind. Manchmal habe ich mit Erfolg Blutegel an einer Seite des Kopfes gesetzt, wenn die Melancholischen über einen fixen Schmerz dieser Seite klagten.

Die Melancholie zeigt sich nicht immer in Begleitung von Symptomen, die das Vorherrschen der Unterleibsorgane, oder der Turgescenz des Gefässsystems anzeigen. Zuweilen scheint das Nervensystem allein die Ursache dieser ganzen Störung zu sein, und Lorry war der erste, welcher sehr gut den Character dieser Melancholie, die er vortrefflich von der Melancholie *cum materia* unterscheidet, erkannte und vorzüglich schilderte. In dieser Melancholie, gewöhnlich die nervöse, und von Lorry Melancholie *sine materia* genannt, vermehren entleerende Mittel das Uebel. Der Arzt muss es sich zur Aufgabe machen, die Sensibi-

tät zu modificiren, die Aufregung der Nerven durch die bei der Hygieine angegebenen Mittel, durch beruhigende Getränke, durch Nacrotica, Opium, durch den Gebrauch der Wasserdämpfe, der Douchen, der Bäder und Begiessungen zu beseitigen. Das warme Bad muss mehr oder minder, zuweilen einige Stunden hindurch verlängert werden. Das kalte Tauchbad ist nützlich, wenn die Melancholie durch Onanie veranlasst wurde. Die kalten Begiessungen heben den innern Krampf auf, und bringen eine glückliche Entscheidung der Krankheit zu Wege, indem sie eine Nervenreaction nach aussen hervorrufen. Ganz eben so wirkt die Douche, ausserdem aber kann sie noch von einem erfahrenen Arzte angewendet, einen psychischen Einfluss auf den Kranken ausüben, und ihn zwingen, seinen traurigen und gefährlichen Entschlüssen zu entsagen.

Einige Aerzte, und besonders Teden und Leroi haben gerathen, innerlich kaltes Wasser in grossen Dosen zu nehmen. Diese Aerzte sehen es als ein fast unfehlbares Mittel gegen den Selbstmord an.

Die Alten gebrauchten viel die Narcotica. Lazarus Rivière rühmt die guten Erfolge der Opiate. Odier *) sagt, dass er eine Melancholie durch steigende Gaben von Opium mit Moschus geheilt habe, und bis zu 30 Gran von jedem gestiegen sei. Man muss diese Mittel bei plethorischen Individuen, und die zu Congestionen geneigt sind, gänzlich vermeiden.

Einige Enthusiasten haben den Magnetismus bei der Behandlung der Melancholischen angewendet. Welche Wirkungen hat er gehabt? Einige geringe, und selbst zu bezweifelnde Resultate. Ich habe auch Experimente damit gemacht, und keine Heilung erhalten.

Nachdem wir flüchtig die allgemeinen Betrachtungen, welche das Studium der Lypemanie oder der Melancholie mit Delirium darbieten, auseinander gesetzt haben, sollten wir eigentlich die verschiedenen Formen, die das melancholische Delirium annimmt, ebenfalls aufführen, aber ihre Verschiedenheiten sind zu vielfältig. Sind sie nicht eben so zahlreich, als die Modificationen, die die Sensibilität erleiden kann? Nehmen sie nicht ihren Charakter von den durch die Einbildungskraft exaltirten Leidenschaften? Und obgleich der Grund der Krankheit immer derselbe bleibt, so sind die Nüancen doch unendlich. Ich werde daher nur von einer kleinen Zahl von Varietäten sprechen, die Betrachtungen von Interesse veranlassen.

*) *Bibliotheque brittanique. Genf.* 1816.

IX.

Von der Dämonomanie.

Das Wort Dämon hatte bei den Alten keine böse Bedeutung; es heisst Geist, Genius, Intelligenz. Δαίμονιον kommt von δαίμων, *sapiens*, *sciens* her. Plato giebt diesen Namen dem Geiste, welchem das erste Wesen die Regierung der Welt anvertraut hat. Nach den Chaldäern schrieben die Juden alle Krankheiten den Geistern, den Dämonen zu. Saul wird von einem bösen Geist geplagt, Job ist ein Spielball des Dämons. Die Ruhr, an der Joram stirbt, hat dieselbe Ursache. Nebukadnezar wird auf Befehl Gottes ein Lycantrop. Kann man sich da wundern, dass man die Hysterie, Epilepsie und Melancholie für heilige Krankheiten gehalten hat? Auch die Griechen beschuldigten die Götter, Ursache ihrer meisten Krankheiten zu sein. Herodot sagt, dass Cleomenes nicht durch die Gegenwart der Dämonen wüthend geworden sei, sondern weil er sich mit den Scythen betrunken habe. Aristophanes nennt diesen letzten Grad der Wuth nicht μανία, sondern κακοδαίμονια. Wenn wir die erste Bedeutung dieses Wortes beibehalten hätten, so hätten wir der religiösen Melancholie den Namen Dämonomanie beigelegt. Die erste Art würde die Geisteskranken bezeichnet haben, welche Gott zu sein glauben; die sich einbilden, Unterhaltungen und innige Verbindungen mit dem heiligen Geiste, den Engeln, den Heiligen zu haben, welche vorgeben, dass sie inspirirt und vom Himmel gesandt seien, um die Menschen zu bekehren. Diese Art hätte den Namen Theomanie erhalten, die zweite Art aber würde Kakodämonomanie ge-

nannt worden sein, und hätte alle die Unglücklichen begriffen, die sich vom Teufel besessen, und in seiner Macht glauben, die überzeugt sind, den erdichteten Versammlungen der bösen Geister beigewohnt zu haben, oder die befürchten, verdammt und zur höllischen Qual bestimmt zu sein.

Diese Klassification würde unter eine und dieselbe Varietät alle Delirien, die sich auf religiöse Glaubensmeinungen beziehen, bringen. Sie würde als Gegensatz alle Varietäten der religiösen Melancholie aufstellen. Das freudige, kühne, mit Hochmuth und Exaltation verbundene religiöse Delirium würde, so zu sagen, dem traurigen, furchtsamen, mit Entmuthigung und Entsetzen gepaarten Delirium entgegengesetzt sein. Aber das Wort Dämonomanie ist zu gebräuchlich; man hätte mich der Neuerungssucht beschuldigt, wenn ich es auf seine etymologische Bedeutung hätte zurückführen wollen.

Da der Mensch seiner Organisation nach von äussern Einflüssen abhängt, da er abwechselnd von der Behaglichkeit zum Schmerz, von der Sorge zum Vergnügen, von der Furcht zur Hoffnung übergeht, so musste er natürlich auf die Idee des Guten und Bösen kommen: er nahm bald ein gutes Wesen und einen bösen Geist an, die sein gutes oder böses Geschick leiteten. Es war nur noch ein Schritt zu machen, und das theologische System war gefunden. Die Religion spendete bald Liebe und Trost, bald nahm sie einen ernsten und drohenden Ton an, aber der Schmerz hatte sich bald des ganzen Seins des Menschen bemächtigt, die Noth war reichlicher über die Erde verbreitet, und die Traurigkeit herrschte vor. Die Schritte von dieser, zur Furcht, zum Schrecken sind nur klein, und diese Empfindungen erweckten von dem ersten Zeitalter an eine Art von religiöser Melancholie. Sie war also am häufigsten unter allen Geisteskrankheiten. Die heiligen Bücher aller Nationen enthalten die merkwürdigsten Beläge dafür. Als der Mensch die Verehrung des wahren Gottes verliess und in den Götzendienst verfiel, so waren die Sterne die ersten Götter, die er anbetete. Sie waren diejenigen Gegenstände, die am lebhaftesten seine Sinne trafen, und die auf ihn den thätigsten und anhaltendsten Einfluss ausübten. Die religiöse Melancholie wurde von dem Laufe der Gestirne abhängig betrachtet, und ihr periodisches Auftreten bestärkte diese Meinung. Die Geisteskranken wurden Maniaci genannt, von dem Worte *μηνη*, *luna*, woher die Lateiner ihre Benennung *lunatici* nahmen, welche in die gewöhnliche Sprache Englands und Frankreichs übergegangen ist.

Als die Lehre von den Geistern, die durch die Platoniker gelehrt wurde, sich mit den theologischen Ideen vermischte, so wurden die Nerven- und besonders die Geisteskrankheiten, da sie

heilige Krankheiten waren, den Geistern oder Genien zugeschrieben. Unter den Geisteskranken waren die Einen heiter, kühn, verwegen, und glaubten inspirirt zu sein. Man hielt sie für glücklich, für Freunde der Götter; sie wurden den Völkern als Gesandte des Himmels gezeigt, und ertheilten ihre Orakel auf ihre eigene Rechnung, oder auf die der Priester. Andere Geisteskranke dagegen waren traurig, furchtsam, kleinmüthig; sie waren von eingebildetem Schrecken verfolgt, hielten sich für verdammt. Diese wurden als Gegenstand des himmlischen Zornes angesehen, und man glaubte, dass sie den Mächten der Unterwelt verfallen seien. Meleager, Oedipus, Orestes und viele andere grosse Schuldige wurden von den Furien verfolgt, und sie waren wirkliche Melancholische. Die Furcht, der Schrecken vergrössern und entarten Alles; man glaubte sich von ausserordentlichem Unglück zu befreien und die Rache des Himmels abwenden zu müssen; man wollte in der Zukunft lesen, um das zu erfahren, was man fürchten oder hoffen müsse; man rief die Seelen der Abgeschiedenen an, nachdem man die Gestirne und die Orakel befragt hatte. Die orphischen Mysterien führten zur Geisterbeschwörung, zur Zauberei und vielen andern mysteriösen Gaukeleien; die Magie und die Zauberei gingen in den religiösen Cultus über. Die Herrscher, die Gesetzgeber und Philosophen liessen sich in die Mysterien einweihen, theils um ihre Kenntnisse zu erweitern, theils aus strafbaren und abscheulichen Absichten. Die Astrologie, die Magie und die Zauberei, alle Kinder der Furcht, umstrickten so die Einbildungskraft des Menschen, dass man nicht erstaunen muss, sagt Plinius, wenn ihr Einfluss so lange dauert, und sich über jedes Zeitalter, über alle Oerter und über alle Völker erstreckt.

Das Christenthum führte die religiösen Ideen wieder zur Einheit Gottes zurück, die Orakel verstummten, und es bewirkte eine grosse Revolution in allen Ideen. Man übertrieb die Kräfte der Geister auf den Körper, man glaubte den Anstiftungen des Teufels zu unterliegen und für dieses Leben unter der Macht der Dämonen zu stehen. Die Dämonomanie vervielfältigte sich, was die Einführung des Exorcismus schon in der ersten Zeit der Kirche beweist. Jetzt verbrannte man nicht mehr die Besessenen, sondern man nahm zu Ceremonien, zu Gebeten seine Zuflucht, um sie davon zu befreien; man errichtete in mehreren Städten feierliche Feste zur Heilung der Besessenen; man vereinte in einer Kirche alle Geisteskranken einer Gegend, und der Zusammenfluss des Volks von allen Seiten, die Gegenwart des Bischofs, die Pracht, die Feierlichkeit, das Zutrauen, Alles wirkte auf die Einbildungskraft und trug zur Heilung einiger dieser Unglücklichen bei. Man schrie, es sei ein Wunder geschehen, und diese feste Ueberzeugung bereitete neue Heilungen für die folgenden

Jahre vor. Man darf diese Festlichkeiten, die in einigen Städten Frankreichs noch gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts gefeiert wurden, nicht mit den sogenannten Narrenfesten verwechseln, mit diesen sonderbaren Saturnalien, die zu einigen Zeiten des 14ten und 15ten Jahrhunderts stattfanden.

Zur Zeit der Reformation wurden die religiösen Streitigkeiten Gegenstand aller Unterhaltungen, aller Predigten und selbst aller politischen Verhältnisse. Die verschiedenen Partheien drohten sich gegenseitig mit der ewigen Verdammniss, der Fanatismus erwachte wieder, und die religiöse Melancholie trat wieder auf; man sah nichts, als Excommunicirte, Verdammte und Behexte; man lebte in Schrecken, errichtete Tribunale, citirte den Teufel vor Gericht, und die Besessenen wurden verurtheilt, auf Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Die Dämonomaniaci wurden unter dem Namen von Behexten und Besessenen als doppelte Opfer des herrschenden Irrthums verbrannt, nachdem man ihnen das Bekenntniss abgepresst hatte, dass sie mit dem Teufel einen Bund geschlossen hätten.

Wenn hier der Ort dazu wäre, so könnte ich beweisen, dass man sich der Geisteskranken bedient hat, um Orakel zu sprechen, und dass die Priester es verstanden haben, ihnen ein heiliges Delirium einzuflössen. Ich werde später beweisen, dass das Besessensein von einem Dämon eine wirkliche Monomanie ist. Indess sind die Dämonen verstummt, seitdem wahrhafte religiöse Grundsätze den Fanatismus verdrängt haben, und sie hörten auf, die Menschen zu belästigen von der Zeit an, als man sie minder fürchtete. Seitdem man weder Hexenmeister noch Magiker verbrennt, ruft die ruhige Einbildungskraft sie nicht mehr hervor.

Viele Individuen fürchten sich jetzt so vor der Polizei, wie man sich ehemals vor den Steraen und Dämonen fürchtete. Diese Furcht ist um so grösser und um so unheilbringender, da die Polizei in unruhigen Zeiten und bürgerlichen Zwistigkeiten einen grössern Einfluss erlangt, und so darf man sich nicht wundern, in den Irrenanstalten die an Dämonomanie Leidenden durch Kranke ersetzt zu sehen, die sich vor der Polizei, dem Gefängnisse und vor der Strafe fürchten. Kleinmuth, Furcht und Unruhe wirkt auch hier auf diese Unglücklichen, wie sie ehemals auf die Besessenen wirkten.

Die Aerzte und einige über Vorurtheile erhabene Männer haben zu allen Zeiten gegen die Vorurtheile, welche Schuld daran waren, dass man die wahren Ursachen der Nervenkrankheiten und der Geisteskrankheit verkannte, gekämpft. Hippopkrates, oder seine Schüler, versichern in dem Buche «Von der heiligen Krankheit,» dass es keine Krankheiten geben könne, die durch die Götter verursacht würden. Aretaeus urtheilt eben so: *De*

causis morbor. diut. lib. 1. Der Bericht des Marescot, Riolan und Duret über das Besessensein der Martha Brossier kann als Muster von Verstand und Kenntniss aufgestellt werden. Sie beschränken ihre Meinung auf folgende merkwürdige Worte: *nihil a daemone; multa ficta, a morbo pauca.* Cardan, Corneille Looz, Joseph Duchêne, Becker, Pigray, Bayle, Naudé, Mead vertheidigten diese Unglücklichen gegen diese Vorurtheile und gegen die Del-Rio's, die Bodin's, die Peter von Ancré u. s. w. Malebranche, gegen dessen Meinung man keinen Verdacht hegen kann, spricht sich darüber mit edler Freimüthigkeit aus. *) Die Parlaments unter dem Vorsitz der Seguier's hoben einige Urtheile auf, welche Hexen und Besessene zum Feuertode verdammten. Alle Welt hat die schöne Stelle des d'Aguesseau gelesen, wo diese berühmte Magistratsperson zu dem Parlament sagt, dass es, um die Hexerei aufhören zu lassen, genüge, nicht mehr von Hexen zu sprechen, derartigen Gegenständen keine Wichtigkeit beizulegen, und die Zauberer, die mehr bedauernswerth als straffällig sind, ohne Aufsehen zu erregen, zu den Aerzten zu schicken. Die Zauberer und die Besessenen waren in der That häufig die Opfer der Betrüger, welche von der Unwissenheit und dem Aberglauben ihrer Nebenmenschen Nutzen zogen. Es waren Dummköpfe, Melancholische, Hysterische, die besessen zu sein glaubten, weil man ihnen mit Dämonen und Zauberern gedroht hatte. Die Richter überlieferten diese Unglücklichen den Flammen, und es gab eine Jurisprudenz für die Hexerei und Magie, wie es Gesetze gegen den Diebstahl und den Mord gab. Das Volk sah die Kirche und die Fürsten an die Wirklichkeit dieser Dinge glauben, und blieb unüberwindbar von diesen überzeugt. Je mehr man die Hexen und Besessenen verfolgte, desto mehr vermehrte sich die Zahl dieser Kranken, indem hierdurch die Einbildungskraft aufgeregt, und die chimärische Furcht vermehrt wurde. Eine bessere Erziehung und die fortschreitende Aufklärung haben allmälig diese traurigen Irrthümer verscheucht, und mehr Erfolg gehabt, als der Scheiterhaufen, der Codex und die Digesta.

Obgleich die Dämonomanie heut zu Tage selten ist, so ist es dennoch nicht ohne Interesse, ihren Character näher zu bestimmen. Giebt es auch jetzt keine Besessene mehr, so giebt es doch noch einige Monomaniaci, die in der Gewalt von bösen Dämonen zu sein glauben. Ich habe einige Beobachtungen von Dämonomanie gesammelt, und sie mit den Beschreibungen von Besessenen, u. s. w. verglichen. Hierdurch fand ich, dass die Symptome, die ich beobachtet habe, dieselben sind, welche von

*) *Recherches de la vérité. Paris* 1762. 4 *vol. in* 12.

den Schriftstellern als den Besessenen eigen angegeben wurden, und die man in den Prozessen der Bezauberten oder Besessenen aufgezeichnet findet. Nachdem ich einige Beobachtungen mitgetheilt habe, werde ich zur Analyse und zur Vergleichung der Symptome dieser Krankheit mit den übrigen Melancholien übergehen.

A. D., 46 Jahr alt, war ein Dienstmädchen, von mittlerem Wuchse, kastanienbraunen Haaren, braunen, kleinen Augen und brauner Hautfarbe. Sie war mässig stark, sehr nervös, und obgleich sie religiös erzogen war, hatte sie dennoch viel Eigenliebe. In ihrem 14ten Jahre erschien die Menstruation, die sich nachher nur gering und unregelmässig zeigte.

Im 30sten Jahre verliebte sich D. in einen jungen Mann, mit dem sie sich nicht verheirathen durfte. Sie wurde traurig, melancholisch, und glaubte sich von der ganzen Welt verlassen. Die Menstruation verschwand und erschien nicht wieder. Sie wurde ausserordentlich fromm, that das Gelübde der Keuschheit, und weihte sich Jesu Christo. Kurze Zeit darauf sündigt sie gegen ihr Gelübde, sie wird von Gewissensbissen geplagt, glaubt, dass sie verdammt, dem Teufel übergeben sei, und erleidet alle Qualen der Hölle. So vergehen sechs Jahre, worauf sie durch Thätigkeit, Zerstreuung wieder zur Vernunft und zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurückgeführt wurde.

Im 40sten Jahre wird sie von einem neuen Geliebten verlassen; sie erneuet ihr Keuschheitsgelübde und verbringt ihre Zeit mit Beten. Als sie eines Tages auf den Knien lag und die Nachahmung Christi las, trat ein junger Mann in ihr Zimmer, sagte, dass er Jesus Christus sei, dass er komme, um sie zu trösten, und dass, wenn sie sich ihm überlassen wolle, sie den Teufel nicht mehr zu befürchten habe. Sie unterliegt, und glaubt sich zum zweiten Male in der Gewalt von Dämonen, und empfindet alle Qualen der Hölle und der Verzweiflung. Man schickte sie nach der Salpetrière, wo sie fast immer liegen blieb, Tag und Nacht seufzte, wenig ass, unaufhörlich klagte, und ihr Unglück Jedem erzählte.

Sie wird im 46sten Jahre, am 16ten März 1813, in die Krankenabtheilung der Salpetrière gebracht. Sie war ausserordentlich mager, ihre Haut erdfarben, ihr Gesicht entfärbt, convulsivisch verzerrt, ihre Augen matt und stier, ihr Athem übelriechend, ihre Zunge trocken, rauh, mit weissen Punkten besäet. Sie verweigert, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, obgleich, wie sie sagt, sie von Hunger und Durst geplagt wird. Sie leidet an Schlaflosigkeit; der Puls ist klein, schwach, der Kopf ist schwer, im Innern sehr brennend, äusserlich wie mit einem Strick zusammengezogen. Sie leidet an sehr schmerzhaften Zusammenzie-

hungen der Kehle, rollt die Haut des Halses unaufhörlich mit ihren Fingern, drängt sie nach dem Brustbeine hin, und versichert, dass der Teufel sie ziehe, zusammenschnüre, und sie verhindere, etwas zu verschlingen. Die Muskeln des Unterleibes sind sehr angespannt, die Kranke ist verstopft, und hat auf dem Rücken der rechten Hand und am linken Fusse eine scrophulöse Geschwulst.

Der Teufel hat ihr eine Schnur vom Brustbeine bis zur Schaam gezogen, wodurch sie verhindert wird, aufrecht zu stehen. Der Dämon ist in ihrem Körper, brennt, kneift sie, beisst ihr ins Herz und zerreisst ihr die Eingeweide. Sie ist von Flammen umgeben und mitten im Feuer der Hölle. Niemand wird ihr das glauben, aber ihre Qualen sind unerhört, schrecklich, ewig; sie ist verdammt, und der Himmel kann kein Erbarmen mit ihr haben.

April 1813. Die Kräfte der Kranken vermindern sich; sie sieht Niemanden, der sich ihr nähert, der Tag kömmt ihr nur als ein Schein vor, in dessen Mitte Gespenster und Dämonen umherirren, die ihr Betragen tadeln, ihr drohen, und sie misshandeln. Sie verweigert alle Tröstungen; der Beistand eines Predigers ist unnütz, die Hülfe des Arztes wird nicht angenommen. Eine ähnliche Krankheit wurde noch nie gesehen; die Menschen können hierzu nichts thun, sie bedarf einer übernatürlichen Macht. D. verflucht den Teufel, der sie brennt und martert, und verflucht Gott, der sie in die Hölle gestürzt hat.

Mai 1813. Es ist Marasmus eingetreten. Die untern Extremitäten sind nach dem Unterleib gezogen; die Kräfte verfallen gänzlich, obgleich die Kranke behauptet, dass sie nicht sterben könne. Am 25sten Mai wird die Zunge braun, die Hitze brennend, die Respiration erschwert; der Puls ist klein, zusammengezogen. — Am 30sten: Die Füsse sind geschwollen, es tritt unregelmässiger Frostschauer ein, während die Kranke brennend heiss ist. Die Kranke seufzt tief.

Am 6ten Juni: Es tritt ein wässeriger Durchfall ein, die Füsse sind geschwollen; die Zunge ist schwarz, die Haut erdfarben, der Puls sehr klein, frequent. — Am 15ten Juni tritt Sprachlosigkeit und schnelles Athemholen ein; der Puls ist kaum noch zu fühlen; die Kranke seufzt viel, hat noch dasselbe Delirium und die feste Ueberzeugung, nicht zu sterben. — Am 22sten Juni erfolgt der Tod um 7 Uhr Abends. D. konnte seit zwei Tagen sich nicht bewegen und nicht mehr das Geringste zu sich nehmen.

Am 24sten Juni wurde die Section gemacht. Die Abmagerung war allgemein, die Füsse waren geschwollen, und auf dem Heiligen- und Schwanzbeine waren Brandschorfe. Der Schädel war dick, injicirt; der sichelförmige Umschlag der dura mater war gerippt (*réticulé*) und nach vorn zerrissen. Auf der Basis der Hirnschale fanden sich seröse Ergiessungen, in der Zirbel-

drüse einige verknöcherte Punkte. Das grosse und kleine Gehirn war weich, und die graue Substanz des Gehirns blass. Die beiden Seitenventrikel und der dritte Ventrikel enthielten viele seröse Flüssigkeit; der Plexus choroideus war blass und mit mehreren kleinen serösen Blasen bedeckt. Die Lungen waren tuberkulös, überall mit der Pleura verwachsen. In dem Herzbeutel, der mit dem rechten Herzohre und mit der Spitze des Herzens verwachsen war, fand sich Serum. Das Netz war atrophisch und, dem Peritonaeum gleich, mit kleinen schwarzen Punkten besäet. Alle Unterleibseingeweide adhärirten stark untereinander und bildeten nur eine Masse von bräunlichem Ansehen. Die mesenterischen Drüsen waren sehr entwickelt; einige waren wie Haselnüsse gross und mit Fettwachs umgeben. Die Gallenblase enthielt wenig Galle; die Milz war breiartig und von der Farbe der Weinhefe; die Schleimhaut des Darmkanals war an mehreren Stellen exulcerirt, und die Schleimhaut der Blase geröthet.

M., 49 Jahr alt, hatte auf dem Lande als Wollspinnerin gelebt, und oft Hexengeschichten gehört. Ihre Menstruation erschien im 15ten Jahre ohne Beschwerden. In ihrem 37sten Jahre erkennt sie, als sie sich eben verheirathen wollte, dass sie ihr Bräutigam hintergehen will. Sie will nichts mehr von ihm wissen, und verheirathet sich ein Jahr später mit einem andern. Der, den sie verlassen hat, droht sich zu rächen, und verwünscht sie zu allen Teufeln. Ein Mann aus ihrem Dorfe, der für einen Hexenmeister galt, verschrieb seinen Körper für sie dem Teufel, woran sie auch fest glaubte.

Im 40sten Jahre hört ihre Periode auf, und von nun an fingen ihre Gedanken an, sich zu verwirren, jedoch auf eine für Fremde unmerkliche Weise. Zugleich stellten sich Kopfschmerzen ein. Im 42sten Jahre kehrt sie von einem langen Spaziergange zurück, ist ermüdet, und legt sich unterwegs hin, um auszuruhen. Kurze Zeit darauf empfindet sie im Kopfe eine Bewegung und ein Geräusch, das dem eines Spinnrades ähnlich ist. Sie erschrickt darüber, setzt aber ihren Weg fort. Unterwegs wird sie von der Erde sieben Fuss hoch gehoben; als sie nach Hause kommt, kann sie weder essen noch trinken. Sie erinnert sich der vier Jahre vorher gemachten Drohung, und zweifelt nicht mehr daran, dass sie behext sei. Viele Mittel werden angewandt. M. betet, verrichtet neuntägige Andachten, macht Wallfahrten; sie trägt auf dem blossen Leibe eine Stola, die ein Geistlicher ihr gegeben hatte, Alles ist vergeblich. Der Teufel und seine Qualen verlassen sie nicht mehr, und drei Jahre nachher wurde sie in die Salpetrière geführt.

Sie war sehr mager, ihre Haut erdfarben, brennend, der Puls schwach, klein, der Kopf hatte eine hängende Stellung, das Ge-

sicht war geschwollen, die Stirn gerunzelt; die Augenbraunen vermischten sich für Augenblicke mit den Falten der Stirn und verloren sich in den Haaren. Der Unterleib war hart, stark und die Kranke legte immer die Hand auf denselben. Sie versichert, dass sie im Uterus den bösen Geist in der Gestalt einer Schlange habe, der sie weder Tag noch Nacht verlässt, obgleich ihre Geschlechtsorgane nicht so, wie die der übrigen Frauen, gebildet sind. Sie klagt über eine starke Zusammenschnürung der Kehle, empfindet das Bedürfniss zu gehen, und leidet mehr, wenn sie daran verhindert wird. Sie geht langsam, und spricht leise über ihren Zustand, den sie beklagt. Sie isst und trinkt im Geheimen, und urinirt und geht heimlich zu Stuhle, um besser zu überzeugen, dass sie nicht ein Körper, sondern eine Erscheinung, ein Bild sei. «Der Teufel hat meinen Körper geholt; ich habe keine menschliche Gestalt mehr. Es giebt nichts Schrecklicheres, als lebendig zu erscheinen, und doch nicht dieser Welt anzugehören. Ich brenne; mein Athem haucht Schwefel aus. Ich esse nicht, ich trinke nicht, weil der Teufel alles dies nicht nöthig hat. Ich fühle nichts, und man kann mich in ein irdisches Feuer setzen, ohne dass ich verbrennen werde. Ich werde Millionen von Jahren leben, da Alles, was auf Erden ist, nicht sterben kann. Wenn dies nicht wahr wäre, so hätte die Verzweiflung mich schon lange dazu getrieben, mir das Leben zu nehmen.»

Nichts kann sie aus ihrem Wahne reissen. Die Unglückliche sagt denen, die an der Wahrheit ihrer Rede zweifeln, Injurien; sie nennt die, welche ihr widersprechen, Hexen und Dämonen. Besteht man auf seinem Widerspruche, so wird sie zornig, ihre Augen treten aus dem Kopfe; sie wird roth und wild. Dann sagt sie: «Sehen Sie diese schöne Gestalt! Sagen Sie, ist es die einer Frau oder die eines Teufels?» Sie schlägt sich mit starken Faustschlägen auf die Brust, behauptet unempfindlich zu sein, und kneift stark ihre Haut, um es zu beweisen. Ich stach sie mehrere Male mit einer Nadel, ohne dass sie es zu empfinden schien, aber sie empfand den heftigsten Schmerz, sobald ich es that, ohne dass sie es erwartete. Uebrigens ist diese Frau ruhig, nicht böse, und spricht über alle andern Dinge, sobald man sie von ihren Ideen abziehen kann, ganz verständig. Sie wurde unter dem Vorwande, sie vom Teufel zu befreien, sie zu entzaubern, dreimal magnetisirt. Ich habe nicht die geringste magnetische Einwirkung auf sie verspüren können.

H., 51 Jahr alt, eine Kaufmannsfrau, wurde erst in ihrem 21sten Jahre menstruirt. Sie litt an Kopf- und Kolikschmerzen, und

war Mutter von drei Kindern. Sie las während ihrer letzten Schwangerschaft im 36sten Jahre die Apocalypse, Gespenster und Zauberbücher, und wurde durch diese Lectüre oft erschreckt. Ihre letzte Niederkunft war schwierig gewesen, und sie litt nachher mehrmals an Ohnmachten, und glaubte von Zeit zu Zeit Flammen zu sehen. Im 37sten Jahre nahm sie für einen Verwandten Geld auf. Der Schuldner beunruhigt, bedroht sie; sie geht in den Garten hinter ihrem Hause von dieser Schuld beunruhigt spazieren. Der Teufel erscheint ihr, und schlägt ihr vor, ein Papier mit Blut aus dem kleinen Finger der linken Hand zu unterzeichnen, und verspricht ihr dafür das Geld, welches sie schuldig ist. Nach einigen Debatten unterschreibt H. ihre Verzichtleistung auf Gott und ihre Hingebung an den Teufel. Sogleich zittert die Erde unter ihren Füssen und in ihrer Umgebung, ihr Haus wird von einem Wirbelwinde umgeben, der es erschüttert und das Dach wegnimmt. In diesem Augenblicke verschwindet der böse Geist, nimmt ihren Körper mit fort, und lässt nur ihr Ebenbild zurück. Sie versichert, dass alle ihre Nachbaren von dieser Begebenheit erschreckt gewesen wären. Ihr Körper ist mit dem Teufel fort, und ihr Ebenbild ist versucht, sich ins Wasser zu stürzen, sich zu erwürgen. Der Teufel treibt sie zu verschiedenen Missethaten an; sie fühlt sich von dem Feuer der Hölle umgeben, sie hat sich in einen Sumpf geworfen, und brennt nachher desto mehr. Sie sagt, dass sie kein Blut habe und dass sie ganz unempfindlich sei. Ich durchstach die Haut ihres Armes, ohne dass sie irgend einen Schmerz davon zu empfinden schien. »Ich werde, sagte sie, so lange auf der Erde bleiben, bis gelehrte Menschen das Mittel gefunden haben, den Teufel zu bezwingen und meinen erschaffenen Körper wieder auf die Erde zurückzubringen. Alles was ich sage, wurde mir durch meinen Körper gelehrt, der nicht mehr ist, und der vor meinem Unglücke auf dieser Erde war.«

Diese Frau ist sehr mager, ihre Haut sehr braun, verbrannt, ihre Physiognomie drückt Gram und Verzweiflung aus, ihr Gesicht ist gerunzelt, zusammengezogen; sie geht ruhig spazieren, indem sie strickt, vermeidet ihre Gefährtinnen, hält sich nicht für krank und seufzt über ihren bejammernswerthen Zustand, den nichts ändern kann. Sie ist ruhig, erträgt Widerspruch, und hat ein grosses Verlangen gesund zu werden. Indem ich dieser Hoffnung schmeichelte, willigte sie ein, sich viermal megnetisiren zu lassen, ohne dass der Magnetismus die geringste Wirkung auf sie hervorbrachte.

Dies ist seit 12 Jahren der Zustand der Unglücklichen; 11 Jahre hindurch verrichtete sie sehr gut grobe Dienstleistungen,

und nur erst seit einem Jahre haben das Alter und das Elend sie in die Salpetrière geführt.

C..., 57 Jahr alt, eine Waschfrau, war seit ihrer Kindheit sehr fromm. In ihrem 15ten Jahre erschien die Menstruation, im 17ten verheirathete sie sich und ist Mutter von funfzehn Kindern. Im 46sten Jahre stirbt ihr Mann und eins ihrer Kinder in ihren Armen; seit dieser Zeit ist die Periode unregelmässig. Um dieselbe Zeit hat C. Gewissensbisse, beschuldigt sich, das Abendmahl nicht würdig genommen zu haben, übertreibt die religiösen Uebungen, vernachlässigt ihre Beschäftigungen, bringt die Zeit in der Kirche zu. Sie leidet an Schlaflosigkeit, stösst Seufzer aus, und fürchtet die Hölle. Im 52sten Jahre hören die Menses auf, die Furcht verwandelt sich in religiöse Schrecken, C. glaubt sich in der Macht des Teufels. Im 54sten Jahre tritt Fieber und Delirium ein, sie wirft sich zum Fenster hinaus, wird nach dem Hôtel Dieu, und von da fünf Monate später nach der Salpetrière geschickt.

Sie ist ausserodentlich mager, die Haut verbrannt, erdfarben, die Physiognomie drückt Unruhe aus. Der ganze Körper ist fortwährend in einer schwankenden und schaukelnden Bewegung. C. geht immer herum, und sucht Böses auszuüben, zu schlagen, zu tödten.

»Seit einer Million von Jahren bin ich die Frau des grossen Teufels, ich verstehe mich mit ihm, er schläft bei mir, und sagt mir unaufhörlich, dass er der Vater meiner Kinder sei. Ich habe Schmerzen im Uterus. Mein Körper ist ein aus der Haut des Teufels gemachter Sack, der voll von Kröten, Schlangen und andern unflätigen Thieren ist, die Teufel sind. Ich brauche nicht zu essen (dennoch isst sie viel), Alles was man mir giebt ist vergiftet, ich wäre längst gestorben, wenn ich nicht der Teufel wäre. Seit 20 Jahren bin ich nicht mehr zu Stuhle gewesen. Ich habe alle Arten von Verbrechen begangen; ich habe getödtet, gestohlen. Der Teufel wiederholt ohne Unterlass, ich solle selbst meine Kinder tödten. Ich begehe in einer Minute mehr Verbrechen, als alle Bösewichte in 100 Jahren begehen können. Auch bin ich gar nicht böse, die Zwangsjacke anzuhaben, ohne diese Vorsicht würde ich gefährlich sein. Als ich mich dem Teufel überlieferte, wurde ich gezwungen, ihm meine Kinder zu verschreiben, von dem Teufel dagegen fordere ich, den dort oben herabstürzen, und dass er Gott und die Jungfrau tödten soll. Wenn ich zum Abendmahl gehe, so spotte ich über den Gott in der Kirche; ich glaube nicht mehr an ihn, man muss nicht mehr an ihn glauben, man muss nicht mehr zur Beichte gehen, der Teufel verbietet es.«

C. bleibt für sich allein, meidet ihre Gefährtinnen, fürchtet ihnen

Böses zu thun, spricht mit sich selbst, sieht allenthalben den Teufel, und zankt sich oft mit ihm.

Diese Unglückliche zeigt uns das Bild der Dämonomanie, mit Verwirrtheit und Wuth complicirt. Die bizarrsten Illusionen und Hallucinationen unterhalten ihr Delirium, und verursachen Handlungen der blindesten Wuth.

S., 48 Jahr alt, ist von zwei Dämonen verschlungen, die sich in ihren Hüften festgesetzt haben, und zu den Ohren wieder herauskriechen. Die Teufel haben ihr mehrere Zeichen am Körper gemacht, ihr Herz wird alle Tage an eine andere Stelle gebracht, sie wird nie sterben, obgleich der Teufel zu ihr sagt, sie solle sich ersäufen. S. hat die beiden Teufel gesehen, von denen sie hesessen ist; der eine ist gelb und weiss, der andere schwarz; es sind Katzen. Sie bringt Tabak, Wein, und besonders Fett auf ihren Kopf und in ihre Ohren, um den Teufel zu beschwören. Sie geht immer, in der Sonne sowohl, als im Regen barfuss; während sie geht, hebt sie alles auf, was sie findet. Sie vernachlässigt ihre Kleidung, isst viel, die Ausleerungen geschehen unwillkürlich, sie schläft nicht, ist schmutzig, mager, und ihre Haut sehr verbrannt. Sie denkt durchaus nicht folgerecht, selbst nicht in den sie unaufhörlich beschäftigenden Ideen und bringt die Laute mit der grössten Schwierigkeit hervor. Dies ist eine Dämonomanie, die in Verwirrtheit, mit Paralyse complicirt ausgeartet ist.

Man wird mir vorwerfen, dass ich zu viele Thatsachen aufgeführt habe, dennoch aber schienen sie mir, selbst abgekürzt, um so mehr Interesse darzubieten, weil die ersten drei das Beispiel der einfachen Dämonomanie, und die beiden letzten das Beispiel dieser Krankheit, complicirt mit Verwirrtheit, mit Wuth, und mit Paralyse, zeigen, und weil alle fünf die Kennzeichen angeben, welche das Besessensein vom Teufel characterisiren. Ich gehe nun zur Auseinandersetzung und Schätzung der Symptome dieser Krankheit, verglichen mit den Zeichen, die in den Schriften über Besessene angegeben worden sind, über.

Die Dämonomanie ist zuweilen epidemisch. Wie alle nervösen Krankheiten, pflanzt sie sich durch eine Art von psychischer Ansteckung und durch die Nachahmungssucht fort.

Im Jahre 1552 oder 1554 war zu Rom eine Epidemie von Besessenen, welche sich auf 84 Individuen erstreckte. Ein französischer Mönch exorcirte sie vergeblich, die Teufel klagten die Juden an. Der grösste Theil der Besessenen bestand in getauften jüdischen Frauen. Zu derselben Zeit waren in dem Kloster zu Kerndrop in Deutschland alle Nonnen besessen. Die Teufel bezeichneten die Köchinn des Klosters, diese gestand ein eine Zauberin zu sein, und wurde mit ihrer Mutter verbrannt. Die nächsten Dörfer waren ebenfalls angesteckt. Die Besessenen zu Lou-

dun zeigen augenscheinlich, welche Macht die Einbildungkraft und die Nachahmungssucht auf unsere Organisation ausübt. Diese Epidemie hatte sich schon auf einige benachbarte Städte verbreitet, und drohte, sich nach den Sevennen und über das ganze obere Languedoc zu erstrecken, wenn nicht die Klugheit des Bischofs die Fortschritte des Uebels dadurch aufgehalten hätte, dass er die Sache von allem Wunderbaren, welches ihr die Einbildungskraft verlieh, entblösste.

Die Convulsionäre von St. Medar müssen zu den Opfern des psychischen Contagiums gezählt werden. Glücklicherweise stellten diese die letzte Scene dieser Art, die sich in unserm Lande zeigte, dar.

Wir haben übrigens schon gesehen, dass das Delirium gewöhnlich den Character der herrschenden Ideen der Zeit, in der die Geisteskrankheit ausbricht annimmt, und so ist auch die Dämonomanie dann häufiger, wenn religiöse Ideen alle Köpfe beschäftigen, den Gegenstand aller Unterhaltungen ausmachen, und zu den civilen oder politischen Streitigkeiten gehören. Diess beweist die Geschischte des Christenthums, der Einbruch des Muhamedanismus und Calvinismus. Zu unserer Zeit dreht sich das Delirium vieler Geisteskranken um die Politik.

Die Geisteskrankheit ist augenscheinlich erblich, warum sollte es die Dämonomanie nicht sein? Darf man sich daher wundern, wenn die Dämonographen uns sagen, dass die Glieder einer und derselben Familie von Geschlecht zu Geschlecht dem Teufel, den Zauberern und Hexen ergeben waren?

Man sah sehr selten Individuen, die vor der Pubertät besessen waren, wenn auch ein Vater und eine Mutter ihre Kinder kurz vor oder nach der Geburt dem Teufel ergeben hatten, so wurden sie doch nicht vor der Pubertät eingeweiht, noch zu den nächtlichen Zusammenkünften zugelassen. Man findet daher vor dieser Zeit weder Manien, noch Melancholien. Das günstigste Alter für diese Krankheit ist vom 40 — 50 Jahre. Das Greisenalter ist ihr weniger ausgesetzt, und so haben auch alle Schriftsteller beobachtet, dass Greise nicht mehr zur Zauberei und Wahrsagerei geneigt sind. Die erstorbene Einbildungskraft lässt sich nicht mehr zu solchen jämmerlichen Illusionen gebrauchen. Die Benennung »alte Hexe« widerlegt nicht dieses Resultat der allgemeinen Beobachtung. Dieser Ausdruck entsteht durch das ausgetrocknete, magere, runzliche, hinfällige Aeussere, welches den Greifen und den Dämonomaniacis eigen ist, welche letztere durch die Schmerzen, die sie erdulden, und durch die Entbehrungen, die sie ausstehen, früh vor der Zeit alt werden.

Die Frauen sind dieser Krankheit mehr ausgesetzt, als die Männer. Plinius sagt schon, dass die Frauen geneigter zur Ma-

nie seien, und Quintilian theilt die Meinung. Saul befragt die Zauberinnen; und das waren Zauberinnen, vor denen die Bücher der Juden warnen; es waren Priesterinnen, Pythonierinnen und Sybillinen, die Orakel gaben. Bodin behauptet, dass man höchstens einen Zauberer auf funfzig Hexen findet, und Paul Zachias stellt noch einen grössern Unterschied auf. Die Frau ist augenscheinlich nervöser, sie ist mehr Sklavin ihrer Einbildungskraft, mehr der Furcht, dem Schrecken ausgesetzt, den religiösen Ideen zugänglicher, mehr zum Wunderbaren geneigt, und mehr der Melancholie unterworfen. In die klimakterischen Jahre gekommen, von der Welt verlassen, von der Lust, zur Langenweile, zur Traurigkeit übergehend, verfällt die Frau in Melancholie, und oft in die religiöse Melancholie. Mischt sich nun die Hysterie hinzu, so stürzen sie der Kampf der Sinne mit den Prinzipien der Religion in die Dämonomanie, besonders aber wenn geistige Schwäche, Unwissenheit und Vorurtheile sie im Voraus zu einer ähnlichen Krankheit praedisponirt haben.

Das melancholische Temperament ist zur Hervorbringung der Melancholie und zur Entwickelung der Dämonomanie am günstigsten. Die nervöse Constitution, eine leicht zu erregende Einbildungskraft, ein kleinmüthiger Character machen hauptsächlich zu dieser Krankheit geneigt.

Es hält schwer, die Lebensverhältnisse, die die Entwickelung dieser Krankheit am meisten begünstigen, anzugeben. Wir finden unter ihren Opfern Herrscher, Gesetzgeber, Philosophen, Gelehrte, besonders aber Dummköpfe, Menschen, die seit ihrer Kindheit nur von Zauberern, Dämonen und von Dingen gehört, die die Einbildungskraft beunruhigen, qäulen. Eine schlechte Erziehung, der Fanatismus, ein ascetisches Leben, falsche, irrige Ansichten über die göttliche Gerechtigkeit, über die Verdammung, über die Hölle sind eben so, wie das Lesen von Romanen, mystischer Bücher, mehr oder minder entfernte Ursachen dieser Krankheiten.

Seit längerer Zeit findet man die Dämonomanie fast nicht und sie hat meist nur schwache und leichtgläubige Köpfe befallen. Oerodius bemerkt, dass jetzt nur Ignoranten und Landleute an die Zauberei glauben. Ich habe unter mahr als 20,000 Geisteskranken kaum nur Einen gesehen, der von dieser Krankheit befallen war, diese Individuen gehörten fast immer der untersten Klasse an, und es waren fast nie Menschen, die vermöge ihrer Geburt, ihrer Erziehung, oder ihres Vermögens irgend eine Stellung in der Gesellschaft einnahmen. Es giebt allerdings noch Spitzbuben, die die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der Landleute missbrauchen, und ihnen weissmachen, dass sie eine Teufelsgewalt besitzen, Nestel knüpfen, die Kinder krank machen,

und die Heerden behexen können. Einige falsch beobachtete Erscheinungen bestärken den Glauben dieser dummen, furchtsamen und leichtgläubigen Leute, und so zeigt die Hexerei noch einige dunkle und verhasste Reste ihrer alten Macht. Man findet in Deutschland noch einige Spuren dieser Verirrungen des menschlichen Geistes, die eigentlich nur noch jetzt in einigen Gegenden des nördlichsten Europa bei den Malakesen, Samojeden, Indiern und andern Völkern, die noch von den dichtesten Finsternissen der Unwissenheit umgeben, einheimisch sind.

Die individuellen und nächsten Ursachen der Dämonomanie sind dieselben, wie die der Melancholie, aber diese Krankheit hat noch andere Ursachen, die man spezifisch nennen kann, und die entweder physisch oder psychisch sind. Ein schwacher Geist, eine schlechte Erziehung, das Lesen von Zaubergeschichten, u. s. w., falsche religiöse Ideen, Vorurtheile praedisponiren zur Dämonomanie. Eine lebhafte psychische Erschütterung, der Schreck, eine heftige Predigt, können den Anfall herbeiführen. Der Wittwenstand, die klimakterischen Jahre, Frictionen des Körpers, Suppositoriem von gewissen Dingen, und Getränke von berauschenden oder narkotischen Substanzen könnte man zu den physischen spezifiken Ursachen dieser Krankheit zählen. Gassendi erzählt die Geschichte eines Schäfers, der sich beim Niederlegen ein Suppositorium von Strammonium setzte, und beim Aufwachen Alles erzählte, was er bei den nächtlichen Hexenversammlungen gesehen hatte. Einige Zauberer rieben sich den Körper, ehe sie zu den Versammlungen gingen, mit Salben ein, die aus reizenden oder narkotischen Substanzen bereitet waren. Diese wirken auf doppelte Art, indem sie die Einbildungskraft erregen, und sie auf gewünschte und versprochene Begebenheiten spannen, oder, indem sie sekundär das Gehirn reizen, und Träume hervorbringen, die sich auf die verlangten Ideen oder Wünsche beziehen. Diese Art der Bezauberung ist sehr alt, denn schon die Griechen nannten die Zauberer und Hexen φαρμακίδες.

Bedenkt man welchen Einfluss ein verliebter Blick auf eine junge Person hat, wie gross die Wirkung eines drohenden, zornigen Blickes, auf einen beschränkten, furchtsamen Menschen ist, so kann man sich nicht darüber wundern, dass oft der Blick eines Zauberers, die erregende Bedingung zur Besessenheit geworden ist, und hat nicht nöthig zu einer übernatürlichen Macht seine Zuflucht zu nehmen.

Der Anfall der Dämonomanie bricht in der Regel plötzlich aus; der Ausbruch ist stürmisch, die Dauer derselben unbestimmt, die Heilung zweifelhaft. Oft geht die Dämonomanie in Verwirrtheit über; gewöhnlich beschliessen aber Convulsionen, der

Scorbut, die Phthisis, ein schleichendes Fieber die Leben derartiger Kranken.

Die an Dämonomanie Leidenden sind mager, haben eine gelbe verbrannte Hautfarbe, ihre Physiognomie ist unruhig, ihr Blick misstrauisch, ihr Gesicht kraus zusammengezogen. Sie schlafen nicht, essen wenig, und meist ohne dass es jemand sieht; sie leiden an Verstoffung, und gehen viel. Sie lieben die Einsamkeit, haben Kopf-, Brust- und Gliederschmerzen, und meinen dass der Teufel daran schuld sei. Sie klagen über ein inneres Feuer, welches sie verzehrt, glauben den Flammen der Hölle ergeben zu sein, klagen und seufzen über ihr Schicksal und weinen niemals. Sie suchen ihrer Umgebung zu schaden, haben vielfache Hallucinationen, und werden oft wüthend.

Die Besessenen geben einen sehr starken Geruch von sich, der wie sie sagen, die Gegenwart des Teufels andeutet. Dieses Symptom findet man nicht selten bei Nervenkrankheiten, und entsteht weil der Athem übelriechend ist, oder weil die Ausdünstung, durch die Unreinlichkeit des Kranken, oder durch die Veränderung der Säfte sehr stark riecht. Oft zeigt auch der riechende Athem einen Krampfanfall, den Ausbruch der Manie, der Hysterie an.

Frauen, die an Hysterie leiden, haben vielfache dämonomanische Zufälle. Bald glauben sie sich nach den Hexenversammlungen versetzt, oder haben die innigsten Verbindungen mit dem Teufel und seinen Helfershelfern, bis die Abspannung das Ende des Anfalls herbeiführt, wie bei jedem hysterischen Anfalle.

Wer erkennt nicht in den Obscönitäten der Hexenversammlungen, die wir aus Scheu nicht beschreiben wollen, die schmutzigste Einbildungskraft, die durch das Niedrigste, Obscönste und Wildeste angeregt wird.

Die Extasen, die bei nervösen Affektionen häufig sind nehmen einen sublimen und contemplativen Charakter an, wenn die Seele während des Wachens ihre Gedanken zu der Grösse Gottes erhebt. Sie sind erotischer Art, wenn das Gemüth in Liebe versunken ist; obscöner Art, wenn man sich während des Wachens wollüstigen Ideen überlassen hat, oder wenn der aufgeregte und gereizte Uterus, zu Illusionen Veranlassung giebt, die für Streiche des Teufels gehalten werden. Man findet derartige Beobachtungen in diesem Werke, und sie sind der so ähnlich, die Martin del Rio von der Angelica von Soligny gegeben hat. Findet man bei dieser Frau nicht alle Spuren der Nymphomanie, die durch den Wittwenstand, durch ein contemplatives, mit den Religions Principien kämpfendes Leben hervorgerufen wurde?

Bei der Beschreibung der Hexenversammlungen sind alle Umstände vereinigt, die geeignet sind die Einbildungskraft aufzuregen. Die Versammlungen geschehen bei Nacht, die zu allen

Zeiten den Mysterien geheiligt war. Auch ist die Nacht für Illusionen und für den Schreck günstiger, und die Träume finden nur während derselben statt. Die Versammlung war auf einer einsamen Insel, auf einem steilen Felsen, in einem alten Walde, auf einem alten Schlosse. Die Alten verbanden mit den Gebeten, noch Thieropfer, die den höllischen Mächten gewidmet waren, ja selbst Kinder wurden geopfert. Seit dem Christenthum, haben sich die spiritualistischen Ideen der Zauberei bemächtigt, und sie hat sich aus dem christlichen Culturs, die Kreuze, Gebete und Hostien genommen, und diese heiligen Gegenstände auf die empörendste Art profanirt. Die Hexenmeister in Irland sagen immer das Ave Maria in ihrer Zauberpraxis. In Livonien besteht der grosse Talismann gegen die Hexerei in folgenden Worten: Zwei Augen haben dich angeblickt, und mögen drei andere auf dich einen günstigen Blick werfen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Wie alle Melancholische, haben auch die, die an Dämonomanie leiden Hallucinationen und Illusionen. Die Einen glauben selbst der Teufel zu sein, die Andern glauben den Teufel im Leibe zu haben, der sie kneift, beisst, brennt. Einige hören ihn sprechen, und seine Stimme kommt aus ihrem Bauche, aus ihrem Magen, aus ihrem Uterus, er rieth ihnen an Verbrechen, Mordthaten und den Selbstmord zu begehen, ruft ihnen die gröbsten Obscönitäten, die gottlosesten Schmähungen zu, droht und schlägt sie, wenn sie nicht seinem Befehle Folge leisten. Sehen wir nicht auch Maniaci und Melancholische, die sich mit phantastischen Wesen unterhalten, streiten, von denen sie glauben, dass sie durch den Schornstein zu ihnen kommen. Die Dämonomaniaci leiden auch an Illusionen des Gesichts und des Gefühls. Die Einen haben, um zu den Versammlungen zu gehen, einen Besen zwischen den Beinen, die Andern glauben auf einen Bock, Esel, Hund u. s. w. gestiegen zu sein. Sie kommen ohne auszugehen zu den Versammlungen, wo sie den Teufel sehen, der ihnen in der Gestalt eines Bockes, eines Satyrs, einer schwarzen Katze, eines weissen oder schwarzen Menschen erscheint. Einige Frauen sahen den Teufel in der Gestalt eines schönen jungen Mannes. Kein Zweifel, dass unsittliche junge Leute, die Schwächen jener Frauen benutzend, die Gestalt und Macht des Teufels angenommen haben. Viele erotische Melancholische sind überzeugt, in innigem Verhältnisse mit Männern zu stehen, mit denen sie kaum noch gesprochen, die jedoch ihr ganzes Herz eingenommen haben.

Fräulein X., 31 Jahr alt, von mittlerem Wuchse, schwarzem Auge, war sehr nervös, und hatte einen melancholischen Character. Eines Tages begiebt sie sich mit ihrer Mutter in ein

Auditorium, um die Vorlesung eines berühmten Professors über Botanik mit anzuhören. Nachdem sie noch einige Male dort gewesen, ist sie überzeugt, dass sie schwanger sei, und zwar sollte diese Schwangerschaft von jenem alten Professor herrühren, mit dem sie noch nie ein Wort gesprochen. Nichts kann ihren Wahn zerstören. Sie magert sehr ab, isst nichts, und ist entsetzt darüber, nicht mehr den hören zu können, der sie zur Mutter gemacht. Die Periode erscheint nicht, und dies ist ein neuer Beweis der Schwargerschaft. Sie verwirft hartnäckig die zärtlichen Rathshläge ihrer Mutter, die der Aerzte, so wie auch sämmtliche Arzneimittel. Sie bringt acht Monate zu, um ihre Kindersachen in Ordnung zu bringen, der 9te und 10te Monat gehen vorüber, und die Entbindung erfolgt nicht. Die Kranke sagt, sie habe nicht stattgefunden, weil sie nicht Kolik und die nöthigen Schmerzen dazu gehabt hat. Sie steht immer mit blossen Füssen in der Stube, um die Schmerzen hervorzurufen, hört den Vater des Kindes, welches sie unter ihrem Herzen trägt, der ihr Geduld und Muth anräth. Manchmal stösst sie ein Geschrei aus, dass dem der Kreisenden ähnlich ist. Ausserdem ist Fräulein X. ganz verständig. »Ich weiss wohl, sagt sie manchmal, dass man mich für geisteskrank hält, aber ich bin sicherlich schwanger.« Die Dame wird, nachdem sie 18 Monate krank war, meiner Behandlung übergeben. Sie ist sehr mager, schwach, der Puls frequent, klein, die Haut trocken, brennend, die Kranke ist traurig, spricht kein Wort, macht keine Bewegung. Sie will sich weder am Tage setzen, noch des Nachts zu Bette legen, und verweigert hartnäckig irgend ein Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Letzteres überwand ich durch kalte Begiessungen, aber durch nichts konnte ich über die Ueberzeugung dieser Dame siegen, die nach einigen Monaten starb.

Das beständige Murmeln einiger Besessenen brachte den Glauben hervor, dass sie sich mit dem Teufel auf eine nicht zu hörende Art unterhielten. Man findet aber dieses Symptom auch bei einer grossen Anzahl von Melancholischen, besonders bei denen, die von Verwirrtheit befallen sind, und die sehr leise Wörter ohne Zusammenhang hermurmeln.

Die Besessenen wie die Melancholischen vernachlässigen, von ihren Ideen eingenommen, ihre Verwandten, Freunde und ihr eigenes Interesse; daher sind sie meist in Dürftigkeit und Elend, und haben wohl nie ihre Familie bereichert. — Der Mangel an Vorsicht und die Unmöglichkeit, für irgend etwas zu sorgen, sind nicht nur Zeichen der Melancholie, sondern gehören auch den meisten Leidenschaften an, die in so genauen Verhältnissen zu den Geisteskrankheiten stehen.

Die Besessenen sind von ihrem Glauben sehr eingenommen,

und verrathen selten ihren Anhang. Ungeachtet der grössten Strafen und der grausamsten Martern blieben die Meisten bei ihren Ideen stehen, und verweigerten hartnäckig, auf ihre Verbindung Verzicht zu leisten. Der Dämon gab ihnen diese Kraft und diese Hartnäckigkeit, und sie waren von Gott verlassen, der ihr Bündniss verabscheute. Dieses hartnäckige Festhalten ist jedoch ein characteristisches Zeichen der Melancholie. Es kann durch nichts, weder durch Meinungen, Entbehrungen, noch durch Schmerz überwunden werden, und je mehr man sich anstrengt, derartige Kranke zu überzeugen, desto hartnäckiger widerstehen sie. Misstrauen, Furcht und Eigenliebe bestärken sie in ihren Ueberzeugungen, die durch Strafen noch mehr an Kraft zunehmen. Ich habe einen jungen Mann behandelt, der, durch übertriebenen Ehrgeiz getäuscht, alle Nahrung verweigerte. Nachdem ich alle mir bekannten Mittel erschöpft hatte, wandte ich mit grossen Zurüstungen das glühende Eisen auf verschiedenen Theilen des Körpers an, ohne seinen Widerstand besiegen zu können. Eine Ueberraschung wirkt in solchen Fällen noch am meisten. Was kann nicht alles der Mensch ertragen, wenn seine Einbildungskraft sehr aufgeregt ist! Die spartanischen Kinder starben, von Peitschenhieben zerfleischt, in dem Tempel der Diana, ohne eine Klage laut werden zu lassen. Ein lacedämonisches Kind stahl einen Fuchs, verbarg ihn unter seiner Tunica, und liess sich den Bauch von den Zähnen und Krallen dieses Thieres aufreissen, ohne die geringste Klage hervorzubringen, aus Furcht entdeckt zu werden. Wie weit geht die Unempfindlichkeit bei der Hysterie, bei den Convulsionen.

Die Prinzessin ***, 27 Jahr alt, war sehr nervös, hatte eine sehr lebhafte Einbildungskraft, einen heitern und sanften Character. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, und zu viel Unterricht für eine Dame gehabt. Sie wurde sehr jung verheirathet, erlitt häuslichen Kummer, der ihre natürliche Heiterkeit untergrub, und sie melancholisch machte. Missionäre kommen nach Petersburg, und erhalten die Erlaubniss zu predigen. Ihre Predigten machen einen tiefen Eindruck auf die Damen der höhern Stände, und auch die Prinzessin wird durch sie sehr afficirt. Sie ist jetzt unsicher, ob sie nicht ihren alten Glauben verlassen soll. Anfangs drückt der Regent darüber sein Missbehagen aus, später schickt er sie fort. Die Prinzessin, durch ihren Kummer geschwächt, wird durch religiösen Schrecken beherrscht; sie wird melancholisch, klagt sich an Verbrechen begangen zu haben, und drückt ihr Schrecken darüber aus, dem Märtyrertode entgegen zu gehen. Eines Tages steckt sie ihren Finger, sei es nun, um sich zu bestrafen, oder um ihren Muth zu versuchen, in die Flamme einer Wachskerze, und lässt ihn so lange darin, bis er gänzlich

verbrannt ist. Nach vier Jahren wird die Kranke, nachdem sie anfänglich aufgeregt, wüthend, traurig und niedergeschlagen war, nach Paris gebracht, und meiner Behandlung anvertraut. Die Kranke war in einem Zustande von Verwirrtheit, der mit Paralyse verbunden war. Sie wurde sehr leicht heftig, und schlug sobald man ihr widersprach. Was vermochte ich bei einem solchen Zustande? Physisch verbesserte ich ihn, aber geistig blieb die Kranke für immer verloren.

Die raffinirtesten Strafen, die durch die Barbarei erfunden waren, konnten den Besessenen, die unter die Folter gebracht wurden, keine Thränen entlocken. Man sagte, der Dämon verstopfe die Quelle derselben. Fast alle Melancholische empfinden das Bedürfniss zu weinen, und können, so viel sie sich auch anstrengen, keine Thräne vergiessen.

Der Schlaf, in welchen einige Individuen während der Folter verfielen, war der stärkste Beweis der Besessenheit. Man wusste damals noch nicht, dass ein sehr grosser Schmerz eine unüberwindliche Schläfrigkeit hervorbringt.

Man band die Glieder der Besessenen, bevor man sie ins Wasser warf; schwammen sie oben auf, so waren sie besessen. Manche hysterische Frauen können nicht im Wasser untersinken, und schwimmen oben auf, wenn man sie hineinwirft.

Die Beförderer der Martern der Besessenen riethen, diese Unglücklichen, sobald sie festgenommen wären, zu verhören, weil sie in den ersten Augenblicken von dem Teufel verlassen sind und Alles eingestehen. Lässt man ihnen dagegen Zeit, so kommt der Teufel zurück, und giebt ihnen seine Instructionen. (Del Rio, Bodin und Peter von Ancre). Wer kann die Wirkungen eines lebhaften, eines starken Eindrucks verkennen, der stets das Delirium auf einige Augenblicke beseitigt, welches, sobald die erste Wirkung dieser Erschütterung aufgehört hat, in voller Kraft wieder auftritt. Auf dieser Erscheinung beruht die wichtigste therapeutische Regel für die Behandlung der Geisteskranken.

Einige Besessene konnten die Leiden, die man ihnen zufügte, nicht aushalten, noch den Anregungen aller Art, welche der Teufel auf sie machte, widerstehen; von Gewissensbissen über Verbrechen, die sie begangen hatten, oder deren sie sich anklagten, geplagt, von ihren Ideen gequält, auf tausendfache Art gefoltert, wünschten sie den Tod, baten, den Augenblick der Strafe zu beschleunigen, drohten sich selbst zu tödten, und gingen freudig zum Scheiterhaufen. Diese Erscheinung kommt auch bei Melancholischen vor, die tausendmal eher den Tod vorziehen, als sie die Unruhe und Beängstigungen, die sie quälen, ertragen.

Andere Besessene dagegen gingen, überzeugt, dass sie nicht sterben konnten, da ihnen der Teufel die feste Versicherung ge-

geben hatte, mit Ruhe, Gleichgültigkeit, ja bisweilen mit Verachtung zur Richtstätte. Diese Sicherheit, die von einer Illusion, von einer trügerischen Hoffnung abhängt, wurde für einen unwiderlegbaren Beweis der Gegenwart des Dämons angenommen. Ich habe die Beobachtungen von Melancholischen mitgetheilt, die ganz fest überzeugt waren, dass sie nicht sterben könnten, und die mich fragten, was aus ihnen werden sollte, wenn sie allein auf der Erde sein werden.

Die Convulsionen befallen den Menschen zu jeder Zeit, weil sie sowohl vom Organismus, als von der Einbildungskraft abhängen, und compliciren sich mit allen Geisteskrankheiten. Die Priesterinnen, Sybillen und Pythonierinnen geriethen in Convulsionen, sobald der prophetische Geist über sie kam. Die Besessenen wurden von Convulsionen befallen, sobald das Delirium sehr intensiv wurde; einige geriethen in Wuth, Manie, und starben. Dieser Ausgang, der bei convulsivischen Krankheiten nicht selten ist, wurde als die letzte Anstrengung des Teufels angesehen, der gezwungen war, den Körper des Besessenen zu verlassen; Betrüger missbrauchten die Convulsionen, um die Menge zu täuschen. Wenn man die Geschichten, die durch die Dämonographen mitgetheilt werden, oder die Prozesse der Besessenen liest, so erlangt man die Gewissheit, dass diese Convulsionen, Verdrehungen und starke Muskelzusammenziehung, die für Anstrengungen des Teufels ausgegeben werden, nichts weiter als nervöse Symptome sind, die man auch bei Hysterischen, Hypochondrischen und Epileptischen findet. Diese Convulsionen täuschten den Pigrai nicht, als er beauftragt wurde, sein Urtheil über 14 Unglückliche, die zum Feuer verurtheilt waren, zu sprechen. Er entschied, dass man ihnen Helleborus geben müsse. Eben so wenig täuschten sie die unterrichteten Männer, die sie zu St. Medard sahen, noch den Magistrat, der sie beseitigen liess, ungeachtet des Murrens einiger Betrüger, die noch länger die Leichtgläubigkeit des Volkes missbrauchen wollten.

Aus dem Vorhergehenden schliessen wir: 1) dass die Dämonomanie eine Varietät der religiösen Melancholie ist; 2) dass ihre entfernte Ursache in der Unwissenheit, in den Vorurtheilen, in der Schwäche und Wankelmüthigkeit des menschlichen Geistes liegt; 3) dass sie durch Unruhe, Furcht und Schreck hervorgerufen wird; 4) dass das Delirium, die Stimmungen und Handlungen der Dämonomonischen von falschen religiösen Ideen und von einer schrecklichen Entartung der Sitten abhängen; 5) dass diese Krankheit seltener geworden, seitdem religiöser Unterricht, eine bessere Erziehung und Aufklärung mehr unter allen Klassen verbreitet ist.

Man muss als eine Varietät der Dämonomanie den Zustand

aufführen, in welchem einige Geisteskranke von den Plagen der Hölle erschreckt werden und verdammt zu sein glauben. Es sind Personen von schwachem, furchtsamem, kleinmüthigem Geiste, deren Herz rein ist, die eine tiefe Ueberzeugung haben, und die Fehler, Verbrechen begangen zu haben glauben, deren Strafen sie nicht entgehen können. Sie sind verzweifelt, und nicht wie die Dämonomaniaci, eigentlich in der Macht des Teufels; aber sie fürchten die Verdammung, sind überzeugt, dass sie in die Hölle kommen werden, und legen sich deshalb mehr oder minder strenge Strafen auf. Alle Religionsgeschichten zeigen Menschen, die, über die Zukunft erschreckt, ihren Körper und Geist den grausamsten, unbegreiflichsten Torturen aussetzen, um so die Gunst des Himmels zu erlangen, oder um den himmlischen Zorn zu beschwichtigen.

Ein kleinmüthiger Character, Uebertreibung, Nichtkenntniss der wahren religiösen Prinzipien, die klimakterischen Jahre, Onanie, Unglücksfälle sind die häufigsten Ursachen dieser Varietät, die heut zu Tage nicht so selten ist, als die Dämonomanie, und welche eben so wie letztere, auch nicht die höchsten Klassen verschont.

Die Dämonomanie giebt den schlagendsten Beweis des befremdenden Gegensatzes, der zwischen den Ideen und den Bestimmungen besteht. Der Trieb zum Morden und zum Selbstmorde ist sehr zu fürchten bei den Individuen, welche Furcht vor der Verdammniss und der Hölle haben. Sauvages, Forestus und Pinell führen mehrere Beispiele davon an. Es ist weder der Spleen, noch Lebensüberdruss, die sie zum Selbstmorde führen, sondern es ist die Furcht, die, indem sie den Menschen der Fähigkeit, vernünftig zu denken, beraubt, in das Uebel stürzt, welches er am meisten fürchtet. «Wie, sagte ich zu einem jungen Manne, Sie fürchten verdammt zu sein, und Sie wollen, indem Sie sich tödten, den Augenblick der ewigen Vergeltung, bei deren Gedanken Sie in Verzweiflung sind, beschleunigen?» Diesen einfachen Schluss konnte er nicht begreifen. Die Furcht ist eine Empfindung, die nur noch durch eine stärkere Empfindung besiegt wird. Die Individuen, die verdammt zu sein glauben, sind entsetzlich unglücklich. Einzig und allein mit ihren Leiden, mit ihren immerwährenden Qualen beschäftigt, malt ihnen die Einbildungskraft diesen angstvollen Zustand als das grösste aller Uebel, schlimmer noch als den Tod. Die Uebel, welche sie fürchten, aber nicht kennen, wirken natürlich weniger auf sie ein, als die Uebel, welche sie erdulden. Die zukünftigen Uebel können nur chimärisch sein, die gegenwärtigen bestehen aber wirklich. Die unerträgliche Lage, in der sie sich befinden, ist schauderhaft; sie muss geändert werden. Da sie nicht Kraft genug zum Dulden haben, wo sollte sie zur Hoffnung herkommen? Hieraus entsteht

die Verzweiflung. Sie müssen diese Lage um jeden Preis ändern, das Sicherste ist zu sterben; dieser Entschluss ist gefasst, die Vernunft geräth auf Abwege; die Zukunft, die höllischen Qualen verschwinden, und das Delirium und die Verzweiflung führen den Stahl des Monomaniacus, der sich tödtet.

Unter allen Geisteskranken sind die Melancholischen die wildesten, denn nicht allein dass sie sich selbst tödten wollen, richten sie auch ihre Streiche gegen ihre Freunde, Verwandten und Kinder. Ein Unglücklicher kömmt von einer Predigt; er hält sich für verdammt, geht nach Hause, tödtet seine Kinder, um ihnen dasselbe Schicksal zu ersparen. (Pinell). Eine junge Frau hat einige häusliche Widerwärtigkeiten, sie überredet sich verdammt zu sein, wird länger als sechs Monate hindurch von dem Verlangen gequält, das Leben ihrer Kinder zu enden, um sie vor den Strafen des ewigen Lebens zu bewahren. Wenn die von diesem schrecklichen Wahnsinn befallenen Unglücklichen, ihrer blinden Wuth gehorchend, ihre abscheulichen Absichten auf ihre Nebenmenschen erreicht haben, so sind sie unheilbar, wenigstens habe ich dieses mehrere Male beobachtet. Man begreift, dass die Rückkehr der Vernunft bei dem Reconvalescenten nur zu gerechte Vorwürfe herbeiführt, den moralischen Schmerz und Gewissensbisse hervorruft, und bald darauf dieselben Qualen und dasselbe Delirium veranlasst.

Die Behandlung der Dämonomanie ist ganz die der Melancholie oder der Melancholie mit Delirium. Die pharmaceutische Behandlung, so wie das Regimen hängen von der Kenntniss der Ursachen ab. Albrecht erzählt, dass er einen kräftigen Mann, der seit einigen Jahren für besessen galt, heilte, indem er ihm von 14 zu 14 Tagen Vinum stibiatum gab. Nach der vierten Gabe war sein Kranker gesund.

Die psychischen Mittel unterscheiden sich nicht von denen, die im Allgemeinen der Melancholie zukommen. Geistlicher Beistand war hier selten von Erfolg, besonders auf die Länge der Zeit. Eine Dame glaubte, dass sie verdammt sei; sie suchte die Hülfe mehrerer Geistlichen. Ein sowohl durch seine Tugend, als durch sein Alter achtungswerther Prälat begiebt sich in vollem Ornate zu ihr, gab ihr das Abendmahl und religiöse Tröstungen. Die Kranke erlangte auf einige Stunden Ruhe und einen Schein der Genesung, verfiel jedoch am andern Tage in einen viel schlimmern Zustand, als er vorher gewesen war. Jedoch will ich hiermit nicht sagen, dass man einen solchen Beistand gänzlich vernachlässigen soll; denn die Tröstungen der Religion, die Gegenwart, die Zusprache eines Priesters, können, indem sie das Zutrauen eines Kranken erregen, in ihm eine Hoffnung erstehen lassen, und ihn so zu dem Wege der Heilung führen. Zacutus

erzählt, dass er einem an Dämonomanie Leidenden die Gesundheit wiedergab, indem er während der Nacht ein Individuum in der Gestalt eines Engels zu dem Kranken führte, der ihm ankündigte, dass Gott ihm verziehen habe. Aehnliches kann man versuchen, wenn die Krankheit noch nicht alt, nicht mit organischen Störungen, mit Lähmung, Scorbut complicirt ist, und dann sogar leicht auf glücklichen Erfolg rechnen. Reil zeigt eine grosse Anzahl derartiger Mittel an, die sich alle auf den allgemeinen Grundsatz zurückführen lassen, die Einbildungskraft der Geisteskranken lebhaft zu erregen, sie dadurch zu beherrschen, um sich ihres Vertrauens und ihres Geistes zu bemächtigen, oder mit andern Worten, eine Leidenschaft durch eine andere Leidenschaft zu bekämpfen.

Eine Untervarietät der Dämonomanie ist die Zooanthropie, jene fürchterliche Abirrung des Geistes, die dem Melancholischen die Ueberzeugung aufdrängt, dass er in ein Thier verwandelt sei. Man hat diese sonderbare Form der Geisteskrankheit seit dem frühesten Alterthume beobachtet, und man findet sie schon bei dem Cultus der alten Heiden, die ihren Göttern Thiere opferten.

Die Lycanthropie wurde durch Aetius und durch die Araber beschrieben. Sie zeigte sich im 15ten Jahrhunderte in Frankreich, und man gab diesen Kranken den Namen l o u p s g a r o u x. Diese Unglücklichen flohen die Menschen, lebten in den Wäldern, in alten Schlössern, in alten Ruinen, liefen bloss während der Nacht auf dem Felde herum, und stiessen ein lautes Geheul aus. Sie liessen ihren Bart, ihre Nägel wachsen, und bestätigten so ihre grässliche Meinung, indem sie sich mit langen Haaren und Nägeln bedeckt sahen. Durch Hunger oder durch Wildheit getrieben, stürzten sie sich auf die Kinder, zerrissen, tödteten und verschlangen sie. Roulet wurde am Ende des 16ten Jahrhunderts als ein Wehrwolf angehalten, gestand, dass er mit seinem Bruder und seinem Cousin sich den Körper mit einer Salbe eingerieben habe, dass sie so in Wölfe verwandelt worden seien, und dass sie dann auf den Feldern umherliefen und die Kinder verzehrten. Die Justiz, die zu dieser Zeit schon aufgeklärter war, als in den früheren Jahrhunderten, schickte den Kranken in ein Irrenhaus.

Man hat Lycanthropen gesehen, die in Hunde verwandelt zu sein glaubten, und man nannte sie alsdann Cynanthropen. Ein Grosser am Hofe Ludwigs XIV. empfand manchmal das Bedürfniss zu bellen. Dom Calmet erzählt, dass die Nonnen in einem Kloster Deutschlands in Katzen verwandelt zu sein glaubten und dass sie zu einer bestimmten Stunde des Tages im ganzen Kloster umherliefen und miauten.

Man findet heut zu Tage Geisteskranke, die zwar nicht mehr an die materielle Macht des Teufels, jedoch an ein bestimmtes

Schicksal glauben. Sie sind überzeugt, dass ihnen ein bestimmtes Schicksal vorgeschrieben ist, welches ihnen alle Schmerzen, die sie erleiden, verursacht; dass sie ein Gegenstand des Hasses, des Abscheues sind, und dass sie sich von der Welt entfernen müssen. Man findet derartige Unglückliche gewöhnlich auf dem Lande. Wir haben zu Charenton einen jungen Mann, der sich einbildet, einen Drachen im Bauche zu haben, der ihm fürchterliche Schmerzen während des Tages oder der Nacht verursacht, der zu ihm spricht, und ihn bedroht. Frage ich diesen Unglücklichen, was der Drache ist, so antwortet er mir: «ich weiss es nicht, aber es ist ein Schicksal, welches man mir auferlegt hat, und wovon sich Niemand befreien kann.»

Andere Melancholische glauben, dass sie keinen Kopf haben, dass sie einen Kopf von Glas, den eines Vogels haben, dass ein grosser Auswuchs an ihrer Nase herabhängt, dass ihr Körper von Butter, ihre Füsse von Wachs oder Glas sind. Wir haben zu Charenton ein junges Mädchen, das sich einbildet, keinen Körper mehr zu haben, welches unaufhörlich seinen Körper sucht und stets während meiner Visite sagt: «Ich habe keinen Körper mehr, was soll aus mir werden? Geben Sie mir meinen Körper wieder!»

Hippokrates hatte sehr gut die Ursache der Krankheit der Scythen, die bei uns unter andern Einflüssen auftritt, abgeschätzt. Madame M..., Wittwe, verlor nach dem Tode ihres Mannes ihr Vermögen und erlitt sehr vielen Kummer. Sie hatte einen Anfall von Manie, wobei sie versuchte, sich das Leben zu nehmen, und wurde nach der Salpetrière geschickt. Die Frau war klein, sehr mager, sehr aufgeregt; sie sprach unaufhörlich, versicherte und wiederholte, dass sie keine Frau, sondern ein Mann sei. Wenn Jemand sie mit dem Worte «Madame» anredete, so stiess sie Beleidigungen aus, und wurde wüthend. Pussin, der damals bei dem Hospital angestellt war, kam mit Pinell überein, dieser Frau Mannskleider zu geben. Sie empfing diese Kleider mit Entzücken, zog sie an, und ging mit Stolz unter ihren Leidensgefährtinnen umher. Sie wurde ruhiger, sprach viel weniger, gerieth nur in Wuth, wenn man sie Madame nannte. Nach und nach nahmen die Kräfte der Kranken ab, und sie kam im Novbr. 1802 in die Krankenanstalt. Sie hatte einen sehr starken Durchfall, und brach Alles, was sie zu sich nahm, wieder aus. Sie wollte zuletzt gar nichts mehr zu sich nehmen, starb sieben Tage nachher im 68sten Jahre und hatte bis zu den letzten Tagen ihres Lebens dasselbe Delirium. Bei der Section fand ich die äussern Gefässe des Schädels mit Blut angefüllt, die Gehirnsubstanz zeigte nichts Auffallendes. In jedem der Seitenventrikel befanden sich ungefähr zwei Unzen Flüssigkeit. Die Schleimmembran des Magens war 4 Zoll im Umfange exulcerirt und hatte im Allgemeinen

ein grauschwarzes Ansehen. Beim Pilorus fand ich einen sehr weichen Polypen, der an der Basis breit war, einen Zoll ungefähr hervorragte und eine braune Farbe hatte. Die Schleimmembran des Coecum, und des Rectum zeigte Spuren von Entzündung. Die Gallenblase enthielt eine dunkelgrüne Galle, die mit kleinen steinigen Massen gemischt war.

Ich behandelte einst einen jungen Mann von 26 Jahren, von schlankem Wuchse, schönem Aeussern, der in seiner frühen Jugend sich gern Frauenkleider anzog. Er gehörte einem bessern Stande an, spielte oft Komödie, und wählte immer Frauenrollen. Eines Tages hatte er eine geringe Widerwärtigkeit, worauf er sich bald überzeugt, dass er eine Frau sei, und Jedem, selbst seiner Familie diese Meinung beizubringen suchte. Manchmal setzte er sich ganz nackt hin, frisirte sein Haar auf Frauenart, zog sich dann Frauenkleider an, und wollte so auf die Strasse gehen. M. wurde mir übergeben. Er sprach nicht irre, aber beschäftigte sich den ganzen Tag damit, seine Haare zu frisiren, sich in einem Spiegel zu bewundern, und suchte seine Kleider einer Weibertracht so ähnlich als möglich zu machen. Eines Tages gehe ich mit ihm im Garten spazieren, hob ihm seinen Oberrock auf, worauf er einen Schritt zurücktrat und mich einen schaamlosen und impertinenten Menschen nannte. Alle auf den Kranken verwandte Sorgfalt blieb leider fruchtlos, und der Unglückliche musste in diesem Zustande sein Leben enden.

X.

Vom Selbstsmorde.

In keiner Sprache existirte ein Ausdruck, um die Handlung, durch die der Mensch sich selbst seine eigene Existenz nimmt, zu bezeichnen. Der Ausdruck, der uns fehlte, um die nur leider zu häufig gewordene Handlung zu bezeichnen, wurde im letzten Jahrhundert durch den berühmten Desfontaines geschaffen. Es ist der Ausdruck *Suicidium*, *autochiria*, *melancholia anglica* nach Sauvages, *Suicide* nach Pinell.

Die Sitten, der religiöse Glaube, die Gesetze haben dazu beigetragen, die Meinung der Völker über den Selbstmord zu modificiren, und diese Handlung mehr oder minder häufig zu machen. Die alten Philosophen waren bei der Abschätzung dieser Handlung nicht einig. Die Einen, wie Demetrius und Zenon, haben den Selbstmord nicht nur gebilligt, sondern ihn auch durch ihr Beispiel gerechtfertigt. Andere wie Plato und Cicero, waren ungewiss in ihren Meinungen, und die grösste Anzahl derselben verdammten ihn mit Pythagoras und Socrates. Die Gesetzgebung änderte sich auch zu verschiedenen Zeiträumen in demselben Lande. Hier ist er durch das Gesetz auctorisirt, dort unter bestimmten Umständen nur geduldet, anderwo wie ein Verbrechen verdammt. Alle Gesetze des civilisirten Europas und selbst der Koran verdammen den Selbstmord. Indess scheint die allgemeine Meinung, die den Selbstmord entweder für eine indifferente Handlung, oder für die Wirkung einer Krankheit oder eines Deliriums ansieht, in unsern Tagen selbst gegen die religiösen und bürgerlichen Gesetze die Oberhand gewonnen zu haben.

Es liegt hier nicht in meinem Plane, vom Selbstmorde in gerichtlicher Beziehung zu sprechen, und ich muss mich darauf beschränken, ihn als einen wichtigen Gegenstand der Medizin abzuhandeln.

Der Selbstmord findet unter so verschiedenen Umständen statt, und wird durch so verschiedene Beweggründe veranlasst, dass man füglich nicht alle Selbstmörder unter einer Benennung zusammenfassen kann. Wie verschiedenartig aber auch die Beweggründe und die Umstände sein mögen, die den Menschen bestimmen, sein Leben zu vernichten, so kommen sie doch alle darin überein, dass sie die Einbildungskraft entweder durch ein viel kostbareres Gut, als das Leben ist, oder durch ein furchtbareres Uebel, als der Tod ist, exaltiren.

Bevor wir umständlich über den Selbstmord sprechen, wollen wir die vorzüglichsten Umstände, die den Menschen dazu bestimmen, seine Existenz zu enden, angeben, dann wollen wir zu den Symptomen, zur Aufsuchung der Ursachen und zum Sectionsfunde übergehen, und schliesslich einige Mittel anführen, die geeignet wären, dem Selbstmorde vorzubeugen.

Der Mensch tödtet sich, oder setzt sich einem gewissen Tode, von den edelsten Empfindungen angetrieben aus; diese Handlung verdient dann mehr unsere Bewunderung, als unsere Verachtung.

Als Opfer falscher, aber herkömmlicher Ansichten, oder barbarischer, aber nationeller Gebräuche haben sich nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Secten selbst getödtet.

Alle Leidenschaften können in Wuth übergehen, hat diese den höchsten Excess erreicht, so verschont der Mensch auch nicht seine eigenen Tage.

Im fieberhaften Delirium in der Manie geschehen häufiger Selbstmorde, als man es gewöhnlich glaubt. Die Hypochondrie, die Melancholie sind die gewöhnlichsten Ursachen des Lebensüberdrusses, der so häufig den Selbstmord hervorruft.

Derjenige, der sich selbst tödten will, wird manchmal durch verschiedene Ursachen daran verhindert. Er tödtet sich nicht selbst, sondern er begeht einen Menschenmord.

Es ist nicht selten, dass zwei Individuen durch eine blinde Leidenschaft, oder durch das Unglück gezwungen, den Tod beschlossen, und ihn gegenseitig herbeiführten; und endlich ist der Selbstmord bisweilen auch nur simulirt.

Aus dem Vorhergehenden ersieht man schon, dass der Selbstmord für uns nur eine Erscheinung ist, die auf eine grosse Anzahl verschiedenartiger Ursachen folgt, und dass er nicht für eine Krankheit characteristisch ist. Nur indem man aus dem Selbstmorde eine Krankheit *sui generis* gemacht, hat man allgemeine Regeln aufgestellt, die durch die täglichen Erfahrungen widerlegt werden.

Man kann den nicht einen Selbstmörder nennen, der durch edle Gefühle geleitet, sich in eine sichere Gefahr stürzt, sein Leben gern dem Tode opfert, um den Gesetzen zu gehorchen, seinen Eid zu erfüllen, und das Heil seines Vaterlandes wahrzunehmen. Man kann einen Curtius, der sich bewaffnet in einen Abgrund stürzt, um den Römern den Sieg zu verschaffen, nicht einen Selbstmörder nennen, eben so wenig einen Socrates und Regulus, weil der Eine sich nicht den Gesetzen entziehen wollte, die ihn zum Tode verurtheilten, und der Andere, sein gegebenes Wort nicht brechen wollte.

Eben so wenig nennen wir jene Unglücklichen Selbstmörder, die als Opfer religiösen Glaubens, oder der Gebräuche ihres Landes fallen, und die glauben, eine Pflicht zu erfüllen, eine denkwürdige und belohnenswerthe Handlung zu begehen, indem sie sich dem Tode weihen. Diese Hoffnung des Lohnes wurde nicht nur von einzelnen Individuen, sondern auch von ganzen Völkerschaften erfasst, und trieb zum Opfer des Lebens an. Wir erinnern hier nur an die Thracier, Germanen, Araber, und an viele jetzt noch bestehende indische Nationen. Die Gymnosophisten lebten in den Wäldern, lehrten das Leben verachten, dachten unaufhörlich über den Tod nach, und betrachteten denselben als das höchste Gut. Greise und Krankheiten galten bei ihnen für eine Glückseligkeit, und sobald sie krank oder alt wurden, legten sie sich selbst auf den Scheiterhaufen. In der Hauptstadt der Insel Cos, in dem Vaterlande des Simonides sah man keine Greise. Der Gebrauch wollte, und die Gesetze erlaubten es, dass derjenige, der 60 Jahr alt war, und nicht der Republik dienen konnte, sich selbst das Leben nahm. Es wurde als Schande angesehen, sich selbst zu überleben. Der, welcher sterben sollte, versammelte seine Verwandten um sich, und nahm, nachdem er sich mit Blumen wie zu einem Festtage geschmückt hatte, einen Mohn- oder Schierlingsbecher. Die alten Einwohner der canarischen Inseln stürzten sich, um die Götter zu ehren, in einen Schlund, und hofften so die Glückseligkeit zu geniessen, die ihnen für einen so schönen Tod versprochen war. Die Japanesen ersäuften sich, um besser die Gottheit zu ehren, oder schlossen sich in einem gemauertem Grabe ein, lassen darin nur einen kleinen Luftzug, rufen unaufhörlich den Namen: »Amidas! Amidas!« bis sie vor Mattigkeit und Hunger sterben. Die Wittwe des Malabar besteigt den Scheiterhaufen, der die Reste ihres Mannes verzehrt. Sie gehorcht nur einem alten Gebrauche, und will nicht die Schande haben, die Manen ihres Mannes zu überleben. Das Fest des Ticonal findet in Bengalen nie statt, ohne eine grosse Anzahl von Schlachtopfern hervorzubringen. Es ist schwer, sagt Dr. Deville, der da gegenwärtig war, und der mir die Beschreibung

dazu lieferte, sich einen Begriff von diesem wilden und glänzenden Feste zu machen, welches Gläubige und Neugierige aus den entferntesten Theilen Indiens herbeizieht. Nach zehntägiger Vorbereitung findet die Prozession, oder besser die Durchfahrt des Wagens statt, Dieser Wagen ist aus drei sehr grossen Untersätzen gebildet, die auf einander ruhen. Auf dem höchsten Absatz befindet sich ein Thronhimmel, der das Götzenbild enthält. Die Verzierungen des Wagens sind prächtig; man wendet dazu die reichsten Stoffe, die kostbarsten Steine an. Musiker begleiten denselben, und Bajaderen tanzen und singen Hymnen. Man befestigt an dem Wagen ziemlich lange Stricke; damit Tausende von Indiern ihn ziehen können. Während der Fahrt, die ungefähr 20 Meilen beträgt, stürzen sich die Gläubigen, deren Anzahl wohl stets 400 — 500 betragen mag, unter die Räder, und lassen sich zerschmettern. Andere machen sich Einschnitte an den Armen, Beinen, am ganzen Körper, laufen, von Blut triefend, den heftigsten Schmerzen ausgesetzt, dem Triumphzuge nach, und stossen Freudengeschrei aus.

Die Politik stützt sich manchmal auf religiöse Ideen, um besser die Todesverachtung bei den Völkern, die häufigen Kriegen ausgesetzt sind, oder die zu den erobernden gehören zu erhalten.

Alle diese Opfer der Unwissenheit, der religiösen Irrthümer, oder der Politik waren sicher nicht Selbstmörder. Sie gaben dem Glauben, den Vorurtheilen, den Gewohnheiten nach, die häufig stärker sind, als der Erhaltungstrieb.

Das Christenthum zerstörte die heidnischen Irrthümer, und zeigte überall, wo es hindrang, das Irrthümliche und Schlechte des Selbstmordes.

§. 1.

Vom Selbstmorde, der durch die Leidenschaften herbeigeführt wird.

Ist die Seele stark durch einen heftigen und unvorhergesehenen Eindruck erschüttert, so gerathen die organischen Functionen in Unordnung, die Vernunft wird gestört, der Mensch verliert das Bewusstsein seiner selbst, geräth in ein wirkliches Delirium, und begeht die unüberlegtesten Handlungen, die seinen Empfindungen, seinem Interesse, seinen Neigungen entgegen sind. So raubt ihm der Schreck oft den Gedanken an Furcht, und stüzt ihn in grössere Gefahren, als die, welche er vermeiden konnte. Die Liebe beraubt den, der heftig von ihr erfasst worden ist, aller jener Eigenschaften, die zur Erfüllung seiner Wünsche nöthig sind. Der Zorn, die Eifersucht treiben den sonst sanftesten Menschen

zum Morde seines besten Freundes. Ein heftiger und unerwarteter Kummer, betrogene Liebe, getäuschter Ehrgeiz, Schande und Unglück rauben dem Menschen alle Besonnenheit und Ueberlegung. Das Delirium der Leidenschaften gestattet kein Nachdenken. Und so sprechen auch alle Gesetze den der in dem ersten Aufbrausen einer Leidenschaft eine Handlung begangen hat, die unter andern Umständen strafbar sein würde, frei. Die Handlungen, die von einem sehr leidenschaftlichen Menschen begangen werden, betrachtet man als unfrei, als die Wirkung eines vorübergehenden Deliriums. Starke Menschen, mit sanguinischem Temperamente, einer grossen Reizbarkeit, und von zornigem Temperamente werden um so heftiger zum Selbstmorde getrieben, je unerwarteter der Eindruck der Leidenschaft selbst ist.

Aber das acute Delirium, welches durch die Leidenschaften entsteht, ist vorübergehend. Eben so ist es auch mit dem Gedanken zum Selbstmorde, falls dieser nicht sogleich ausgeführt wird. Wir wollen diese Art des Selbstmordes den acuten unfreiwilligen Selbstmord nennen, der sich sehr wesentlich von dem mit Ueberlegung und Bedacht ausgeführten chronischen unterscheidet. Die acuten Selbstmorde, die durch leidenschaftliche Verirrung herbeigeführt werden, sind so häufig und bekannt, dass es wohl genügt, nur einige wenige Beispiele anzuführen.

Ein Vormund verliert das Geld seiner Mündel im Hasardspiele. Hierdurch ist seine Ehre verletzt, er erschiesst sich.

Ein Kaufmann erleidet einen beträchtlichen Verlust; er fürchtet seine eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen zu können, und stürzt sich in den Fluss.

Ein Schuhmacher von 45 Jahren, der von guter Gesundheit war, und dessen Geschäfte gut gingen, war den Tag über mit seiner Familie zusammen gewesen. Am andern Tage öffnete er, frühzeitig seinen Laden, und ging dann seiner Gewohnheit nach ein Glas Brandwein bei seinem Nachbar zu trinken. Er kehrt nach seinem Laden zurück, und nach zehn Minuten finden ihn seine Gesellen im Hintergrunde seines Ladens ausgestreckt. Er hatte sich mit seinem Kneife den Unterleib aufgeschnitten, und die Eingeweide herausgerissen. Später erfuhr man, dass dieser Mann 2 oder 3 Tage vorher eine beträchtliche Summe verloren hatte, und dass ihm nichts übrig blieb, um seine Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Madame G, seit einigen Tagen mit einem jungen Manne, den sie liebte, verheirathet, hatte mit ihrer Mutter wegen ihres Mannes einen lebhaften Streit. Sie geht plötzlich weg, und da sie nicht widerkommt, schickt man ihre Schwester, um sie zu holen. Diese sah, indem sie bei der Rhone vorbeiging, die Kleider ihrer Schwester im Flusse schwimmen. Die Mutter, die der

Schwester folgte, entwischte den Leuten, die auf ihr Geschrei herzugekommen waren, und stürzte sich ebenfalls ins Wasser.

Madame X., ungefähr 32 Jahr alt, überraschte ihren Mann bei ihrer Schwester; sie bekommt noch von ihrem Manne Vorwürfe, worauf sie ihm sogleich erklärt, dass er keine Gattin mehr haben werde, und sich aus einem sehr niedrigen Fenster stürzt, wodurch sie nur einige Contusionen erhielt. Man leistet ihr sogleich Beistand. Während man sie ins Bett trägt, seufzt sie, beklagt sich, nicht ihren Plan ausgeführt zu haben, und versichert, dass alle Sorgfalt, die man an ihr wendet, unnütz sei. Sie verweigert hartnäckig irgend etwas zu sich zu nehmen, und antwortet auf keine Frage. Ihr Mann gab ihr alle mögliche Beweise seiner Reue und Zuneigung. Sie giebt seinen Bitten nicht nach, und so oft er mit ihr spricht, oder sich ihrem Bette nähert, verändert sich die ganze Gestalt dieser Unglücklichen, und gerieth in einen convulsivischen Zustand. Sechs Tage vergingen so, und nichts vermochte, sie von ihrem Entschlusse zu verhungern zurückzubringen. Ich wurde am sechsten Tage gerufen, und fand die Kranke sehr schwach; ihr Auge war wild, ihr Puls schwach, häufig, intermittirend, ihre Haut brennend. Sie klagte über keinen Schmerz, seufzte aber tief. Auf meine Fragen antwortete sie durch Zeichen mit dem Kopfe. Ich brachte sie dazu, drei Löffel Zuckerwasser zu nehmen, was ihr grosse Anstrengung kostete; nachher wollte sie nichts mehr nehmen. Sie starb am andern Tage nach einem allgemeinen Schweisse von einigen Stunden.

Lucretia konnte die Schande, die ihr Sextus bereitet hatte, nicht überleben und stiess sich den Dolch in die Brust. Die römischen Generale tödteten sich nach dem Verluste einer Schlacht, und wollten das Joch des Siegers nicht ertragen.

Die heftigsten Leidenschaften reissen nicht immer plötzlich den leidenschaftlichen Menschen zu Handlungen der Wuth hin. Ist die Leidenschaft eine primitive, uud konnte der Eindruck irgend wie geahnet werden, so ist die Wirkung viel langsamer, besonders bei geschwächten oder phlegmatischen Individuen.

Hass, Eifersucht, getäuschter Ehrgeiz und Unglück untergraben oft langsam die Ruhe des Menschen, und er wird so allmälig zu den traurigsten Entschlüssen gebracht. Wenn auch die Leidenschaften langsam wirken, so schwächen sie doch nicht weniger die Organe, wirken nicht minder zerstörend aufs Leben ein, und ist es auch noch Zeit, diese Unglücklichen ihrer eigenen Wuth zu entziehen, so zeigen sie doch alle Zeichen der Verzweiflung und den Character der Melancholie. Mehrere machten Angriffe auf ihr Leben, ohne zu wissen, was sie thaten; Andere versicherten, dass sie sich nicht erinnern konnten, was sie gethan hätten; Andere hatten sonderbare Illusionen. Dies ist indess der

freiwillige oder chronische Selbstmord, und man kann hierzu noch den aus Lebenshass oder aus Lebensüberdruss zählen, von denen mir letzterer, Stoff zu wichtigen Betrachtungen zu geben scheint.

Der chronische Selbstmord hat vorzüglich zu den Streitigkeiten über die Strafbarkeit des Suicidiums Veranlassung gegeben, da er die Zeichen einer wohl überlegten Handlung in sich schliesst. Vielleicht sollte sich der Streit über die Handlung an und für sich nicht erheben, denn es ist sicher, dass derjenige, welcher sich das Leben nehmen will, immer einem Menschen gleicht, der in Verzweiflung und im Delirium ist.

Der physische Schmerz, der oft zur Melancholie und Hypochondrie führt, bewegt auch zum Selbstmorde. Er stört die Empfindungen, concentrit die Aufmerksamkeit, benimmt den Muth, beraubt der Vernunft, indem er die Sensibilität eben so stört, wie die Leidenschaften. Aber seine Wirkung ist langsamer, als die des psychischen Schmerzes, und ruft seltener den Selbstmord hervor. Derjenige, dem der physische Schmerz keinen Augenblick Ruhe gelassen hat, der das Ende einer langen, schrecklichen Krankheit nicht absieht, wird, nachdem er Anfangs diese Uebel mit Resignation ertragen hat, endlich ungeduldig. Von Leiden besiegt, die ihn seit langer Zeit schwächen, tödtet er sich, um seinen unerträglichen Uebeln ein Ende zu machen. Er berechnet, dass der Todesschmerz nur vorübergehend ist, und giebt mit Ueberlegung der Verzweiflung nach. Dies ist die psychische Lage, die den Selbstmord der Hypochondristen bestimmt, die alle überzeugt sind, dass ihre Leiden grösser sind, als man sich nur denken könne, und dass diese, sowohl ihrer Ausserordentlichkeit, als auch der Ohnmacht der Kunst oder Unwissenheit der Aerzte wegen nie ihr Ende erreichen können. Es giebt keinen Zustand, der mehr Todesfurcht einflösst und zugleich ein heftigeres Verlangen von den gegenwärtigen Uebeln befreit zu sein, erzeugt, als die Hypochondrie. Die Hypochondrischen fürchten, aus Kleinmüthigkeit zu sterben, und aus Schwäche zu leben. Uebrigens sprechen die Hypochondristen viel vom Tode; sie fordern ihn sogar von ihrer Umgebung, machen Versuche, sich ihn zu geben, aber erfüllen selten ihre Absichten, denn sie werden durch die leichtesten Beweggründe, durch den geringsten Vorwand von ihrem Plane abgebracht. Es sind Hasenfüsse, die laut sprechen, damit man glaube, dass sie Muth haben. Der Vater der Licinius Caecinius nahm, von den Schmerzen und Plagen einer langen Krankheit erdrückt, eine grosse Dossis Opium. Haslam erzählt das Beispiel eines Mannes, der sich tödtete, da er nicht mehr seine Gichtschmerzen ertragen konnte.

Ein 16jähriges Fräulein war auf dem Punkt, von ihrem Vater genothzüchtigt zu werden. Sie fühlte solchen Abscheu da-

gegen, dass sie in starke Convulsionen verfiel. Den Tag darauf nahm sie auf einmal ein Opiummittel, das auf mehrere Tage bereitet war. Die Zufälle, welche darauf folgten, waren sehr heftig, und die junge Person blieb sehr heftigen und sich oft wiederholenden Nervenzufällen unterworfen. Zwei Jahre darauf verschluckte sie, dieses Zustandes überdrüssig, 15 Gran Brechweinstein; es folgte starkes Erbrechen, und die Convulsionen wurden intensiver. Fräulein R. war nach Paris geschickt, sie war damals 19 Jahre alt, hatte einen schlanken Wuchs, war korpulent, und hatte eine rothe Gesichtsfarbe, litt fast unaufhörlich an den verschiedenartigsten und sonderbarsten Convulsionen, wurde nach und nach taub und stumm, und war nicht im Stande zu gehen, oder zu schlucken. Dieser Zustand hielt Stunden, sogar Tage lang an. Manchmal tratt ihre Zunge 2 Zoll lang aus dem Munde hervor, und schwoll an; zu andern Zeiten kann die Kranke nichts herunterschlucken, so sehr sie sich auch anstrengt, und sie brachte einmal so sieben Tage zu, ohne das Geringste zu sich nehmen zu können.

Ich hatte, als das junge Mädchen blind, taub, stumm und regungslos wurde, ein Vesicator am linken Fusse angewandt. Ein Tropfen Weinessig, den ich auf die Wunde des Vesicators tröpfelte, gab ihr plötzlich das Gesicht, das Gehör, die Sprache und die Bewegung wieder. Nach 14 Tagen schlug dieses Mittel nicht mehr an, und man glaubte, dass die Kranke hysterisch sei, und rieth ihr sehr oft dagegen die Heirath als Heilmittel an. Nach 7—8 Monaten hatte sich ihr Zustand noch nicht geändert, und sie nimmt nochmals 12 Gran Tartarus emeticus. Sie brach nur ein wenig Blut aus, wurde bald von ihrem Nervenübel befreit. In tiefster Verzweiflung entflieht sie, und ihre Eltern und Freunde glauben, dass sie sich das Leben genommen hat. Vier Monate später kam ich bei der Porte St. Martin vorbei, und werde mit einem Male beim Rocke festgehalten, und höre folgende Worte durch eine mir bekannte Stimme sprechen: »Sie werden mir nicht entfliehen.« Ich kehre mich um, und sage: Was thun Sie denn hier, Fräulein?« »Ich heile mich. Habe ich nicht Alles versucht, um zu genesen? Habe ich nicht vergebens gesucht, meiner bedauernswerthen Existenz ein Ende zu machen? Hat man mir nicht stets gesagt, dass ich durch die Verheirathung gesund werde? Und wer wollte mich wohl heirathen! Nun wenn das schreckliche Mittel, das ich jetzt gebrauche mir nicht hilft, so werde ich mich ins Wasser stürzen.« Diese unglückliche Person war als Lustdirne mit den grässlichsten Lumpen bedeckt; sie befand sich im tiefsten Elend, und konnte oft nicht die geringsten Lebensbedürfnisse befriedigen.

Sechs Monate später abortirte sie, die Nervenschmerzen, die Convulsionen, die früher geschilderten Erscheinungen waren minder intensiv und nicht so häufig. Ein Jahr später, also 22 Monate nach ihrer jetzigen Lebensart wurde sie entbunden. Seit dieser Zeit verschwanden fast alle Symptome. Sie ging zu einem Bedienten, der ihr früher, als sie nach Paris kam, aufgewartet hatte, wurde vollkommen wiederhergestellt, kehrte später zu ihrer Familie zurück, verheirathete sich nachher, und wurde Mutter von vier Kindern.

Wenn sich die an Manie Leidenden tödten, so findet bei dieser Handlung gar keine Ueberlegung statt. Sie stürzen sich gewöhnlich auch von einer Höhe herab, welches beweist, dass sie nur einem blinden Antriebe folgen, indem sie das leichteste und am ersten ausführbare Mittel anwenden. Die an Manie Leidenden leben in Illusionen, fassen die Verhältnisse der Dinge schlecht auf, werden oft durch einen panischen Schrecken verfolgt, und sind das Spiel ihrer Empfindungen und Täuschungen, die sie unaufhörlich betrügen. Der Eine glaubt die Thür des Zimmers zu öffnen, und die Treppe herunter zu steigen, aber er öffnet das Fenster, und stürzt hinunter. Ein Anderer berechnet die Entfernungen schlecht, glaubt auf ebenem Fussboden zu sein, und stürzt durchs Fenster. Jener will der ihn bedienenden Frau Gewalt anthun, stürzt sich, da sie ihm entflieht, vom dritten Stockwerke hinunter, glaubt, dass er dadurch früher, als die Verfolgte ankommen wird. — Ein Maniacus ass, von Hunger geplagt, Alles, was ihm unter die Hände kam. Plötzlich starb er, und man fand bei der Section einen Schwamm, welchen er verschluckt hatte, und der in der Speiseröhre sitzen geblieben war. Manche Maniaci tödten sich, indem sie Proben ihrer Kraft und Geschicklichkeit geben wollen; manche tödten sich, indem sie mit dem Kopf gegen die Wand laufen, weil sie heftige Kopfschmerzen haben, und hierdurch Erleichterung verspüren. Andere glauben fremde Körper im Schädel zu haben, und hoffen sie daraus zu entfernen, wenn sie sich den Kopf öffnen. Einige derselben entleiben sich gleich beim Anfange der Geisteskrankheit, da der psychische Affect, der ihr Delirium herbeiführte, oder mit dem Ausbruche zusammentraf, sie zur Verzweiflung bringt, indem die Erinnerung dieses Affectes von dem Delirium noch nicht vernichtet, und noch nicht alles Bewusstsein aufgehoben ist. Sie tödten sich auch, weil sie ein Bewusstsein der beginnenden Krankheit haben, das sie in Verzweiflung bringt. Eben so wie es Reconvalescenten giebt, die eine so fürchterliche Handlung begehen, weil sie über die Excesse, die sie begangen haben, verzweifelt sind, oder sich schämen, geisteskrank gewesen zu sein. Endlich, muss man noch

eingestehen, giebt es Einige, die sich getödtet haben, indem sie sich anstrengten, um sich von schlecht angewandten Mitteln zu ihrer Befestigung zu befreien, oder um von den Orten zu entfliehen, wo man sie eingesperrt hielt.

Die in fieberhaften Delirien Liegenden tödten sich aus denselben Ursachen, wie die an Manie Leidenden.

Jeder Monomaniacus kann zum Selbstmorde geführt werden, indem er den Illusionen oder Hallucinationen gehorcht, oder das Opfer einer delirirenden Leidenschaft wird.

Ein Monomaniacus hört eine innere Stimme, die ihm stets wiederholt: tödte dich, tödte dich! Er thut es, um einer höhern Macht zu gehorchen, deren Befehl er sich nicht entziehen kann. — Ein Mann, der durch mystische Ideen geisteskrank geworden, glaubt mit Gott in Verbindung zu stehen. Er hört eine himmlische Stimme, die ihm zuruft: Mein Sohn komm, und setze dich an meine Seite! Er stürzt sich aus dem Fenster, und bricht das Bein. Während man ihn aufhebt, ist er über seinen Fall, und besonders über seine Verwundung sehr erstaunt. — Ein Militair hört einen Laierkasten, glaubt himmlische Harmonien zu hören, und sieht gleichzeitig einen leuchtenden Wagen ankommen, der ihn zum Himmel führen sollte. Er öffnet pathetisch sein Fenster, schwingt sich, um in den Wagen zu steigen, mit den Beinen hinaus, und stürzt hinunter.

M., von gallig-sanguinischem Temperamente, hatte sich seit seiner Kindheit der Onanie ergeben, was seinen physischen und intellektuellen Fähigkeiten nichts geschadet hatte. Er hatte eine sehr lebhafte Einbildungskraft, war Napoleon nach Aegypten gefolgt und hatte dabei ein sehr hohes Amt bekleidet, Nachdem er einige Jahre nach Frankreich zurückgekehrt war, hatte er im 32sten Jahre einen apoplectischen Anfall, dessen Folgen durch reichliche Aderlässe beseitigt wurden. Einige Jahre später fällt er vom Pferde, bekommt hierdurch eine grosse Kopfwunde, wozu sich 6 Wochen lang ein Delirium mit Wuth gesellte. Seit dieser Zeit zeigen sich verwirrte Ideen; M. wird zänkisch, sehr leicht zornig. Er reicht nach 2 Jahren plötzlich seinen Abschied ein, und sagt hierbei, dass er sich gänzlich seinem lange entworfenen Plane widmen wolle, der darin bestand, alle Völker unter die Macht des Kaisers zu vereinigen. Von dieser Zeit an werden seine Ideen, sei es, weil er unbeschäftigt war, sei es, weil er die aufgegebene Lage wieder zurückwünschte, immer verwirrter. M. zeichnet auf dem Papiere den Plan eines Gebäudes, das so viele Zimmer haben sollte, als es verschiedene Völker in der Welt giebt, und in dessen Mitte sich eine Wohnung für den Chef aller dieser vereinten Völker befinden sollte. Er zeichnet diesen Plan mehrere Male auf, und macht hierzu unendlich viele, aber sehr

ungenaue Rechnungen. Zwei Jahre vergehen mit dieser Beschäftigung; nun will M. aber auch seinen Plan ausführen, und beginnt damit, sein Schloss niederzureissen, um den Grundstein des neuen Gebäudes zu legen. Jede Vorstellung erregt seinen Zorn. Nachdem er mehrere Male wüthend geworden, wird er nach Paris zurückgeführt, und ist sehr unzufrieden, seine Vorbereitungen gänzlich verlassen zu müssen. Er überzeugt sich, dass er irgend etwas Glänzendes thun müsse, um zu beweisen, dass er eine specielle Mission empfangen habe, und um dem Publikum zu imponiren. Er versammelt alle Arme, speist sie und bedient sie selbst. Er stürzt sich vom Pont-neuf in die Seine herunter, und gewinnt das Ufer wieder. Diese erste Probe bestätigt ihn in seiner Meinung. Am andern Tage geht er auf der Strasse, stürzt sich unter die Räder der schwersten Wagen, und versichert, dass er nicht verwundet werden könne. Am folgenden Tage hält man ihn zurück, als er sich eben aus dem Fenster seines Zimmers hinausschwingen wollte. Während man ihn nach seinem Bette trägt, beklagt er ernstlich den unglücklichen Erfolg seiner Anstrengungen, bedauert, dass man ihn nicht versteht, und seinen Plänen so viele Hindernisse in den Weg setzt. M. wird in einem Irrenhause untergebracht. Hier versuchte er mehrmals, aussergewöhnliche Dinge zu begehen, die sein Leben in Gefahr bringen konnten, und zwar immer nur, um seine Mission zu beweisen. Da er endlich überzeugt war, dass man ihn nicht wieder seinen Plan beginnen lassen werde, so sagt er eines Tages; «Nun, weil man mich verhindert, so will ich nichts mehr thun.» Er schreibt auf die Mauer, auf dem Papiere seinen Völkerverbindungsplan auf. Nach und nach haben sogar diese Sätze weniger Verbindung, und 5 Jahre später macht M. die ersten Versuche, sich das Leben zu nehmen. Er schreibt Wörter auf, deren einzelne Buchstaben er unter einander stellt, und giebt diesen Zeichen ganz besondere Namen. Handelt es sich um Dinge, die dem Delirium des Kranken fremd sind, so ist er ganz verständig; aber er ist mit diesen Briefen, diesen Wörtern so beschäftigt, dass er des Morgens ganz früh schon aufsteht, schreibt, und manchmal, da er zu viel zu thun hat, nicht essen will. Während der grossen Hitze ist er sehr aufgeregt, schreibt Tag und Nacht, spricht von seinem Vorhaben, und beklagt sich, dasselbe nicht haben ausführen zu können. Aber er hat nicht den geringsten Versuch gemacht, um seine Mission zu beweisen.

Folgende vom Dr. Ruggieri, Pharmaceuten zu Venedig, *) bekannt gemachte Beobachtung beweist den ganzen Einfluss der

*) *Bibliotheque médical. Septembre* 1811.

Melancholie auf die Entschliessung des Selbstmörders. Matthaeus Lovat, Schuhmacher in Venedig, schnitt sich, von mystischen Ideen beherrscht, die Genitalien ab, warf sie zum Fenster hinaus, nachdem er vorher Alles zum Verbande der Wunde vorbereitet hatte. Nach einiger Zeit glaubt er, dass Gott ihm beföhle, am Kreuze zu sterben. Er denkt zwei Jahre über die Mittel, seinen Plan auszuführen nach, und beschäftigte sich mit der Vorrichtung der Instrumente zu seinem Opfer. Endlich ist der bestimmte Tag da. Lovat krönt sich mit einer Dornenkrone, von der ihm drei oder vier Stacheln in die Stirnhaut drangen. Er band ein weisses Schnupftuch um die Hüften und Schenkel, um seine verstümmelten Theile zu bedecken. Der übrige Körper war nackt. Jetzt setzte er sich auf die Mitte des Kreuzes, welches er sich gemacht hatte, und legt seine Füsse auf eine an dem untern Ende des Kreuzes angebrachten Leiste zurecht, so dass der rechte auf dem linken Fusse ruhte, und schlug mit einem Hammer einen 5 Zoll langen Nagel durch die Füsse bis tief ins Holz. Allmälig durchschlug er sich beide Hände mit langen gut geschärften Nägeln, indem er mit den Köpfen der Nägel gegen den Fussboden schlug, die von den Nägeln durchdrungenen Hände aufhob, und in die schon vorher in die Arme des Kreuzes gemachten Löcher brachte, um sie da zu befestigen. Ehe er jedoch die linke Hand annagelte, gebrauchte er dieselbe noch, um sich mit einem Kniefe eine tiefe Wunde an der linken Seite der Brust beizubringen. Nachdem er dies Alles gethan hatte, bewirkte er durch vorher zubereitete Stricke und leichte Bewegung des Körpers, dass das Kreuz zum Fenster hinaus überschlug, und er so vor dem Hause hängen blieb. Am andern Tage fand man ihn, band diesen Unglücklichen los, und brachte ihn sogleich in die klinische Anstalt. Ruggieri erkannte, dass keine seiner Wunden tödlich sei, und Lovat wurde auch von denselben geheilt, nicht aber von seinen Delirien. Man bemerkte, dass er während des Ausbruchs des Deliriums nicht klagte, hingegen in den lichten Zwischenräumen schrecklich litt. Er wurde nach der Irrenanstalt gebracht, wo er sich durch freiwilliges Fasten erschöpfte, und am 8ten April 1806 phthisisch starb.

Das Heimweh führt ebenfalls zum Selbstmorde. Der Kuhreigen und die Töne der Sackpfeife erinnern an die Heimath und den Gram, von derselben entfernt zu sein. Der Verdruss, von den Gegenständen der ersten Empfindung getrennt zu sein, woraus der heftige Wunsch entsteht, diese Gegenden wiederzusehen, die Zeugen unserer Kindheit waren, die Verzweiflung, von diesen geschieden zu sein, beherrscht alle Empfindungen des an Heimweh Leidenden, und daher tödten sich die Schweizer Soldaten und die Schotten, wenn sie nicht desertiren können.

Viele Melancholische glauben sich durch Diebe, durch Polizeiagenten verfolgt, und tödten sich, da sie vermeiden wollen, in ihre Hände zu fallen. Die Einen berechnen gar nicht die Gefahr, die sie laufen können, um einer andern Gefahr zu entgehen; die Andern ziehen den sichern Tod den Qualen und der Schande vor, denen sie ausgesetzt zu sein glauben. Wie viele tödten sich nicht, da sie vom Glücke, von ihren Freunden sich verlassen glauben. Sie tödten sich wie Menschen, die durch eine Leidenschaft langsam zum Selbstmorde geführt werden.

M., ungefähr 43 Jahr alt, erfährt, nachdem er sich sehr für das allgemeine Wohl angestrengt hatte, eine Ungerechtigkeit, worauf er sogleich geisteskrank wurde. Man brachte ihn wider seinen Willen aufs Land, und er glaubte, von seiner Frau und seinem Vorgesetzten verrathen zu sein. Am folgenden Tage verschloss er sich in sein Zimmer, und wollte sich mit einer Flinte, deren Lauf er an seinen Mund setzte, erschiessen. Glücklicherweise verrückte er das Gewehr, und die Ladung kam heraus, ohne ihn zu beschädigen. Seine Verwandten springen hinzu, aber er will keinen Beistand haben. Jedoch lässt man ihm zur Ader. Der Kranke zeigt den heftigsten Hass gegen seine Frau, und dies, verbunden mit dem Delirium und mit den Drohungen, sich zu tödten, bestimmte seine Familie, ihn nach Paris zu schicken. Bei seiner Ankunft ist die Wunde noch nicht vernarbt. Der Kranke ist traurig, träumerisch, spricht wenig, geht wie ein sehr beschäftigter Mensch umher, und führt seine Hand oft zum Kopfe. Sein Teint ist gelb, seine Verstopfung hartnäckig. Der Kranke ist schlaflos, versichert jedoch, dass er an nichts leide, und dass er keine Medizin einnehmen werde. Er ist scheinbar sehr ruhig, spricht sehr besonnen, und droht dann und wann, sich aus dem Fenster zu stürzen, besonders aber, wenn man mit ihm von seiner Gesundheit spricht. Nach 14 Tagen entwischte M. ungeachtet der grössten Wachsamkeit aus seiner Wohnung, und man fand ihn eilig nach einem vom Mittelpunkte der Stadt entfernten Quais gehen, um sich in die Seine zu werfen. Er wird nun in meine Anstalt gebracht. Nach fünfmonatlicher Isolirung tritt merkliche Ruhe ein; der Kranke hat Unterleibs- und Kopfschmerzen, die sich alle zwei Tage einstellen. Er will keine Arzneien nehmen, geht nicht aus seinem Zimmer, nimmt nicht an dem geselligen Leben Theil, und zerstreut sich weder durch Lesen, noch durch Handarbeiten; jedoch empfängt er mich jetzt gut, spricht gern über alle Arten von Gegenständen, ausser über seine Frau, über seine Krankheit und über einen Cousin, der ihn gerettet hatte, als er sich ins Wasser stürzen wollte. Berühre ich in der Unterhaltung Einen dieser drei Gegenstände, so werden die Augen des Kranken feurig, sein Gesicht geröthet, er steht von seinem

Lehnstuhle auf, geht mit starken Schritten ungeduldig umher, und geräth beinahe in Zorn. Während des fünften Monats der Isolirung, oder des sechsten Monats der Krankheit ist M. zu Zerstreuungen mehr geneigt; er hatte sich dazu bestimmen lassen, Dame in seinem Zimmer zu spielen, und hatte eingewilligt, ein Abführmittel zu nehmen. Ich bewog seine Frau, ihm mit den Kindern einen Besuch zu machen, benachrichtigte sie jedoch, dass seine Vorurtheile gegen sie noch nicht gänzlich zerstört seien, dass der Empfang vielleicht sehr unangenehm sein würde, dass aber eine psychische Erschütterung dem Kranken nützlich wäre. Am bestimmten Tage kommen Madame M. und ihre Kinder unangemeldet zum Kranken, der sogleich mit drohender Miene ausruft: «Gehen Sie gleich wieder fort, gehen Sie gleich wieder fort!» Die Frau, die ihrem Manne so ergeben war, wird unwohl, und man muss sie aus dem Zimmer tragen. M. hält mehrere seiner Kinder zurück, spricht gegen ihre Mutter und schickt sie sodann fort. Ich bleibe allein mit dem Kranken, der, einem Wüthenden gleich, der keine Worte finden kann, und mit starken Schritten auf und ab geht. Nach einigen Minuten kommt er zu mir, ergreift mich beim Kragen und ruft mir mehrere Male zu: «Sie stehen da wie ein Klotz! Sie empfinden wohl gar nichts!» ««Wie sollte ich nicht von dem bewegt sein, was ich so eben gesehen habe?»» Der Kranke fängt an, schnell zu gehen; nach einer halben Stunde legt er sich auf sein Bett. Ich lasse ihn allein. Nach einer Stunde setzt er sich auf einen Stuhl; ich gehe zu ihm. «Nun, sage ich, indem ich ihn anrede, sind Sie wohl ruhiger geworden und werden wohl die Wahrheit hören? Konnten Sie so eine Frau behandeln, die Sie anbetet? Ist das der Dank für die Tröstungen, die sie Ihnen bringen wollte? Wie viele Vorwürfe müssen Sie sich machen?» Der Kranke ist ganz ruhig, aber tief bewegt. Am Abend kündige ich ihm an, dass ich seine Frau nach Hause gebracht, und dass sie sehr leidend ist. Zwei Tage später sieht M. seine Kinder wieder, und spricht gegen ihre Mutter. Am selben Tage sage ich ihm noch, dass seine Frau in Folge der Art, wie er sie aufgenommen, sehr krank ist. Am fünften Tage sieht er seine Kinder wieder, aber er spricht nicht gegen seine Frau, und bitttet mich, sie besuchen zu können. Ich sage ihm mit nachdrücklichem Tone: «Sie werden sie nicht sehen, mein Herr! Wollen Sie den traurigen Zustand, in den Sie sie versetzt haben, noch vermehren?» Am 6ten Tage besuchen ihn von Neuem seine Kinder; M. ist theilnahmsvoller zu ihnen, frägt nach seiner Frau, und ich sage ihm am Abend, dass es mit ihrer Gesundheit besser gehe. Am 7ten Tage sagt mir M., dass er das Geschehene bereue, spricht ganz vertraulich mit mir, und bittet mich, sie besuchen zu dürfen,

worin ich auch willige. Gegen Mittag erklärt er, dass er bei seiner Frau essen werde, und ladet mich dazu ein. Während und nach dem Mittagsessen sprach M. mit seiner Frau und seinen Kindern von gewöhnlichen, ganz gleichgültigen Dingen. Von Zeit zu Zeit richtete er jedoch an seine Frau Vorwürfe, Beleidigungen, aber so leise und mit so vieler Vorsicht, dass seine Kinder es nicht bemerken konnten. Um 10 Uhr gehe ich wieder zu M. Er scheint heiter, nimmt mich scheinbar zufrieden auf, und wir gehen zusammen nach der Anstalt. Zwei Tage später kehrt M. wieder zu seiner Familie zurück, und ist dort einige Tage lang sehr heftig, sehr bös gegen seine Frau, leidenschaftlich gegen seine Kinder, Verwandte und Freunde, die ihn besuchen. Einige Monate später wird er zu einer sehr wichtigen Stelle berufen, wo er Strapazen und Mühseligkeiten aller Art erleidet. Seine Gesundheit war ganz wiederhergestellt, aber er wollte nicht von dem Orte reden hören, wo er den ersten Versuch gemacht hatte, sich das Leben zu nehmen. Erst ein Jahr nach seiner Heilung schickte er seine Frau und seine Kinder voran, und kehrte nach der Provinz zurück.

Ein Geistlicher verschluckt in der Zerstreuung das Siegel eines Briefes, welchen er empfangen hatte, und einer seiner Freunde sagt ihm lachend: «Nun hast Du Dir die Eingeweide versiegelt!» Dieser Gedanke bemächtigt sich der Einbildungskraft des Geistlichen, und er will nach Verlauf von zwei Tagen keine Nahrung zu sich nehmen, da er überzeugt ist, dass nichts durch seinen Darmkanal hindurch könne. Man liess, sagt Darwin, den Kranken stark purgiren, welches ihn aber nicht eines Bessern überzeugte. Endlich brachte man ihn mit vieler Mühe dahin, etwas Fleischbrühe zu trinken; bald will er aber auch diese nicht mehr zu sich nehmen, und stirbt kurze Zeit darauf. Ist dies eine Irrung des Willens, wie es Darwin behauptet? Wir glauben mit Barclay, dass hier die fehlerhafte Ideenverbindung diesen traurigen Entschluss herbeiführte.

Man hat nicht gehörig den Ueberdruss am Leben von dem Lebenshasse unterschieden, als man die Motive, welche den Selbstmord bestimmen, unterscheiden wollte; dennoch aber sind diese beiden Zustände sehr verschieden. Der Lebenshass ist ein thätiger Zustand; er setzt eine Art von Aufregung und Exaltation der Sensibilität voraus. Der Lebensüberdruss ist ein passiver Zustand; er ist die Wirkung der Atonie der Sensibilität. Der Lebenshass ist häufig, weil er durch tausendfache Ursachen hervorgerufen wird; er verschont keinen Stand, aber man findet ihn im Allgemeinen häufiger bei Männern, die reich und mit Ehren überhäuft sind, weil diese mehr von Leidenschaften verzehrt werden. Ist der Mensch die Beute eines wirklichen oder eingebildeten Verdrusses,

oder einer chronischen Leidenschaft, so ekelt ihm das Leben an; er hasst es, und tödtet sich. Uebrigens muss ich noch bemerken, dass die Wörter hier schlecht die Sache ausdrücken, und dass dadurch mancher Streit über den Lebenshass und über den Trieb zum Tode entstanden ist. Eigentlich hat man keine Abneigung gegen das Leben, sondern hasst nur die Leiden, die dasselbe drücken, oder das Uebelbefinden in demselben. Man wünscht nicht den Tod, sondern man will von den Leiden, Widerwärtigkeiten und Kummer befreit sein, und man nimmt seine Zuflucht zum Tode, als gleichsam dem sichersten Mittel dagegen. Der Selbstmord, der durch Lebenshass bestimmt wird, bewirkt Bestimmungen, die wir schon angeführt haben. Er gehört zur Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde, oder zum Selbstmorde, der durch eine chronische Leidenschaft verursacht wird, je nachdem die Ursachen, durch die man das Leben hasst, eingebildet oder wirklich sind.

Der Lebensüberdruss, das *Taedium vitae*, führt zum Selbstmorde, und obgleich er ein passiver Zustand zu sein scheint, so wird er dennoch der Grund zu einer That. Dies war die Meinung mehrerer Philosophen, und ich habe mehrere Male beobachtet, dass Monomaniaci durch lange Weile das zu thun bestimmt wurden, was ihnen am meisten zuwider war, und dass sie durch Angriffe, die sie auf sich selbst machten, die aus langer Weile entstanden, genasen. Der Lebensüberdruss zur Zeit der Pubertät entspringt aus einer unbegränzten Sehnsucht, deren Gegenstand dem Individuum selbst unbekannt ist. Durch diese Sehnsucht entsteht eine Unruhe, die zur Traurigkeit und dann zum Lebensüberdrusse führt. Die gewöhnliche Folge dieses Lebensüberdrusses ist Schwäche, und manchmal der Selbstmord, Symptome, die schon Hippokrates bei jungen schlecht oder gar nicht menstruirten Mädchen angab.

Lebensüberdruss entsteht noch durch das Verlassen grosser Geschäfte, durch den Uebergang von einem sehr thätigen Leben zur Ruhe und zum Müssiggange, wenn die Individuen sich nicht schon vorher eine geistige Beschäftigung gewählt haben, oder durch die Neigungen ihres Herzens beschäftigt sind. Er folgt auch auf das freiwillige oder gezwungene Verlassen der grossen Welt und frivoler Vergnügungen, wenn der Mensch dann allein steht, und für nichts Interesse nimmt. Dieser Zustand ist um so trauriger, je weniger das Individuum Künste oder Wissenschaften zu treiben versteht.

Der Mensch muss wünschen, oder er verfällt in Lebensüberdruss. Hat er aber seine Sensibilität durch zu heftige Bewegungen, durch Missbrauch von Vergnügungen erschöpft, sind alle

Quellen des Glücks versiegt, so empfindet er durch nichts mehr, dass er lebt, denn alle äussern Gegenstände sind ihm gleichgültig. Der Mensch verfällt alsdann in eine schreckliche Leere, er ist des Lebens übersatt, und wird so zum Selbstmorde geführt. Für ihn ist das Leben zu verlassen eine eben so gleichgültige Handlung, als wenn Jemand, der durchaus keinen Hunger hat, von einer reich besetzten Tafel aufsteht, oder eine Frau verlässt, die er früher anbetete, und jetzt nicht mehr liebt. Dieser Selbstmord, den man den spleenischen (*Spleenique*) nennen könnte, ist chronisch. Er wird mit Ruhe und Kaltblütigkeit ausgeführt, und nichts zeigt das Heftige und Gewaltsame, wie bei den andern Selbstmorden an. Uebrigens zeigen die, die den Spleen haben, alle Zeichen der Melancholie. Die gewöhnlichsten Ursachen dazu sind schwächend, und wirken auf das Nervensystem ein, wie das Uebermaass an Vergnügungen, die Onanie, der Missbrauch geistiger Getränke u. s. w. Viele Gründe veranlassen mich zu glauben, dass der Spleen, selbst in England, eine sehr seltene Krankheit ist, und dass man dem Lebensüberdruss dort zu oft den Selbstmord zuschreibt. England ist zwar das Land, wo man am meisten alle Vergnügungen missbraucht; aber es finden doch auch andere Motive, als der Lebensüberdruss, die den Selbstmord bestimmen, bei den Engländern statt. Ich habe eine grosse Anzahl von Individuen behandelt, die theils Versuche sich zu tödten gemacht, oder sich getödtet hatten, und ich sah keinen, der aus Lebensüberdruss zum Selbstmorde gebracht wurde. Alle hatten bestimmte Motive, wirklichen oder eingebildeten Kummer, durch den sie ihr Dasein hassten, und ich habe mich manchmal selbst in dieser Beziehung getäuscht. Ein junger Mann, der ein sehr grosses Vermögen besass, hatte sich der Onanie ergeben, befand sich jedoch vollkommen wohl. Er hatte keine andere Ursache zum Kummer, als die Rückerinnerung an die Revolution, deren Prinzipien er missbilligte, und hatte schon mehrere Male versucht, sich das Leben zu nehmen, forderte Pistolen, da er sich durch nichts anders tödten wollte. Er befand sich zwei Jahre lang unter meiner Aufsicht, hatte während dieser Zeit nicht einen einzigen Augenblick irre gesprochen, sondern war heiter, liebenswürdig, sehr unterrichtet, und sagte mir manchmal: «Geben Sie mir eine Pistole!» Warum wollen Sie sich denn tödten? «Weil ich mich langweile.» Erst nach zwei Jahren gestand er mir, dass er seit langer Zeit Hallucinationen des Gehörs und Gesichts habe. Er glaubte von Polizeiagenten verfolgt zu sein, die er immer hörte und sah, und selbst mitten durch die Mauern seines Zimmers, die, wie er hinzufügte, aus zwei doppelten verschiebbaren Brettwänden bestanden, damit man Alles sehen und hören könne, was er thue und was er sage.

Ich habe oft eine Varietät des Selbstmordes gefunden, der die andern Schriftsteller nicht erwähnen, und die viel Aehnlichkeit mit dem Spleen hat. Es giebt nämlich Individuen, die in Folge physischer und moralischer Ursachen in physische Erschlaffung und moralische Entmuthigung verfallen. Sie haben wenig Appetit, einen dumpfen Kopfschmerz, Hitze in den Eingeweiden, und leiden an Blähungsbeschwerden und Verstopfung. Ihr Ansehen zeigt indess keine wichtige Störung der Gesundheit; nur bei Frauen werden manchmal die Regeln unterdrückt. Nach einiger Zeit werden die Gesichtszüge dieser Kranken gezogen, ihr Blick stier und unruhig, die Hautfarbe blass oder gelb. Sie klagen über eine Beschwerde oder Schmerz im Epigastrium, über eine Art von Betäubung des Kopfes, die sie zu denken hindert, und über eine allgemeine Mattigkeit, die sie aller Thatkraft beraubt. Sie bewegen sich nicht, ziehen das Liegen oder Sitzen vor, und werden ungeduldig, wenn man sie zu Bewegungen veranlasst. Sie verlassen ihre gewöhnlichen Beschäftigungen, vernachlässigen ihre häuslichen Pflichten und werden für Gegenstände, die sie liebten, gleichgültig. Sie wollen sich mit nichts beschäftigen, weder sich unterhalten, noch studiren, weder lesen, noch schreiben, ja sie fürchten die Gesellschaft wegen der Unbequemlichkeit. Sie fassen, von diesem Zustande niedergebeugt, finstere Ideen, und verzweifeln endlich über ihre wirkliche oder vorgebliche Nichtigkeit, die sie nie wieder besiegen zu können glauben. Sie wünschen den Tod, fordern ihn, und geben sich ihn oft selbst, da sie zu leben aufhören wollen, da sie nie wieder die Pflichten gegen ihre Familie oder gegen die Gesellschaft erfüllen zu können glauben. Uebrigens sprechen diese Kranken nicht irre, und ihr Antrieb zum Selbstmorde ist um so stärker, je mehr sie an Arbeiten gewöhnt sind, und je mehr Pflichten sie zu erfüllen haben. Ich sah diese Krankheit Monate lang, ja Jahre lang dauern, und sie mit Manie und vollkommener Gesundheit abwechseln. Einige dieser Kranken litten sechs Monate hindurch an Manie, oder befanden sich gesund, während sie die andern sechs Monate durch ihre physische und geistige Ohnmacht, durch die sie den Selbstmord wünschten, gequält wurden.

A..., 32 Jahr alt, von schlankem Wuchse, starker Constitution, war nie krank gewesen, und stammte von einem Vater ab, der, nachdem er ein grosses Vermögen erworben hatte, dennoch in Armuth starb. A... hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten, um das Schlosserhandwerk im Grossen betreiben zu können. Er verheirathete sich im 27sten Jahre mit einer Frau, welche er anbetete, machte einige unglückliche Geschäfte, die ihn sehr betrübten, entmuthigten, und wodurch er faul wurde. Nichtsdestoweniger blieb seine Gesundheit gut. Obgleich er traurig

war, liess er sich dennoch in grosse, Vortheil versprechende Unternehmungen ein, ergriff Anfangs seine Arbeit mit Eifer, und da er nach einigen Monaten auf einige leichte Schwierigkeiten traf, wurde er von ihnen über alle Maassen ergriffen, entmuthigt, hielt sich für verloren, glaubte sich zu nichts mehr fähig, wollte sein Bett nicht verlassen, seine Arbeiter bewachen, noch seine Arbeiten leiten. Er glaubte, dass es ihm an der nöthigen Kraft und an den Fähigkeiten fehle, um seine Unternehmungen glücklich zu leiten. Bisweilen klagte er über halbseitigen Kopfschmerz, Hitze im Unterleibe, war verstopft. Weder die zärtliche Liebe für seine Frau und seine Kinder, noch die nothwendige Sorge für seine Angelegenheiten, konnten seinen gelähmten Geist erheben. Er wurde selbst ungehalten, wenn seine Frau ihm etwas anrieth, und urtheilte sehr gut über seine Lage, that aber nichts, um sie zu verändern, und so vergingen acht Tage. Plötzlich befand sich A. ganz wohl, er bekam seine ganze Thätigkeit für seine Geschäfte, seine vollständige Liebe für seine Familie wieder. Dieser Zustand kehrte jedoch zehn oder zwölf Mal in unregelmässigen Zwischenräumen zurück, und diese Rückfälle wurden gewöhnlich durch leichte Widerwärtigkeiten oder Schwierigkeiten veranlasst, die bei einem andern Gesundheitszustande nicht gewesen sein würden. Während der Paroxysmen fühlte sich der Kranke schwer, sein Kopf war eingenommen, er hatte Schmerzen im Epigastrium, blieb liegen, ass wenig und wollte Niemanden sehen. Oft wollte er über seine Untauglichkeit und weil er seiner Frau zur Last lag und nicht wieder geheilt werden könne, sich selbst das Leben nehmen.

B., 34 Jahr alt, stammte von gesunden Eltern ab, wurde am 23sten Septbr. 1819 in der Salpetrière aufgenommen. Sie hatte in ihrem 8ten Jahre die natürlichen Blattern gehabt, im 15ten Jahre ihre Regeln bekommen, und sich in ihrem 20sten Jahre verheirathet. Im 21sten Jahre wurde sie entbunden, und bekam nach dieser Entbindung ein Geschwür am Fusse, das nach 6 Monaten zuheilte. Seit dieser Zeit litt sie Anfangs an leichter vorübergehender Cardialgie, die allmälig so heftig wurde, dass sie alle Speisen wieder ausbrach. Im 27sten Jahre vermehrten sich diese Zufälle nach der zweiten Schwangerschaft, und B. glaubte ein Krebsgeschwür im Magen zu haben, worüber sie sich sehr grämte. Gegen ihr 33stes Jahr wurde sie in ihren Gedanken und Handlungen sehr unentschlossen, und wollte bald das nicht mehr, was sie so eben sehnlichst wünschte. Ihr Mann merkte von Allem diesen nichts, und ihre Regeln waren dabei in Ordnung. Nach sechs Monaten fand sich Schlaflosigkeit, Schmerz an der Nasenwurzel, Blässe des Gesichts, Veränderung der Gesichtszüge, ein stierer, bisweilen verwirrter Blick ein. Uebrigens

klagte sie über Magenschmerzen, über ein qualvolles Gefühl im Epigastrium, wodurch sie verhindert wurde sich zu bewegen. Sie vernachlässigte ihre gewöhnlichen Beschäftigungen und die Sorgfalt für ihre Haushaltung. Sie war traurig, weinte, war gefrässig, oder hatte gar keinen Appetit, und hatte Neigung zum Selbstmorde, den sie auch auszuführen suchte, da sie verdriesslich war, zu nichts mehr tauglich zu sein, und sie keine Zuneigung mehr zu ihrer Familie empfand. Dieses war der Zustand der Kranken, als sie im Hospital aufgenommen wurde. Es wurden verdünnende säuerliche Getränke und warme Bäder verordnet. Drei Monate darauf war die Kranke ruhiger, sie verlangte zu arbeiten, und gab besser über ihrem Zustande Rechenschaft, aber immer klagte sie noch über Vollheit, Schmerzen im Unterleibe, die Regeln waren noch unterdrückt und die Schlaflosigkeit war hartnäckig. Ich verordnete Molken und ein Vesicator im Nacken. Der Reiz, welchen dieses hier hervorbrachte, nöthigte mich, es am linken Arme zu appliciren. Die Stühle wurden reichlicher; es trat mehr Schlaf ein, und in dem Herzen der Kranken, die mit Lust arbeitete, erstand die Hoffnung wieder. Im Februar 1820 klärten sich die Gesichtszüge auf, die Physiognomie wurde ruhiger, die Ideen reiner und fasslicher. M. ward am 23sten März ihrer Familie wiedergegeben, obgleich die Menstruation nicht wieder erschienen war. Sie war fest entschlossen, ihre gewöhnlichen Beschäftigungen wieder zu verrichten und sie hielt Wort. Die Menstruation fand im April wieder statt, seit deren Erscheinen B. etwas lebhafter als gewöhnlich wurde. Sie war geschwätziger und bewegte sich mehr, war putzsüchtiger und sass weniger. Im Septbr. 1820 hatte sie Furcht, einen Rückfall zu bekommen; sie hatte das Gefühl, als wenn ein Reifen im Epigastrium läge, der sich von einem Hypochondrio bis zum andern erstreckte. Die Gesichtszüge veränderten sich und es trat Schlaflosigkeit ein. Diese Vorboten eines Rückfalles dauern ungeachtet aller Anstrengungen, die B. selbst macht, und ungeachtet der Arzneimittel, die ich verordne, zwei Monate. Im Monat December führen dieselbe Apathie, dieselbe Verzweiflung, zu nichts fähig zu sein, und nie geheilt werden zu können, finstere Ideen herbei, und erwecken den Wunsch, ein Leben, in dem man seine Pflichten nicht erfüllen kann, zu verlassen.

Es giebt aber Individuen, die im Schoosse des Glückes, der Grösse, der Vergnügungen, ihre ganze Vernunft besitzend, ihren Lebensfaden zerreissen; nachdem sie ihre Verwandten, ihre Freunde umarmt, ihre Geschäfte in Ordnung gebracht und vollkommen verständige Briefe geschrieben haben. Geben diese auch einer delirirenden Bestimmung nach? Ja, ohne Zweifel. Scheinen die Monomaniaci nicht so lange vernünftig zu sein, bis ein innerer

oder äusserer Eindruck plötzlich das Delirium erweckt? Wissen sie nicht sehr gut den Ausbruch ihres Deliriums zu unterdrücken, die Störung ihrer Intelligenz zu verstellen, und selbst die erfahrensten Personen, die in ihrer Umgebung leben, zu täuschen? Eben so geht es mit denjenigen Individuen, die der Gedanke des Selbstmordes tyrannisirt. Ein physischer Schmerz, ein unerwarteter Eindruck, ein irgend erwecktes Gefühl, eine Erinnerung, eine indiscrete Anrede, ein Buch, u. s. w. beleben plötzlich den herrschenden Gedanken, und rufen die traurigsten Entschlüsse bei Individuen hervor, die den Augenblick vorher noch vollkommen ruhig waren. Dann geschieht das, was Pinell von einem Geisteskranken gesagt hatte, den die Revolutionsmänner frei liessen, da er ihnen ganz vernünftig zu sein schien, und den sie im Triumpf als ein Opfer der Tyrannei fortführten, der aber durch das Geschrei und durch den Anblick der Waffen seiner Befreier aufgeregt wurde, und sie plötzlich mit Säbelhieben anfiel. Die Wuth des Mordmonomaniacus bricht auch augenblicklich aus, und die Schlachtopfer dieser Unglücklichen konnten es durch kein Zeichen voraussehen.

Jedoch kann man nicht läugnen, dass es Individuen giebt, die durch eine traurige Neigung, durch einen unwiderstehlichen Reiz zum Selbstmorde gezogen werden. Was mich anbetrifft, so habe ich nie dergleichen Individuen gesehen, und glaube auch, dass man bei näherer Forschung meist Motive zu ihrem Entschlusse gefunden haben würde. Es geht aber hier mit den Selbstmördern, wie mit den Geisteskranken, von denen man glaubt, dass sie einem blinden Antriebe gehorchen; aber ich glaube eher, dass die Wenigsten die Gedanken dieser Kranken verstehen, und dass ihre Bestimmungen fast immer motivirt, und die logische Folge eines falschen Prinzips sind.

Aber es giebt Individuen, die sich mitten im Schoosse des Glückes tödten, und Voltaire behauptet, indem er sich auf einige ausgezeichnete Beispiele stützt, dass die Glücklichen des Jahrhunderts nur freiwillig ihr Leben enden, und nicht die Menschen, die um ihr tägliches Brod arbeiten. Dieser Satz ist falsch, denn das Elend führt zum Selbstmorde. Man findet ihn häufiger in unglücklichen Jahren, während einer Hungersnoth, einer Belagerung, bei politischen Umwälzungen u. s. w. Die Glücklichen des Jahrhunderts tödten sich, sagt Rousseau, aber das Glück hat kein äusseres Zeichen. Will man über dasselbe urtheilen, so muss man in dem Herzen des Menschen lesen, der glücklich zu sein scheint.

C., 33 Jahr alt, von guter Gesundheit, hielt um die Hand eines Mädchens an, das sein Glück ausmachen sollte. Wenige Tage nach der Hochzeit tödtet er sich, und er wurde zu dieser

Handlung weder durch Ausschweifung, noch durch Unglück geführt, sondern durch die Ueberzeugung, dass er in seiner Frau das nicht gefunden hatte, was er hoffte.

Ein 27jähriger Mann hatte ebenfalls ein sehr nettes Mädchen geheirathet, und machte sechs Monate nach der Hochzeit vielfache Versuche, sich das Leben zu nehmen. Da seine Frau einen ernsten Charakter hatte, so glaubte er, dass sie unglücklich, dass er daran schuld sei, und dass sie nicht glücklich mit ihm werden könne. So sind oft Leute, die man für glücklich hält, heimlich von Verdruss gequält und von verschiedenartigen Leiden gemartert; nur kann man durch den Glanz, der sie umgiebt, nicht die Qualen ihres Herzens bemerken. Sagt man dagegen, dass Menschen sich tödten, die vermöge ihres Ranges und durch Umstände sehr hoch stehen, im vollen Besitze von Erdengütern, und dem Anscheine nach glücklich sind, so ist dies wahr, weil sie mehr, als andere Menschen, vielfachen Ursachen ausgesetzt sind, die zu diesem traurigen Entschlusse führen.

§. 2.

Selbstmord, dem Menschenmord vorangeht.

Wer soll die Störungen des Organismus erklären, welche den Rasenden, der sein Leben beenden will, früher noch zu den wildesten Thaten treiben, ehe er diesen traurigen Entschluss ausführt. Ich werde, anstatt diesen schwierigen Versuch zu machen, durch Thatsachen die Beweggründe, die diese Unglücklichen leiten, darzuthun suchen.

Es ist bemerkenswerth, dass alle bis jetzt bekannt gemachten Beobachtungen über den Selbstmord grosse Aehnlichkeit mit einander haben, dass man alle Zeichen der Geisteskrankheit, und besonders der Melancholie an ihnen bemerkt. Fast alle diese Mörder sind Melancholische, die, von einer Leidenschaft beherrscht, bis zum Delirium getrieben werden, während sie übrigens ganz verständig sind. Mehr oder minder ihnen anscheinend wahr vorkommende Gründe bestimmen sie zu ihrer That, und sie wählen zu ihren Opfern diejenigen, die ihrem Herzen am theuersten sind, und begehen diese That mit anscheinender Ruhe und Kaltblütigkeit, ja sie scheinen sogar ruhiger, nachdem sie dieselbe begangen, und manchmal sogar zufrieden zu sein. Manche zeigen selbst ihr Verbrechen an, oder erzählen dasselbe jedem Vorübergehenden. Sie sind fern davon, sich den Nachsuchungen zu entziehen, sondern erwarten, dass man sie anhält, und verlangen die Todesstrafe zu erleiden. Der Selbstmord, der auf einen Menschenmord folgt, ist gewöhnlich ein akuter, jedoch ist er auch manchmal chronisch, und man bemerkt an ihm alle Zeichen einer überdachten und

freiwilligen Handlung. Ich sah Monomaniaci sich tödten, nachdem sie einen Mord versucht, oder begangen hattten. Ein Herr, 27 Jahr alt, litt seit einigen Tagen an einer acuten Manie. Er schlägt plötzlich auf eine Frau los, die ihm zu seiner Bewachung gegeben war, verwundet sie, und empfindet so viel Schreck und Abscheu beim Anblick des fliessenden Blutes, dass er sich aus dem Fenster des vierten Stockwerkes herabstürzte.

Eine Dame fürchtet in einem Anfalle von Melancholie arretirt, verurtheilt und zum Schaffot geführt zu werden. Sie ist über den Kummer, den sie hierdurch ihrem Manne verursacht in Verzweiflung, und will ihn ums Leben bringen, indem sie ihm einen Stein an den Kopf wirft, ehe sie sich selbst entleibt.

Die Journale erzählen im Jahre 1815, dass eine Dame, die fünf ihrer Kinder in einen Brunnen gestürzt hatte, dasselbe that, nachdem sie zuvor einem ihrer Kinder, welches in Pension war, einen vergifteten Kuchen geschickt hatte.

Madame R., 32 Jahr alt, stammte von einem melancholischen Vater ab, und war von sanguinischem Temperamente. In ihrem 8ten Jahre hatte sie eine Kopferschütterung erlitten, von der sie noch lange Zeit nachher Nachempfindungen hatte. Von ihrer Mutter wenig geliebt, war sie fast bis zu ihrer Verheirathung in einer Erziehungsanstalt. Zu ihrem 15ten Jahre bekam sie ihre Catamenien, und verheirathete sich im 16ten. Im 19ten Jahre wurde sie zum zweitenmale schwanger, hierauf melancholisch, und empfand manchmal Trieb zum Selbstmorde. Dieser Zustand verging durch eine dritte Schwangerschaft. Im 31sten Jahre wurde sie zum viertenmale schwanger, war dabei heiter, und befand sich wohl. Die Entbindung war glücklich, Mad. R. stillte, wurde nun aber matt, und magerte ab. Im 8ten Monate, während sie stillte, wurde sie ungeduldig, peinlich gegen ihren Mann, beklagte sich Kinder zu haben, wurde gegen ihren Säugling rauh, den sie mehrmals sehr stark drückte, als wolle sie ihn erdrücken. Einmal wollte sie ihn aus dem Fenster werfen, woran ihr Mann sie verhinderte, und man liess ihr nun das Kind nur während der Zeit des Stillens. Einige Tage nachher trat Traurigkeit, Schlaflosigkeit, Mangel an Appetit ein. Madame R. wurde apathisch, wusste sich nicht mehr zu benehmen, und fühlte sich unfähig, das Geringste zu thun. Sie beklagt ihr Unglück, und das ihrer Kinder, und war überzeugt, dass sie diese und ihren Mann ruinirt habe. Sie glaubte ihre Kinder zu sehen, wie sie mit Lumpen bedeckt in den Strassen herumliefen, und ihre Hand zum Betteln ausstreckten. Dieser Gedanke brachte sie in Verzweiflung, und sie fasste den Entschluss, erst ihre Kinder, und dann sich selbst zu tödten. Indess erwachte wieder ihre mütterliche Zärtlichkeit. Liebkoste sie aber ihre Kinder, näherte sie sich ihnen, so seufzte

sie, und augenblicklich entstand wieder in ihr der Gedanke, sie ums Leben zu bringen, den sie einen Augenblick nachher wieder bereute. Nach mehreren Monaten wünschte Mad. R. sich von ihrer Familie zu entfernen, da sie dann doch Niemanden schaden könne. Man schickte sie zu Freunden aufs Land, wo sie ruhiger schien, und den Wunsch äusserte, wieder zu ihren Kindern zurückzukehren. Men willigte darin ein, aber nach wenigen Tagen erwachten dieselben Ideen wieder, und man schickte sie von Neuem fort. Im December wurde ich um Rath gefragt, und rieth ihrem Manne sie noch bis zum Frühjahre zu bewachen. Während der drei Wintermonate war R. abwechselnd auf dem Lande und zu Hause, bald ruhig, bald schwermüthig. Sie war sehr abgemagert, und ihre Gesichtsfarbe blass. Sie hatte Grünspan, den sie aus Kupfergefässen zusammengekratzt, genommen, und wollte sich mehrere Male ins Wasser stürzen. Eines Tages, als sie sehr traurig war, rieth ihr ihre Mutter aufs Land zu gehen. »Wir wollen sogleich reisen«, sagte sie mit lachender Miene, und war auf dem Wege sehr heiter, da sie dort, wohin sie wollte, Rattengift zu finden glaubte, welches man im ganzen Hause ausgestreuet hatte. Jedoch durchschaute die Mutter den Grund der Zufriedenheit ihrer Tochter, und verhinderte so ihr Vorhaben. Als sie auf dem Landsitze angekommen war, durchlief sie alle Böden, fand aber nur ein Stückchen Rattengift, das übersehen worden war, und verschluckte es ohne Nachtheil.

Am 10ten April 1816 wurde Madame R. meiner Behandlung übergeben. Ihre Gesichtsfarbe war gelb, die Wangen waren gefärbt, die Augen wild. Sie war sehr mager, hatte eine brennende Haut, Kopfschmerz, Schmerzen im Epigastrium und in der Gegend der Nieren und der Harnblase, und litt an hartnäckiger Verstopfung. Ausserdem war sie sehr traurig, schweigsam, und blieb bis um 3 Uhr in der Nacht ruhig. Dann wurde sie aufgeregt, fluchte, schimpfte auf ihren Mann, und dass sie nach Paris gebracht worden sei. Während dieser Aufregung war sie sehr roth, ging barfuss mit starken Schritten umher, drohte ihrer Umgebung, stiess starkes Geschrei aus, und nichts vermochte, nur einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, oder sie zu beruhigen. Um 5 Uhr hörte der Paroxysmus auf, und endete mit einem Strome von Thränen. Bei meinem Besuche fordert Madame R. ihre Freilassung. »Haben Sie, Madame, Ihr Geschrei und ihre Aufregung während der Nacht vergessen?« »Nein, nein, mein Herr! Aber ich beklage mich über die schlechte Behandlung meiner Anverwandten, und über meinen jetztigen Aufenthalt, der nicht passend für mich ist, da ich nicht geisteskrank bin.«

Die Anfälle kehrten nun fast alle Nächte, und um dieselbe Stunde zurück; selten fanden sie bei Tage statt, kündigten sich

stets durch Röthe des Gesichtes an, und characterisirten sich durch schreckliche Beleidigungen, fürchterliches Geschrei, durch Vorwürfe gegen ihre Familie, durch Drohungen gegen ihre Umgebung, so wie durch Schmerzen im Becken.

Ich verordnete täglich ein Abführmittel und ein Sitzbad. Vom Monat Mai an liess ich alle zwei Tage ein laues Bad mit Douche, und jeden Abend ein Sitzbad mit kaltem Wasser auf dem Kopfe nehmen.

Am 25sten Mai tritt um 4 Uhr Morgens ein Paroxysmus ein, welcher der letzte war. Um $7\frac{1}{8}$ Uhr ging die Wirthschafterin des Hauses, der ich es befohlen hatte, in das Zimmer der Madame R., schalt sie mit sicherem und festem Tone, erklärte ihr, dass sie nicht mehr zu ihr dürfe, und dass wenn sie so fortführe nach dem Ausspruche aller ihrer Verwandten ihr ganzes übriges Leben hindurch hier eingesperrt bleiben würde. Die Kranke war ganz erstaunt über die Sprache der Dame, die sonst sehr gefällig war, und zu der sie während ihrer lichten Zwischenräume viel Zutrauen hatte. Nachdem die Kranke sich das Gesagte einige Minuten still überlegt hatte, verspricht sie, sich alle mögliche Mühe zu geben, um sich zu bezwingen, und bittet noch am selben Tage um die Erlaubniss zur Wirthschafterin gehen zu dürfen, welches ihr jedoch abgeschlagen wurde. Ein solches Verfahren, war gegen sie drei Tage befolgt, während welcher Madame R. ruhiger und nachdenkend wurde, im Garten spazieren ging, und man sie zur Reconvalescententafel zuliess. Nachdem sie die Probe bestanden hatte, erlaubte ich ihr am 28sten Mai, die Wirthschafterin zu besuchen. Als sie zu ihr kam, umarmte sie dieselbe, bedankte sich bei ihr für ihre Festigkeit, und weinte über das Entsetzliche ihrer Krankheit.

Seit dieser Zeit bemerkte ich die günstigste Wendung. Die Kranke vsrstand die Sprache der Theilnahme und der Freundschaft, nahm alle vorgeschlagenen Mittel der Zerstreuung an, und bekämpfte die Furcht, nicht wieder geheilt zu werden. Da das Seidschützer Wasser ihre Verstopfung nicht beseitigte, so nahm ich zum Ricinusöl meine Zuflucht, welches auch reichliche Stuhlentleerungen bewirkte. Gegen die Mitte des Juni war Mad. R. vollkommen auf dem Wege der Genesung. Sie wurde heiterer, ihr Schlaf besser, und die Schmerzen im Becken liessen nach. Sie liess der Liebe ihres Mannes und der Theilnahme ihrer Anverwandten Gerechtigkeit widerfahren, und wünschte ohne Ungeduld und ohne hartnäckiges Fordern in den Schooss ihrer Familie wieder zurückzukehren. Ausserdem urtheilte sie sehr richtig über ihren vergangenen Zustand, der sie zwar bekümmere, aber nicht zur Verzweiflung brachte.

Jetzt durfte Madame R. zu ihren Verwandten gehen, wo ihr

das Wiedersehen ihrer Mutter besondere Freude machte. Sie wurde am 14ten September ihrer Familie wiedergegeben, brachte dann noch einen Monat in Paris unter unaufhörlich erneuerten Zerstreuungen zu, und kehrte dann zu ihrem Manne und ihren Kindern zurück, die sie mit eben solcher Liebe als vorher behandelte. Ein Jahr nachher starb der Mann von Madame R. plötzlich. Der ausserordentliche Schmerz, die fremdartigen Beschäftigungen, die Verminderung ihrer Mittel befestigten noch mehr ihre Gesundheit, denn sie hatte bis dahin gefühlt, dass ihr noch etwas gefehlt habe. Dies Geständniss machte mir die Kranke 10 Jahre später, wo sie einen neuen Anfall hatte, der sich aber durch ganz andere Symptome, als der frühere zeigte, und auch länger anhielt.

Eine Frau, 36 Jahr alt, war Familienmutter und säugte ihr Kind. In Folge psychischer Affecte wollte sie sterben. Aber, sagte sie, ich habe nicht den Muth mich zu tödten, und damit man mich tödte, muss ich Jemanden ums Leben bringen, und wirklich versuchte sie, ihre Mutter und ihre Kinder zu ermorden. Als sie in unser Hospital gebracht wurde, war sie sehr mager, traurig, sprach nicht, weigerte zu essen, und wollte kein Arzneimittel nehmen. Alle Symptome der tiefsten Melancholie zeigten sich bei ihr. Die Drohung ganz mit Vesicatorien bedeckt zu werden, bestimmte sie Molken zu nehmen, woranf Stuhlgänge erfolgten. Chinaextract und Moschus wurden länger als ein Monat hindurch gegeben, sodann ging ich wieder zu Lexantien über. Die Kranke war weniger finster, aber sie wiederholte oft: ich muss Jemanden tödten, damit ich sterbe. Sie wurde während der grossen Hitze gebadet, bekam im September einige Douchen, und man applicirte ein zweites Vesicator. Die Frau befand sich nun bedeutend besser, und ihre Verwandten wünschten, sie im October aus der Anstalt wieder zu sich zu nehmen. Sie war mager geworden, ihre Gesichtsfarbe war heiterer, die Gesichtszüge weniger runzlich. Sie ass und schlief gut, und sprach nicht mehr davon, sich zu tödten, dennoch aber war die Menstruation nicht wieder erschienen. Ich erfuhr, dass diese Frau ihrer Familie wiedergegeben, ihre Gewohnheiten wieder angenommen hatte, und sich wohl befand.

Crichton *) erzählt mehrere Beispiele von Selbstmördern, die er aus deutschen Schriftstellern entnommen hat. Die unglücklichen, die sich nicht dazu entschliessen konnten, sich selbst zu

*) *An Inquiry on the nature and origin of mental. derangement. London.* 1798, 2 *Vol. in* 8*vo.*

tödten, brachten Andere ums Leben, und hofften so zum Tode verurtheilt zu werden.

Beispiele von Individuen, die in einem Anfalle von Eifersucht, Zorn oder Rache den Gegenstand ihrer Leidenschaft, und nachher sich selbst tödteten, sind nicht selten. Wir hatten in der Salpetrière eine Frau, die sich erhängen wollte. Ihr Bruder, der sich in seine eigene Schwester verliebte, erfuhr, dass sie sich verheirathen wollte, erdolchte sie, und warf sich selbst aus dem Fenster.

Ein Schuhmacher war seit 10 Jahren melancholisch, und bildete sich ein, dass der Kauf eines Hauses ihn und seiner Frau Unglück verursacht habe. In der grössten Verzweiflung tödtete er seine Frau, drei Kinder, und würde das vierte auch getödtet haben, wenn es sich nicht seiner Wuth entzogen hätte. Nachher schlitzte er sich den Bauch auf, und da der Schnitt nicht tödtlich war, zog er das Instrument heraus und durchstach sein Herz. Der Mann hatte einen sehr guten Ruf, und war von sehr sanftem Character *)

So giebt es unter den Unglücklichen, die morden, ehe sie sich selbst das Leben nehmen, einige, die von den heftigsten Leidenschaften beherrscht, plötzlich zu diesem Doppelmorde geführt, während andere durch Leidenschaften langsam dazu angetrieben werden. Einige wollen sich, aus Furcht verdammt zu sein, nicht tödten, da sie sehr gut wissen, dass der Selbstmord ein sehr grosses Verbrechen ist, für das sie keine Verzeihung erhalten werden, während sie gewiss sind, zum Tode verurtheilt zu werden, nachdem sie eine Mordthat begangen haben, und dann noch hoffen, vor ihrer Hinrichtung Zeit genug zu haben, sich mit Gott zu versöhnen, und sich zum Tode vorzubereiten. Andere tödten die Personen, die ihnen am theuersten sind, um sie vor der Verdammniss und den Mühseligkeiten des Lebens zu bewahren. Endlich sieht man welche, die die theuersten Personen ums Leben bringen, da sie sich nicht von ihnen trennen wollen, und glauben, nach dem Tode mit ihnen vereint zu sein.

Kann man wohl glauben, dass eine solche Verletzung der ersten Naturgesetze, eine solche Exaltation der Einbildungskraft, eine solche Verirrung der Sensibilität sich mit einer vollkommenen Gesundheit und Integrität der Vernunft vertrage? Muss man nicht im Gegentheil zu dem höchsten Grade des Deliriums gekommen sein, um sich zu bestimmen, eine Frau, die man liebt, Kinder, welche man anbetet, zu tödten. Und dennoch beweisen

*) Siehe die Abhandlung über Mordmonomanie im 2ten Bd. dieses Werkes.

mehrere Thatsachen, dass diese Unglücklichen, diese That abgerechnet, vor und nachher ruhig und besonnen schienen. Findet man aber diese Ruhe, diese Besonnenheit nicht auch bei einem Maniacus, der wegen des geringsten Grundes, wegen des geringsten Widerspruches Handlungen der blindesten Wuth begeht? Nicht die Zeichen des Delirium fehlen bei dem Selbstmörder, sondern die Beobachter haben sie nur nicht alle und richtig gesehen.

Der gegenseitige Selbstmord ist diejenige Handlung, wodurch zwei Individuen sich gegenseitig tödten und ist gewöhnlich das Delirium einer Leidenschaft. Ein und dieselbe Leidenschaft führt zu gleichem Entschlusse, und lässt einen Reiz darin finden, von geliebter Hand zu sterben. Beispiele dieser Art sind nicht selten, und man findet sie selbst im höchsten Alterthume. Eins der merkwürdigsten ist das der Arria und des Poetus, der wegen einer Verschwörung gegen Claudius verurtheilt wurde, und wobei seine Frau Arria nicht ihren Mann überleben wollte, sich einen Dolch in die Brust sticht, ihn dann ihrem Manne übergiebt, und ihm sagt: »Nimm ihn, Poetus; es schmerzt nicht!« Ihre Tochter wollte das Beispiel der Mutter bei einer ähnlichen Gelegenheit nachahmen. Sie liess sich die Venen öffnen, aber ihr Mann, der zum Tode verurtheilt war, beschwor sie, sich ihren Kindern zu erhalten.

Richard Smith gab der Welt im Jahre 1726 ein sonderbares Beispiel des Selbstmordes. Er war reich gewesen, und später arm und kränklich geworden, hatte eine Frau und ein Kind in der Wiege, die sein Elend mit ihm theilten. Richard Smith war mit seiner Frau Bridget Smith gleicher Meinung, und hingen sich an den Säulen ihres Bettes auf, nachdem sie sich zuvörderst geküsst, ihr Kind geküsst, und dasselbe getödtet hatten. Später fand man folgenden Brief, den sie selbst geschrieben hatten: »Wir glauben, dass Gott uns verzeihen wird; wir haben das Leben verlassen, weil wir unglücklich und ohne Hülfsmittel waren, uud wir haben unserm einzigen Sohne den Dienst erwiesen, weil er nicht eben so unglücklich werden sollte, als wir waren.« Es ist bemerkenswerth, dass diese Rasenden, die ihren einzigen Sohn getödtet hatten, an einen Freund schrieben, und diesem ihren Hund und ihre Katze empfahlen.

Im Jahre 1770 verliebte sich in Lyon ein junger, liebenswürdiger talentvoller Mann in ein junges Mädchen, dessen Eltern nicht die Ehe zugeben wollten. Der Geliebte zerreisst sich bei einer Anstrengnng eine Ader, und die Aerzte erklären, dass er nicht gerettet werden könne. Seine Geliebte giebt ihm ein Rendez-vous, und ist hierbei mit zweien Pistolen und zweien Dolchen bewaffnet.

Jetzt umarmen sie sich zum letztenmal, binden an die Abdrücker der beiden Pistolen Bänder, und der Geliebte hält das Band der Pistole, welche seine Geliebte tödten sollte, und so umgekehrt. Beide ziehen auf ein bestimmtes Zeichen an, drücken ab, und fallen beide in einem Augenblicke. Diese That wurde statt berüchtigt leider berühmt, und hat unglücklicher Weise mehrere Nachahmer gefunden.

Vor einigen Jahren liebte der Sohn eines Friedensrichters, der angestellt war, ein junges Mädchen, die Tochter eines reichen Kaufmannes. Ihre Eltern wollten die Ehe nicht zugeben, da der Geliebte noch zu jung war. Die beiden Geliebten gehen in den Wald von St. Germain, wo der junge Mann seine Geliebte erschiesst, da sie nicht Muth hatte sich selbst zu tödten, und hing sich dann an einem Baume auf.

Frau v. Stael, die in ihrer Jugend ein wenig exaltirt war, schien den Selbstmord zu billigen, verdammte ihn aber später, und machte sich über diesen Irrthum Vorwürfe. In einer Abhandlung über den Selbstmord, den diese berühmte Frau dem Lebensschmerze zuschreibt, liest man folgendes Beispiel: Im Jahre 1811 verliessen X. und Madame C. ihre Wohnung, und gingen nach einem Gasthause zu Potsdam, wo sie erst geistliche Lieder sangen, und wo X. erst die Dame, und später sich tödtete. Die Dame hatte einen Gatten, einen Vater, eine Tochter, und X. war ein geachteter Litterator und ausgezeichneter Offizier.

Der Selbstmord ist zuweilen simulirt, oder, um deutlicher mich auszudrücken, es giebt Individuen, die sich zu tödten drohen, ohne jedoch den geringsten Willen dazu zu haben. Dieses beobachtet man manchmal bei Personen, die gebieterische Wünsche zu allen Arten von Drohungen reizen, um den Widerstand, den man ihrem Begehen leistet, zu besiegen. Die Geisteskranken, besonders die Monomaniaci geben, von verschiedenen Gründen getrieben, vor sich tödten zu wollen, bald um ihre Freunde zu betrüben und bald aus Eigensinn. Sie machen es dann so, dass sie gesehen werden, damit man ihnen zu Hülfe komme, oder sie richten es so ein, dass sie sich keinen Schaden thun.

Eine 27jährige Dame hatte unter tausend Excessen, die immer zum Zweck hatten, ihren Mann, der sie sehr liebte, zu betrüben, in Verzweiflung zu bringen, mehrere scheinbare Versuche, sich zu tödten gemacht. Nach mehreren Monaten wurde sie meiner Behandlung anvertraut. Sie ging immer in Mannskleidern, die einzige Bekleidung, die sie seit sechs Monaten tragen wollte. Nachdem sie sich schlafen gelegt hatte, liess ich ihre Kleider fortnehmen, und einen Frauenanzug dafür hinlegen. Den andern Morgen fordert Madame ihre Mannskleider, man verweigert sie ihr. Sie springt aus dem Bette, droht den Personen, die sie be-

dienen, heult, rollt sich auf der Erde, und stösst mit dem Kopfe gegen den Fussboden ihres Zimmers. Ich laufe bei diesem Lärm herbei, und die Frau schlägt sich, als sie mich sieht, den Kopf heftig, und wiederholt: »Ich will mich tödten.« — Gut, Madame, tödten Sie sich, dann ist ein eigensinniger Mensch weniger, und Ihr Mann wird von einer grossen Qual befreit sein. Was mich betrifft, so ist mir dies ganz gleichgültig. Kaum hatte ich diese Worte in einem imponirenden Tone gesprochen, so steht die Frau auf, kleidet sich an, und hat seit dieser Zeit nie mehr sich zu tödten gedroht, obgleich ihr Verstand etwas gestört geblieben ist.

Ein Mädchen sprach unaufhörlich davon, sich zu tödten, und machte tausend Versuche, ohne nur Einen auszuführen. Ein alter Onkel, bei dem sie wohnte, durch die so oft wiederholten Drohungen belästigt, schlägt ihr einen Spaziergang aufs Feld vor, führt sie an einen Sumpf, und macht Anstalt sich zu entkleiden. »Nun, meine Nichte, sagte er zu ihr, wirf dich ins Wasser, ich werde dir folgen. Du hasst so sehr das Leben, dass du es enden musst. Er drängt sie, und schiebt sie beinahe hinein. Nach einem langen Kampfe erklärt das Mädchen, dass es sich nicht ersäufen wolle, und dass es nie mehr davon sprechen wolle, sich zu tödten, und es hielt Wort. Dieser Onkel verfiel im 77ten Jahre im Manie, und starb an Apoplexie.

Endlich kann der Selbstmord zu einem Gegenstand wichtiger Fragen in der gerichtlichen Medizin werden. Verbrecher haben, um ihr Verbrechen zu verbergen, versucht, ihre Opfer für wirkliche Selbstmörder gelten zu lassen. Der gerichtliche Arzt muss die Zeichen können, die den Leichnam eines Selbstmörders vor dem eines Ermordeten unterscheiden. Louis hat diesen Gegenstand ausführlich abgehandelt, und erzählt, dass ein Sohn, der seinen Vater bestohlen hatte, diesen erwürgte, und dann den Leichnam mit demselben Strick, der ihm zum Vatermorde gedient hatte, aufhing.

Dies sind die Hauptunterscheidungen, welche die Selbstmörder darbieten. Sie beweisen, wie sehr mangelhaft die gewöhnlichen Nachrichten über die Selbstmörder sind, denen gewöhnlich die nöthigen Documente, die wahre Ursache und der Beweggrund zum Selbstmorde fehlen, weil man selten über den physischen und geistigen Zustand der Individuen, die sich getödtet haben unterrichtet ist, und weil man nicht weiss, ob ein Mensch, den man todt findet, geisteskrank war, oder ob er sich aus plötzlicher Verzweiflung, oder mit überdachtem Entschlusse getödtet hat.

Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich also, was ich im Anfange dieser Abhandlung gesagt, nämlich, dass der Selbstmord nur eine nachfolgende Erscheinung der verschiedenartigsten Ur-

sachen ist, dass man ihn nicht als eine Krankheit *sui generis* betrachten kann, und dass man ihn fast immer als ein Symptom der Geisteskrankheit ansehen muss.

Die meisten der Unglücklichen, die sich tödteten, oder Versuche sich zu tödten machen, gehören zu Familien, in denen Geisteskranke vorkommen. Die meisten, die ihr Vorhaben nicht ausführen können, bleiben längere oder kürzere Zeit geisteskrank, oder werden es später. Bei vielen unter ihnen bemerkte man, ehe sie ihre That vollbrachten, alle Zeichen der Melancholie. Einige tödteten sich nach einem Anfalle von Manie, nach welchem sie traurig und mürrisch blieben.

§. 3.

Die Jahreszeiten, das Klima, das Alter und das Geschlecht als Ursachen des Selbstmordes.

Das Klima, sagt man stets, hat einen grossen Einfluss auf die Hervorbringung des Selbstmordes, und dies soll England beweisen, wo er durch Nebel und Feuchtigkeit veranlasst werden soll. Aber hat man wohl bedacht, dass man den Selbstmord in Grossbritanien nicht kannte, als die Römer es eroberten, während er zu dieser Zeit häufig in Italien war? Das Klima ist dasselbe geblieben, aber die Sitten, die Civilisation, die Ideen haben sich verändert, und dies sind die Ursachen, die mächtig auf die Häufigkeit der Geisteskrankheiten einwirken. Die Holländer leben unter keinem bessern Klima als die Engländer, und dennoch ist in Holland der Selbstmord minder häufig, als irgendwo. Das Klima zu Kopenhagen hat sich nicht verändert, und dennoch haben sich die Selbstmorde dort seit 40 Jahren allmälig verdoppelt. Im Berlin haben sie sich seit einem Jahrhunderte bedauernswerth vermehrt, und sie sind während gewisser Jahreszeiten in einem und demselben Lande, in einer und derselben Stadt häufiger, obgleich sich das Klima nicht verändert hat. Im Jahre 1811 gab es im Frühlinge viele Selbstmorde zu Paris. Dr. Rech zu Montpellier schrieb mir, dass seit dem Jahre 1820 mehr Selbstmorde in dieser Stadt geschehen, als in den 20 vorhergehenden Jahren zusammengenommen. Ich will zwar nicht läugnen, dass ein nebliger und düsterer Himmel nicht zu traurigen und melancholischen Ideen geneigt mache, und gar nicht zur Hervorbringung des Selbstmordes angeschlagen werden kann; aber ich glaube, dass die Auctorität Montesquieu's in dieser Beziehung getäuscht hat, und dass sein Ausspruch zu oft wiederholt wurde, ohne ihn näher zu beweisen.

Auch hat man gesagt, dass der Selbstmord häufiger, im Herbste, als zu jeder andern Jahreszeit sei, und Cheyne und Osian-

der haben ebenfalls diese Meinung angenommen. Liess man sich aber nicht zu dieser Meinung durch die Humoraltheorien, oder durch die Analogien, die der Herbst mit dem nebligen Klima hat, bestimmen? Die Wiener Aerzte glauben, dass der Selbstmord vor und nach den Tag und Nachtgleichen häufiger sei. Fodéré und Duglas beobachteten zu Marseille, dass die Selbstmorde sich häuften, so bald das Thermometer auf 22° gestiegen sei. Im Monat August 1822 machte Dupuytren in seiner Klinik darauf aufmerksam, dass man jetzt während des sehr warmen Sommers mehr Selbstmörder nach dem Hôtel Dieu brachte, als in den vorhergehenden Jahren. Nach einem Auszuge der seit 10 Jahren in der Salpetrière aufgenommenen Geisteskranken, die Versuche zum Selbstmorde gemacht hatten, fand ich, dass diese Versuche häufiger während der grossen Hitze und im Frühlinge, seltner während des Herbstes gemachtwudren. Bricht nicht auch die Geisteskrankheit häufiger im Sommer als in den übrigen Jahreszeiten aus? Die Zahlenverhältnisse waren folgende:

Januar, Februar, März	42
April, Mai, Juni	58
Juli, August, September	61
October, November, December	31.

Cabanis hat beobachtet, dass als nach einem sehr trocknen Sommer ein nasser Herbst eintrat, die Selbstmorde in dieser letzten Jahreszeit häufiger waren. Ich habe dieselbe Beobachtung im Jahre 1818 gemacht, wo wir in unser Hospital eine weit grössere Anzahl von Selbstmödern aufnahmen, als in den vorhergehenden und in folgenden Jahren. Eben so hatte ich auch in meiner Privatpraxis in diesem Zeitraume eine grössere Anzahl von Selbstmördern zu behandeln. Ist der Uebergang von einem trocknen Sommer zu einem feuchten Herbste nicht zur Entwickelung von Unterleibskrankheiten, von denen so oft der Selbstmord abhängt, günstiger?

Wir wollen nicht behaupten, das äussere Ursachen allein den Selbstmord hervorrufen, denn ganz gewiss giebt es individuelle Praedispositionen, einen gewissen physischen Zustand, der die Sensibilität modifizirt, aufregt, oder schwächt. Die Verschiedenheit zu empfinden, macht, dass ein Mensch über die betrübendsten Ereignisse lacht, während ein anderer sich darüber ärgert, oder in Verzweiflung geräth; so dass dieser sich tödtet, während jener geisteskrank wird. Wird diese Praedisposition nicht durch die Erblichkeit des Selbstmordes augenscheinlich? Man hat ganze Familien sich tödten, eben so wie ganze Familien geisteskrank werden sehen. Voltaire erzählt, dass ein Mann, der ein ernstes Geschäft betrieb, in reifen Jahren war, und einen sehr regelmässigen Lebenswandel führte, sich am 17ten

October 1769 tödtete, und dem Rathe seiner Geburtsstadt eine geschriebene Apologie über seinen Tod hinterliess. Sein Vater und sein Bruder hatten sich in demselben Alter, wie er, entleibt. Ist dies nicht eine Krankheit, die sich in demselben Lebensalter unter allen Mitgliedern der Familie entwickelt? Ein Mensch, dessen Vater und Grossvater sich im 53sten Jahre das Leben genommen hatten, fing schon seit seinem 50sten Jahre an, Versuche zu machen sich zu tödten, weil er überzeugt war, dass er eben so wie seine Vorgänger enden werde. Wir haben in der Salpetrière eine Frau von 63 Jahren, die schon viele Anfälle von Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde gehabt hat. Ihre Tochter bekam mehrere Anfälle von Manie, und ihre Enkelin litt schon seit ihrem 15ten Jahre an derselben Krankheit, und hatte dabei Neigung zum Selbstmorde.

Rush erzählt folgende Thatsache: *) Die Hauptleute C. L. und J. L. waren Zwillingsbrüder, und sich so ähnlich, dass man sie nicht von einander unterscheiden konnte. Sie dienten in dem amerikanischen Freiheitskriege, zeichneten sich beide gleich aus, und erhielten dieselben militairischen Grade. Sie waren von heiterm Charakter, und beide durch ihre Familie, ihre Verbindungen und Umstände glücklich. Der Hauptmann C. L. blieb zu Greenfield, 2 Meilen von dem Wohnorte seines Bruders, der Hauptmann J. L. kam von der Generalversammlung zu Vermont zurück, und erschoss sich, nachdem er einige Tage vorher traurig und mürrisch geworden war. Zur selben Zeit wurde der Capitain C. L. melancholisch und sprach vom Selbstmorde. Einige Tage darauf steht er des Morgens auf, schlägt seiner Frau einen Spazierritt vor, rasirt sich, geht dann in ein Nebenzimmer und schneidet sich die Kehle durch. Die Mutter dieser beiden Brüder, fügt Rush hinzu, ist geisteskrank, und zwei ihrer Schwestern wurden mehrere Jahre lang von Neigung zum Selbstmorde gequält.

G. hinterliess sieben Kinder mit einem Vermögen von 2 Millionen. Seine Kinder bleiben in und um Paris, und lebten von ihrem Vermögen, welches einige noch vermehrten, keines aber durch Unglücksfälle verminderte. Alle erfreuten sich einer guten Gesundheit, Alle standen in allgemeiner Achtung, und alle sieben Brüder haben sich vom 30—40sten Lebensjahre selbst getödtet.

Gall, **) der dieses Beispiel erzählt, kannte auch eine Familie, in der sich die Grossmutter, Schwester und Mutter selbst das

*) *Medical inquiries and Observations upon the diseases of the mind. Philad.* 1812.

**) *Sur les fonctions du cerveau. Paris* 1825.

Leben genommen hatten. Die Tochter der letztern war Willens, sich aus dem Fenster zu stürzen, und der Sohn hat sich erhängt.

Wir haben in der Salpetrière mehrere Geisteskranke, deren Vater, Mutter, Schwester oder Brüder sich selbst entleibt haben.

Ein reicher Kaufmann von sehr heftigem Charakter war Vater von sechs Kindern, und gab jedem derselben eine beträchtliche Geldsumme mit, sobald sie ziemlich herangewachsen waren. Der jüngste Sohn, der 26—27 Jahr alt war, wurde melancholisch und stürzte sich von dem Dache seines Hauses herunter. Einer seiner Brüder wird über seinen Tod hauptsächlich betrübt, macht mehrere Male Versuche, sich das Leben zu nehmen, und stirbt ein Jahr später durch oft wiederholtes und lang fortgesetztes Fasten. Im folgenden Jahre leidet ein anderer Bruder an einem Anfalle von Manie; ein vierter, der Arzt war, und der mir zwei Jahre vorher mit schrecklicher Kaltblütigkeit gesagt hatte, dass er seinem Schicksale nicht entgehen werde, tödtet sich. Zwei oder drei Jahre später wird eine Schwester geisteskrank, und macht vielfache Versuche, sich das Leben zu nehmen. Der sechste Bruder steht einem grossen Geschäfte vor, und hätte eben so, wie seine Brüder geendet, wenn er nicht durch seine Kinder und seine Frau, die ihm wahre Schutzengel waren, zurückgehalten worden wäre. *)

Der Selbstmord findet am häufigsten vom 20—30sten Jahre statt. Dies haben mir wenigstens die folgenden Auszüge der in die Salpetrière aufgenommenen Frauen bewiesen, die vor oder nach ihrer Aufnahme Versuche zum Selbstmorde gemacht hatten.

Uebersicht der Selbstmorde nach den Jahren.

Vor dem 15ten Jahre	—	2
Vom 15—20sten Jahre	—	16
- 20—25 - -	—	29
- 25—30 - -	—	27
- 30—35 - -	—	27
- 35—40 - -	—	27
- 40—45 - -	—	25
- 45—50 - -	—	22
- 50—55 - -	—	7
- 55—60 - -	—	6
- 60—65 - -	—	7
- 65—70 - -	—	1
- 70—75 - -	—	2
		198

*) Einige Jahre später, nachdem ich diese Zeilen zum ersten Male geschrieben hatte, war dieser Unglückliche auch zum Selbstmörder geworden.

Es sind also 198 (auf 1898 Aufgenommene) geisteskranke Frauen, die Versuche zum Selbstmorde gemacht hatten, während 6 Jahren in der Salpetrière aufgenommen. Dies beträgt beiläufig den zehnten Theil.

Obgleich der Selbstmord, wie die Geisteskrankheit, erst nach der Pubertät sich zu zeigen scheint, so haben wir doch in unsern Tagen Schüler ihr Leben enden sehen, die Opfer einer fehlerhaften Erziehung wurden, die von Jugend auf gelernt hatten, der Mensch sei nur für diese Welt geboren, und dass der Mensch seine Existenz beschliessen kann, wann er will. Wir hatten in der Salpetrière eine Frau, die sich in ihrem neunten Jahre ins Wasser geworfen, und die dasselbe im 40sten Jahre wiederholte.

Im Alter, wo die Neigung zum Leben zuzunehmen scheint, weil man grössere Gefahr läuft, es zu verlieren, ist der Selbstmord selten. Indess finden wir doch in den ältern Zeiten hiervon einige Beispiele, z. B. bei den Stoikern, die, sobald sie alt oder krank wurden, den Gebrechlichkeiten und Schwachheiten des Greisenalters durch einen freiwilligen Tod zuvorkamen. Auch findet man jetzt noch einige Greise, die weniger mit ihrem Leben geizen, als man es gewöhnlich thut, und die sich tödten, oder doch, ohne Hülfe zu suchen, den Tod erwarten. Ein 84jähriger Arzt in Paris empfand ein leichtes Unwohlsein, von dem er jedoch bald wieder befreit wurde. Einige Monate darauf wurde er krank, und nichts konnte ihn dazu bringen, für seine Gesundheit zu sorgen und Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. «Wenn ich Eurem Rathe folgte,» sagte er zu seinen Freunden und zu seiner einzigen Tochter, «so könnte ich noch leben, aber ich muss sterben.» Nachdem er fünf Tage lang nichts zu sich genommen hatte, willigte er ein, das Gelbe von einem Eie zu geniessen, und stirbt einige Augenblicke nachher. Seine Tochter wurde im 30sten Jahre geisteskrank. — Als Pomponius Atticus krank war, nahm er nicht das Geringste zu sich, und man konnte ihn nicht dazu bewegen, etwas zu essen, nachdem er schon wieder geheilt war, denn er sagte, er würde so am besten zu einem sanften Tode vorbereitet. — Der Vater des berühmten Bartez starb so in seinem 90sten Jahre eines Hungertodes, da er in Verzweiflung über den Tod seiner zweiten Frau war.

Obgleich die Frauen öfter geisteskrank werden, als die Männer, so ist doch der Selbstmord bei ihnen, wie alle Beobachter übereinstimmen, seltener. Die Exaltation ihrer Sensibilität, die Sprünge ihrer Einbildungskraft, ihre grosse Zärtlichkeit und ihre religiöse Anhänglichkeit bringen bei ihnen dem Selbstmorde entgegengesetzte Umstände hervor, von dem sie ausserdem noch durch die Weichheit und Sanftheit ihres Charakters und durch ihre natürliche Furcht zurückgehalten werden. Bringen sie sich

selbst ums Leben, so geschieht dies gewöhnlich aus Liebe, oder aus Melancholie. Brorson, der eine Abhandlung über den Selbstmord geschrieben hat, giebt das Verhältniss der Männer zu den Frauen, wie 5 zu 1 an. Nach einer Zählung in der Mark Brandenburg kommen jährlich 45 Selbstmorde vor, und zwar 32 Männer und 13 Frauen. Die Zählung zu Paris während der Jahre 1805, 1806 und 1807 giebt 292 Männer und 113 Frauen. Nach einer Zählung, die später gemacht wurde; im ersten Vierteljahre des Jahres 1817, gab es 39 Männer und 10 Frauen, und hierzu kamen noch 25 Individuen, deren Geschlecht nicht angegeben war. In meiner Anstalt waren unter 50 Individuen, die Versuche zum Selbstmorde gemacht hatten, 35 Männer und 15 Frauen. Nach diesen und nach vielen andern Ergebnissen kann man schliessen, dass das Verhältniss der Männer zu den Weibern in dieser Hinsicht wie 3 zu 1 ist. Doch sind diese Schlüsse manchen zufälligen Ausnahmen unterworfen, und die Schriftsteller sprechen von Selbstmord-Epidemien, die nur unter Frauen geherrscht haben; und wirklich bestätigen diese Epidemien, was wir früher gesagt, dass der Selbstmord nur ein Consecutivsymptom ist.

Das epidemische Erscheinen des Selbstmordes ist sehr auffallend. Hängt es von einer besondern Constitution der Atmosphäre, von dem so mächtigen Nachahmungstriebe der Menschen, von politischen Umwälzungen, oder von einer herrschenden Idee ab? Sicher ist es, dass diese vorübergehenden Epidemien verschiedenartige Ursachen haben, und hierdurch wird von Neuem bestätigt, dass der Selbstmord keine Krankheit besonderer Art (sui generis) ist. Der Philosoph Hegesias schwärmte für den Stoicismus, und predigte zu den Zeiten des Ptolemäus in Aegypten die Verachtung des Lebens und die Süssigkeiten des Todes, wodurch der Selbstmord sehr häufig wurde. Plutarch erzählt, dass der Selbstmord epidemisch zu Milet herrschte, und dass die jungen Frauen und Mädchen sich um die Wette aufhingen, weil die Männer durch den Krieg entfernt waren. Primerose versichert, ohne nähere Ursache anzugeben, dass zu seiner Zeit die Frauen zu Lyon, des Lebens überdrüssig, sich häufig in die Rhône gestürzt hätten. Ein alter Historiker von Marseille sagt, dass sich die jungen Mädchen dieser Stadt wegen der Flatterhaftigkeit ihrer Liebhaber häufig selbst das Leben nahmen. Sydenham sagt, dass es im Jahre 1697 während des Monats Juni, der sehr warm war, eine grosse Anzahl Geisteskranke und Selbstmörder in der Stadt Mansfeld gab. Dasselbe wurde auch während des Sommers 1811 in Stuttgart beobachtet. Im Jahre 1806 fand man zu Rouen viele Selbstmörder, woran die sehr grosse Hitze und Unglücksfälle Schuld zu sein schienen. Desloges, Arzt zu St. Maurice in Valais, beobachtete im Jahre 1813 im Dorfe St. Pierre-Montjeau eine

Selbstmordepidemie. Eine Frau hing sich auf, und die andern Frauen folgten ihrem Beispiele. Vor einigen Jahren hing sich in der Gegend von Etampes ein Geistlicher auf, nach einigen Tagen entleibten sich zwei andere Geistliche in derselben Gegend, welches Beispiel noch andere Personen nachahmten. Ich habe diese Beobachtung von Pinell erzählen hören, dessen Landsitz in der Gegend von Etampes war.

Wenn das Heimweh epidemisch im Heere oder unter den Bergbewohnern, die nach den Städten kommen herrscht, oder wenn Monomanie, besonders die mit Aberglauben, sich häufig zeigt, so kommt auch der Selbstmord häufig vor.

Die Erziehung, das Lesen von Schriften, die den Selbstmord rühmen, das Beispiel, die Verachtung der Religion, die Excesse der Civilisation, der militairische Geist, politische Umwälzungen, die Entartung der Sitten, das Spiel, die Onanie, der Missbrauch geistiger Getränke, der physische Schmerz und das Pellagra sind sämmtlich Ursachen des Selbstmordes.

Wenn der Mensch durch seine Erziehung nicht gelernt hat, die Religion, die Gesetze der Moral zu achten, seine geselligen Pflichten zu erfüllen, die Schicksale des Lebens zu ertragen; wenn er gelernt hat, seine Nebenmenschen zu verachten, seine Eltern herabzusetzen, befehlerisch in seinen Wünschen und Launen zu sein, so wird er, sobald er irgend einen Kummer oder Unglück erleidet, geneigt sein, sein Leben freiwillig zu enden. Der Mensch bedarf einer Auctorität, welche seine Leidenschaften leitet, seine Handlungen beherrscht. Ist er seiner eignen Schwäche überlassen, so verfällt er in Gleichgültigkeit, und bald nachher in Zweifel. Nichts hält seinen Muth aufrecht, er ist gegen die Leiden des Lebens, gegen die Beängstigungen des Herzens, gegen den Wechsel des Glückes, gegen die Leidenschaften entwaffnet. — Ein Student, religiös erzogen, wird melancholisch, spricht endlich vom Sterben, und fragt oft einen seiner Commilitonen, ob es eine Seele gebe? Dieser antwortet mit Nein, und der Unglückliche tödtet sich, nachdem er lange zwischen den Prinzipien seiner Kindheit und den Verwirrungen seiner Jugend gekämpft hatte. — Ein junger Mann schreibt, bevor er sich selbst das Leben nimmt, einen Brief, worin er seine Eltern wegen der Erziehung, die sie ihm gegeben hatten, anklagte. Ein anderer tödtet sich, weil er nicht Luft genug zum Athmen hat. — Zwei junge 21 jährige Litteratoren ersticken sich durch Kohlendampf, weil ein Theaterstück, welches sie gemeinschaftlich gemacht hatten, kein Aufsehen erregte. — Ein Kind von 13 Jahren hing sich auf, und liess einen Brief zurück, der so anfing: »Meine Seele vermache ich Rousseau, meinen Körper der Erde!!«

Wenn ein grosser intellektueller und moralischer Wechsel in der Gesellschaft stattfindet, so hat dieser Einfluss auf den Gang der Ideen und auf die Lebensbedingungen. Die Schaamlosigkeit wird nicht nur durch schlechte Schriften, durch Romane, sondern auch durch höhere Dinge hervorgerufen. Wenn man auf den Schaubühnen nichts als den Triumph der Verbrecher und die Unglücksfälle der Tugend sieht, und die Stücke nichts als Entwürdigung des Glaubens, der Familienbande und der geselligen Pflichten enthalten, so wird hierdurch ein Widerwille gegen das Leben eingeflösst, der Selbstmord vermehrt, da der Tod als ein sicherer Hafen gegen physische Schmerzen, moralische Leiden angesehen wird.

Das Lesen von Büchern, die den Selbstmord rühmen, hat so traurige Folgen, dass Madame von Stael versichert, das Lesen des Werther von Goethe hätte in Deutschland mehr Selbstmorde, als alle Frauen in diesem Lande hervorgerufen. Der Selbstmord ist in England häufiger geworden, seitdem die Doune's, Blount's, Gildon's, u. s. w. die Apologie desselben gesprochen haben. Derselbe Fall ist in Frankreich eingetreten, seitdem man hier zu Gunsten des Selbstmordes geschrieben, und ihn dem Volke als eine freiwillige und muthige Handlung geschildert hat. Der Selbstmord des Richard Smith und seiner Frau, eben so der des Philipp Mordant, der sich tödtete, indem er sagte, wem sein Haus missfällt, der muss es verlassen, gaben das Zeichen zu einer grossen Anzahl von Selbstmorden in England.

Das Vorhergehende beweist, dass es Epochen giebt, die den Selbstmord wegen der allgemeinen Aufregung des Geistes mehr, als andere, begünstigen. Je aufgeregter der Geist, je thätiger die Empfänglichkeit ist, je mehr sich die Bedürfnisse steigern, je gebieterischer die Wünsche werden, je mehr sich die Ursachen zum Kummer häufen, je häufiger die Geisteskrankheiten sind, um so mehr Selbstmorde muss es auch geben. Hiervon kann sich ein Jeder überzeugen, wenn er die Anzahl der Selbstmorde in den Städten, und besonders in den Hauptstädten, mit der Anzahl Selbstmorde auf dem Lande vergleicht. Derselbe Fall tritt ein, wenn man die Anzahl der Selbstmorde in Russland mit der der Selbstmorde in Frankreich, und besonders in England vergleicht. Wenn wir den gegenwärtigen Zustand Europas damit vergleichen, was Italien zur Zeit der Kaiser war, so muss man erstaunen, dass zwei in Hinsicht der Sitten und der Civilisation so gleiche Zeiträume auch gleich fruchtbar an Selbstmorden sind. Im 9ten und 10ten Jahrhunderte, wo die Ideen und die Lehren verwirrt waren, gaben sich die Donatisten, ergriffen von der Wuth des Selbstmordes, den Tod, oder liessen sich für Geld tödten; Männer, Frauen, Kinder hingen sich auf, stürzten sich in Ab-

gründe oder bestiegen den Scheiterhaufen. Die Gnotisten starben den Hungertod, aus Furcht, ein Geschöpf zu verwunden, welches ein Theil Gottes ist.

Der kriegerische Geist, welcher das Leben gleichgültig macht, der kein grosses Gewicht auf ein Gut legt, das man bereit ist, dem Ehrgeize zu opfern, der kriegerische Geist, sage ich, muss den Selbstmord begünstigen. Zu Rom tödteten sich in den Bürgerkriegen die besiegten Generale, um nicht unter das Joch der Sieger zu fallen. Das Schiff, welches Vitellius mit seiner Legion bestieg, wurde zwischen den Klippen des Illirischen Meeres durch die Flotte des Pompejus angehalten. Nach einem muthvollen Kampfe, ermüdet vom Blutbade, ermahnt Vitellius den Rest seiner Soldaten, durch einen Tod nach eigner Wahl der Schande, in die Hände der Sieger zu fallen, zuvorzukommen. Von der Rede begeistert, tödteten sich die Soldaten gegenseitig auf dem Verdecke. Schwere Unglücksfälle führen zum Selbstmorde; man sah deren sehr viele um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, als die Pest in Europa wüthete.

Die Geschichtschreiber versichern, dass die Peruaner und Mexikaner sich aus Verzweiflung über die Vernichtung ihres Gottesdienstes, ihrer Gebräuche, ihrer Gesetze in so grosser Anzahl tödteten, dass mehr von ihnen durch den Selbstmord, als durch das Feuer und Schwert ihrer barbarischen Eroberer umkamen. Rosslox berichtet in der Erzählung einer Reise in die Columbischen Gewässer (London 1831), dass, als am Ende des vorigen Jahrhunderts die Pocken grosse Verheerungen in Indien anrichteten, sich Tausende von Indiern an Bäume aufhingen, weil sie glaubten, das höchste Wesen hätte sie bösen Geistern überliefert, um sie zu bestrafen. Montaigne erzählt, dass, während der Kriege im Mailändischen, dieses Volk des often Glückswechsels müde wurde, und zu sterben beschloss, so dass er 95 Besitzer von Häusern gezählt habe, die sich in einer Woche entleibten.

Die Onanie wird durch Tissot zu einer der häufigsten Ursachen des Selbstmordes gezählt, und ich fand dieses Laster, so wie den Trunk, sehr häufig bei Leuten, die sich später das Leben nahmen. Diese beiden Ursachen erschöpfen die Sensibilität, machen den Kranken matt, bringen ihn in Verzweiflung, und rufen so eine grosse Anzahl von Geisteskranken hervor. Die geschwächten Individuen verfallen in Melancholie, haben keinen andern Wunsch, als den, sich vom Leben zu befreien, da sie nicht mehr die Kraft haben, es zu ertragen. Wir hatten in der Salpetrière zwei Schwestern, die Freudenmädchen waren, wovon sich die eine nach einer grossen Schwelgerei ersäufte, die andere sich dreimal in die Seine warf, als sie betrunken war, gerettet

und ins Hospital geführt wurde. — Auch hatten wir in der Salpetrière eine 30jährige Frau, die nach jedem Verdrusse sich in Wein betrank, und dann vielfache Versuche sich zu tödten machte. — Ein anderes Freudenmädchen suchte jedesmal, wenn sie zu viel Wein getrunken hatte, sich zu erhängen. Wenn sie im Hospital war, und sich dem Trunke nicht überlassen konnte, so war sie nicht nur sehr verständig, sondern auch weit vom Selbstmorde entfernt. Ich fragte sie, was sie zu dem Entschlusse bringe, sich das Leben nehmen zu wollen, worauf sie mir antwortete, dass sie gar nichts wisse, was sie dazu bewegen könne, und dass sie in einem solchen Zustande gar nicht wisse, was sie thue. Danecy beobachtete im Hôtel-Dieu einen Schuhmacher, der denselben Trieb zum Trunke, dieselbe Neigung zum Selbstmorde hatte. — Ein Advokat zu Paris, der die Excesse, zu denen ihn seine Trunkenheit führte, nicht mehr vermeiden konnte, war darüber so verzweifelt, dass er sich die Venen der beiden Arme öffnete und starb.

Das Pellagra bewirkt vorzüglich in der Lombardei eine so grosse Menge Selbstmorde, dass Thomassini mir die Versicherung gab, dass wenigstens ein Drittheil der an Pellagra Leidenden sich selbst tödte. Seit dem ersten Abdrucke dieses Artikels im Jahre 1821 habe ich das Pellagra in Oberitalien, und besonders in der Lombardei beobachtet, und fand, dass es primitiv eine Krankheit des Verdauungsapparates sei, die sich sekundär mit Gehirn- und Hautaffektionen verbindet. Frapolli giebt drei Perioden an. In der ersten zeigen sich die gastrischen Symptome und die Haut färbt sich; in der zweiten zeigen sich die Gehirnsymptome, die Haut wird dick, runzlich, und es tritt akutes Delirium, die Geisteskrankheit in allen ihren Varietäten, besonders aber die Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde auf. Einige italienische Schriftsteller sagen, dass das Drittel; andere, dass die Hälfte der am Pellagra Leidenden sich selbst tödte. *)

Ich werde jetzt von den Ursachen sprechen, die am gewöhnlichsten den Selbstmord hervorrufen. Man sagt im Allgemeinen, dass Personen von melancholischem Temperamente und einer atrabilarischen Constitution sehr zum Selbstmorde geneigt sind. Aber man findet auch unter den Selbstmördern Individuen von sanguinischem Temperamente und mit einer plethorischen Körperbeschaffenheit. Diese Plethora zeigt sich vorzüglich bei Frauen, die sich gewöhnlich vor oder während ihrer Periode tödten, oder das Leben zu nehmen suchen; und man muss diese Frauen zu jenen Zeiten sehr genau bewachen. Auch findet man die scro-

*) *La folie pelagreuse,* von Dr. Brierre de Boismont. 1834.

phulöse Constitution sehr oft bei Selbstmördern, denn diese disponirt zur Entmuthigung, zur Apathie, zur Gleichgültigkeit, und folglich auch zum Lebensüberdrusse.

Was den Charakter der sich zum Selbstmorde neigenden Individuen anbetrifft, so findet man hier nichts Bestimmtes; denn die Poltrons und Krieger, die Frauen und die Männer, der Herr und der Sklave, der Reiche und der Arme, der Bösewicht und der Rechtliche nehmen sich selbst das Leben, und man findet hier keinen Unterschied ausser den Ursachen, die dem Charakter aber fremd sind.

Ich kann hier nicht den akuten Selbstmord beschreiben, da er eben so schnell ausgeführt und beschlossen wird, und da man die meisten Erscheinungen, die ihn begleiten und ihm nachfolgen, auch bei dem chronischen Selbstmorde beobachtet, und so werde ich mich nur auf diesen letztern beschränken.

Im Anfange erleiden die, die den Wunsch haben sich zu tödten, oder die sich zum Selbstmorde hingezogen fühlen, mehrere hypochondrische oder melancholische Zufälle. Sie klagen über Dyspepsie, über Störungen in den Unterleibsorganen, über Blähungsbeschwerden und Verstopfung. Ihre Gesichtsfarbe verändert sich; sie werden traurig, träumerisch, zerstreut, magern ab, oder werden schnell dick.

Diese Unglücklichen klagen über Schmerzen in den Eingeweiden, oder über eine flüchtige Hitze, die sich von diesen erhebt, Kopfschmerzen und Klopfen im Innern des Gehirns hervorruft; ferner über ein zusammenschnürendes Gefühl an der Nasenwurzel, über Krämpfe im Epigastrium, und über ein allgemeines Unbehagen, das ihnen peinlicher, als ein heftiger und lokaler Schmerz ist. Sie entsagen ihren Gewohnheiten, finden an nichts mehr Gefallen, da ihnen die Welt reizlos ist, und weder irgend eine Farbe noch Bewegung für sie hat. Sie sehen wohl noch die Körper, aber sie bringen keinen Eindruck mehr auf sie hervor. Sie äussern ihre Sehnsucht nach dem Tode, billigen den Selbstmord Anderer, sprechen mit Entzücken oder mit affectirter Gleichgültigkeit von dem Tode, u. s. w. Bald bilden sie sich ein, dass man sie vernachlässige und verachte, fliehen den Menschen, suchen die Einsamkeit, werden kleinmüthig, scheu und schwer umgangbar.

Endlich wird der Gedanke des Selbstmordes bei ihnen zur fixen Idee; sie beschäftigen sich unaufhörlich damit, und nichts vermag sie davon loszubringen. Alle Gedanken dieser Unsinnigen sind auf diesen Gegenstand mit derselben Hartnäckigkeit gerichtet, concentrirt, die man bei jedem Monomaniacus findet. Schlafen sie am Abende ermüdet ein, so haben sie schreckliche Träume, und so können sich diese Unglücklichen Tag und Nacht von dem

Gedanken des Selbstmordes nicht losmachen, eben so wenig, als der Melancholische von der Idee, dass er verderbt, entehrt, verdammt sei.

Es giebt wohl Niemand, dem nicht der Gedanke zum Selbstmorde durch den Kopf gefahren wäre, oder der Wunsch, sich herabzustürzen, wenn er sich an einem hohen Orte, oder an einem Fenster befunden hat. Diese Gedanken, die wie alle andere, die möglich sind, sich in dem menschlichen Geiste erneuern, verschwinden gewöhnlich wie die andern, lassen keine Spur zurück. Aber wenn der Mensch wirklich einen heftigen Kummer empfindet und der Gedanke des Selbstmordes mit tausend andern Ideen in seine Seele kommt, so verbindet sich dieser innig mit seinem gegenwärtigen psychischen Zustande, mit seinem Kummer und dem Wunsche, sich davon zu befreien, und hieraus entsteht die Bestimmung, sich zu tödten. Die Bestimmung zum Selbstmorde ist mehr oder minder heftig, mehr oder minder anhaltend, nach den tausendfach verschiedenen Umständen, die vom Temperamente, von den Gewohnheiten, von dem Stande, der Reizbarkeit des Individuums und von noch vielen andern Umständen, die unserer Beobachtung entgehen, abhängen.

Findet diese hartnäckige Ideenverbindung nicht auch zufälligerweise manchmal bei vollkommener Gesundheit statt, wenn wir mit einem einzigen Gegenstande sehr beschäftigt sind? Sie ist um so fester und dauerhafter, wenn sich falsche Ideen verschwistern, unsere ganze Intelligenz absorbiren, unsere Aufmerksamkeit concentriren. Und hier führen diese Ideen, je nach der Individualität, zu irrthümlichen Schlüssen, und manchmal zu schnellen, manchmal zu lang überdachten Bestimmungen.

Ein Herr besucht Anson, und sagt ihm: «Ich habe die Abgeschmackheiten des Lebens satt, und bin Willens, es morgen zu verlassen.» Nach einer langen Unterredung musste Anson fortgehen, und er erhält von diesem Herrn das Versprechen, dass er seine Rückkunft erwarten wolle, die nach einigen Tagen um 4 Uhr festgesetzt war. Anson konnte am bestimmten Tage erst um 5 Uhr kommen, sein Freund aber hatte sich um 4 Uhr erschossen.

Aber die Selbstmörder gehorchen, wie man sagt, unwiderstehlichen Antrieben. Ich habe mehrere Hypochondristen und eine grosse Anzahl Melancholischer, die Versuche sich zu tödten gemacht hatten, gefragt, und die mir sagten, dass sie gern zum Tode gezogen wurden, und dass sie mit Vergnügen an denselben dachten. Aber alle fügten hinzu, dass ihr physischer oder psychischer Zustand der Art war, dass es nichts Schrecklicheres für sie gab, als diesen Zustand ewig zu ertragen; dass sie den Tod als das

einzige Mittel ansahen, sich davon zu befreien, und dass sie ihn deshalb wünschten.

Die, die nicht mehr das Angenehme des Lebens empfinden, bekommen den Spleen; sie haben keine Empfindungen, noch Wünsche mehr, haben die Lebensfreuden erschöpft, empfinden eine schreckliche Leere, stehen allein in der Welt, und wollen diesen Zustand gern mit dem Tode vertauschen, der nichts Schreckliches für sie hat, da sie den leichten Schmerz des Sterbens einer ewigen Langenweile vorziehen.

Man spricht viel von Individuen, die sich ohne Kampf, ohne Widerstreit tödten, und man spricht nicht von denen, die sich nach schmerzlichen, uns unbekannten Qualen das Leben nehmen. Mir erzählte eine Frau, die, nachdem sie sich in die Seine geworfen, nach der Salpetrière geführt wurde, dass sie, ehe sie diesen traurigen Entschluss ausführte, mit starken Schritten 24 Stunden am Ufer des Wassers umhergelaufen war, und während dieser Zeit schrecklich gelitten hatte. — Wir haben in der Salpetrière eine andere Frau, die sich gleichfalls in den Fluss gestürzt hatte, und die seit dieser Zeit melancholisch ist. Sie leidet erschrecklich, wenn man sie ins Bad setzt, oder wenn sie bei einem Flusse vorbeigeht, und man kann mit ihr machen, was man will, wenn man ihr droht, Wasser ins Gesicht zu giessen. — Ein junges Mädchen bekam die Nachricht, dass ihr Geliebter sich ersäuft hat. Sie stand den andern Morgen früh auf, ging an das Ufer der Seine, um sich zu ertränken, setzte sich am Ufer hin, und verschiebt ihren Plan bis zum morgenden Tage. Am folgenden Tage ist sie wieder an demselben Orte, aber die Furcht vor dem Tode führt sie zu ihren Eltern zurück. Am dritten Tage hat sie noch denselben Plan, und befand sich sinnend am Ufer des Flusses, als ein Vorübergehender sie bemerkte, ihr zurief, und ihr drohte, die Wache holen zu lassen. Diese Drohung brachte sie vollends um alle Besinnung; sie stürzte sich sogleich in den Fluss, wurde aber bald wieder herausgezogen, und verfiel in Epilepsie.

Welche Unentschlossenheit zeigt sich bei denen, die den Selbstmord begehen wollen; welche Kämpfe halten sie aus, ehe sie sich dazu bestimmen, welche Kraftanstrengungen äussern sie, ehe sie sich dazu entschliessen; verstohlen, ganz insgeheim begehen sie diese unsinnige Handlung, um ihr den Schein von Muth und Kraft zu geben, und auch hier verlässt die Eigenliebe den Menschen noch nicht. Wie viele Selbstmörder würden nicht noch leben, wenn irgend ein Freund den Lebensfaden, welchen sie gewaltsam zerrissen, wieder zusammengeknüpft hätte! Viele, indem sie das Leben, das ihnen so unglücklich schien, verlassen,

bereuen es, und erfassen es wieder mit grosser Begier und allen möglichen Anstrengungen. — Ein Mensch stürzt sich in einen Brunnen; er wendet alle seine Kräfte an, um wieder herauszukommen, und giebt die Mittel zu seiner Befreiung selbst an. Pauline, die Frau des Seneca, war jung und schön, und wollte mit ihrem Manne sterben. Sie liess sich die Venen öffnen. Nero, von diesem Entschlusse benachrichtigt, befiehlt, dass man sogleich die Wunden der Pauline verbinde. Sie wird vom Rande des Grabes zurückgerufen, und denkt nicht mehr ans Sterben.

Die Selbstmörder kämpfen mühsam gegen den Wunsch, der sie antreibt sich zu zerstören, oder sie fühlen eine Art von Freude, indem sie an ihre Zerstörung denken. Sie haben bald regelmässige, bald unregelmässige Paroxysmen, und schieben die Vollziehung ihres Vorhabens, bald aus dem, bald aus jenem Beweggrunde auf. Oft tragen sie die Instrumente oder die Zerstörungsmittel bei sich, oder verbergen sie an einem sichern Orte, weil sie ungewiss sind, welche Zeit, welcher Ort, welche Gelegenheit der Erfüllung ihres Vorhabens am günstigsten sei, und man kann, wenn man nur einigermaassen Erfahrung hat, den traurigen Wirkungen dieser Ueberspannungen zuvorkommen, welche der Physiognomie einen traurigen Charakter aufdrücken, und sich durch die Rückkehr der physischen und psychischen Symptome, die wir vorher angegeben haben, kund thun.

Nachdem sie nun endlich Monate, Jahre lang mit abwechselnder Remission gekämpft haben, fallen diese Unglücklichen den schrecklichsten Leidenschaften als Beute anheim, oder werden gleichgültig, unempfindlich für Alles, empfinden weder das Gute, noch das Böse des Lebens, und werden so langsam zum letzten Grade der physischen und psychischen Insensibilität, der den Menschen des Instinktes, des eignen Erhaltungstriebes beraubt, hingezogen, so dass sie das Leben verlassen, um sich fürchterlichen Qualen oder der Langenweile zu entziehen. Ihre Augen sind wild, ihr Gesicht ist geröthet oder sehr bleich, ihr Blick ist ernst, die Respiration beschleunigt, ihr Kopf eingenommen. Sie sind nicht mehr Herr ihrer Handlungen. Beweisen dies nicht auch die Briefe, die einige dieser Unglücklichen, bevor sie sich das Leben nehmen, schreiben? Und wenn auch Einige in denselben ruhig scheinen, so ist dies doch nur eine erheuchelte Ruhe, die man auch oft bei dem Monomaniacus findet.

Auch ist diese Vernichtung aller physischen Sensibilität nicht selten bei dem Monomaniacus, der sich manchmal verstümmelt, verbrennt, ohne dass er Schmerzen davon zu empfinden scheint, da die Aufregung und Starrheit der Ideen die Sensibilität verletzt

und verrückt hat. Mehrere Selbstmörder klagen, nachdem sie sich schwer verwundet haben, nicht über den Schmerz, der durch die Wunden entsteht, und dieser Zustand der organischen Insensibilität beweist, dass das Delirium noch nicht aufgehört, und dass man die Kranken sorgfältig bewachen muss. Die Porcia verschlang in Verzweiflung über den Tod ihres Mannes glühende Kohlen. Haslam spricht von einer Frau, die eine halbe Stunde lang Glas in ihrem Munde zelmalmt hatte, ohne Schmerz davon zu empfinden. Oft habe ich bei Individuen, die starke Neigung zum Selbstmorde hatten, und bei Melancholischen Vesicatore, Haarseile und das Glüheisen angewendet, um die Sensibilität zu erregen, ohne jedoch einen Schmerz zu verursachen. Einige gaben mir nach ihrer Genesung die feste Versicherung, dass sie gar nichts von der Anwendung dieser Mittel gespürt hätten. Ein junger Mann von 27 Jahren hatte sich in einem Anfalle von melancholischer Verzweiflung aus dem vierten Stocke seines Hauses gestürzt, versicherte ganz bestimmt, keinen Schaden genommen zu haben, und ging sogleich wieder in sein Zimmer zurück, obgleich er die Fibula gebrochen hatte. — Ein Militair hatte sich den Schenkel gebrochen, nachdem er sich vom zweiten Stockwerke heruntergestürzt, und versicherte unaufhörlich: «es ist gar nichts, ich fühle nichts.» Wir werden von dieser Analogie zwischen den Selbstmördern und den Geisteskranken in dieser Abhandlung noch mehrere Beispiele finden.

Es giebt unter den Selbstmördern einige, die weder die Todesart, noch die Instrumente und Mittel zu ihrer That wählen, sondern sich aller Dinge bemächtigen, die sich ihnen darbieten, alle Umstände, die ihrem Plane günstig sind, ergreifen, sobald sie den Entschluss gefasst haben; und dies gilt vorzüglich vom akuten Selbstmorde, vom Maniacus, von denen, die durch das Delirium des Fiebers oder durch das der Leidenschaften zu dieser That gezogen werden. Der Eine will verhungern, der Andere erspäht die Gelegenheit um sich von einer Höhe zu stürzen; Dieser entwischt, um sich zu ersäufen, Jener versteckt sich, um sich zu erhängen. Die Männer bedienen sich der Pistole und des Dolches, die Frauen nehmen selten zu diesen Mitteln ihre Zuflucht; sie erhängen, ersäufen oder ersticken sich meist, oder wählen den Hungertod.

Gewöhnlich sind die Instrumente, die diese Unglücklichen anwenden, Werkzeuge, die zu ihrem Stande gehören, und dies beweist, dass ihre Bestimmung schnell und freiwillig gekommen. Militairs und Jäger erschiessen sich, Perrückenmacher und Barbiere schneiden sich mit dem Rasirmesser den Hals ab; Schuhmacher schneiden sich mit dem Knief, Graveurs mit dem Stichel

den Leib auf, Wäscherinnen vergiften sich mit Pottasche oder Berlinerblau, oder ersticken sich mit Kohlendampfe.

Folgende Verhältnisse hat man in Beziehung der Vernichtungsmittel bei 198 Frauen, die nach ihrem Leben trachteten, gefunden:

Erhängen oder Erwürgen . .	49
Hinunterstürzen	45
Schiessgewehre	2
Schneidende Instrumente . .	18
Gift	7
Ersticken	5
Hungertod	48
Ersäufen	31
	205. *)

Bei der chronischen Neigung zum Selbstmorde, bei der Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde, und beim Spleen wählen die Kranken manchmal ein Instrument, welches sie vernichten soll, und wollen durch kein anderes ihren Entschluss ausführen, nachdem sie über die verschiedenen Todesarten lange hin und her gesonnen, und sie oft aus den sonderbarsten Gründen verworfen haben. Jedoch giebt es auch Fälle, wo sie nach und nach alle mögliche Mittel anwenden, die sie zur Erfüllung ihres Planes für tauglich halten. Man hat behauptet, dass die Selbstmörder die Todesart vorziehen, die am meisten mit ihrem physischen Zustande im Verhältnisse steht; allein die tägliche Erfahrung widerlegt diese Ansicht, denn es sind vielmehr die Gewohnheiten, die Gewerbe, oder das Beispiel, die sie zur Wahl der Zerstörungsmittel bestimmen.

Auch giebt es Individuen, die bei den Versuchen zum Selbstmorde die grösste Vorsicht gebrauchen, damit sie diese nicht überleben und ausser Stand gesetzt sind, gegen die Schrecken der ersten Todeszuckungen anzukämpfen. Daher füllen Manche ihre Taschen mit schweren Körpern an, und binden ihre Arme und Beine, ehe sie sich in den Fluss werfen. Andere erdolchen oder erschiessen sich, und stellen sich dabei so, dass sie ins Wasser hineinfallen müssen. Andere schliessen sich in ihr Haus, in ihr Zimmer ein, oder entfernen vorsichtig ihre Umgebung, damit man ihnen nicht zu Hülfe kommen kann.

Ein Mann springt in einen Fluss, und wird sogleich wieder herausgezogen. Einige Tage später stürzt er sich von der

*) Sieben Frauen wandten zwei verschiedene Mittel an, um sich zu tödten und hieraus entsteht der Unterschied zwischen der Totalsumme und der der Frauen, um die es sich hier handelt.

Höhe eines Thurms hinunter, und bricht, auf einen Steinhaufen fallend, den Körper eines Wirbelbeines, ohne den Tod zu erlangen. Sogleich fasst er den Entschluss nichts zu essen, den man alsbald überwindet, der sich aber von Zeit zu Zeit wieder erneuert. Ein Jahr nachher starb dieser Mann an einer chronischen Entzündung der Schleimhaut der Eingeweide.

Madame X., die Cousine des Kranken, von dem ich so eben gesprochen, war von der Natur mit allen nur möglichen Gaben ausgestattet, und empfing eine ausgezeichnete Erziehung. Sie war die Tochter eines reichen Banquiers, und wurde an einen grossen Herrn verheirathet. Die Revolution brachte Unheil über ihre Familie und über ihren Mann. Sie wurde, noch sehr jung, ins Gefängniss gesetzt, und erhielt erst nach dem 9. Thermidor ihre Freiheit wieder. Ihr Nervensystem war sehr zerrüttet, ihre Einbildungskraft sehr aufgeregt; jedoch trat Madame X. sogleich wieder ins gesellige Leben ein, und empfing bei sich die ausgezeichnetsten Männer von Wissenschaft und Kunst. Einige Jahre später kam die Restauration, die sie mit Enthusiasmus empfing, und wo sie durch eine nicht glückliche Neigung umstrickt wurde. Alsbald änderte sich ihr Charakter; sie wurde traurig, mürrisch, liebte die Einsamkeit, und klagte über ihre Nerven. Bald nachher kommt ihr der Gedanke ein, dass sie ein Pestgift in sich trage, welches Jedem, der sich ihr nähere, und besonders ihrer Familie schaden könne, worauf sie sich in ein kleines Zimmer, wo nur ihre Kammerfrau Zutritt haben konnte, einschloss, jedoch später auch nicht mehr ihre Kammerfrau zuliess, und verlangte, dass man die Speisen und die andern Dinge, deren sie bedurfte, in ein Vorzimmer stelle. Dieser Zustand dauerte ein Jahr lang, und Mad. X. magerte hierbei sehr ab, verlor Schlaf und Appetit, und hierzu gesellte sich der Wunsch zu sterben. Sie litt ausserdem an hartnäckiger Verstopfung; nichts desto weniger war die Menstruation regelmässig. Nach einigen Jahren glaubt die Kranke Feinde zu haben, die ihr etwas anhaben wollen, hat hierbei Hallucinationen des Gehörs und Gesichtes, und endlich wurde der Selbstmord zur herrschenden Idee. Als sie auf dem Lande war, stürzt sie sich ins Wasser, wo man sie herauszieht; fasst hierauf am folgenden Tage den Entschluss, nicht zu essen, macht darauf vielfache Versuche sich zu erwürgen, und wird nach Paris zurückgebracht. Auf dem Wege braucht sie alle mögliche List und Gewalt, um sich aus dem Wagen zu stürzen. In Paris sucht sie sich zu erwürgen, weigert sich Monate lang irgend Etwas zu essen, und weicht hierbei nur der heftigsten Gewalt. Sie ergreift alle mögliche Bänder, um sich zu erwürgen, stösst den Kopf gegen die Mauern, versucht sich aus dem Fenster zu stürzen, nimmt kleine Stücken Glas, um sich die Arterien zu öffnen, und

verschluckt Federn, Bleistifte, Holzstücke. Eines Tages geht sie mit der Zwangsjacke, von einer Wärterin und zweien Kammerfrauen bewacht, im Garten spazieren, hebt hierbei in's Geheim einen Kieselstein auf, und kehrt in ihr Zimmer zurück. Dort nimmt man ihr die Zwangsjacke ab; worauf sie sogleich den Kieselstein verschluckt, der jedoch nicht durch den Oesophagus durchging. Während man ihn in den Magen zu bringen suchte, war sie überzeugt, dass sie sterben müsse, und gerieth deshalb ins grösste Entzücken. Nachdem sie sah, dass ihr Plan nicht gelungen, ist sie getröstet, und versichert, dass sie alles Mögliche thun würde, um ihre innere Desorganisation zu beschleunigen. Eines Tages, als sie auf dem Lande, von dreien Personen gefolgt, spazieren ging, stürzt sie sich auf den Säbel eines Militairs; ein anderes Mal sah sie mit Gewehren bewaffnete Soldaten, wirft sich ihnen zu Füssen, und bittet sie sie zu erschiessen. Sie hat die Ueberzeugung, dass eine neue Revolution ausbrechen und dass Niemand aus den höhern Ständen dabei umkommen werde. Ausser den hier so eben angeführten falschen Ideen ist die Kranke vollkommen verständig, und hat eine Denkkraft, die bei weitem die der Frauen übersteigt; jedoch will sie Niemand, sogar nicht ihre Verwandten bei sich empfangen, indem sie sagt: «Ich mache mir selbst Schande! Ich will nicht in einem solchen Zustande gesehen sein, und ausserdem könnte ich ihnen ja auch die Pest mittheilen.» Ich wende Bäder, kalte Waschungen auf dem Kopfe, Purgantien, China und Mochus, ein Haarseil auf die Lebergegend, und alle durch die Erfahrung bestätigten Mittel ohne irgend einen Erfolg an. Endlich halte ich mich nur noch an den Molken, warmen Bädern, beruhigenden Lavements, und den Unterredungen, wodurch die Kranke noch am meisten zerstreut wurde. Im 45 Jahre hört ihre Periode auf, wodurch aber ihr Gesundheitszustand um Nichts gebessert wird. Nach einigen Monaten lade ich die Mutter der Kranken ein, bei ihr einen Besuch zu machen, und hierdurch wird die Kranke heftig ergriffen, vergisst ihre Unruhe und Furcht, spricht viel, aber bittet ihre Mutter schon nach einer Viertelstunde, sie zu verlassen. Die Besuche werden erneuert, und Madame X. empfindet ein grosses Glück darin, nach und nach ihre übrigen Verwandten zu empfangen. Ich gebe ihr ihren Bleistift, ihre Pinsel, ihre Messer, ihre Federmesser, und alle ihre Möbel wieder, die sie 18 Monate lang wegen ihrer fürchterlichen Idee zum Selbstmorde nicht haben durfte. Der physische Zustand der Kranken besserte sich, und Mad. X. ging zuweilen spazieren, beschäftigte sich durch Lesen, Zeichnen, Malen und willigte ein, eine geringe Anzahl naher Verwandter zu empfangen. Sie lebte noch 10 Jahre in derselben Unruhe, wobei

ihre Toilette auffallend geschmackvoll war, und wobei sie immer mit Widerwillen Nahrungsmittel zu sich nahm.

Eine 45jährige Magistratsperson hatte mehrere geisteskranke Anverwandte. Der Mann war dem Sinne der Welt nach glücklich; er war reich, Familienvater, hatte einen ansehnlichen Posten, war aber seit mehreren Jahren von der Idee, sich das Leben zu nehmen, geplagt, Gegen das 42 Jahr, wo seine Lage vollkommen glücklich war, benutzte er die Abwesenheit seiner Frau und Kinder, und schneidet sich mehrere Male mit dem Rasirmesser in die Kehle, wodurch er jedoch nicht starb. Hierauf läuft er mit starken Schritten umher, und ruft unaufhörlich: «Wie viele Anstrengungen kostet es doch, um zu sterben!» Die Nachbaren laufen herbei, und finden diesen Unglücklichen auf dem Boden todt liegend. Er hatte sich nachher noch mehrere Messerstiche in die Brust beigebraeht.

Die Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit im Beschlusse sich das Leben zu nehmen, übersteigt bisweilen, besonders bei Melancholischen allen Glauben. Haben sie einmal, von einer fixen Idee beherrscht, den Entschluss gefasst, ihr Leben zu enden, so widerstehen sie nicht nur allen Gründen der Vernunft, der Freundschaft und Liebe und der materiellen Hindernisse, die man ihnen entgegensetzt, sondern sie ertragen auch die unerhörtesten Leiden mit einer Ruhe und Resignation, die sonderbar gegen die convulsivischen und schmerzhaften Züge ihres Gesichtes absticht. Vergebens versichern sie, nichts zu leiden, Alles verräth ihre heftigen Qualen.

v. B. hatte geisteskranke Eltern, war von starker Constitution, von schlankem Wuchse; seine Haare und Augen waren schwarz, sein Geist sehr gebildet, seine Aufführung regelmässig. Er sollte in den Dienst eintreten, wollte es aber nicht, da er der grösste Feind der Revolution war, und trieb deshalb Onanie, um sich krank zu machen, und so seinen Abschied zu erhalten. Unglücklicherweise gelang ihm dieses Mittel nur zu gut, denn seine Gesundheit wurde tief erschüttert, seine Kräfte so geschwächt, dass er kaum noch gehen und reden konnte. Er ist zufrieden, vom Militairdienste befreiet zu sein, und will jetzt Alles für seine Gesundhnit thun, die aber zu sehr geschwächt ist. Der Kranke bleibt ausserordentlich reizbar, verliert seine natürliche Heiterkeit, ist traurig, ein wenig melancholisch, und verfällt endlich durch eine unwichtige Begebenheit in vollständige Melancholie. Er glaubt, dass Spione seine Handlungen belauern, um seiner Familie zu schaden. Er will nicht ausgehen, wird mürrisch, traurig, und bringt bisweilen zwei, drei, ja fünf Tage zu, ohne irgend Etwas zu sich zu nehmen. Nachdem seine Krankheit einige Monate gedauert, erfuhr man, dass er deshalb nichts ass, weil er dadurch

seine Familie und seine Freunde bloss zu stellen glaubte, und weil ihm die Ehre zu essen verböte. Die Krankheit dauerte schon über ein Jahr, als ein Arzt zwei reichliche Aderlässe am Fusse verordnete. Von dieser Zeit an wurden die freiwilligen Fasten viel häufiger, und B. gegen seine Verwandte abgeneigter, je mehr sich diese bemüheten, ihn wegen seiner Unruhe zu trösten, und ihn zum Essen zu bewegen. Endlich wünscht er selbst aus seinem väterlichen Hause entfernt zu werden, worauf man ihn isolirte und meiner Behandlung anvertraute. Da er sich in einem bewachten Hause glaubte, so ass er wieder, nahm an Kräften zu, und, obgleich er noch sehr unruhig war, sprach er doch sehr angenehm über alle andere Dinge, vorzüglich aber über litterarische Gegenstände, mit denen er sehr bekannt war. Sechs Monate vergingen so, als der Kranke im Frühlinge seine Hungerversuche wieder anfing, und mir erklärte, dass er so lange als möglich nichts essen wolle, um Niemanden zu compromittiren. In andern Augenblicken versichert er jedoch wieder, dass er hierdurch seinen unerträglichen Zustand enden wolle. Douchen, Bäder, Lavements, Reibungen werden ohne Erfolg angewandt. Nach dreien gemachten Versuchen zu verhungern bleibt er acht Tage im Bette, ohne das Geringste zn sich zu nehmen. Hierdurch erschreckt, kommt mir der Gedanke ein, dass man den Entschluss des Kranken brechen würde, wenn man ihn durch die Nasenlöcher in den hintern Theil der Mundhöle eine Sonde aus Gummielasticum einbrächte, und durch dieses Mittel Speisen in den Magen einführte, und ihn so wider seinen Willen ernähre. Das Mittel glückte; aber nachdem er vier Tage freiwillig Nahrung zu sich genommen, beginnen seine Versuche von Neuem. In diesem Zustande vergingen acht Tage, während welcher Zeit man in seinem Zimmer die Speisen auftrug, die er am meisten liebte. Hierdurch gerieth er in Wuth, und behauptete, dass man ihn in Versuchung führen wolle, seiner Ehre zu schaden. Am 9ten Tage versucht man vergeblich heftige Schmerzen durch ein glühendes Eisen hervorzubringen, um so seinen Entschluss zu bekämpfen; er setzt diesem Mittel einen stoischen Gleichmuth entgegen. Den Tag darauf begeben sich seine Mutter und seine Familie, die er seit langer Zeit nicht gesehen hatte, zu ihm. Jeder versucht seinen Entschluss zu besiegen; man isst in seinem Zimmer, um ihn durch das Beispiel aufzumuntern. Einer seiner intimen Freunde, ein Geistlicher, zu dem er viel Zutrauen hatte, isst mit seinen Verwandten bei ihm, ist aber nicht glücklicher als diese. Am 12ten Tage bietet v. B. seiner Mutter den Arm, um mit ihr im Garten spazieren zu gehen. Er wankt auf seinen Füssen, ist bleich, und bekommt nach einer Viertelstunde eine kleine Ohnmacht. Während dieser

berathen wir mit seinem Freunde eine List. Er muss nämlich, nachdem die Ohnmacht vorüber ist, eine Erklärung von Seiten des Gerichtes untersiegelt, überbringen, die ihn zum Essen berechtigt, und jeder Verantwortlichkeit überhebt. Als der Kranke noch zögert, sagt ihm der Freund: Glaubst Du, dass ich Dich betrüge, dass ich ein falsches Rathssiegel machen werde?» Nach diesen mit Lebhaftigkeit gesprochenen Worten ist der Kranke wie aus einem Traume erwacht, und bittet seine Mutter, ihm zur Wohnung zu folgen. Dort isst er, und trinkt viel Wasser, indem er versichert, dass er durch den Durst während seiner langen Fasten am fürchterlichsten gequält worden sei. Hierauf schläft er drei Stunden, und klagt dann über heftige Magenbeschwerden, wogegen ich die geeigneten Mittel anwende. In der Nacht schläft der Kranke nicht, befindet sich jedoch am folgenden Morgen leidlich. Am selben Abende noch kehrt er zu seiner Familie zurück, nimmt alle seine alten Gewohnheiten wieder an, und klagt nur noch über Schwäche. Einen Monat später verschliesst sich v. B. ohne bekannte Ursache in seinem Zimmer, zieht sich ganz nackt aus, erklärt hierbei, dass er die Thüre nicht öffnen werde, und dass er nun verhungern will. Ich werde zum Kranken gerufen, und fürchtete, dass die geringste Anstrengung die Thüre zu öffnen ihn dazu bewegen würde, sich aus dem Fenster zu stürzen. Ich war davon überzeugt, dass eine Ueberraschung diesem Unglücke zuvorkommen könnte, und schicke deshalb zu einem sehr starken und geschickten Schlosser, der mit einem einzigen starken Hammerschlage die Thüre öffnete. Der Kranke stand erstaunt da, liess sich anziehen, verweigert aber Etwas zu geniessen, und sagt dann: «Sie haben sehr wohl daran gethan, mich zu überraschen, denn sonst wäre ich aus dem Fenster gesprungen.» Ich wende, da v. B. sehr die Musik liebte, dieselbe drei Tage an, und lasse ausgewählte Stücke vor seinem Zimmer spielen; aber der Kranke wurde hierdurch jedesmal wüthend, und gestand mir später, dass seine Wuth dadurch entstanden sei, weil er entsetzt war, dass man sich amüsiren wolle, während er in einer so schrecklichen Lage war. Nachdem der Kranke fünf Tage hindurch nichts zu sich genommen hatte, führte Dubois eine Sonde durch die Nasenlöcher ein, und brachte so Bouillon und Wein in den Magen, versicherte aber zugleich dem Kranken, dass, wenn er am Abende nicht freiwillig ässe, er am folgenden Tage dieselbe Procedur beginnen würde. Am folgenden Morgen hat Dubois einen so starken Widerstand bei der Einbringung der Sonde, dass er sie nicht weiter zu bringen wagte. Hierüber lacht der Kranke, und sagt: «Ich habe die Nacht alle mögliche Anstrengungen gemacht, um die Muskeln des Pharynx zu contrahiren, und so die Einbringung der Sonde zu verhüten. Da bis zum 7ten Tage alle Mittel ge-

scheitert waren, so rolle ich ein Schnupftuch auf seinem Körper zusammen, und gebe ihm damit einige Schläge auf die Beine, indem ich sage: «Da Sie doch einmal als Kind behandelt sein wollen, so werde ich es auch so lange thun, bis Sie Nahrung zu sich nehmen.» Hierdurch wird die Eigenliebe des Kranken aufgeregt, und er verlangt zu essen. Aber später genoss er vier Monate hindurch nur 12 gekochte Eier, ohne irgend Etwas zu trinken. Während dieser ganzen Zeit sitzt er ruhig auf einem Teppich, urinirt sehr selten, und geht nur alle acht Tage zu Stuhle. Er lässt sich nicht seinen Bart abnehmen, wischt Nase und Mund mit seinen Fingern, und wechselt wöchentlich nur Ein Mal seine Wäsche. Ich berede die Eltern des Kranken dazu, ihn dem Freunde anzuvertrauen, von dem ich schon früher gesprochen, und der ihm mit Schlägen droht, wenn er nicht eine lange Reise in die Schweiz mit ihm machen will. Nach einem Jahre kommt v. B. nach Paris zurück, spricht nicht mehr irre, hat aber noch bizarre und eigne Ideen, und musste nach zweien Jahren wieder von seiner Familie entfernt werden.

Eine Frau niedern Standes und in Armuth gerathen, hatte ein Kind von 11 Jahren, das bei ihr war. Diesem befahl sie, Alles zu thun, was sie ihm sagen würde, und nicht eher aus dem Zimmer zu gehen, als am Morgen des andern Tages. Diese Unglückliche verschloss die Stubenthüre, nahm Alles aus ihrem Bette heraus, legte sich auf die Madratze, band ihre beiden Füsse fest, und liess ihre beiden Hände durch das Kind befestigen. Hierauf befiehlt sie demselben, sie mit Madratzen, Tüchern, Betten zu bedecken, und Alles darauf zu stellen, was sie nur an Geräth und Möbel hatte, mit Ausnahme der Blumentöpfe. Das Kind gehorcht. Nach einer halben Stunde hört es die Mutter seufzen, nähert sich dem Bette, und fragt sie, ob sie etwas haben wolle. Hierauf schreit sie das Kind an, welches erschrocken sich zurückzieht. Nach einer Stunde hört es nichts weiter, und blieb bis zum andern Morgen an der Thüre sitzen, wie es die Mutter befohlen hatte. Jetzt tritt es ans Bett, und da es keine Bewegung der Mutter mehr hört, so nimmt es Alles wieder vom Lager herunter, und findet die Mutter todt liegen. Hierüber in Verzweiflung läuft es fort, stürzt sich ins Wasser, wird aus dem Flusse gezogen, und erzählt das hier so eben Geschilderte.

Ich kenne nichts Schrecklicheres als folgende That, die durch Hufeland in seinem Journale, März 1819, erzählt wird. Ein Kaufmann, 32 Jahr alt, der sein Vermögen verloren hatte, und dem seine Verwandten nicht aufhelfen wollten, fasste den Entschluss, durch Hunger zu sterben. Dieser Unglückliche war seit 6—7 Wochen krank; er war mit einer schweren Last gefallen, und hatte dabei gespürt, dass irgend Etwas in seinem Bauche beschä-

digt sei, und hatte seit dieser Zeit heftige Schmerzen im Leibe. Am 12ten Septbr. 1818 irrte er auf dem Lande umher, hielt sich in einem wenig besuchten Walde auf, machte dort am 15ten eine Grube, bestimmte diese als Grab, und blieb in derselben bis zum 3ten Octbr., an welchem Tage er durch einen Gastwirth gefunden wurde. Er athmete noch, nachdem er 18 Tage lang keine Nahrung zu sich genommen hatte, aber er war ohne Bewusstsein und starr, sobald der Gastwirth ihm mit vieler Anstrengung eine Tasse Bouillon hinuntergebracht hatte. Man fand ein mit Bleistift geschriebenes Tagebuch bei ihm, aus welchem wir nachstehenden Auszug geben wollen:

«Der edelmüthige Philantrop, der mich nach meinem Tode findet, wird hierdurch gebeten, mich zu beerdigen, und für diesen Dienst meine Kleider, meine Börse, mein Messer und meine Brieftasche anzunehmen. Ich bin kein Selbstmörder, sondern ich bin vor Hunger gestorben, weil Menschen mir mein beträchtliches Vermögen geraubt, und ich nicht meinen Freunden zur Last fallen will. Es ist unnütz, meinen Körper zu öffnen, weil ich, wie gesagt, vor Hunger gestorben bin.» (16te Septbr.).

«Was für eine Nacht habe ich zugebracht! Es hat geregnet, ich wurde durchnässt und fror.» (17te.).

«Frost und Regen zwangen mich zu gehen. Ich schleppte mich mühsam fort, und der Durst bestimmte mich dazu, das Wasser zu trinken, welches auf den Feldern zurückgeblieben war. Wie schlecht war dieses Wasser!» (Den 18ten).

«Ich stehe viel durch die Kälte, durch die langen Nächte aus!» (Den 19ten).

«In meinem Magen ist ein fürchterlicher Lärm; der Hunger und Durst werden immer schrecklicher. Seit dreien Tagen hat es nicht geregnet. O, könnte ich doch das Wasser von den Feldern auflechzen!» (Den 20sten).

«Da ichs nicht mehr vor Hunger aushalten konnte, schleppte ich mich mit grosser Mühe und mit langem Zeitaufwande fort, um mir eine Flasche Bier zu kaufen, und holte mir am Abende Wasser aus einem Brunnen, der nahe bei dem Gasthause ist, wo ich das Bier kaufte.» (Den 21sten).

«Gestern (den 22sten) konnte ich mich kaum noch bewegen, noch weniger aber den Bleistift führen. Durch Hunger getrieben, ging ich zum Brunnen; das Wasser war eisig, und ich habe es ausgebrochen. Ich hatte bis zum Abende Convulsionen, kehrte aber nachher zum Brunnen zurück.» (Den 23sten).

«Meine Beine scheinen todt. Seit dreien Tagen konnte ich nicht zum Brunnen gehen; der Durst nimmt heftig zu, und die Schwäche ist so gross, dass ich erst heut diese Zeilen aufzeichnen konnte.» (Den 26sten).

«Ich konnte nicht meine Stelle verändern. Es hat geregnet; meine Kleider sind noch nicht trocken. Niemand kann glauben, wie viel ich leide. Während des Regens fielen einige Tropfen Wasser in meinen Mund, aber mein Durst wurde hierdurch nicht gestillt. Gestern sah ich zehn Schritte von mir einen Hirten, grüsste ihn, und er grüsste mich wieder. Ich sterbe mit grossem Widerwillen, aber das Unglück hat mich mächtig dazu gezwungen. Vater, verzeihe ihm, denn er weiss nicht, was er thut! Die Schwäche, die Convulsionen verhindern mich, mehr zu schreiben. Ich fühle, dass es das letzte Mal ist.» (Den 29. Septbr. 1818).

Manche Selbstmörder suchen ihren Tod bis auf die geringste Spur zu verheimlichen, während andere sich mit Aufsehen tödten. Eine Frau wollte sich ersäufen, und warf sich desshalb unterhalb St. Cloud in die Seine, damit man ihren Leichnam nicht finden könne. Andere liefen aus demselben Grunde tief in die Wälder hinein. Die Engländer liefern zahlreiche Beispiele vom Gegentheile, sowohl in Beziehung auf die Eigenschaften der Selbstmörder, als auf die Umstände, wodurch sie den Tod herbeiführen. Hier kommt die Eitelkeit mit ins Spiel, und sie bereiten sich zum Todestage, wie zu einem Festtage vor, wie z. B. der Sonderling, der eine grosse Messe in Musik setzte, die er ausführen liess, und sich mitten unter den Musikern erschoss, während sie so eben das letzte ***Requiescat in pace*** spielten. Man findet eine solche Art sich zu tödten selten bei uns; es müsste denn sein, dass die Selbstmörder eine Art von Rache gegen die ausüben wollen, die sie zu dieser verzweifelten Handlung getrieben. Eine Dame, die Familienmutter war, und Vergnügungen sehr liebte, beging einige Fehler. Ihre Verwandten berathschlagten über sie, und während der Zeit holt sie eine Pistole, und erschiesst sich an der Thüre des Zimmers, wo ihre Verwandten über sie consultirten. (Matthey). — Ein junger Mann ist in eine junge Person verliebt, und erfährt, dass sie sich verheirathen will. Er begiebt sich an ihrem Hochzeitstage nach dem Orte, wo das Brautpaar und die Gäste zum Mahle versammelt sind, und tödtet sich durch einen Pistolenschuss.

Es giebt manche Individuen, die zum Selbstmorde Neigung haben, und die so listig, so geschickt sind, dass sie die grösste Sorgfalt und Wachsamkeit täuschen, und den Erfahrensten betrügen. Sie veranlassen oder erfassen mit einer solchen Ueberlegung und Arglist die Ausführung ihres Planes, dass man nie sicher sein darf, und sich weder durch ihre Ruhe, noch ihre Freuden, weder durch ihre Versprechungen, noch ihre Schwüre verleiten lassen darf, ihnen zu trauen; denn sie tödten sich gewöhnlich dann, wenn man es am wenigsten erwartet, und wenn sie die sichersten Versprechungen gegeben haben.

Eine junge Frau, die schon vor ihrer Verheirathung, im 18ten Jahre, einen Anfall von Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde gehabt hatte, verheirathet sich im 20sten Jahre, und schienen glücklich. Fünf Jahre später erfuhr sie einige Widerwärtigkeiten, wodurch ihre Periode in Unordnung gerieth, sie über Kopfschmerzen klagte, traurig wurde, und später den lebhaften Wunsch empfand, von einem Zustande geheilt zu werden, der um so schrecklicher erschien, weil sie nichts für ihren Haushalt thun konnte, und da sie ihrem Manne und ihren Eltern zur Last war. Ich gebe ihr einige Rathschläge, nach denen sich die Kranke besser befand, aber sie kommt nach dreien Wochen wieder, um mich von Neuem zu consultiren, und wünscht sehr ihr Haus zu verlassen, damit sie schneller geheilt werde. Sie ging nun, von ihrer Mutter begleitet, in ein von mir empfohlenes Haus, wo ich strengen Befehl sie zu bewachen gab, da ich den Absichten der Kranken nicht traute, und durch das Dringen, in ein fremdes Haus zu kommen, misstrauisch geworden war. Die Wirthin des Hauses blieb bei der Kranken, die mit Ruhe und ganz verständig über ihren Zustand sprach, und versicherte, Alles thun zu wollen, was man ihr vorschriebe. Allein kaum liess die Wirthin sie einige Augenblicke allein, so hing diese junge Frau sich hinter der Thüre des Zimmers auf.

Ein Mann kam mit seiner Frau, Tochter und zweien Bedienten nach Paris, um von einem Anfalle von Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde geheilt zu werden. Ich wurde noch an demselben Abende consultirt, und sagte der Familie, dass sie die strengste Wachsamkeit auf den Kranken haben müsste, da sie Alles durch die geringste Nachlässigkeit zu fürchten hätte. Am andern Morgen sind Frau und Tochter genöthigt auszugehen und lassen zwei Bedienten bei dem Kranken. Der eine von ihnen verlässt einen Augenblick das Zimmer, und der Kranke befiehlt dem andern, Etwas zu holen. Dieser zweite Bediente vergisst die Befehle, die man ihm gegeben hatte, und war kaum einige Schritte von der Thüre entfernt, als sich sein Herr zum Fenster herausstürzte.

A..., 30 Jahr alt, liebte seit zweien Jahren ein junges, niedliches Mädchen, erhielt endlich ihre Hand, und schien nun den Gipfel des Glückes erreicht zu haben. Kaum war ein Jahr verflossen, so wird der Mann traurig, träumerisch, und wiederholt unaufhörlich, dass er unglücklich ist, und dass er sich langweile; spricht aber ausserdem nicht irre. Er willigt ein, mit einem seiner Brüder nach Paris zu kommen, und will dort anfänglich mich durchaus nicht consultiren. Er ist von mittlerer Grösse, mässig stark, hat eine gelbe Gesichtsfarbe und einen zerstreuten Blick. A. setzt sehr gut die Ursachen seiner Krankheit und die

Beweggründe, die ihm das Leben unerträglich machen, auseinander; hauptsächlich plagt ihn die Eifersucht. Ich suche ihn zu beruhigen, er scheint es auch, willigt ein, einige Tage in Paris zu bleiben, um sich zu zerstreuen und auszuruhen, geht noch an demselben Abende ins Theater, legt sich dann mit seinem Bruder in demselben Zimmer zu Bette, und schläft. Um 5 Uhr Morgens steht er ganz sachte auf, kommt um 6 Uhr wieder zurück, und erklärt seinem Bruder, dass er sogleich nach Rouen abreisen will. Dieser macht ihm hierauf einige Vorstellungen, und der Kranke, der sich so eben mit zweien Pistolen bewaffnet hatte, legt den Lauf der einen an die Stirn des Bruders, und sagt: «Wenn Du nicht abreisen willst, so ...» Der unglückliche Bruder fällt ohnmächtig auf einen Stuhl; der Kranke läuft aus dem Gasthause fort, und erschiesst sich in dem Walde zu Bondi.

Eine Dame hatte in ihrem 48sten Jahre mehrere Versuche zum Selbstmorde gemacht. Ich behandelte sie, und sie schien sich nach einigen Monaten besser zu befinden, und mehrere Umstände bestätigten mich in meiner Meinung. In Folge einer langen Unterhaltung mit dieser Dame, glaubte ich ihr noch mehr trauen zu dürfen. Um sie noch mehr zu überzeugen, dass ich sie geheilt glaubte, öffnete ich selbst das Fenster eines Zimmers, welches verschlossen war. Sie war hierüber entzückt, und ich gehe fort, da sie noch eine Kammerfrau bei sich hatte, die in ihrem Zimmer stickte. Kaum war ich aus dem Zimmer entfernt, so hatte sich die Dame aus dem Fenster gestürzt. Das Erste, was sie sagte, als man zur Hülfe herbeilief, war, dass man doch dem Arzte von allem diesen nichts sagen solle.

M., der zur Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde disponirte, war traurig und träumerisch. Nach einigen Monaten erklärt er seiner Familie, dass er von seinen traurigen Ideen geheilt sei; wird heiter, schwatzhaft und umarmt seine Frau und Kinder mit einer Art von Zuneigung, die man bis dahin noch nicht bemerkt hatte, läuft dann fort und stürzt sich in den Fluss. — Der General A. hatte vor der Revolution ein grosses Vermögen, und war Chef der militairischen Anstalten. Im 25sten Jahre wird er melancholisch, consultirt Bouvard, der ihm scherzhaft sagt: «wenn man in einem solchen Zustande ist, so erschiesst man sich.» Von diesem Rathe, der ihm durch einen berühmten Arzte gegeben wurde, frappirt, hat er unaufhörlich den Gedanken zum Selbstmorde behalten, und starb im 86sten Jahre mit der Versicherung, dass er stets bis dahin mit diesem traurigen Impulse zu kämpfen hatte.

Nicht Alle, welche Neigung zum Selbstmorde haben, be-

sitzen dieselbe Halsstarrigkeit, noch dieselbe Geschicklichkeit. — Es giebt unter ihnen welche, und dies sind am gewöhnlichsten die Hypochondristen, die oft von dem Lebensüberdrusse, von dem Wunsche, sich das Leben zu nehmen, sprechen; sie machen Versuche, aber es fehlt ihnen an Entschlossenheit. Einige fürchten sich so sehr zu unterliegen, dass sie ihre Verwandten, ihre Freunde davon benachrichtigen, damit diese ein wachsames Auge auf sie haben. Diese Kranken zeigen den Character der Hypochondrie; sie sind furchtsam, unentschlossen, und unterscheiden sich sehr von den Melancholischen, von denen wir so eben gesprochen. Sie werden durch verschiedene Beweggründe vom Selbstmorde zurückgehalten; sie tödten sich nicht, aus Abscheu vor dem Tode, aus Furcht vor den Schmerzen, wenn sie nach den Versuchen schwer verwundet sind, aus Furcht vor den Strafen, womit die Religion die Selbstmörder bedroht. Andere werden zurückgehalten durch Zärtlichkeit für irgend einen Verwandten oder Freund, durch ein Gefühl von Ehre, indem sie sich wegen des vermeintlichen Unrechts, worüber, wie sie glauben, man ihnen Vorwürfe macht, rechtfertigen wollen. Endlich giebt es welche, die die Freude oder die Hoffnungen ihrer wirklichen oder eingebildeten Feinde vereiteln wollen, indem sie sich nicht tödten.

A..., ein Hypochondrist im höchsten Grade, versicherte mir, dass die religiösen Ideen allein ihn am Selbstmorde verhindert hätten, wozu er während der Dauer seiner Krankheit sehr oft versucht gewesen war. Eine moralische und religiöse Erziehung, ein gebildeter Geist und ein edles Herz hatten ihn dem Leben und seinen Freunden erhalten. Aehnliche Beispiele sind nicht selten, obgleich religiöse Motive nicht immer den Arm des Selbstmörders zurückhalten.

A... hatte sich schon einmal die Kehle durchschneiden wollen, und litt an Hallucinationen des Gehörs, die ihn immer antrieben, sich das Leben zu nehmen; aber er wurde daran verhindert, weil er genöthigt war, sich von einer vermeintlichen Beschuldigung, die ihn zum ersten Mordversuche geführt hatte, zu rechtfertigen.

Ich sah Individuen, die den festen Entschluss gefasst hatten, sich zu tödten, und die davon nur durch ihr gegebenes Ehrenwort zurückgehalten wurden. Der General B. hatte einen melancholischen Character, und einer seiner Verwandten hatte sich selbst das Leben genommen. B. lebte wenig mit seinen Kameraden, machte sich wenig Bewegung, war ehrgeizig und misstrauisch, und klagte, dass man ihm nie Gerechtigkeit widerfahren liesse, obgleich er stets avancirt war. Beim Sturze Napoleons zog er sich auf sein Landgut zurück und verheirathete sich dort mit einer jungen, liebenswürdigen, ausgezeichneten Frau. In den

hundert Tagen tritt der General wider den Willen seiner Familie in den Dienst, wohnt der Schlacht von Waterloo bei, wird dann mit seinem Corps entlassen, worauf er wieder nach seinem Gute zurückkehrt, wo er sowohl von seiner Familie, als von seinen Einwohnern kalt empfangen wurde. Dieser Empfang afficirt ihn sehr, und vermehrt seine natürliche Neigung zum Misstrauen, zur Melancholie. Der General wird trauriger, schweigsamer, geht gar nicht aus, macht sich fast keine Bewegung, vernachlässigt seine Freunde, und verweigert jede Zerstreuung. Im Jahre 1815 tritt er wieder in den Dienst, aber nur so kurze Zeit, so dass die übeln Wirkungen einer sitzenden Lebensweise hierdurch nicht aufgehoben werden konnten. Während des Sommers 1816 besucht den General ein intimer Freund und wird ausgezeichnet von ihm empfangen; bald aber wird der General auf diesen eifersüchtig, und diese Eifersucht nimmt so zu, dass sie bald in Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde ausartete. Der General wurde jetzt traurig, mürrisch, reizbar, zänkisch, und misshandelte seine Frau durch seine eifersüchtige Reden. Der Freund, über diesen Zustand sehr betrübt, glaubt, dass er denselben durch seine Abreise verbessern werde; aber leider verschlimmerte auch diese den Anfall. Jetzt verlässt der General nicht mehr sein Zimmer, wird durch tausendfachen Verdacht gequält; seine Eifersucht nimmt immer zu, und kommt endlich von beleidigenden Worten zu Thätlichkeiten. Dieses Betragen erzürnt die Familie seiner Frau, die ihn nicht für krank hielt, sondern ihn eines schlechten Characters beschuldigt, und sich vornimmt, nicht wieder bei ihm zu erscheinen. Der Kranke bringt die Zeit immer einsamer zu; ist gänzlich unbeschäftigt, und endlich bricht die Eifersucht wüthend hervor. Während einer Inspectionsreise im Jahre 1816, die zwei Monate dauert, wird der Kranke von allen Qualen der Eifersucht gefoltert, und als er nach Hause zurückkehrte, schien er heiter, seinen alten Character wieder anzunehmen; aber leider waren diese Tage des Glückes von kurzer Dauer, und bald übte die Eifersucht ihre ganze Macht wieder aus. Der General sieht überall in seinem Freunde seinen Nebenbuhler; er glaubt, dass dieser mit seiner Frau im Bette liege, während er doch neben ihr liegt, springt, mit seinem Degen bewaffnet, aus dem Bette, sucht den Gegenstand seiner Eifersucht Anfangs in seinem Zimmer, später im ganzen Schlosse, und stösst Beleidigungen und Drohungen gegen seinen unsichtbaren Nebenbuhler und gegen seine verzweifelte Frau aus. Später glaubt der General, dass die Familie seiner Frau, besonders aber ihr Schwager, diese gehässigen Intriguen begünstige. Oft hört er, wenn es ganz stille ist, Stimmen, die ihn beleidigen, sich über ihn lustig machen, und da er diese bösen Feinde (denn sein Nebenbuhler hat Mit-

schuldige) nicht ergreifen kann, so schimpft der General sie aus, läuft ihnen überall wie ein Wüthender mit seinem Degen nach; kömmt er dann zu seiner Frau zurück, so bricht er gegen sie in Zorn, in Verzweiflung aus, und muss dennoch der Tugend seiner Frau Gerechtigkeit widerfahren lassen. Durch nichts kann der General überzeugt werden, dass er krank ist, dass er der Pflege bedarf, und dass seine Unruhe eine eingebildete ist. Da endlich weder seine Frau, noch er es aushalten konnte, so entschliesst sich der General, nach Paris zu kommen, was auch Mitte Juli 1817 geschah. Der Ortswechsel und die Sorgfalt, die man auf sein Meublement und seine Zimmer verwandt hatte, zerstreuen und beruhigen ihn; aber nach einigen Tagen beginnt seine alte Eifersucht von Neuem, und er hört Stimmen auf den Strassen von den Verbündeten seines Nebenbuhlers, die ihn der Feigheit anklagen. Er verfolgt seine Frau auf jeden Schritt, die nicht einmal allein in seinem Zimmer herumgehen darf; seine Augen sind stets auf sie geheftet; der geringste Blick, die geringste Bewegung, ja selbst die absoluteste Ruhe hält er für Zeichen, die an seine Feinde gerichtet sind. Wenn seine Frau weint, so glaubt er, sie wolle hierdurch bezeichnen, dass sie unglücklich ist; lacht sie, so ist dies ein Zeichen von Freundschaft für seine Feinde; hat sie eine feste Sprache, so entsteht dies dadurch, weil sie sich von seinen Feinden unterstützt glaubt. Diese Elenden sehen durch die Mauern und durch die Decke Alles, was im Zimmer gethan und gesprochen wird. Im Monate Juli durchläuft der General, mit dem Säbel in der Hand, das ganze Gasthaus, und sucht bei seinen Hausgenossen den Nebenbuhler. Man hat Mühe, ihn zurückzuhalten, da er sich auf seinen Feind stürzen will, den er auf der Strasse gesehen hat. Am folgenden Tage will er allen Vorübergehenden, und besonders den Kaufleuten, etwas anhaben, die ihn, wie er meinte, fortwährend als feigen Menschen ausschimpften. Da es der General bei seiner Eifersucht nicht mehr aushalten kann, so will er sich tödten, und erbittet sich von einem Freunde eine starke Dosis Opium. Da dieser es ihm verweigert, so droht er zu den äussersten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, wo ihm dann endlich der Freund verspricht, am Abende das Gewünschte mitzubringen, worauf der Tag ziemlich ruhig vergeht, und der General seinen letzten Willen in einem Testamente aufsetzt. Auf den Abend bringt der Freund das Gewünschte, worauf der Kranke es mit Begier verschluckt, sich schlafen legt, und ruhig seine letzte Stunde erwartet. Da er aber nach einiger Zeit gar nichts empfindet, so glaubt er, dass man ihn getäuscht habe, wirft dem Freunde seine Schwäche vor, klagt ihn an, ihn mit Schande bedeckt, ihn verachtet zu haben, da er ihn nicht einmal zum Sterben fähig hielt, und wird hierauf wüthend. Jetzt wird er am 1sten

August 1817 meiner Behandlung übergeben, in eine Parterrestube gebracht, wo er ohne Licht von 7—11 Uhr Abends bleibt. Um diese Zeit begebe ich mich zu dem Kranken. Seine Verzweiflung drückt sich in allen Zügen aus, sein Gesicht ist leichenblass, seine Augen sind injicirt, seine Haut ist brennend, sein Puls sehr frequent. Ich suche dem Kranken die Ueberzeugung beizubringen, dass ich ein Arzt sei, da er mich durchaus für einen Maler hält, der zu ihm geführt ist, um ihn zu portraitiren, und um sein Bild gleich dem eines Verbrechers unter das Publikum zu bringen. Nachdem ich mich eine Stunde lang mit ihm unterhalten, bleibe ich eine Zeitlang ganz ruhig stehen und sehe den Kranken ganz starr an. Nach einigen Augenblicken sage ich: «General, Sie wollen sich tödten, und wollen in Ermangelung eines andern Mittels ihre Halsbinde behalten. Sie werden sich nicht tödten! Ich werde sie heilen, und werde Sie dem Glücke und ihrer Familie wiedergeben.» ««Dem Glücke?»» rief er aus; ««es giebt kein Glück mehr für mich!»» Verzeihen Sie mir, General; ich werde Sie dem Glücke wiedergeben, aber will erst sicher sein, dass Sie nicht ihr Leben verkürzen wollen. Es werden entweder vier Bediente in Ihrem Zimmer bleiben, und Sie bewachen, oder Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, dass Sie keinen Versuch machen wollen, sich zu tödten. Wählen Sie jetzt; ich ziehe Ihr Ehrenwort vor. «Ich gebe es Ihnen,» sagte er mit schwacher Stimme. Nein, sagte ich, ich muss es frei, militärisch ausgesprochen hören, worauf er nach einer Zögerung von einigen Minuten erwiederte: «Nun, mein Herr, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Militair.» Hierauf ging ich fort, und liess dem Kranken seine Halsbinde. Am andern Morgen gehe ich zum Kranken, wünsche ihm Glück, seinem grässlichen Plane widerstanden zu haben, ermuthige ihn, und bemühe mich, sein Zutrauen zu gewinnen. Im Verlauf unserer Unterhaltung sagte mir der Kranke, dass er mehr als zwanzigmal seine Halsbinde genommen habe, um sich zu erwürgen, aber sein Ehrenwort ihn davon zurückgehalten habe. *) Ich verordne Blutegel am After und Fussbäder mit Senf. Am 3ten August: Der Kranke ist traurig, hat noch dieselben Ideen, und auch die von Feinden verfolgt zu sein. Meine Tröstungen lassen ein wenig Hoffnung in seinem Herzen aufkommen, und er sagt mir, wie alt seine Krankheit sei, und dass er sie dem sitzenden Leben zuschreibe. — Am 4ten August: Merkliche Besserung; obgleich der

*) Diese Beobachtung wurde durch Dr. Anceaume, dem ich sie erzählt, in seiner Abhandlung über die Melancholie Paris 1818 mitgetheilt.

Kranke noch traurig und unruhig ist, so hat er doch die Idee, sich selbst das Leben zu nehmen, verloren. Sein Appetit ist gut, sein Schlaf ruhig. — Am 5ten August: Er willigt ein, im Garten spazieren zu gehen, und wird hier durch die Natur sehr angenehm berührt. Spreche ich von seiner Frau, so benetzen sich seine Augen mit Thränen, die er verbirgt. — Am achten Tage schlage ich ihm vor, da das Wetter ausgezeichnet war, nach St. Cloud zu gehen, um dort zu frühstücken. Auf dem Wege spricht der Kranke wenig, aber er scheint zu einem neuen Leben zu erwachen. Jedoch verfinstert sich von Zeit zu Zeit sein Gesicht, und er glaubt mitten im Parke von St. Cloud seine Feinde zu hören, steht plötzlich still und fragt mich: «Hören Sie diese Elenden?» Nein, sage ich. «Da sie sich nicht zu zeigen wagen, so stossen sie ihre Beleidigungen hinter den Bäumen aus.» Diese Illusion wurde durch das Säuseln des Windes in den Blättern hervorgebracht. Ich unterhalte mich jetzt lebhaft mit ihm, und habe in wenigen Augenblicken diese traurige Illusion zerstört. Die übrige Zeit des Tages verhielt sich der Kranke ausgezeichnet gut, und als er nach Hause zurückkehrte, wurde er in einem Zimmer empfangen, das für seinen jetzigen Gesundheitszustand mehr passte, welches auf den Kranken eine ausgezeichnete Wirkung hervorbrachte. Am andern Morgen ist der General heiter, beschäftigt sich mit verschiedenen Spielen, und hört nicht mehr die lästigen Stimmen.

Am 19ten August: Der General erhält den Besuch seines Vaters, den er nicht erwartete, und der ihn für geheilt hält, ihn mit sich nimmt, damit er im Gasthause schlafe, wo seine Frau angekommen war. Nichts schien an der Heilung zu fehlen, und der Kranke glaubte sich glücklich; aber gleich am andern Morgen ist er minder heiter, seine Eifersucht erwacht, die Hallucinationen treten wieder hervor, und der Kranke glaubt seinen Nebenbuhler auf der Strasse zu sehen, und provocirt ihn. Indess erschienen die Ideen, sich selbst das Leben zu nehmen, nicht mehr wieder, und der Kranke behandelt seinen Vater und seine Frau ausgezeichnet gut, bedauerte aber, nicht mehr bei mir zu sein. Bei meinem Besuche sage ich ihm, dass es nicht gut sein würde, sich von seiner Familie zu entfernen, und versichere ihm, dass er nur der Zerstreuung bedürfe, um dieses Ueberbleibsel der Melancholie, das ihn noch beunruhigt, zu zerstören. In den ersten Tagen des Septembers schlage ich ihm vor, eine Reise mit mir nach Belgien zu machen, was er auch mit Freude annimmt. Aber durch die Schwierigkeiten, die er hat, einen Pass zu erhalten, glaubt er, dass seine Feinde sich der Reise widersetzen, und glaubt, sobald er ihn erhalten hat, den Sieg über seine vermeintlichen Feinde errungen zu haben. Da am Abende vor der Reise noch kein

Wagen genommen war, so glaubt er, dass seine Feinde ihm auch hierin neue Hindernisse in den Weg legen würden. Am 15ten Septbr. beginnen wir unsere Reise; der Kranke ist vollkommen glücklich, aber er hält Leute, die auf der dritten Station unserem Wagen vorüberfahren, für Agenten seiner Feinde, worauf er traurig wird. Am andern Morgen will er einen seiner Freunde, der nahe bei dem Städtchen, wo wir übernachtet hatten, wohnt, besuchen. Am andern Morgen schreibt er mir, dass er endlich hier bei seinem Freunde das Glück gefunden habe; dass er hier einige Zeit verweilen werde, und bittet mich, alle mögliche Vorsicht anzuwenden, dass seine Rückkehr verheimlicht werde. Drei Wochen lang befindet sich der General ausgezeichnet wohl, glaubt sich von seinem Nebenbuhler und von seinen Feinden befreiet, und schreibt seiner Frau und seinen Eltern zärtliche und zufriedenstellende Briefe. Nach dieser Zeit glaubt er sich an dem Orte, wo er sich befindet, nicht mehr in Sicherheit, misstrauet seinem Freunde, seiner Frau und seinem Bedienten, und verschanzt sich jede Nacht in seinem Zimmer. Endlich verlässt er ganz heimlich das Haus, kehrt nach Paris zurück, und sucht mich am 21sten October auf. Da ich noch abwesend war, so glaubt der Kranke, dass man ihn täuscht, gewinnt aber endlich einige Hoffnung, da er mich nach einigen Tagen wiedersieht, und willigt ein, sich von seiner Familie zu trennen. Ich lasse häufig Blutegel am After appliciren, und die Kopfschmerzen und melancholischen Ideen werden nach und nach durch häufiges Nasenbluten entfernt. Nach einem Monate besucht ihn sein Schwager, den er immer für einen seiner heftigsten Feinde angesehen hatte, und wird von ihm freundschaftlich und selbst zutraulich empfangen. Jedoch steigt nach dreien Wochen, während welcher Zeit der Schwager bei ihm blieb, das Misstrauen wieder in seiner Seele auf, und mit demselben entstehen die Hallucinationen von Neuem. Der General empfängt den Besuch seiner Frau und seiner Eltern, scheint während der ersten Tage zufrieden, ruhig und glücklich zu sein, verfällt später aber wieder in seine eingebildete Furcht, und geht dann mit seiner Familie, die er Anfangs gut, später mit Misstrauen behandelt, nach Paris zurück. Zu mir hatte er immer viel Zutrauen und Freundschaft, sieht mich mit Vergnügen, hört meine Rathschläge ruhig mit an, und führt sie auch aus. Nachdem diese drei Monate vergangen waren, kehrt der General auf sein Landgut zurück, will dort mehrfache Verschönerungen vornehmen, und selbst arbeiten. Bei seiner Ankunft befindet er sich wohl, aber er wird bald wieder misstrauisch, und seine Frau ist nach einigen Monaten genöthigt, ihren Mann zu verlassen und zu ihrer Familie zu gehen. Mehrere Jahre verflossen, und es war nicht möglich, dass die Frau wieder

zu ihrem Manne zurückkehren konnte, und Nichts war im Stande, über seine Eifersucht zu siegen. *)

Die, welche sich zu tödten versuchen, erreichen nicht immer ihren Zweck. Von hundert Individuen, die Versuche machen, gelingt es nicht der Hälfte. Die, welche ihrer eigenen Wuth entgangen sind, zeigen ganz verschiedene intellectuelle und moralische Neigungen. Bald schwimmen die, welche sich in den Fluss gestürzt haben, um das Ufer wieder zu gewinnen; rufen um Hülfe, oder strengen sich an, nachdem sie sich in eine Pfütze geworfen haben, um wieder herauszukommen, und geben alle mögliche Mittel an, die man anwenden soll, um ihnen zu helfen. Sie wünschen sich Glück, dass ihr Plan nicht gelungen, stellen die Beweggründe zu ihrem Selbstmorde dar, und zeigen zum ersten Male die Störungen in ihren Ideen. Sie schämen sich, drücken ihr Bedauern aus, sich so haben fortreissen zu lassen, und sind oft von der physischen und psychischen Erschütterung, die sie erlitten haben, geheilt. Oft verfolgen sie aber auch ihren Plan mit neuer Wuth, bedauern ihre Ungeschicklichkeit, und stossen die Sorgfalt, die man bei ihnen anwenden will, zurück. Es stürzt sich Jemand in die Seine, die Schiffsleute ziehen ihn an den Füssen heraus, und er strengt sich heftig an, wieder ins Wasser zu tauchen. — Eine Frau hatte sich in einen Brunnen gestürzt, und stürzte sich dreimal wieder hinunter, als man sie bald herausgezogen hatte, so dass man sie endlich binden musste, um sie herauszuholen. Viele dieser Unglücklichen reissen den Verband von ihren Wunden ab, vergrössern diese noch mit dem Finger, oder bedienen sich der Verband- oder Kleidungsstücke, um sich zu erwürgen. Ich sah einige Speisen und Getränke, die man ihnen reichte, im Munde zurückbehalten, um sich zu ersticken. Alle diese Unglücklichen sind für physische Schmerzen unempfindlich; ihre ganze Sensibilität scheint vernichtet zu sein, und nichts vermag sie von ihrem traurigen Entschlusse abzuziehen. In allen diesen Fällen hat die Krankheit ihre höchste Intensität erreicht, und die Kranken erfordern die grösse Wachsamkeit. So scheint also bei Einigen der Versuch sich zu tödten, eine Remission oder völlige Beseitigung der Krankheit, bei Andern eine Verschlimmerung derselben zu bewirken.

Der Selbstmord ist also, wie alle Krankheiten, deren Symptom er ist, acut oder chronisch, anhaltend oder intermittirend.

*) Diese Beobachtung und mehrere andere aus diesem Kapitel wurden im Jahre 1820 im *Journal complément. des Sciences médicales* durch einen meiner Schüler mitgetheilt. Da sich hierbei aber mehrfache Irrthümer eingeschlichen haben, so theile ich sie hier so mit, wie sie sich wirklich begeben haben.

Alibert behandelte eine Dame, die während der Verdauung den Wunsch, sich zu vernichten, nicht unterdrücken konnte. Mehrmals überraschte man sie nach Tische, als sie sich schon einen Strick um den Hals gelegt hatte, und man musste sie daher zu diesen Zeiten sehr genau bewachen. — Ich behandelte mehrere Frauen, die während ihrer Schwangerschaft von demselben Wunsche gequält waren. Häufig findet man Frauen, die während ihrer Periode den Wunsch haben, sich das Leben zu nehmen, ja selbst es versuchen, und die gar nicht mehr daran denken, sobald die Periode zu fliessen aufgehört hat.

A..., von schlankem Wuchse, starker Constitution, bewohnte seit einiger Zeit die Antillen, und kommt nach Frankreich zurück; nachdem er das gelbe Fieber gehabt und von diesem noch rheumatische Schmerzen übrig behalten hatte, die während des Winters heftiger wurden. In seinem 36sten Jahre frühstückt er mit seiner Familie, trinkt eine Tasse Chokolade, die seine Frau ihm anbietet, und hat kurze Zeit darauf Schmerzen im Unterleibe. Sogleich kommt diesem Unglücklichen die Idee bei, dass die Familie seiner Frau ihn umbringen wolle, und dass seine Frau gezwungen war, ihm vergiftete Chokolade anzubieten. Hierüber in Verzweiflung, schneidet er sich mit einem Rasirmesser in den Hals, und wird hierdurch stimmlos. Im folgenden Jahre empfindet er im Monate Februar dieselben Schmerzen, und es kehren dieselben Ideen wieder. Er versucht seine Frau zu erwürgen, und giebt sich mehrere Messerstiche in die linke Schläfe und in die Stirn. Dieselben Mordversuche erneuern sich in den beiden folgenden Jahren wieder; seit mehreren Jahren aber haben sich die Störungen auf eine grössere Anzahl von Ideen erstreckt, und seine Neigung zum Morde und Selbstmorde hat aufgehört.

Ein junger Mann, 25 Jahr alt, der sehr nervös war, wird seit dreien Jahren beim herannahenden Winter immer sehr aufgeregt. Er ist dann sehr thätig, stets in Bewegung, spricht viel, glaubt, dass er sehr ausgezeichnet sei, macht tausendfache Projecte, verschwendet viel Geld, und wird durch das Geringste zornig. Er hört nicht mehr auf das Zureden seiner Eltern, und verkennt sogar die Stimme seines Vaters. Sobald der Frühling herankömmt, wird der junge Mann ruhiger, minder geschwätzig, minder reizbar, und nach dem Verhältnisse, als es wärmer wird, scheinen ihn seine physischen und intellectuellen Kräfte gänzlich zu verlassen. Er wird unthätig, apathisch, macht sich Vorwürfe über die Excesse, die er während seiner Aufregung begangen, wird dann melancholisch, hat den Wunsch, sich zu tödten, und macht endlich Versuche, sich das Leben zu nehmen.

Eine Dame von 48 Jahren, verdriesslich, dass sie in der Welt keine ihrer Eitelkeit angemessene Rolle mehr spielen konnte, wurde

melancholisch, und litt an Hallucinationen des Geruchs. Sie glaubte den Geruch der Wagenschmiere zu riechen, obgleich keine in ihrer Nähe war (*Cambouis*), und sobald sie dieser Geruch plagte, wurde sie traurig und bekam Neigung zum Selbstmorde. Der Paroxysmus fand gewöhnlich am Abende statt, und die Kranke war während des ganzen Tages sehr ruhig und heiter. — Frau v. B. hatte mehrere Male Versuche, sich das Leben zu nehmen gemacht, und war hierzu immer durch Hallucinationen des Gesichts und religiöse Spuke veranlasst worden. Bald glaubte sie einen blutigen Kopf zu sehen, der abgeschnitten und mit schwarzem Flor bedeckt war. Ein anderes Mal sah sie wieder ein ganzes Skelett im Sarge liegen, und sah hierbei eine Procession. Diese Bilder befanden sich auf der linken Schläfe über dem Auge, verfolgten sie überall, und liessen ihr Tag und Nacht keine Ruhe. Der Anfall dauerte immer einen bis drei Monate, und die Kranke wollte dann immer Opium nehmen, indem sie hierdurch ohne Schmerzen zu sterben hoffte. Im 68sten Jahre nahm sie eine starke Dosis Opium, und hatte mehrere Stunden vor ihrem Tode die heftigsten Schmerzen. — Frau v. B. hatte eine Cousine, die seit einiger Zeit traurig, mürrisch war, und bei der sich oft die Neigung zum Selbstmorde gezeigt hatte. Man räth ihr eine Reise an, worin sie auch einwilligt, und Vorbereitungen macht, die sie zu zerstreuen scheinen. Die Pferde sind schon angespannt, und sie will sich so eben mit ihrem Sohne in den Wagen setzen, kehrt aber nochmals zu ihrem Zimmer zurück, da sie vorgiebt, etwas vergessen zu haben. Da sie lange Zeit ausbleibt, läuft der Sohn der Mutter nach, und findet sie vergiftet auf dem Boden liegen. Der Sohn selbst verfiel in Monomanie, wurde geheilt und erschoss sich zwölf Jahre nachher aus Verzweiflung über den Sturz Napoleons.

R. v. B., 69 Jahr alt, war von einer sehr zornigen Mutter geboren, rhachitisch gewesen und immer sehr reizbar geblieben. Im 34sten Jahre sprang sie nach einer Gemüthsbewegung in die Seine. Im 36sten Jahre starb ihr Mann während des zweiten Monats ihrer Schwangerschaft, und sie hatte wieder Neigung zum Selbstmorde, die erst nach der Entbindung nachliess. Im 37sten Jahre erfolgte nach gehabtem Verdrusse und nach der Unterdrükkung der Periode ein neuer Anfall, der erst nach der Rückkehr der Regeln wich. Im 41sten Jahre kam ein vierter Anfall, der durch die Revolution und die Sorge für ihre Kinder hervorgerufen wurde. Im 48sten Jahre entstand ohne bekannte Veranlassung ein neuer Anfall. Im 54sten Jahre blieben ihre Regeln nach starken Blutflüssen fort. Im 61sten Jahre kam nach kleinen Verdriesslichkeiten ein sechster, aber leichter Anfall, der im 63sten Jahre durch Widerwärtigkeiten wieder hervorgerufen wurde, meh-

rere Monate anhielt, und sehr heftig war. Seit dieser Zeit stellten sich häufig Kopfschmerzen ein. Im 64sten, so wie in den folgenden Jahren zeigte sich jedesmal ein neuer Anfall.

Seit dem ersten Anfalle zeigen sich jährlich während der grossen Hitze leichte Spuren von Traurigkeit und grosse Lust sich das Leben zu nehmen, was aber Alles durch Fussbäder und Zerstreuung besiegt wurde. Die Anfälle waren, was Intensität und Dauer anbetrifft, sehr verschieden; sie kündigten sich durch Schlaflosigkeit und eine nach dem Kopfe aufsteigende Hitze an, wobei das Gesicht sehr geröthet und ihre Reizbarkeit sehr erhöht wurde. In diesem Zustande bewirkte nun die kleinste Verdriesslichkeit den Ausbruch des Deliriums. Dann zeigte die Kranke im Anfange einige Fiebersymptome; sie erkannte zwar Jeden, sprach aber unaufhörlich, schimpfte, schwatzte oft die obscönsten Dinge, suchte alle mögliche Mittel hervor, und machte selbst die heftigsten Anstrengungen, um sich zu entleiben, und schien dann wirklich wüthend. Obgleich sie viel ass, so magerte sie dennoch ab; sie war hartnäckig verstopft, und nach jeder solchen Aufregung waren ihre Glieder wie zerschlagen. Sie war dann niedergedrückt, rührte sich nicht von der Stelle, sprach manchmal für sich und mit leiser Stimme, hatte Schmerzen im Magen, nahm dann später wieder an Körperumfang zu, bekam Schlaf und mit diesem ihre Kräfte wieder, obgleich sie nur wenig ass. In den Zwischenräumen war sie sehr verständig, urtheilte richtig über ihren Zustand, erinnerte sich dessen, was sie gethan, und war darüber sehr beschämt und bekümmert. Dann fühlte sie das Bedürfniss, sich zu bewegen und sich zu beschäftigen. Seit ihrem 64sten Jahre wurden die Zwischenräume viel kürzer, währten höchstens zwei Monate, dagegen dauerte aber die zurückbleibende Abspannung viel länger. Die Tochter dieser Frau hatte mehrere Anfälle von Manie; ihr Enkel im 14ten Jahre den ersten Anfall von Manie mit Neigung zum Selbstmorde, und starb im 21sten Jahre melancholisch und schwindsüchtig.

§. 4.

Pathologische Veränderungen, die man bei Selbstmördern gefunden hat.

Alles bisher Gesagte und die Thatsachen beweisen, dass der Selbstmord alle Zeichen der Geisteskrankheit an sich trägt, von der er auch wirklich nur ein Symptom ist, und dass man für ihn keinen bestimmten Sitz suchen darf, weil man ihn unter den verschiedenartigsten Umständen findet, weil er symptomatisch oder secundär, sowohl bei dem acuten fieberhaften Delirium, als auch bei dem chronischen gefunden wird. Und übrigens haben die

bis jetzt gemachten Leichenöffnungen bei Selbstmördern kein grosses Licht über diesen Gegenstand verbreitet.

Gall glaubte, dass die Schädel der Selbstmörder dick, dicht und fest wären. Ich besitze in meiner Schädelsammlung viele, die diese Ansicht widerlegen. Unter mehreren Schädeln von Selbstmördern suchte ich ein gewisses Mittel in Beziehung der Verhältnisse ihrer Durchmesser zu erhalten, kam aber auch zu keinem Resultate. Ich besitze Schädel von Selbstmördern, deren Durchmesser von vorn nach hinten sehr gross ist, während der von einigen andern wieder mit dem Querdurchmesser ganz gleich ist, so, dass die erstern länglich, die letztern hingegen fast rund sind. Ich werde vielleicht in spätern Jahren die Zeichnungen dieser Schädel und meine Forschungen darüber mittheilen.

Home sah die Gefässe der Dura mater sehr erweitert. Ich habe diese Erweiterung auch gefunden, aber sie ist weder constant, noch bloss den Individuen eigen, die sich selbst das Leben genommen haben.

Fréteau erzählt zwei Fälle von Selbstmord, die er der Stokkung eines dicken und schmierigen Blutes im Innern der Hirnschale zuschrieb.

Recamier fand bei einem Manne, der den vierten Tag nach einer Selbstvergiftung gestorben war, an dem vordern Theile der linken Hemisphäre des Gehirns eine Verknöcherung der Dura mater, die kreisförmig war, und einen Zoll im Durchmesser hatte. Hierbei war die Arachnoidea undurchsichtig, verdickt. Indess findet man diese Veränderungen auch bei Individuen, die nicht durch Selbstmord gestorben.

Loder fand das Corpus callosum sehr weich. Gall versichert, dass es stets desorganisirt sei.

Man liest in Hufeland's Journal 1812—1813, dass man über dem rechten Ventrikel des Gehirns bei einem Selbstmörder einen Knochen von der Länge eines Zolles und drei Linien Breite gefunden habe.

Cabanis hat behauptet, dass das Gehirn der Geisteskranken und der Selbstmörder mehr Phosphor enthielte, als das der übrigen Menschen.

Desgenettes und Callière sprechen von einer Militairperson, die sich hartnäckig zu essen weigerte und starb, nachdem sie mehrere Monate lang abwechselnd gehungert hatte. Bei der Oeffnung des Leichnams fanden sie das Gehirn consistent, aber gar nicht injicirt, das kleine Gehirn war gesund, das Colon transversum hatte eine perpendikuläre Richtung und die Gallenblase enthielt schwarze, dicke und zähe Galle. Diese Verschiebung des Colon transversum findet man häufig bei den Melancholischen; ich habe weiter oben schon mehrere Beispiele davon aufgeführt,

und habe sie auch häufig bei den Geisteskranken beobachtet, die Neigung zum Selbstmorde hatten.

Fourcroy und andere Aerzte glauben, dass man gewöhnlich Concretionen in der Gallenblase findet, diese Veränderung ist aber selten. Eben so ist es mit den organischen Verletzungen der Leber, welche die Schriftsteller häufig für die Ursache der Geisteskrankheit und des Selbstmordes angesehen haben. Fodéré erzählt folgende Thatsache: «Die Nichte eines Geistlichen, dessen Arzt ich war, wurde eine alte Jungfer. Sie wurde so lebensüberdrüssig, dass sie mehrere Male den Entschluss fasste, sich zu tödten, und verschiedene stark wirkende Arzneimittel, z. B. Brechweinstein u. s. w. nahm; jedoch gelang es, die traurigen Wirkungen dieser Mittel zu verhindern. Das Uebel hatte aber schon Wurzel gefasst; es bildete sich Anasarca an den untern Extremitäten, wobei die Neigung zum Selbstmorde aufhörte, und die Vernunft war nach und nach zurückgekehrt. Ich wurde bei diesen Umständen consultirt, und finde, fährt dieser gelehrte Professor fort, die Leber schmerzhaft von einer scirrhösen Härte, und dem Eiterungsfieber und den andern Symptomen nach konnte ich nicht daran zweifeln, dass an diesem Eingeweide oder in dessen Nähe ein oder mehrere Eiterungsheerde sich gebildet hätten.»

Osiander sieht die Verletzungen des Herzens, die Entzündungen der Unterleibseingeweide als die Ursache des Selbstmordes an. Alberts in Göttingen glaubt, dass Störungen des Herzens häufig bei den Selbstmördern sind. Corvisart war derselben Meinung. Sie erhält noch weit mehr Gewicht, wenn man erwägt, dass die Palpitation frequenter ist, und wenn man die Leichenöffnungen der Selbstmörder mit den Symptomen vergleicht, über die sie sich vor den Versuchen ihr Leben zu enden, beklagt haben.

Zuweilen findet man weiter keine andere Störung, als die, welche die Wirkung der Versuche zum Selbstmorde sind. Joseph Frank öffnete einen Leichnam, in dem er gar keine, wenigstens durch die Sinne wahrnehmbare Veränderung fand. Ich habe einige Leichname von Selbstmördern secirt, ohne dass ich darin irgend eine primitive Verletzung gefunden hätte.

Da die Leichenöffnungen, die ich gemacht oder die unter meinen Augen gemacht worden sind, mir nichts Constantes gezeigt haben, so werde ich mich begnügen, eine kleine Anzahl davon aufzuführen.

M... war von einem Vater geboren, der sehr heftig war; drei seiner Brüder hatten sich selbst getödtet, ein vierter hatte mehrere Anfälle von Manie gehabt, und eine in Manie verfallene Schwester hatte mehrere Versuche gemacht, sich das Leben zu nehmen. Er war ungefähr 30 Jahr alt, von mittlerer Statur, hatte blonde Haare, blaue Augen, war mittelmässig korpulent, und sehr reiz-

bar. Er widmete einem Bruder, der mehrere Male versucht hatte, sich zu entleiben, die zärtlichste Sorgfalt. Dieser geht auf den Boden, und der junge Mann folgt ihm, und in dem Augenblicke, wo er ihn beinahe erreicht, stürzt sich der Kranke herab, indem er schreit: Ahme mir nach! M., entsetzlich betrübt, glaubt, dass er Schuld an dem Selbstmorde seines Bruders sei, und klagt sich an, dass er nicht wachsam genug gewesen sei. Bald überzeugt er sich, dass seine Familie Rechenschaft über diesen Selbstmord von ihm fordern werde, und diese Idee bringt ihn in Verzweiflung, so dass er sich auch entleiben will. Einen Monat später macht er mehrere Versuche, und wird meiner Behandlung anvertraut. Es gelingt mir sogleich, ihn wieder zu beruhigen. Kaum waren 14 Tage vorüber, so fordere ich einen seiner Brüder, der Doctor der Medizin war, auf, mit ihm zu reisen, und die beiden Brüder machen sich auf den Weg. Am dritten Tage beginnt die Unruhe von Neuem, dieselben Triebe erwachen wieder; der Kranke macht mehrfache Versuche sich das Leben zu nehmen, und wird wieder zu mir zurück geführt. Durch unendliche Sorgfalt komme ich dahin, ihn von seinen Entschlüssen abzubringen, aber er blieb traurig, mürrisch, unruhig. Für einzelne Augenblicke ist er noch beängstigt, und er bringt zu verschiedenen Zeiten mehrere Tage ohne zu essen zu. Der Anblick seines Bruders vermehrt seinen Schmerz, da, wie er sagte, sein Bruder ihm nicht verzeihen könne. Auch sieht er seine übrigen Verwandten nur mit grossen Schrecken. Nach acht Monaten scheint es besser mit ihm zu gehen, die Hoffnung erwacht in seinem Herzen, er spricht, macht sich Bewegung, und bildet mit seinem Bruder Pläne für die Zukunft. So vergingen zwei Monate, als plötzlich ohne bekannten Beweggrund M. gar keine Speisen zu sich nehmen will, und 21 Tage zubringt, ohne Etwas zu essen. Endlich am 12ten Tage verlässt er nicht mehr sein Bett, ist sehr mager, alle Secretionen haben aufgehört, und der Kranke ist ausserordentlich schwach. Man hört ihn oft die Worte wiederholen: «Welche Mühe kostet es doch, um zu sterben.» Am 19ten Tage verlangt der Kranke zu essen, aber er hat die grösste Mühe, einige Löffel voll herunter zu schlucken. Allmälig nehmen die Kräfte immer mehr und mehr ab, und der Kranke starb am 28sten Tage. Bei der Section fand ich das Gehirn hart, wie mit violett gefärbtem Wachse injicirt, die Sinus des Gehirns waren atrophisch, und das Colon transversum hatte eine fast perpendikuläre Richtung.

F..., 33 Jahr alt, wurde am 10ten Juni wüthend in die Salpetrière gebracht, und am 13ten um 4 Uhr Morgens erdrosselt gefunden. Sie hatte sich das Betttuch um den Hals geschlungen,

die Enden an den obern Theil des Fussgestelles befestigt, und war nun unter die Bettstelle gerutscht, und hatte sich so durch eigene Anstrengung erdrosselt. Am Abende vorher war sie noch spazieren gegangen, und man konnte nicht die geringste Unruhe in der Kranken wahrnehmen. Am folgenden Tage als am 14ten die Section.

Das Gesicht war violett; Ecchymosen am vordern Theile und zur Seite des Halses verriethen die Spuren des Druckes. Der Unterleib war stark und aufgetrieben.

Die Bedeckungen an der Hirnschale waren sehr injicirt, die Hirnschale war an der rechten Seite sehr eingedrückt, der sinus der dura mater mit Blut, so wie die Gefässe der Arachnoidea, der pia mater, und des plexus choroideus überfüllt. Die Gehirnhölen waren am Umfange sehr klein, die Zirbeldrüse enthielt kleine Concremente, und die glandula pituitaria in ihrem Innern ein röthliches Serum. Die Lungen, die etwas mit Blut angefüllt waren, hingen leicht mit dem Rippenfelle zusammen.

Es sei mir erlaubt, hier an das traurige Ende eines jungen 25 jährigen Arztes zu erinnern, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Dieser junge Mann studirte besonders die Geisteskrankheiten, und hatte so eben ein Werk über die Melancholie publicirt *). Er wurde sehr durch einige unbedeutende Recensionen, mehr aber noch durch das wenige Aufsehen, welches seine Freunde von dem Buche machten, afficirt. Unwillig, oder vielleicht unzufrieden mit der Welt, die so ungerecht gegen ihn war, fing er an das Leben zu hassen; aber er fühlte diesen Zustand, und brachte deshalb einige Zeit auf dem Lande zu. Bei seiner Rückkehr verschluckte er 18 Gran Opium und wurde kaum hierdurch im Geringsten afficirt, und sprach davon, als von einer sehr gleichgültigen Sache. Plötzlich verschwand er aus Paris, und bald erfuhr ich, dass dieser unglückliche junge Mann sich in einem Gasthofe erwürgt hatte.

Fräulein A..., 33 Jahr alt, hatte nach häuslichem Verdrusse mehrere Versuche zum Selbstmorde gemacht, und wurde nach einem Hospitale geschickt. Sie war von schlankem Wuchse, sehr mager, und von sanftem Charakter. Da sie auch hier noch einige Versuche sich zu erwürgen gemacht hatte, die aber sämmtlich missglückt waren, so wollte sie versuchen, eines Hungertodes zu sterben. Nach zweien Monaten schien sie viel ruhiger, verschluckte doch im Monate August einen Fingerhut, ein Geldstück und Nähnadeln, und sagte oft, man solle sie nur nach Hause zu-

*) *Recherches medico-philosophiques sur la mélancolie* von Luce-Roubeau Paris 1817.

rückkehren lassen. Ausserdem sprach sie nicht irre, aber sie war traurig, suchte die Einsamkeit, ging langsam umher und sprach niemals. Nie konnte man sie zur Arbeit bringen, und sie weinte oft, schlief wenig, und litt an hartnäckiger Verstopfung.

Am 8ten Septbr. schlüpfte sie, ohne dass man es im Geringsten vermuthen konnte, dass sie jetzt ihren Entschluss ausführen würde, durch ein Loch in einen seit langer Zeit leeren Schlafsaal, und erhing sich da an einer sehr dünnen Schnur, die sie an einen vorgefundenen Nagel befestigte. Man fand sie da, den Rücken gegen die Mauer gekehrt, das Gesicht schwarzblau ohne Schaum, die Arme am Stamme herunterhängend; die Hände und die Füsse waren violett. Bei der Section fanden wir, dass der Druck der Schnur schrägrund um den Hals und gegen die Ohren zu ging, ohne Ecchymosen gemacht zu haben. Die Haut war braun, schlaff, trocken. Unter dem zusammengedrückten Zellgewebe war ein weisser glänzender Streifen von der Breite einer Linie, ohne irgend eine Blutergiessung weder oberhalb noch unterhalb der Zusammenschnürung.

Die Stirnnaht war sehr nach hinten gedrückt, und die Seiten-Wandbein-Hügel sehr hervorstehend. Im Gehirne fand man eben so wenig, als in dessen Häuten, die ein wenig von Blut angefüllt waren, irgend eine Veränderung. Die rechte Lunge war in ihrem hintern und untern Theile mit Blut überfüllt. Die Leber voluminös und röthlich, und das colon transversum war gegen die Schaamgegend gerichtet. Der Dickdarm war durch Luft ausgedehnt, und man fand keinen, der vor zweien Monaten verschluckten Körper wieder.

L., 33 Jahr alt, war mager, hatte ein phlegmatisch-sanguinisches Temperament, war immer gesund und vollkommen ruhig gewesen; sie hatte in ihrer Jugend an keiner schweren Krankheit gelitten, zu 13½ Jahren ihre Regeln bekommen, und stammt von vollkommen gesunden Eltern ab.

Im Jahre 1814, erschreckt durch die Gefahren der Belagerung, womit Paris bedroht wird, und mehr noch durch die Gegenwart des Feindes, empfindet C. eine solche Unruhe, dass sie plötzlich halbseitig gelähmt wird, und dieser Paralyse war, wie ihre Eltern erzählen, kein Symptom eines Schlagflusses vorhergegangen. C. kommt ins Hospital St. Louis, wo sie nach einiger Zeit beinahe geheilt entlassen wird, aber ihr Charakter ist, wie ihre Freunde bemerken, ganz verändert; an die Stelle der gewöhnlichen Heiterkeit ist tiefe Traurigkeit getreten. C. gefällt sich nicht mehr in der Gesellschaft, die sie früher aufsuchte, und will allein sein; sie hustet, speiet viel, ohne einen örtlichen Schmerz anzugeben. Plötzlich bricht sie ihr gewohntes Schweigen, sie geht von der Traurigkeit und Träumerei zu grosser Aufregung

über, wird von Gewissensbissen über Verbrechen, die sie begangen zu haben glaubt, gequält, und sucht alle Mittel auf, um ihrem Leben ein Ende zu machen, indem sie sagt, der Himmel selbst habe Entsetzen vor ihr. In diesem Zustande wird sie nach der Salpetrière gebracht, und ich lasse sie in die Krankenstube bringen. C. geht an Krücken, ist traurig, und spricht oft davon sich das Leben zu nehmen. Acht Tage darauf wirft sie ihre Krücken weg, geht schnell durch den Saal an ein Fenster des zweiten sehr hohen Stockwerks, und stürzt sich nach einigem Zaudern herab.

C. ist auf die rechte Seite gefallen; diese ganze Seite ist schrecklich durch den Fall verstümmelt, jedoch klagt sie über keinen Schmerz. Der Fall hat ihre Aufregung noch mehr vermehrt, und sie sieht in ihrer Umgebung nur Henker, die sie zum Richtplatze abführen wollen. So oft man sich ihr nähert, ist sie erschreckt, und bittet flehentlich, sie nur nicht zur Guillotine zu führen. Dieser grässliche Zustand dauerte fast noch zwei Tage, wo sie denn als ein Opfer der fürchterlichsten Schrecken starb.

Die Section wurde von Amusat, damaligem Zöglinge der Anstalt, gemacht. Man fand im Gehirne, in seinen Membranen und im Rückenmarke keine merkliche Verletzung; mehrere Rippen der rechten Seite waren gebrochen, die linke Lunge war gesund, die rechte ihrer ganzen Dicke nach von einem mit Hydatiden gefüllten Sacke eingeschlossen, lag über einem ähnlichen Sacke, mit dem sie in Gemeinschaft stand, und der fast die ganze mit dem Zwergfelle verwachsene Leber einnahm. Die Oeffnung der Verbindung zwischen der Leber und Lunge war sehr weit. Bonnet hat einen ähnlichen Fall beschrieben.

M. litt in Folge von Onanie an Monomanie mit Verwirrtheit. Man fand ihn an seinem Bette erhängt, und war um so mehr erstaunt, da nichts diesen Ausgang hatte vermuthen lassen, und da auch vorher gar keine Neigung zum Selbstmorde bemerkt worden war. Er hatte von einer Binde, die eine Fontanelle hielt, eine Schlinge von 2 Fuss im Umfange gemacht, die an dem Bette befestigt, war mit dem Kopfe durch die Schlinge gekrochen, und hatte sich so dess Leben genommen.

Das Gesicht war aufgelaufen und blau, die Augen offen und glänzend; er hatte am Munde etwas blutigen Schleim, und die Vorderarme, Hände, Beine, Unterschenkel und Füsse waren steif und blau, die Venen dick und mit Blut überfüllt, der Penis in halber Erection, mit einem Tropfen Flüssigkeit an seiner Oeffnung, und man bemerkte auch einige Tropfen von derselben Flüssigkeit an dem Schenkel. Das Scrotum war blau, der Unterleib gespannt und aufgetrieben. Die Leichenöffnung geschah 30 Stunden nach dem Tode, und ergab folgende Resultate:

Eine Zusammendrückung der Haut, die sich schief von dem Schildknorpel unter den Zitzenfortsätzen fort nach dem äussern Hinterhauptshöcker erstreckte, drei Linien breit, und auf der rechten Seite bemerkbarer war. Die eingedrückte Haut war verhärtet, braungelb, und wie verbrannt. Gegen das Hinterhaupt zu war sie minder trocken, minder braun, und über der Stelle, wo die Schlinge gedrückt hatte, war eine Wulst enstanden. Die unterliegenden Theile boten ausser einer geringen Blutergiessung von einigen Linien auf der äussern Fläche der Schilddrüse und dem breiten Halsmuskel nichts Besonderes dar. Die linke vena jugularis war unter der Druckstelle in der Ausdehnung von dreien Linien schiefergrau, und etwas darüber schien die innere Haut derselben zerrissen, und man bemerkte an ihrer zelligen Haut ein Bläschen, welches durch Blut bei der Zerreissung der tunica interna entstanden war.

Die Hirnschale war dick, die Blutgefässe und Hölen des Gehirns mit Blut überfüllt, die Gehirnsubstanz weich. Der Unterleib war durch das in dem Darmkanale enthaltene Gas ausgedehnt, der Magen enthielt kaum verdauete Speisen, die Schleimhaut desselben war rosenroth gefärbt, und hatte einige bräunliche Flekken, die Schleimhaut des Dünndarms war nahe am Blinddarme in der Ausdehnnng von 6 Zoll geröthet.

Eine Frau, die schon seit langer Zeit aus der Abtheilung der Geisteskranken ins Innere des Hospitals versetzt worden war, wurde nach der Aussage ihrer Gefährtinnen von Zeit zu Zeit traurig, besorgte aber dessen ungeachtet die ihr anvertrauten kleinen Kinder. Sie hatte bei diesem Geschäfte einige Widerwärtigkeiten, stürzte sich hierauf von dem vierten Stockwerke herunter, fiel auf die Steine, und starb einige Minuten nachher. Die Hirnschale war in mehrere Stücke zerschmettert, besonders aber das rechte Seitenwandbein und Stirnbein, worauf der ganze Körper gefallen war. Der Schädel war übrigens, so wie die Hirnhäute und das Gehirn sehr injicirt, die Gefässe der Hirnhäute sehr ausgedehnt, fasst alle Knochen fractuirt, selbst die Wirbelbeine. Die Leber, so wie die Milz waren in mehrere Stücke zerrissen, so dass wir kaum die Form der letzteren erkennen konnten.

Vor mehreren Jahren stürzte sich eine Frau aus dem ersten Stockwerke, das sehr hoch war, fiel auf den Kopf, und starb sogleich. Alle Knochen des Schädels, selbst der Körper des sphenoideums waren in kleine Stücke zerbrochen. Das Gehirn hatte den dritten Theil seines Volumens verloren, war sehr dicht, und der übrige Raum, den es hätte einnehmen sollen, mit schwarzem und flüssigem Blute angefüllt.

Man liest in den Memoiren der *Société royale*, dass man bei

einem hysterischen Mädchen, das sich erhängt hatte, eins der beiden Ovarien zerrissen fand, gleichsam als wäre es durch eine in derselben enthaltene Flüssigkeit zerplatzt.

Durch die von den Schriftstellern aufgeführten, und durch die hier angegebenen Thatsachen kann man nicht auf den Sitz des Triebes zum Selbstmorde schliessen, eben so wenig als man bis jetzt den Sitz der Geisteskrankheit gefunden hat. Findet man jedoch bei den verschiedenen Beobachtungen das Gehirn selten verletzt, und häufige Störungen der Unterleibsorgane, so darf man wohl annehmen, dass diese Letztern viel zur Bestimmung der Selbstmörder, die des Hungertodes sterben wollen, beitragen.

§. 5.

Von der Behandlung des Selbstmordes, und von den Mitteln, demselben vorzubeugen.

Da der Selbstmord in Folge des Deliriums der Leidenschaften oder der Geisteskrankheit entsteht, so hätte ich eigentlich wenig über die Behandlung eines Symptoms zu sagen, da sie von der Therapie der Geisteskrankheiten abhängt, und wesentlich auf die Abschätzung der Ursachen und der bestimmenden Beweggründe zum Selbstmorde beruht. Man muss also bei der Behandlung der Individuen, die Neigung zum Selbstmorde haben, auf die Form der Geisteskrankheit Rücksicht nehmen. Ich hätte mich auf diese allgemeine Regel beschränken können, wenn nicht der Selbstmord ein so heftiges Symptom wäre, und daher unsere grösste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muss.

Die Neigung zum Selbstmorde wird manchmal ganz plötzlich, wie die Geisteskrankheiten, durch eine physische oder psychische Krise, oder durch Arzneimittel geheilt. Pinell erzählt die Geschichte eines Litterators, der in London war, um sich von der Melancholie heilen zu lassen, und der nach der Themse ging, um sich dort zu ertränken, auf dem Wege aber von Spitzbuben angehalten wurde, sich mit ihnen schlug, und hierdurch ganz seinen Plan vergass. Er starb erst im 84 Jahre, und hatte nie wieder Neigung sich selbst das Leben zu nehmen, obgleich er sehr oft wegen seiner Armuth seine Freunde in Anspruch nehmen musste. — Ein junger Mann, der sich erschiessen wollte, geht zu einem Waffenschmidt, um sich Pistolen zu kaufen. Dieser fordert einen sehr hohen Preis, worüber der junge Mann sich ärgert, sich heftig mit dem Kaufmanne herumstreitet und hierdurch seine Absicht ganz vergisst. Wie viele haben nicht nach dem ersten Versuche sich das Leben zu nehmen für immer diesen Plan aufgegeben, da sie durch die Gefahr, die sie dabei leiden, erschreckt wurden, oder weil sie den Tod zu nahe sahen. — Eine Dame

will Hungers sterben, da sie öffentlich die Geheimnisse ihres Herzens verrathen hat. Sorgfalt und Theilnahme, Tröstungen und die Versicherung, das Niemand das glaube, was sie gesagt hatte, und die Hoffnung, ihren Geliebten wiederzusehen, den sie für todt hielt, führen sie zum Leben zurück, und bringen sie nicht nur dazu, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, sondern auch alles das anzuwenden, was man ihr zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung anräth. — Ein Geistlicher, der sich schon zweimal in einen Brunnen geworfen hatte, wurde durch die Revolution in die tiefste Melancholie versetzt. Zur Zeit der ersten Veröffentlichung des ersten Concordats wieder sehr aufgeregt, und schreibt eine lange Abhandlung dagegen, wodurch er in kurzer Zeit von seiner Melancholie und Neigung geheilt wurde. — *Moreau de la Sarthe* erzählt einen ähnlichen Fall in dem 2ten Bande der *Memoires de la Société médicale d'émulation*. Eine Frau verliert einen Theil ihres Vermögens, wird hierdurch traurig, und will sich tödten. Sie wird durch neue Unglücksfälle heimgesucht, strengt sich an; aus diesen herauszukommen, und wird hierdurch geheilt. — Bei einer Dame wurde in Folge von Kummer die Menstruation unterdrückt, sie leidet seit dieser Zeit an Kopfschmerzen, und hat einen heftigen Wunsch sich das Leben zu nehmen. Nach vier Monaten verlässt sie ihr Haus, und hinterlässt einen Brief für ihren Mann, worin sie ihm schreibt, dass sie sich aus Lebensüberdruss ertränken wolle, und geht nach St. Cloud, damit man ihren Leichnam nicht wiederfinde. Auf dem Wege tritt die Periode wieder ein, und die Kranke kehrt geheilt nach Hause wieder zurück. — Wie viele Frauen kommen nicht zu uns nach der Salpetrière, die sich durch Unglück oder häuslichen Kummer das Leben nehmen wollten, und die durch eifrige Sorgfalt, durch Tröstung, durch die Hoffnung einer bessern Zukunft und durch gute Nahrungsmittel genesen. Mehrere dieser Unglücklichen entsagen ihrem traurigen Plane, wenn man sie aller Mittel, sich zu zerstören beraubt, und wenn man sie davon überzeugt, dass sie ungeachtet ihres Widerstandes leben werden. Wer sieht hierin nicht alle Erscheinungen, die man bei Geisteskranken findet?

Einige Aerzte haben gegen den Selbstmord eine spezifike Behandlung vorgeschlagen. Einige sind überzeugt, dass die Leber der Heerd des Uebels, und dass die Galle am ganzen Unglücke Schuld sei, und rathen deshalb Purganzen an, Andere wollen zur Ader lassen, um das Blut von den Gefässen des Gehirns abzuziehen; Andere glauben wieder, dass die Tendenz zum Selbstmorde durch Schwäche oder durch Unterdrückung des Lebensprincips entstehe, und rathen zu tonischen Mitteln. Ich kann sagen das China mit Opium und Moschus manchmal einen guten

Erfolg verschaffen, indem sie die Sensibilität der Kranken modificiren und ihnen Schlaf verschaffen. Aber man darf nur diese Mittel nicht für alle Fälle anwenden wollen. Durch Onanie geschwächte Subjecte befinden sich nach kalten Bädern, und selbst nach Anspritzungen mit kaltem Wasser besser.

Auenbrugger schlug die Anwendung eines künstlichen Geschwüres auf die Lebergegend, und den reichlichen innern Gebrauch des kalten Wassers vor. Der berühmte Theden und Dr. Leroy hielten das kalte reine Wasser für ein Specificum. Chevriey führt mehrere Heilungen auf, die durch die Auenbruggersche Methode bewirkt wurden*). Ich behandelte nach dieser Methode mehrere Kranke, die verschiedene Versuche sich das Leben zu nehmen, gemacht hatten, aber ich habe keine glückliche Resultate hierdurch erhalten.

Die Selbstmörder denken, wie alle Melancholische, zu viel, und man muss sie am Denken verhindern, oder sie anders zu denken zwingen. Hierzu gelangt man aber nicht durch ein Raisonnement, sondern man muss psychische Erschütterungen hervorrufen. Celsus will, dass Individuen, die Neigung zum Selbstmorde haben, ihr Vaterland verändern, und die Aerzte aller Zeiten haben körperliche und gymnastische Bewegungen aller Art, das Reiten, Reisen, u. s. w. angerathen.

Ich habe hier wohl nicht nöthig, von der Behandlung der Consecutivzufälle derjenigen Individuen zu sprechen, die Versuche sich das Leben zu nehmen gemacht haben.

Die Individuen, die Neigung zum Selbstmorde haben, müssen zu ebener Erde wohnen, ihre Zimmer müssen freundlich sein, und eine angenehme Lage haben, und man muss sie durch sichere Leute, die stets auf ihrer Hut sind, bewachen lassen. Lässt man eine Zwangsjacke anlegen, so darf man hierbei nicht minder vorsichtig sein, denn oft benutzen die Kranken die Jacke, um sich zu erwürgen.

In den öffentlichen Anstalten erfordern die Individuen, die Neigung zum Selbstmorde haben, die grösste Wachsamkeit. Man darf diese Kranken nicht in einzelnen Zellen absondern, sondern sie müssen in gemeinschaftlichen Sälen wohnen, um besser von ihren Nachbarn und durch die Beamten bewacht werden zu können, und dürfen von diesen nie aus dem Gesichte gelassen werden. Nur dieser Aufmerksamkeit und dem Vortheile, dass wir in der Salpetrière alle Wohnungen zu ebner Erde haben, verdanken wir es, dass fast gar kein Selbstmord in dieser Anstalt erfolgt; denn wir hatten von 11—1200 Geisteskranken, von denen wenigstens 100 während 10 Jahren den Versuch, sich das

*) *Essais médicales sur le suicide. Paris* 1816.

Leben zu nehmen machten, nur 4 wirklich ausgeführte Selbstmorde, während überall die Zahl derselben viel beträchtlicher ist. Ich schätze mich daher glücklich, zuerst in dieser Anstalt den Grundsatz aufgestellt zu haben, dass die zum Selbstmorde sich Neigenden zusammenleben müssen, ein Grundsatz, der auch in andern Anstalten mit Vortheil angenommen wurde.

Seit dem Beginne meines Studiums über die Geisteskrankheiten wurde ich lebhaft durch die Hartnäckigkeit, mit der manche dieser Kranken Nahrungsmittel zurückstossen, bewegt. Ich sagte schon, dass im Anfange fast aller Geisteskrankheiten die Speisen von diesen Kranken zu nehmen verweigert werden, weil sie ihnen schlecht scheinen, oder weil sie glauben, dass man ihnen Menschenfleisch, das Fleisch ihrer Kinder, oder Gift vorsetze. Man darf sich aber durch diese hartnäckige Weigerung nicht erschrecken lassen. Sie nimmt ab, sobald die Reizung des Magens aufhört, oder wird durch die früher angegebenen Mittel bekämpft.

Hängt nun die Weigerung, Speisen zu sich zu nehmen, von einer psychischen Ursache bei den Melancholischen, oder bei denen, die Neigung zum Selbstmorde haben, ab? Muss man hier schnell und energisch einwirken? Man nimmt hier gewöhnlich zu den überzeugenden Mitteln seine Zuflucht, erregt die Sensibilität, durch Zeichen der Zärtlichkeit, der Zuneigung von Seiten der Personen, die dem Kranken theuer sind. Pinell und Andere haben angerathen, die Einbildungskraft des Kranken zu erschüttern, sie zu erschrecken, sie in Furcht vor einem noch grössern Uebel, als dasjenige ist, welches sie erleiden, zu setzen; und manchmal helfen hier auch die Douche und die kalten Bäder. Scheitern aber alle diese Mittel, verweigert der Kranke hartnäckig, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, hat er den Entschluss gefasst, durch Hunger zu sterben, so muss man zur gezwungenen Einführung der Speisen in den Magen schreiten. Man hat hierzu mehrere mechanische Mittel erdacht, um dem Kranken den Mund zu öffnen, aber diese Mittel sind zu heftig und glücken nicht immer. Der Gebrauch einer Sonde aus Gummi elasticum, die man durch die Nasenlöcher in den Oesophagus einführt, und durch die man die Speisen in den Magen bringt, ist dann stets anzuwenden, wenn noch nicht Entzündung des Magens und der Eingeweide vorhanden ist. Ich habe zuerst von derselben zu diesem Zwecke Gebrauch gemacht, fand aber auch, dass die Anwendung derselben grosse Vorsicht erfordere. Anfangs gebrauchte ich eine Oesophagussonde, die zu stark war, und die man nur mit Mühe einbringen konnte, später nahm ich dazu eine gewöhnliche Sonde, die kleiner und kürzer war, aber es kam dann oft vor, dass das äusserste Ende der Sonde sich umbog, und dass die Flüssigkeit durch die Nasenlöcher und den Mund wieder herauskam. Bail-

largé, Zögling zu Charenton, brachte an dieser Sonde einen Zapfen von Fischbein an, wodurch diesem Uebelstande abgeholfen wurde. Auch kann es wohl vorkommen, dass der Widerstand des Kranken so gross ist, dass selbst der Erfahrenste mit der Sonde einen falschen Weg bahnt, jedoch ist dies sehr selten, und ich habe es nur ein einziges Mal gesehen, wo die Sonde, die durch geübte Hand eingeführt wurde, sich einen falschen Weg bahnte, eine Entzündung hervorrief, auf die nach einigen Tagen der Tod erfolgte. Jedoch wiederhole ich es, ich sah diesen Fall nur einmal. Das Mittel ist gewöhnlich ohne Gefahr, und hat schon einer grossen Anzahl von Kranken, die ich behandelt, das Leben erhalten.

Hier sollte ich eigentlich das Kapitel über den Selbstmord beschliessen, aber er ist eine zu heftige, zu häufige Krankheit, verbreitet sich auf so erschreckende Weise, dass mir wohl noch vergönnt sein darf, noch einige Augenblicke bei demselben zu verweilen.

Ist der Selbstmord eine verbrecherische Handlung, die man durch die Gesetze bestrafen muss, und hat der Gesetzgeber die Mittel in Händen, um ihr vorzubeugen? Weil der Selbstmord fast immer durch Krankheit entsteht, so kann er nicht bestraft werden, da das Gesetz nur auf die Handlungen Strafe erfolgen lassen kann, die bei voller Vernunft bestehen. Ich glaube bewiesen zu haben, dass der Mensch nur dann sein Leben verkürzen will, wenn er delirirt, und dass die Selbstmörder geisteskrank sind, und Foderé theilt meine Meinung. Im Jahre 1777 prüfte das Parlament zu Paris diese Frage, ohne darüber zu entscheiden. Aber der Gesetzgeber muss im Interesse der Menschheit zu geeigneten Mitteln seine Zuflucht nehmen, um einer Handlung zu steuern, die eben so die Naturgesetze, als die Gesetze der Religion und der Geselligkeit übertritt, und die so häufig ist, dass z. B. in Frankreich jährlich dreimal mehr Selbstmorde, als Mordthaten begangen werden. Die Erfahrung beweist, dass drohende Gesetze hinreichten, um dem Selbstmorde vorzubeugen. Als durch Agesias der Selbstmord häufiger in Aegypten wurde, genügte das Gesetz des Ptolemäus, welches bei Todesstrafe verbot, die Philosophie des Zenon zu lehren, um diese schreckliche Handlung abzuhalten. Als sich die Mädchen zu Mileth in grosser Anzahl aufhingen, befahl der Senat, dass der Körper der Selbstmörder auf dem öffentlichen Platze zur Schau gestellt werde, und die Ansteckung hörte auf. — Die Neger, die nach Amerika gebracht wurden, tödteten sich, da sie hofften, nach ihrem Tode nach Afrika zurückzukehren. Ein Engländer machte dieser schrecklichen Wuth ein Ende, indem er die Hände der sich selbst getödteten Neger abschneiden liess, und sie öffentlich zur Schau ausstellte.

Die Gesetzgebung einiger alten Völker legte denen, die Angriffe auf ihr Leben gemacht hatten, Strafen auf. Die Gesetze der Athener bestraften noch den Selbstmord am Leichname. Die Hand desselben wurde, vom Körper gesondert, verbrannt. — Ein Gesetz des Tarquinius befahl, dass der Leichnam des Selbstmörders nicht beerdigt werde. — Der Senat der Republik zu Marseille, welcher den Selbstmord duldete, verdammte den, der sich ohne gesetzliche Ursache tödtete. — In früheren Zeiten vernichteten die römischen Gesetze, obgleich sie den Selbstmord nicht verdammten, das Testament desjenigen, welcher sich getödtet hatte, um sich einer Strafe zu entziehen, und verboten, seinetwegen Trauer anzulegen. Krieger waren entehrt, sobald sie versucht hatten, sich das Leben zu nehmen. — Zu Theben wurde der Leichnam eines Selbstmörders mit Schimpf verbrannt.

Die christlichen Gesetze, die jede Art von Mord verdammen, stellen den Selbstmord, weil er keine Reue zulässt, als das grösste Verbrechen dar, und verweigern dem Leichname der Selbstmörder eine geistliche Beerdigung. Bei allen neuern Gesetzgebungen, wo die Kirche als Basis derselben gedient, wird der Selbstmord gebrandmarkt. In England wurden die Leichname der Selbstmörder auf dem Schindanger beerdigt; später beerdigte man sie auf einem Lande zwischen dreien Wegen. In Frankreich wurden zur Zeit des heiligen Ludwig die Möbel des Selbstmörders confiscirt; später wurden die Leichname der Selbstmörder auf einer Schleife durch die Strassen geführt. Alle diese Gesetze sind, besonders in Frankreich, in Vergessenheit gerathen. In England wendet man sie auch nicht mehr an, wenn durch ein Zeugniss des Arztes erwiesen ist, dass der Selbstmörder geisteskrank war.

Heut zu Tage würde man in Frankreich und in einem grossen Theile Europa's die Bestrafung des Selbstmordes für barbarisch halten. Beccaria missbilligt deshalb die Strafen gegen den Selbstmord, weil, wie er sagt, man nur den Leichnam bestraft, und dies keinen Eindruck auf die Lebenden macht, während man, wenn man die Verwandten bestraft, eine Ungerechtigkeit begeht, weil man so Unschuldige leiden lässt. Wenn man mir entgegensetzt, sagt dieser Schriftsteller ferner, dass die Furcht vor Schande den bestimmtesten Menschen umstimmen kann, so erwidere ich, dass der, der aus Schreck vor dem Tode durch die ewige Verdammniss nicht zurückgehalten wird, auch nicht durch minder wichtige Beweggründe von seinem Entschlusse abzubringen ist.

Werden nicht alle Tage die ersten Naturgesetze, die Drohungen der Religion den Vorurtheilen, den Leidenschaften, dem gemeinen Interesse geopfert? Man wende nicht ein, dass die gegen Zauberer und Besessene festgesetzte Strafen nicht allein nicht die Zahl dieser Verbrechen verminderte, sondern vermehrte,

und dass die Strafen gegen den Selbstmord dieselbe Wirkung haben würden. Im erstern Falle waren die den Zauberern und Besessenen auferlegten Strafen nach einem allgemeinen Irrthume festgesetzt; je strenger die Gesetze waren, um so mehr überzeugten sie, dass es Zauberer und Besessene gebe, und um so mehr bestärkten sie den Glauben daran. Die Zahl dieser Unsinnigen verminderte sich, als der Glaube an Zauberei schwand und man aufhörte die Völker darin zu bestärken.

Der allgemeine Glaube ist dem Selbstmorde nicht günstig; es handelt sich hier nicht darum, einen Irrthum zu bekämpfen, sondern einer Handlung zuvorzukommen, welches auch der moralische oder gesetzliche Character derselben sein mag. Aber die Auctorität der Erfahrung überwiegt die Raisonnements. Durch drohende Gesetze hat der Selbstmord in Aegypten, zu Milet und in Amerika aufgehört. Der Selbstmord ist häufiger, seitdem die ihn verdammenden Gesetze ohne Nachdruck sind; denn der Gesetzgeber kann im Interesse der Menschheit nicht Strafgesetze geben, die am Leichname des Selbstmörders, noch weniger gegen seine Familie in Anwendung gebracht werden, wohl aber drohende Gesetze, um dem Selbstmorde vorzubeugen. Es kommt mir nicht zu diese Gesetze anzugeben, aber ich denke, dass sie nach dem Charakter, den Sitten und selbst den Vorurtheilen der Völker verschieden, und gegen die geselligen Ursachen, welche geeignet sind, die Tendenz zum Selbstmorde zu entwickeln, gerichtet sein müssen. In unsern Tagen z. B. hat der König von Sachsen die Verordnung gegeben, dass der Körper des Selbstmörders zum Gebrauche der Anatomie gestellt werden solle.

In der Erwartung, dass eine weise Gesetzgebung ein Mittel gegen dieses Uebel der Gesellschaft auffinden werde, können die Menschenfreunde wünschen, dass die Erziehung auf festeren Principien der Moral und Religion beruhe. Sie müssen gegen die Veröffentlichung solcher Werke, die Verachtung des Lebens einflössen und die Vortheile eines freiwilligen Todes rühmen, Einwendungen machen. Sie müssen der Regierung die Gefahren zeigen, welche daraus entstehen, dass man die Gebrechen, denen der Mensch ausgesetzt ist, auf die Bühne bringe. Sie müssen laut fordern, dass den Journalen verboten werde, alle Selbstmorde mitzutheilen und die Motive und geringsten Umstände des Selbstmordes zu erzählen. Diese häufigen Erzählungen machen mit dem Gedanken an den Tod vertrauet, und lassen den freiwilligen Tod mit Gleichgültigkeit ansehen. Die Beispiele, welche alle Tage der Nachahmungssucht vorgeführt werden, sind ansteckend und von traurigen Folgen, und so Mancher, der durch Gewissensbisse und Kummer geplagt, würde sich nicht getödtet haben, wenn er

nicht in einem Journale die Geschichte des Selbstmordes eines Freundes gelesen hätte.

Indem wir von den besondern Ursachen, die den Selbstmord hervorrufen, sprachen, deutete ich an, dass unsere Zeit sehr reich an geeigneten Ursachen zum Selbstmorde sei. *) Eben so wie zu einer unwissenden Zeit, oder wenn religiöse Ideen vorherrschen, man Magiker, Zauberer, Besessene sieht, eben so sieht man viel Selbstmörder, wenn Excesse der Civilisation die Reiche bedrohen. In den schönen Jahrhunderten der römischen Republik war der Selbstmord selten, aber er wurde häufig, sobald die Philosophie der Stoiker Theilnehmer unter den Patriziern fand, als der Luxus und die Reichthümer die Sitten veränderte, und als die politischen Bewegungen die Republik bis in ihren Grundpfeilern erschütterte. Eben so war es in England, seitdem Richard Smith, und besonders Mordan Beispiele gegeben hatten, die contagiös wurden; und in Frankreich, seitdem einige Philosophen die Lehre des Zenon wieder geltend zu machen bemühet waren, und seitdem man den Selbstmord öffentlich vertheidigt und die Revolution allen Leidenschaften eine neue Schwungkraft gegeben hat. Unter allen diesen Umständen werden die Naturgesetze, die den Menschen Scheu vor dem Tode, besonders aber vor dem Selbstmorde einflössen, nicht mehr durch die sittlichen, religiösen und bürgerlichen Gesetze unterstützt. Wenn der Selbstmord unaufhörlich in Büchern beschrieben, auf dem Theater dargestellt wird, und zwar nicht nur als eine gleichgültige Handlung, sondern als eine muthige, die selbst die ausgezeichnetsten Menschen der Gesellschaft begehen, so bedarf es keines Zweifels, dass der Geist zum Selbstmorde geneigt wird, und dass diese Neigung noch durch den Nachahmungstrieb verstärkt wird, wenn man in Journalen täglich neue Beispiele dieser Missethat aufführt.

Aber weil der Selbstmord in unsern Tagen häufiger ist, so schliesst Dr. Burrows, dass die Anzahl der Geisteskranken sich in Frankreich vermehrt habe. Wie gross auch meine Achtung für diesen Arzt und seine Schriften ist, so kann ich ihm hierin doch nicht beipflichten.

Dr. Burrows **) beklagt sich, weil Lorry behauptet, dass die Melancholie in England epidemisch ist, und klagt die Fremden der Ungerechtigkeit an, die wähnen, dass es in England mehr

*) Siehe auch: *Considerations sur les Suicides de notre époque* von *Dr. Brouc*. (*Annales d'Hygiène publi* 1836). *Bd.* 16. *S.* 224.

**) *An inquiri into certains errors relative to insanity. London* 1820. — *Commentaries on the causes, symptoms and Treatment of insanity. London* 1828.

Geisteskranke, als anderswo gebe, und meint, dass Montesquieu dieses Vorurtheil bewirkt habe. Aber der Dr. Burrows müsste hier die englischen Historiker, und besonders Smollet, Delarey anklagen, die England das Geburtsland des Selbstmordes nennen, und sich an die englischen Aerzte halten, die versichern, dass es in ihrem Lande mehr Geisteskranke, als auf dem Continent gebe. Auch wurde ja diese Wahrheit laut im englischen Parlamente im Jahre 1815 ausgesprochen.

Um zu beweisen, dass die Geisteskrankheit häufiger in Frankreich, als in England ist, fährt Burrows so fort: «Es ist heut zu Tage allgemein anerkannt, dass der Selbstmord eine Geisteskrankheit ist. Wenn nun aber der Selbstmord häufiger in einer Stadt ist, als in einer andern, so muss auch dort die Geisteskrankheit häufiger sein. London hat viel mehr Verhältnisse zu Paris, als zu jeder andern Stadt. Die Sterblichkeit zu London ist viel stärker, als die des ganzen Departements der Seine, welches Paris einschliesst, und verhält sich wie 10 zu 7. Die Zahl der Selbstmörder beträgt zu London ungefähr jährlich 40; hierzu kommen jedoch noch die, die, nachdem sie sich selbst getödtet, als geisteskrank in den Todtenlisten aufgeführt werden. Aber nehmen wir auch an, fährt dieser Schriftsteller fort, dass es 120 Individuen sind, die sich selbst getödtet, und auf den Listen der Geisteskranken stehen, und rechnen wir hierzu noch 40, die im Wasser gefunden wurden, und bei denen es nicht sicher ist, ob sie selbst auf solche Weise ihr Leben beendet, oder ob sie durch verbrecherische Hand hineingeworfen wurden, so beträgt die Totalsumme der Selbstmörder zu London jährlich 200, während man durchschnittlich in Paris jährlich 300 Selbstmörder findet. Also verhält sich die Zahl der Selbstmörder zu London zu der in Paris wie 2 zu 3. Nun sind aber die Selbstmörder Geisteskranke, also giebt es noch einmal so viel Geisteskranke im Departement der Seine als zu London, und also ist die Geisteskrankheit häufiger in Frankreich, als in England.»

Ich muss hier aber bemerken, dass sich der Dr. Burrows die 200 Selbstmörder zu London ganz willkürlich gebildet, und dass unsere Polizei alle todt Aufgefundene, gleichviel ob sie sich selbst ermordet, oder ob sie ermordet worden sind, zu den Selbstmördern zählt. Auch versichert dieser Schriftsteller, dass es im Jahre 1817 in Paris mehr Selbstmörder als zu London gab, und dies beweist höchstens, was wir schon ausgesprochen haben, dass es Jahre giebt, in denen der Selbstmord häufiger vorkömmt, ja dass er sogar manchmal epidemisch geherrscht hat. Eine mittlere Durchschnittszahl durch das Jahr 1817 bilden wollen, wäre gänzlich falsch; ausserdem traue ich aber nicht zu sehr den öffentlich

geführten Listen, und habe meine Beweggründe dafür schon anderweitig mitgetheilt.

Balbi *) vergleicht Frankreich mit den vorzüglichsten Staaten der Erdkugel, und stellt die Zahl der Selbstmörder in Beziehung zur Bevölkerrng in folgenden Verhältnissen auf:

In Frankreich (1827)	1 Selbstmörder	auf	20,740	Einwohner	
In Preussen	-	—	-	14,404	-
In Oestreich	-	—	-	49,182	-
In New-York	-	—	-	7,797	-
In Boston	-	—	-	12,500	-
In Baltimore	-	—	-	13,656	-
In Philadelphia	-	—	-	15,875	-

Casper, der das Resultat einer Menge von Untersuchungen über den Selbstmord bekannt gemacht, hat die Verhältnisse anders angegeben, indem er die Zahl der Selbstmorde mit der Bevölkerung vergleicht. **)

Kopenhagen	100	Selbstmorde	auf	1000	Einwohner
Paris	49	-	-	2040	-
Hamburg	45	-	-	2222	-
Berlin	34	-	-	2741	-
London	20	-	-	5000	-
Elberfeld	20	-	-	5000	-

Die Selbstmorde haben sich seit einem halben Jahrhunderte schrecklich vermehrt. Nach Casper zählte man in Berlin von 1788—1797, 62 Selbstmorde, und von 1813—1822 stieg die Zahl derselben auf 541. Zu Paris betrug von 1817—1821 die Zahl der Selbstmorde im Durchschnitte 346, und im Jahre 1834 fanden 574 statt. Es ist wahr, man muss die Vermehrung der Bevölkerung und die Sorgfalt, welche die Regierung darauf verwendet, die Selbstmorde amtlich bekannt zu machen, in Erwägung bringen, aber man kann es sich nicht verhehlen, dass die Vermehrung der Selbstmorde mit irgend einer bedeutenden Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes zusammenhängt.

Die allgemeinen Zählungen der Criminaljustiz in Frankreich geben von 1827 bis 1831 im Durchschnitte 1808 gesetzlich angezeigte Selbstmorde für ganz Frankreich an. In dieser Durchschnittszahl sind die Selbstmorde noch nicht mit eingeschlossen, die der Obrigkeit nicht angezeigt worden sind, und dennoch ist die Zahl der Selbstmorde dreimal grösser, als die der Mordthaten.

*) *La monarchie française, comparée aux principaux états du globe.*

) **Beiträge zur Medizin, Statistik und Staatsarzneikunde. Berlin, 1825.

In Berlin verhalten sich die Selbstmorde zu den Mordthaten wie 1 zu 5!

Quételet*) versichert in seinem Werke, welches viele Untersuchungen und vorzügliche Folgerungen über die Entwickelung der Fähigkeiten des Menschen enthält, dass in dem Departement der Seine die Durchschnittszahl der Selbstmorde 350 auf 800,000 Einwohner beträgt, folglich 1 Selbstmord auf 3,900 Einwohner kömmt, welches eine weit geringere Anzahl, als die von Casper angegebene ist.

Vergleichen wir die bekannt gemachten Ergebnisse dieses Arztes mit den Resultaten, die Quételet erhielt, so finden wir eine merkliche Verschiedenheit darin, was den Selbstmord in Berlin und Paris betrifft. Die Zahl der Selbstmorde ist viel beträchtlicher in Berlin, als in Paris; sie verhält sich nach Balbi wie 20 zu 12, und nach Casper wie 20 zu 29. In Berlin verhält sich die Zahl der sich selbst entleibten Männer zu der der Frauen wie 5 zu 1, während in Paris der Unterschied wie 3 zu 1 ist. Im Durchschnitte erwürgt sich zu Paris ein Zehntheil, während die Hälfte der Selbstmörder diesen Tod zu Berlin wählt. Durch Feuergewehre tödtet sich ein Siebentel in Paris, dagegen ein Drittheil in Berlin, während durch Ersäufen etwas über ein Drittheil zu Paris starb, ist dies nur von einem Achttheil in Berlin der Fall. Wodurch entstehen so merkliche Verschiedenheiten? Sollten hier die Localitäten und Sitten nicht mit in Anschlag gebracht werden dürfen?

Guerry hat schon sehr viele Untersuchungen über den Selbstmord veröffentlicht, die ein weiteres Fortschreiten dieses Schriftstellers in diesem Gebiete wohl wünschen lassen. **) Er schloss aus seinen statistischen Angaben, dass es im Norden Frankreichs, welchen er in fünf Abtheilungen theilt, 51 Selbstmörder, 11 im Süden, 9 im Innern gebe, und dass sich im Norden die Zahl der Selbstmörder zur Bevölkerung wie 1 zu 9855, im mittäglichen wie 1 zu 30,875 verhalte, dass in dem Departement der Seine ein Sechstel Selbstmorde mehr geschehen, als in ganz Frankreich, und dass die Zahl der Selbstmorde allmälig zunimmt, je mehr man sich der Hauptstadt nähert, und dass eine ähnliche Zunahme für Marseille in Beziehung zu den Departements, die diese Stadt umgeben, stattfindet. Auch fand Guerry, dass im Sommer mehr Selbstmorde als im Herbste stattfinden, dass die meisten von 4 bis 6 Uhr Morgens, die wenigsten von 2—4 Uhr Mittags ge-

*) *Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou Essai de physique sociale. Paris* 1835.

**) *Essais sur la statistique morale de la France.*

schehen, und dass das Alter auf die Wahl der zum Selbstmorde angewandten Mittel Einfluss habe.

Es ist nicht erwiesen, dass der Selbstmord häufiger in Frankreich als in England ist, und wenn im Allgemeinen die Zahl der Selbstmörder grösser geworden, so haben dafür einzelne Formen der Geisteskrankheiten, wie z. B. der religiöse Wahn, gänzlich aufgehört, während diese Form noch vielfach in England vorkommt. Die Verhandlungen des englischen Parlaments beweisen, dass es im Jahre 1815, 7000 Geisteskranke zu London und in der Umgebung gab, während wir im Departement der Seine, wo die Kranken aus allen Provinzen zusammenkommen, nie mehr als 3500 Geisteskranke hatten.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei C. Feister.

Die

Geisteskrankheiten

in Beziehung

zur

Medizin und Staatsarzneikunde

vollständig dargestellt

von

E. Esquirol,

Direktor der Irrenanstalt zu Charenton, Mitglied der Königl. Akademie der Medizin zu Paris etc. etc.

In's Deutsche übertragen

von

Dr. W. Bernhard.

Zweiter Band.

Berlin, 1838.

Verlag der Voss'schen Buchhandlung.

INHALT.

XI. Von der Monomanie S. 1—15.

§. 1. Von der Erotomanie S. 15—26.

§. 2. Von der Monomanie ohne Delirium S. 26—37.

§. 3. Von der Monomanie aus Trunkenheit S. 37—44.

§. 4. Von der Brandmonomanie S. 44—50.

§. 5. Von der Mordmonomanie S. 50—69.

XII. Von der Manie S. 70—119.

XIII. Von der Verwirrtheit S. 120—156.

XIV. Von der Idiotie S. 157—208.

Statistische Abhandlungen über die Geisteskrankheiten S. 209—319.

XV. Von den Anstalten, die den Geisteskranken in Frankreich gewidmet sind, und von den Mitteln, sie zu verbessern S. 210—220.

XVI. Von den Irrenanstalten S. 221—233.

§. 1. Von dem Zusammenwohnen der Geisteskranken S. 233—235.

§. 2. Was haben die verschiedenen Irrenanstalten mit einander gemein, und in wiefern erfüllen sie ihre Bestimmung? S. 235—251.

XVII. **Historische und statistische Abhandlung über Charenton S. 252—300.**

XVIII. **Notizen über Gheel S. 301—308.**

XIX. **Abhandlung über die Frage: Giebt es heut zu Tage mehr Geisteskranke als vor vierzig Jahren? S. 309—319.**

Abhandlungen über die Geisteskrankheiten in Beziehung zur gerichtlichen Medizin S. 320—387.

XX. **Abhandlung über die Isolirung der Geisteskranken S. 320—346.**

§. 1. Von der Nothwendigkeit der Isolirung S. 32[illegible]—331.
§. 2. Von der Nützlichkeit der Isolirung S. 331—346.

XXI. **Abhandlung über die Mordmonomanie S. 347—379.**

XXII. **Bemerkungen über die von den Schriftstellern angegebenen Zeichen, ob ein erhängt Gefundener sich selbst erhängt hat, oder nach seinem Tode aufgehängt worden ist S. 380—387.**

XI.

Von der Monomanie.

Nachdem wir die allgemeinen Kennzeichen der Lypemanie (Melancholie mit Delirium) angegeben haben, müssen wir auch hier von der Form des partiellen Deliriums, der ich den Namen der Monomanie gegeben, reden. Zuerst will ich aber die Unterscheidungszeichen dieser beiden Krankheiten aufführen.

Die Monomanie und die Melancholie sind chronische Gehirnleiden ohne Fieber, die sich durch eine partielle Störung der Intelligenz, der Neigungen oder des Willens characterisiren. Bald ist die intellectuelle Störung auf einen einzelnen Gegenstand, oder auf eine bestimmte Reihe von Gegenständen beschränkt, und die Kranken gehen von einem falschen Prinzip aus, folgern aber richtig, und sprechen, handeln ausser diesem partiellen Delirium ganz verständig. Illusionen, Hallucinationen, falsche Associationen der Ideen, falsche, irrthümliche, bizarre Ueberzeugungen machen die Basis dieses Deliriums aus, welches ich mit dem Namen «intellectuelle Monomanie *(Monomanie intellectuelle)*» belegen möchte. Bald aber sprechen die Monomaniaci gar nicht irre, aber ihr Character, ihre Neigungen sind gestört; sie rechtfertigen ihre Empfindungen durch beifällige Motive und Erklärungen, und entschuldigen das Auffallende und Unpassende ihrer Aufführung. Die Schriftsteller haben diese Form die raisonnirende Manie *(Manie raisonnante)* genannt, ich möchte ihr aber den Namen affective Monomanie *(Monomanie affective)* geben. Bald ist der Wille verletzt, und der Kranke wird zu Handlungen hingezogen, zu denen ihn weder Vernunft, noch Gefühl bestimmen, und welche sein Gewissen missbilligt. Aber er hat nicht die Kraft, sie

zu unterdrücken; die Handlungen geschehen unfreiwillig, instinctartig, und dies ist die Monomanie ohne Delirium oder diejenige, welche ich *Monomanie instinctive* nenne. Dies sind die allgemeinen Erscheinungen des partiellen Deliriums oder der Monomanie, aber es bestehen hierbei, je nachdem das Delirium verbreitet oder concentrirt, heiter oder traurig ist, Unterschiede, die wir näher angeben müssen.

Bei der Melancholie ist die Sensibilität schmerzhaft erregt oder verletzt, die traurigen unterdrückenden Leidenschaften modificiren die Intelligenz und den Willen. Der Melancholische concentrirt in sich selbst alle seine Gedanken, alle seine Neigungen, ist egoistisch und lebt zu sehr nach innen. Bei der Monomanie im Gegentheil ist die Sensibilität angenehm aufgeregt, die erheiternden Leidenschaften reagiren auf die Verständniss und auf den Willen. Der Monomaniacus lebt zu sehr nach aussen.

Das Aussehen des Monomaniacus ist beseelt, bewegt, lachend, seine Augen sind lebhaft und glänzend. Die Farbe des Melancholischen ist gelb, bleich, die Züge seines Gesichts sind zusammengezogen, unbewegt; seine Augen sind stier, sein Blick ist unruhig, misstrauisch. Der Monomaniacus ist heiter, fordernd, verwegen, kühn; der Melancholische ist traurig, ruhig, misstrauisch, furchtsam. Ersterer bewegt sich viel, ist geschwätzig, er lärmt, ist anmassend, leicht bereit in Zorn zu gerathen, und nichts scheint die freien Bewegungen seiner Functionen zu stören; letzterer hasst jede Bewegung, spricht wenig, entschuldigt sich, klagt sich selbst an, und seine Functionen gehen schwer und langsam von statten. Der Verlauf der Monomanie ist akuter, ihre Dauer kürzer, ihr Ausgang günstiger, wenn sie nicht in Complication mit einer andern Krankheit auftritt. Das Gegentheil findet grade bei der Melancholie statt. Hier scheint das Delirium besonders von Störungen der Unterleibseingeweide abzuhängen, in der Monomanie dagegen unmittelbar durch einen anormalen Zustand des Gehirns hervorgerufen zu werden.

Diese Unterschiede sind so wesentlich, dass es nicht möglich ist, die Monomanie mit der Melancholie zu verwechseln, und dass man beiden Krankheiten nicht denselben Namen geben kann, wenn man sich nur irgend genau in der medizinischen Sprache ausdrükken will. Die Schriftsteller haben nicht immer die Monomanie von der Manie unterschieden, weil bei manchem Monomaniacus die Aufregung und Reizbarkeit sehr gross ist, und manchmal Wuth eintritt. Sie haben die Monomanie mit der Melancholie verwechselt, weil bei beiden das Delirium fix und partiell ist.

Man hat die Monomanie geläugnet, weil, wie man sagt, es keinen Geisteskranken gäbe, der nur in Beziehung auf einen Punkt unverständig wäre, und weil diese Kranken stets eine Stö-

rung der Empfindung und des Willens zeigen. Ich frage nun, ob die Maniaci stets und über alle Arten von Gegenständen irre reden, und ob ihre intellectuellen Fähigkeiten immer gestört sind? Foville sagt in seiner vortrefflichen Abhandlung über die Geisteskrankheiten im *Dictionnaire de Médicine et Chirurgie pratique*, dass er nur höchstens zwei oder drei Monomaniaci gesehen habe, und fragt, ob die verschiedenen Formen des Deliriums, die Manie und Monomanie, nicht der eigenthümliche Ausdruck des Temperaments und des Charakters der verschiedenen Geisteskranken sind. Verhält es sich also, sagt dieser Schriftsteller weiter, so sind die Grenzen und die Ausdehnung des Deliriums von sehr geringer Wichtigkeit.

Das partielle Delirium ist eine so bemerkenswerthe Erscheinung, dass man immer erstaunt, dass ein Mensch, der wie jeder andere empfindet, urtheilt und handelt, über einen einzigen Punkt anders empfindet, urtheilt und handelt, als die übrigen Menschen. Kann man nun wohl die Monomanie ohne Delirium mit der Manie verwechseln? Bei dieser ist die ganze Verständniss verkehrt, bei jener ist die Verständniss gesund, manchmal selbst thätiger und lichter. Bei der Manie ist das ganze intellectuelle und moralische Wesen verkehrt, alle Handlungen sind in Unordnung; bei der Monomanie ist die Verkehrtheit der Handlungen, wie die Verirrungen der Vernunft, partiell.

Bei dem Monomaniacus sind die Leidenschaften exaltirt, die Muskelkraft ist vermehrt, die Kranken sind mit sich selbst und mit Andern zufrieden, sind glücklich, freudig, mittheilend, singen, lachen, tanzen, werden durch Stolz, Eitelkeit, Eigenliebe beherrscht, gefallen sich in ihren eitlen Ueberzeugungen, in ihren Gedanken von Grösse, Macht, Reichthum. Sie sind thätig, fordernd, gesprächig, reizbar; ihre Eindrücke sind lebhaft, ihre Neigungen energisch, ihre Bestimmungen heftig; sie sind Feinde des Widerspruchs, und gerathen leicht in Zorn, ja selbst in Wuth. Unter den Monomaniacis halten sich die Einen für Götter, behaupten in Verbindung mit dem Himmel zu stehen, versichern, dass sie eine himmlische Sendung haben, und geben sich für Propheten aus. Plato nahm an, dass die Geisteskrankheit aus Inspiration entstehen könne, und hielt diese Form für eine Wohlthat der Götter. Aretaeus, Coelius Aurelianus nahmen auch ein geheiligtes Delirium an, und die *Melancholia enthusiastica* von Paul Aegina gehört zu derselben Varietät des Deliriums. Diese Monomaniaci glauben, dass sie durch eine übernatürliche Macht aufgeregt und erleuchtet sind. Man hat seit den ältesten Zeiten Inspirirte und Enthusiasten gesehen. Paracelsus glaubte, dass er seinen Genius in seinem Degenknopf trage, und die Enthusiasten der Cevennen glaubten den Reden einiger sogenannten Inspirirten,

die die Zukunft voraussagten und die geheimnissvollsten Dinge kennen lehrten. Man sah zu verschiedenen Zeiten Menschen, die durch ähnliche Behauptungen exaltirt waren, Personen verführen, die am wenigsten Neigung zum Aberglauben hatten. Beispiele einer solchen Verirrung sind nicht selten. Die Individuen, von denen die Historiker sprechen, sind Theomanen oder Spitzbuben, oder Agenten irgend einer intriguirenden Macht.

Wir hatten in der Salpetrière ein junges Mädchen, das die Sonne, den Mond und die Wolken zu leiten glaubte, das ungeduldig über seinen Aufenthalt im Hospitale war, und uns bald mit Regen, bald mit Sonnenschein bedrohte. Ich sah in demselben Hospitale mehrere Frauen, die sich für Kaiserinnen etc. hielten. Einige Monomaniaci glauben, dass sie Könige, Prinze, grosse Herren sind, wollen dem Weltall befehlen, und ertheilen ihre Wünsche ihrer Umgebung. Andere halten sich für Gelehrte, die sich durch ihre Entdeckungen und Erfindungen ausgezeichnet haben, für Dichter, Redner, deren Verse, Reden man anhören muss, wenn man ihren Zorn nicht erregen will. Andere sind mit Reichthümern überhäuft, theilen Wohlthaten und Güter unter alle die, welchen sie begegnen, aus. Es giebt welche, die unter der Herrschaft einer verliebten Leidenschaft unaufhörlich mit ihrer Liebe sich beschäftigen, sich mit angenehmen Illusionen täuschen, und sich unter Silphiden und Huris versetzt glauben.

v. R.... war von schlankem Wuchse, hatte eine starke Constitution, ein sanguinisches Temperament, war von der Natur mit einer grossen Intelligenz, die durch eine gute Erziehung gebildet worden war, begabt, und stand einem Kirchspiele zu Paris vor. Im 50sten Jahre erfuhr er längere Zeit Widerwärtigkeiten, die aber nicht von Bedeutung waren. v. R. ärgerte sich darüber sehr, bekam Kopfschmerzen, und wurde etwas taub. Einige Zeit darauf verlor er in Folge eines lebhaften Streites den Verstand, jedoch reichte eine viermonatliche Behandlung hin, ihn zu heilen; dennoch aber nahm die Taubheit zu. v. R. trat seine Geschäfte wieder an, und war zwei Jahre hindurch gesund. Sodann hatte er einen neuen Aerger, es stellte sich hartnäckige Schlaflosigkeit ein, der Kopfschmerz wurde heftig, und dauerte fast ununterbrochen fort; die Taubheit war vollständig. Einige Tage später hatte der Kranke Hallucinationen des Gehörs, und seit dieser Zeit hört er Stimmen, die seiner Aufführung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Diejenigen verdammen, die ihm etwas in den Weg gelegt haben. Nachdem er meiner Behandlung anvertraut war, glaubte er in Verbindung mit Gott und den Engeln zu stehen, die bei Nacht und bei Tage mit ihm sprechen. Er ist ungeduldig, befiehlt mit Hochmuth und im Namen Gottes; er liest sein Brevier nicht mehr, und entsagt den gewöhnlichsten Uebun-

gen der Religion. Spricht er, so sagt die Stimme eines Engels ihm vorher, was er sagen soll; liest er, so lässt sich dieselbe Stimme hören, ehe er die Worte ausspricht; schreibt er, so dictiren ihm diese Stimmen, kurz er ist nur das Echo von dem, was er hört, er mag sprechen oder schreiben. Er reicht immer Gesuche ein, um die Freiheit zu erhalten, um Kleidungsstücke zu bitten, oder um die Nahrungsmittel zu verbessern. Verweigert man ihm dies, so wiederholt er mehrere Male hinter einander: «Im Namen Gottes seid Ihr in den Bann gethan. Gott befiehlt Euch durch meinen Mund, gehorcht Ihr nicht, so spreche ich den Bannfluch über Euch aus.» Fährt man fort, es ihm zu verweigern, so schreit v. R.: Ihr seid ein Ketzer, ein Gottloser, Gott wird Euch verdammen. Lacht man über diese Drohungen, so wird er aufgebracht, sein Gesicht wird lebhaft, seine Augen funkelnd, und er wird heftig, indem er schreit: Ich thue Euch in den Bann! Ich thue Euch in den Bann! oder er geht erzürnt fort, indem er sagt: Mit dem Banne Beladener, Ihr seid verdammt!

v. R. wurde im Jahre 1831 nach Charenton gebracht; sein Zustand blieb aber derselbe. Dieser Kranke, der Niemanden beleidigt, geht fort, und kommt in das Haus zurück, wiederholt seine Gesuche, seine Klagen, seine Drohungen, seine Anathema's, aber er ist nicht immer traurig. Er begiebt sich oft zum Almosenier des Hauses, den er eben so wie die andern in den Bann thut, obgleich er oft mit ihm spielt und ihm einen Band in Versen und in Prosa geschenkt, den er, seitdem er das Haus bewohnt, geschrieben hat. Dieser Band, so wie der folgende, den v. R. dem Dr. Calmeil geschenkt, ist wegen der Genauigkeit, womit das Ganze geschrieben, wegen der richtigen Verbindung der Ideen, wegen der Kraft des Ausdrucks sehr merkwürdig. Im Jahre 1833 bekam v. R. einen chronischen Catarrh; hierbei nahm seine Gesundheit allmälig ab, er litt an Athmungsbeschwerden, seine Füsse schwollen an, und er starb endlich am 15ten October 1833, nachdem er einen Lungenblutsturz gehabt hatte Bei der Section, die 24 Stunden nach dem Tode gemacht wnrde, fand man nichts besonders Merkwürdiges.

M..., 36 Jahre alt, von schlankem Wuchse, cholerisch-sanguinischem Temperamente, hatte eine leibliche Cousine, die geisteskrank war. In seiner frühesten Jugend war er sehr schwächlich, sein Gesundheitszustand verbesserte sich aber zur Zeit der Pubertät. Der Character M's. ist vollständig ausgebildet und stolz, da er sehr frühzeitig sich selbst überlassen war, vielfach reiste, und ein sehr zerstreutes Leben führte. In seinem 20sten Jahre suchte er sein Vermögen, welches durch die Revolution verloren gegangen war, durch schlechte Speculationen wieder zu gewinnen.

Im 27sten Jahre verheirathet sich M. mit einer schönen, lie-

benswürdigen und reichen Frau. Er treibt mit noch grösserer Energie seine Geschäfte, ist aber zu gleicher Zeit eifersüchtig. Im zweiten Jahre nach seiner Heirath zeigt sich ein Ausschlag auf seinem Körper, der im folgenden Jahre noch mehr zunimmt. Er gebraucht alle mögliche Arzneimittel, beschäftigt sich viel mit seiner Gesundheit, mit einem Worte, er ist hypochondrisch.

Ungeachtet der Unstätigkeit in seinen Geschäften vermehrt sich sein Vermögen doch bis zum Jahre 1815 sehr bedeutend, wo er das Ganze in einer Papierspeculation verlor. Von diesem Augenblick an ändert sich sein Character; er wird zänkisch, despotisch, unruhig; er ist mit seinen Verwandten unzufrieden, ungerecht gegen sie, klagt sie an, dass sie ihm nicht helfen, und hört nicht auf, obgleich sie ihm vielfache Beweise von ihrem Interesse geben, sich darüber zu beklagen.

Im Jahre 1817, im 36sten Jahre, wird er traurig, träumerisch, klagt über Nerven- und Magenschmerzen, und glaubt, dass die Speisen, die man ihm reicht, vergiftet seien. Er ist aufgebracht gegen seinen Schwiegervater, der ihm jede nur denkbare Sorgfalt zukommen lässt, ihm aber nicht von Neuem Geld anvertrauen will. Er behandelt seine Frau ungeachtet ihrer Zärtlichkeit schlecht, geht zu seinen Verwandten und Freunden, und klagt, dass man ihn vergiften wolle. Oft steht er nach der Mahlzeit auf und trinkt Milch, und sehr häufig geht er selbst zum Brunnen, um sich Wasser zu holen.

Nach einem Monat verlangt er einen Pass, da er Frankreich verlassen will, und geht einige Tage später zum Polizei-Präfecten, und entschuldigt seine Frau und seinen Schwiegervater. In diesem Zustande wird der Kranke am 30sten Septbr. 1817 meiner Behandlung anvertraut. Er geht mit starken Schritten im Zimmer umher, isst wenig, und leidet an Verstopfung; er ist ungeduldig, antwortet heftig. Nach mehreren Unterredungen erwerbe ich mir jedoch sein Zutrauen, und zeige ihm das Falsche seiner Ansichten. Vom 6ten Tage an scheint er besser, aber er ist sehr ungeduldig, will seine Freiheit wieder erlangen und seine Frau wiedersehen. Ich verspreche ihm, dass er sie nächstens sehen wird, und dass er nach acht Tagen wieder zu seiner Familie zurückkehren kann, wenn er sich ferner so verständig benimmt. Dieses feierliche Versprechen und der Anblick seiner Frau, seiner Kinder scheinen die Furcht und die Vorurtheile M's. zerstört zu haben; nichts desto weniger glaubt er noch drei Tage vor seiner Entlassung, dass man während der Nacht Feuer in seinem Zimmer angelegt habe. Durch diese Hallucination wird er wieder ganz unruhig, aber verbirgt diese Unruhe sorgfältig, zwingt sich, um seine Frau, seine Schwiegervater gut zu empfangen, und um sich nicht zu verrathen. An demselben Tage noch, als er wieder zu sich gekommen war,

wird er während des Mittagstisches unruhig, stösst Alles zurück, was man ihm sagt, um ihn zu enttäuschen, verlangt keine Rathschläge, Sorgfalt und Arzneimittel. In den folgenden Tagen läuft er viel umher, und will durchaus wieder Geschäfte anfangen. Nach einem Monat scheint er mehr bewegt, mehr gequält. Eines Tages kommt er aus dem Kaffeehause, und hatte in den Journalen von dem falschen Dauphin gelesen; hierauf glaubt er, der Sohn Ludwigs XVI. zu sein, geht nach den Tuilerien, dringt bis in die Zimmer des Königs, um seine Rechte zu reklamiren. Hier wird er angehalten, antwortet mit Ruhe, Höflichkeit und Würde dem ihn befragenden Offizier, und lässt sich ohne Widerstand und ohne Klagen nach Hause führen.

Er wird mir am 20sten Febr. 1818 von Neuem zur Behandlung übergeben, und zeigt während seines Aufenthalts in der Irrenanstalt folgende Symptome: Sein Gesicht ist bewegt, seine Augen sind geröthet, sein Gang ist stolz; er ist höflich gegen alle Welt, aber wird mit Niemandem zu vertraut, und sagt, dass er nicht krank sei, behauptet fest der Dauphin zu sein, und dass er sich eines Tages rächen werde. Manchmal ist sein Glaube erschüttert, aber einen Augenblick nachher ist seine Ueberzeugung wieder vollkommen und er begeht alle Excesse, die sie mit sich führt, erlässt Proklamationen an das französische Volk, ist unaufhörlich in Bewegung, macht immerwährend Anstrengungen, um zu entwischen, und beleidigt den Polizeiminister, der ihn daran verhindert, seine hohe Bestimmung zu erfüllen. Dessenungeachtet treibt er von Zeit zu Zeit Poesie und Malerei. Macht man sich über den Gegenstand seines Deliriums lustig, so wird er zornig, oder zieht sich schnell zurück, ohne ein Wort zu reden.

M. schläft wenig, leidet an Verstopfung, isst manchmal nichts als Brot, da er glaubt, dass man Gift in die andern Speisen thue. Ich verordne abführende Mittel, warme Bäder, Blutegel am After, häufige und freunschaftliche Unterhaltung, häufige Bewegung im Freien, aber Alles vergeblich. Nach einigen Monaten rathe ich eine längere Reise nach Deutschland an, die aber auch ohne allen Erfolg blieb.

Ich will hier nur bemerken, dass der in Rede stehende Kranke anfänglich hypochondrisch, später melancholisch war, und erst in Monomanie verfiel, nachdem er einen Brief aus einem Journal gelesen hatte. Dieser Brief genügte, um in einem Kranken die unzerstörbare Ueberzeugung hervorzurufen, dass er der Dauphin sei. Mit welcher Ueberzeugung der Kranke dieses glaubte, und wie er diese allen Uebrigen beizubringen suchte, geht am besten aus seinen eignen hier folgenden Worten hervor:

«Mein sogenannter Vater war in den Tuilerien angestellt. (Dies ist wahr). In meinem 8ten Jahre am 10ten August rettete

mich mein sogenannter Vater aus dem Tumult, liess mich über die Brücke Pont tournant gehen, brachte mich in ein Hôtel der Rue royale, und liess mich dort erziehen. Als Napoleon Kaiser wurde, nahm man mir auf seinen Befehl ein Siegel, welches das der Bourbonen war, und welches mir am 10ten August vor meinem Austritt aus den Tuilerien gegeben worden ist. Im Jahre 1814 ging Taleyrand zu Ludwig XVIII., um mich auf den Thron zu bringen, und es wurde in einer ziemlich langen Conferenz entschieden, dass ich geopfert werden und Ludwig XVIII. weiter regieren solle, um nicht die öffentliche Ruhe zu stören. Man kann mich wohl nicht verläugnen, man kann mich wohl nicht verkennen, denn ich sehe ja Ludwig XVI. sprechend ähnlich.»

Die folgende Beobachtung zeigt uns einen Monomaniacus, der durch eingebildete Schrecken, die ihn zur Wuth hinreissen, gequält wird, und dessen Zustand in Monomanie aus Stolz oder Eitelkeit übergeht. Während seines ganzen Lebens war der Kranke eitel und furchtsam.

A., 30 Jahr alt, von sehr lebhaftem Character, war stets sehr heiter, und hatte von der frühesten Jugend an immer seinen Willen gehabt. Er war sehr ehrgeizig, und wollte immer gern für eine ausgezeichnete Person gelten. Er liebt sehr die heftigen Bewegungen, wie die Jagd und Waffenübungen, und ist unglücklich, wenn er nicht grossen Luxus machen kann.

Von seiner Geburt bis zum 5ten Jahre litt er an Convulsionen, in seinem 6ten Jahre an einer acuten Gehirnentzündung, die nach 10 Tagen geheilt wurde. In seinem 12ten Jahre zeigte sich ein Leistenbruch, später litt er an Halsbräune, wozu sich Delirium gesellte. Während seiner Kinderjahre war er häufig dem Schrecke ausgesetzt, da er damals gerade in der Vendée lebte. Seit dieser Zeit wurde er häufig aufs fürchterlichste erschreckt, jedoch ward seine Constitution zur Zeit der Pubertät kräftiger.

Nachdem A. lange Zeit eifrig und besonders auch des Nachts studirt hatte, glaubt er, dass man ihm sein Leben verkürzen wolle, und fühlt schon die traurigen Wirkungen des Giftes. Er fürchtet Alle, die sich ihm nähern, mit Ausnahme seiner Eltern, die zu demselben Schicksale, wie er, verdammt sind. Er glaubt mit Dolchen und Pistolen Bewaffnete zu sehen, die ihn tödten wollen. Manchmal fängt er an heftig zu lachen, und wenn man ihn nach der Ursache fragt, so antwortet er, dass er Stimmen höre, die ihn zum Lachen bewegen. Er fürchtet, dass man ihn für einen Narren hält, denn er hört jeden Augenblick, wie die Stimmen um ihn «Narr! Narr!» ausrufen, und er fragt seine Eltern oft, ob seine Augen nicht stier und verwirrt sind. Eines Tages war er in einem Gasthofe zu D., wo er sich einen Barbier bestellt hatte, der ihn rasiren sollte. Dieser bückt sich, um etwas aufzuheben,

A. hält ihn für einen Räuber, zieht die Pistole, und schiesst ihm durch den Arm. In Folge dieses Wuthanfalles nimmt A. fünf Tage keine Nahrung zu sich, und legt sich nicht zu Bette. Nach dieser Zeit kehrt der Schlaf wieder, und der Kranke ist, obgleich er noch immer Furcht hat, dennoch ruhiger und verständiger.

Jetzt wird er meiner Behandlung anvertraut. Das Gesicht des Kranken ist sehr bewegt und belebt, sein Gang ist stolz, hochmüthig. In den ersten Tagen will er gar nichts essen, nicht erlauben, dass man ihn rasire; er schläft nicht, und ist ungeachtet der lange fortgesetzten warmen Bäder sehr verstopft.

A. behauptet, wegen seines Talents der erste Mensch der Welt zu sein, dass man deshalb Anschläge auf sein Leben mache, weil man fürchtet, dass er das Weltall beherrschen will. Er ist Apollo und Caesar, und verlangt, dass alle Welt ihm gehorchen solle; er ist in Verzweiflung, dass man die höchste Vernunft mit der Narrheit verwechselt, und schreibt deshalb an alle Männer, die eine hohe Stellung in der Welt einnehmen und selbst an den König. Jeden Augenblick erwartet er die Befehle, die ihn in Freiheit setzen sollen, und droht mir mit allen Strafen, sobald er frei sein wird. Er antwortet mit Unwillen auf alle Fragen, die man an ihn richtet, und sehr oft antwortet er gar nicht.

Es war nicht möglich, diesen Kranken zu überzeugen, dass er das Spielwerk seiner verirrten Einbildungskraft sei, und dass sein Zustand der Hülfe des Arztes bedürfe. Man will, sagte er, mir den Kopf mit Arzneimitteln verdrehen, aber mein Kopf ist sehr stark, und es wird nicht gelingen.

Mit Güte setzt man gar nichts bei ihm durch; will man irgend etwas anwenden, so muss man zum Zwange seine Zuflucht nehmen. Manche Augenblicke ist der Kranke ruhig, liebenswürdig, unterhält sich angenehm, und man bemerkt nicht die geringste Störung. Die Functionen des organischen Lebens sind nicht im geringsten gestört.

H..., 45 Jahr alt, war unverheirathet, Advokat, von mittlerer Statur, einem cholerisch-sanguinischen Temperamente, hatte eine gute Constitution und einen ausgezeichnet grossen Kopf. Seine Haare sind schwarz, seine Augen lebhaft, der Teint schwarzbraun. H. hat immer einen regelmässigen Lebenswandel geführt, und seinen Geschäften immer ordentlich und rechtlich vorgestanden. Er hatte einige Zeit auf Guadeloupe gewohnt, war vor einem Jahre krank geworden, indem er gegen das Klima und gegen Unglücksfälle zu kämpfen gehabt hatte, war nach Paris zurückgeschickt worden, und kam am 20sten November 1832 nach Charenton.

In den ersten Monaten seines Aufenthalts in diesem Hause zeigte sich H. ruhig, heiter; er ging im Garten spazieren, las viel

und sprach verständig. Man hätte ihn für geistig gesund gehalten, wenn sein Delirium nicht von Zeit zu Zeit das Gegentheil verrathen hätte. Er sagte, dass er der Sohn Ludwigs XVI. sei, und dass man ihn eines Staatszweckes wegen habe vergiften wollen. Nach einigen Monaten trat das Delirium häufiger ein, und jetzt steigt es bis zur Raserei. H. ist ein König, und als solcher befiehlt er und will, dass man ihm gehorche. Die, welche ihn umgeben, sind seine Sklaven; er hat das Recht über ihr Leben und über ihren Tod zu entscheiden. Wehe dem, der mit ihm spricht, ohne seine königliche Macht anzuerkennen; der Zweifel daran ist ein Majestätsverbrechen. Die Diener wissen sehr gut die Vorsichtsmaassregeln, die sie anwenden müssen, um zu ihm zu kommen. Mehrere Male, wenn ich versuchte, seinen Irrthum zu widerlegen, haben seine Drohungen, seine Heftigkeit mir gezeigt, dass ich auf meiner Hut sein müsse. Alles ist an diesem Kranken seiner Ueberzeugung angemessen: er trägt den Kopf hoch, seine Stellung, sein Blick, der befehlende Ton seiner Stimme, seine Geberden drücken vollkommen seinen eitlen Wahn aus. Er schmückt sich nicht mit Ordensbändern, wie es die Monomaniaci, welche Könige zu sein glauben, thun, aber an den Wänden seiner Kammer, die er für ein Gefängniss hält, hat er Worte und Phrasen angeschrieben, die den geistigen Zustand dieses Kranken offenbaren. Ich lasse hier einige der auf der Wand gekritzelten Inschriften folgen:

Ich habe... Dienstag... Kanaillen von Franzosen..., ferner: tödtlichen Hass der französischen Nation — dem Volke, dem Ad... Von S. K. H. — Prinz von Bourbon, u. s. w. — Den 1sten April 1837: Sohn Ludwigs XVI. — König — darunter: Ich bin kein Mensch — aber ein Prinz — ein König — ein Monarch.

Dieser Hass gegen die Franzosen, diese Titel, welche H. mit Stolz proclamirt, machen den Inhalt aller seiner Briefe, aller seiner Schriften aus. H. wird gegen die Ungerechtigkeit aufgebracht, die ihn gefangen hält, ihn, der so gross, so mächtig ist. Er giebt vor, dass man sich seiner durch übernatürliche Mittel bemächtigt habe, welche die Spione, die Kanaillen von Franzosen, anwenden, indem sie auf seine Majestät Electricität ausströmen lassen, um sie zu vernichten. Manchmal stösst er die Nahrungsmittel zurück, indem er nicht so essen will, wie seine Bedienung, und verlangt, dass sie in der königlichen Küche bereitet werden. Seine Grösse, seine Macht erlauben ihm nicht, Jemanden anders als die Bourbons, die Ferdinands, die Nicolaus, u. s. w. zu Verwandten und Freunden zu haben.

Seit einigen Monaten ist seine physische Gesundheit geschwächt; der Kranke leidet an hartnäckigem Husten, schläft

wenig, magert allmälig ab, und seine Zunge ist schwer, sein Gedächtniss geschwächt. In seinen Schriften lässt er Buchstaben, Wörter aus; seine Worte, durch die er sein Delirium ausdrückt, sind weniger zusammenhängend, was man Alles in den ersten Jahren der Krankheit nicht beobachtete.

Die Monomaniaci leiden, wie die übrigen Geisteskranken, an Illusionen und Hallucinationen, und oft characterisiren nur diese ihr Delirium, und sind die Ursache der Verkehrtheit ihrer Neigungen und der Störung ihrer Handlungen. Die Monomaniaci haben wenig Neigung zu ihren Verwandten und Freunden, da sie durch Enthusiasmus, durch den religiösen oder politischen Fanatismus, durch erotische Leidenschaften beherrscht werden, oder durch ein eingebildetes Glück, dessen sie sich allein würdig glauben. Oft verachten sie die Personen, die sie früher am meisten liebten, oder bemitleiden sie wegen ihrer Armuth, oder weil sie ihr Glück nicht zu fassen und nicht daran Theil zu nehmen verstehen. Wie alle übrigen Geisteskranken vernachlässigen auch diese Kranken ihr Interesse, ihre Geschäfte.

Es giebt auch Geisteskranke, die in den strengsten Prinzipien erzogen wurden, die wegen der Klarheit ihres Urtheils, wegen der Reinheit ihrer Empfindungen, wegen der Sanftmuth ihres Characters ausgezeichnet sind, und die durch physische oder psychische Ursachen ihren Character, ihre Gewohnheiten und ihre Aufführung ändern, stürmisch, ungesellig werden, tadelnswerthe, manchmal gefährliche Handlungen begehen, die ihren Neigungen, ihrem Interesse entgegen sind. Die partielle Störung der Intelligenz verursacht diesen Wechsel und verändert die Empfindungen und Handlungen dieser Kranken.

So war jener Greis, der die Stimme eines Engels zu hören glaubte, welche ihm befahl, seinen Sohn nach dem Beispiele Abrahams zu opfern, und der diese That vollbrachte, ein Monomaniacus. Ich behandelte, sagt Pinell, ehemals im Bicêtre einen Geisteskranken, dessen Manie periodisch erschien, und dessen Anfälle sich regelmässig nach mehrmonatlicher Ruhe erneuten. Der Ausbruch der Anfälle kündigte sich durch eine brennende Hitze im Innern des Bauches, in der Brust und im Gesichte an; dann wurden die Backen roth, der Blick funkelnd, Venen und Arterien des Kopfes dehnten sich aus, dann trat Wuth ein, die ihn dazu zwang, ein Instrument oder eine Waffe zu ergreifen, und den ersten Besten, der ihm entgegen kam, zu morden. Hierbei fand ein innerer Kampf statt. Er hatte immerwährend den grössten Abscheu gegen diesen fürchterlichen Antrieb. Ausserdem war das Gedächtniss, die Verständniss, die Einbildungskraft, das Urtheil nicht gestört. Der Kranke gestand mir, dass seine Neigung durchaus gezwungen und unfreiwillig wäre, und dass seine Frau, unge-

achtet er sie zärtlich liebte, beinahe als Opfer gefallen wäre, wenn er nicht noch Zeit gehabt hätte, sie zu bitten, die Flucht zu ergreifen. In allen lichten Augenblicken drückte er seine Gewissensbisse aus, und hatte einen solchen Widerwillen gegen das Leben, dass er schon mehrere Male Versuche gemacht hatte, es sich zu nehmen.

Folgende Thatsache ist wegen der wechselseitigen Rückkehr der Aufregung und Ruhe von Interesse:

Frau v. R. war von starker Constitution, hatte ein sanguinisches Temperament, eine lebhafte Einbildungskraft, und während der Revolution vielfache Unglücksfälle und häuslichen Kummer erlitten. Da sie Wittwe geworden, und von einem grossen Vermögen nur einen kleinen Theil gerettet hatte, zog sie aufs Land, um ökonomischer zu leben, und um besser die Erziehung ihrer Kinder leiten zu können. Gegen das 50ste Jahr hörte die Periode auf, und Frau v. R. bringt den folgenden Winter in grosser Thätigkeit zu, ist sehr mit ihrem Interesse beschäftigt, besucht vielfach Gesellschaften, und macht sich überhaupt viel Bewegung. Im Frühling und während des Sommers ist Frau v. R. ruhig, faul, lebt ganz für sich allein, kümmert sich nicht um ihr Vermögen, und entscheidet sich zu nichts. In diesen beiden Zuständen, die sich abwechselnd mehrere Jahre erneuten, erfüllte Frau v. R. vollständig ihre Pflichten als Mutter, fehlte in nichts gegen die geselligen Pflichten, und man musste genau mit ihr umgehen, um den Unterschied ihres Wesens während des Winters und während des Sommers zu bemerken. Im 55sten Jahre ist Frau v. R. wegen der Abreise ihres Sohnes sehr betrübt; sie glaubt, dass das tiefste Unglück über Paris ausbrechen, und dass sie darunter mehr, als alle übrigen, leiden werde. Sie ist sehr aufgeregt, erzählt überall ihre Furcht, verliert ihren Schlaf. Da Blutcongestionen zum Kopfe statt fanden, so wurden, weil die Kranke sehr stark war und ein Aderlass nicht gut ausgeführt werden konnte, 30 Blutegel an die Füsse gesetzt. Die Blutegelstiche brachten ein Erysipelas an jedem Beine hervor, und hierdurch glaubte die Kranke, dass man sich vergifteter Blutegel bedient hätte, und dass sie sterben würde. Auf diese Furcht folgte ein Anfall von Manie, von welchem Frau v. R. aber bald geheilt wurde.

Im Jahre 1817 fand ein neuer Anfall statt, der ein Jahr lang anhielt. Drei Jahre lang schien nun die Kranke geheilt, als sie im Monat Septbr. des Jahres 1820, während sie ein Mittagsmahl gab, wobei Feuer in einer benachbarten Scheune ausbrach, sich von Flammen, Feinden und Soldaten umgeben glaubte. Am folgenden Morgen wurde sie nach Paris gebracht, und sah während des ganzen Weges von 100 Meilen nur Soldaten, die sich schlugen, und Flammen, die die Scheunen der Einwohner verzehrten.

Sie wird meiner Behandlung von Neuem anvertraut, ist in einem schrecklichen Delirium, und stösst ein immerwährendes Schrekkensgeschrei aus. Bäder mit kalten Uebergiessungen, Abführmittel stellen die Ruhe wieder her, aber das Delirium dauert fort. Frau v. R. spricht unaufhörlich, selbst während der Nacht; sie unterhält sich mit Prinzen, Königen, die ihre Voreltern sind. Die grössten Monarchen machen ihr Besuche; die berühmtesten Todte erscheinen ihr. Sie spricht mit ihnen mit Entzücken, macht ihnen Vorschläge, ertheilt ihnen guten Rath, und kündigt ihnen grosse Begebenheiten an. Frau v. R. benimmt sich stolz, proklamirt ihre Macht, Kraft, und befiehlt mit Hochmuth. Hundert Mal öffnet sie, so kalt es auch sein mag, bei Tage das Fenster, klagt die Winde an, oder rechtfertigt sie, und scheint Stimmen zu hören, die mit ihr sprechen. Der Winter vergeht in diesem aufgeregten Zustande, nichts desto weniger unterscheidet die Kranke die Sachen und Personen, und spricht folgerecht über jeden andern Gegenstand als über ihre Grösse, ihre Vorfahren und über die Gefahr, die sie durch ihre Feinde läuft.

Im Frühling wird Frau v. R. friedfertiger, und obgleich ihr eitles Delirium anhält, so ist sie doch weniger bewegt, geht weniger, spricht weniger, schläft besser, und unterhält sich mit dem Lesen von Journalen und Reisebeschreibungen. Nachdem acht Jahre so wechselseitig in Aufregung und Ruhe vergangen waren, ist Frau v. R. für gewöhnlich friedfertiger, spricht oft leise, manchmal mit Entzücken, stösst Klagen aus, oder lacht convulsivisch, und wird stets durch Hallucinationen des Gehörs aufgeregt. Ungeachtet die Ideen und Worte unzusammenhängend geworden waren, kennt die Kranke dennoch die äussern Gegenstände und liebt die Personen, die sie umgeben. Im 68sten Jahre hatte sie an Stärke sehr zugenommen, und litt an heftigen Blutcongestionen, die durch Blutegel am Halse beseitigt wurden. Während der Dauer dieser Congestionen, die wohl eine Stunde anhielten, sah die Kranke alle Gegenstände, die sie umgaben, und selbst die mit ihr sprechenden Personen in schwarzer Farbe. Seit dieser Zeit wurde der Leib immer stärker, jedoch war keine Fluctuation wahrzunehmen. Im 72sten Jahre war der Unterleib sehr stark, und beeinträchtigte die Respiration und den Gang der Kranken. Frau v. R. schlief oft während des Tages, hatte heftigen Durst, und litt abwechselnd an Verstopfung und Durchfall. Im 73sten Jahre nahm die Dyspnöe so zu, dass man für ihr Leben fürchtete, worauf man eine Punction machte, wodurch aus dem Bauche nur einige Unzen einer citronenfarbigen, gallertartigen Flüssigkeit herauskamen. Sechs Wochen nachher starb die Kranke.

Auch ist die Monomanie manchmal epidemisch, und man findet im Don Quixote die Beschreibung einer merkwürdigen Mo-

nomanie, die in Folge der Kreuzzüge fast über ganz Europa herrschte.

Die Functionen der Assimilation scheinen gewöhnlich nicht gestört zu sein, jedoch haben die Monomaniaci einen harten, starken, entwickelten Puls, heftige Hitze der Haut; die Kranken essen viel, schlafen wenig, und ihr Schlaf ist bald durch schreckliche, bald durch angenehme Träume bewegt. Sie haben oft Schmerzen und Brennen in den Eingeweiden, und leiden meist an Verstopfung.

Die Ursachen der Monomanie sind dieselben, als die der übrigen Geisteskranken. Das sanguinische und das nervös-sanguinische Temperament, Individuen mit lebhafter, exaltirter Einbildungskraft, Individuen, die nur bestimmte oder einen Kreis von Ideen fassen können, oder die aus Eigenliebe, Eitelkeit, Stolz oder Ehrgeiz übermässige Wünsche, unausführbare Pläne hegen, sind mehr zu Monomanie disponirt, als die übrigen. Es ist bemerkenswerth, dass diese Individuen fast immer erkrankten, wenn sie in ihren kühnsten Hoffnungen getäuscht, vom Unglück heimgesucht, sich mit einer glücklichen Zukunft schmeichelten. So wird also ein wirklich glücklicher Mensch, der mässige Wünsche hat, und der durch irgend eine erregende Ursache geisteskrank wird, nicht in Monomanie verfallen, während ein Ehrgeiziger, Stolzer, oder ein Liebender, der in Unglück verfallen, oder der den Gegenstand seiner Liebe verloren, in Monomanie versinken wird. Es scheint, dass die Monomanie nur in übertriebenen Ideen, Wünschen, Illusionen für die Zukunft besteht, die sich diese Unglücklichen vor ihrer Krankheit machten.

Auch disponiren schwache Menschen, wenig entwickelte Intelligenz, der Mangel an Erziehung, oder die Fehler derselben gleichfalls zur Monomanie.

Die excitirenden Ursachen sind: die Fehler des Regimens, die heftigen Leidenschaften, und besonders die Unglücksfälle, oder gekränkte Eigenliebe und Ehrgeiz. Oft verfallen auch Individuen, die durch Eitelkeit und Ehrgeiz beherrscht werden, durch exaltirte religiöse Ideen, durch ascetische Grübeleien und durch das Lesen von Romanen in diese Krankheit.

Die Monomanie ist remittirend oder intermittirend; ihre Symptome nehmen besonders zur Zeit der Menstruation sehr zu. Manchmal geht ihr die Melancholie voran, und sie complicirt sich mit der Epilepsie, Hysterie, und sehr häufig mit Paralysis.

Der Verlauf der Monomanie ist heftig, schnell; sie endet zuweilen ganz unerwartet, und entscheidet sich wie die übrigen Geisteskrankheiten durch mehr oder minder merkliche Krisen. Nicht selten endet sie plötzlich, ohne bekannte Ursache, ohne wahrnehmbare Krisen, oder durch einen heftigen psychischen Eindruck.

Manchmal geht die Monomanie in Manie über, oder wechselt mit der Melancholie, oder sie artet auch, wenn sie lange dauert, in Verwirrtheit aus, oder es findet ein Zwischenzustand statt, der, wie ich glaube, noch nicht angedeutet worden ist.

Bei der acuten Monomanie hat der Kranke die ganze Integrität seiner Verständniss für Alles, was ausserhalb der Sphäre seines Deliriums liegt, und nimmt man an, dass die Grundidee richtig ist, so wird man gegen das Reden und Urtheilen des Kranken nichts haben können. Artet aber die Krankheit aus, so spricht der Monomaniacus in seiner Idee irre, und die Handlungen, die bis dahin strenge Folgerungen der herrschenden Ideen oder Neigungen waren, haben keine logische natürliche Verbindung mehr. Endlich bemerkt man auch, wie bei der Verwirrtheit, obgleich das Delirium sich auf einen einzelnen bestimmten Gegenstand erstreckt, dass die Ideen, Neigungen und Handlungen unzusammenhängend sind, wie es auch bei der Melancholie vorkommt.

Die Behandlung der Monomanie muss, wie die der übrigen Geisteskrankheiten, sich nach den praedisponirenden, excitirenden Ursachen und nach den physischen Störungen richten, und auch hier geben die psychischen Symptome wichtige Winke. Bei dieser Krankheit sind die Antispasmodica sehr nützlich, da sie einen hervorstechend nervösen Character hat. Man kann auch mit Vortheil zu den Mitteln seine Zuflucht nehmen, die uns die Hygieine darbietet, und hier einen glücklichern Erfolg, als bei den übrigen Geisteskrankheiten von der Anwendung der Leidenschaften zur Heilung erwarten. Man nehme zu Ueberraschungen, zu geistreich ausgedachten Widerwärtigkeiten, die den Umständen des Kranken angemessen sind, seine Zuflucht, und welche nur der erfahrene Arzt bestimmen kann.

§. 1.

Von der Erotomanie, erotischen Monomanie.

(Monomanie érotique)

Die Erotomanie ist weder jene Sehnsucht, die die Seele und das Herz desjenigen erfüllt, der zum ersten Mal das Bedürfniss zu lieben empfindet, noch jene süsse Träumerei, die so vielen Reiz für das Jünglingsalter hat, und die es bestimmt, die Einsamkeit aufzusuchen, um besser die Wonne einer Empfindung, die ihm bisher unbekannt war, geniessen zu können.

Die Erotomanie gehört der Medizin an, sie ist eine chronische Gehirnaffection, die sich durch eine ausserordentliche Liebe für einen bekannten oder unbekannten Gegenstand characterisirt.

Bei dieser Krankheit ist die Einbildungskraft verletzt, und das Urtheil irrig. Es ist eine Geisteskrankheit, bei der die verliebten Ideen fix und herrschend sind, ganz so wie bei der Theomanie oder der religiösen Melancholie die religiösen Ideen fix und herrschend sind.

Die Erotomanie unterscheidet sich wesentlich von der Nymphomanie und Satyriasis. Bei diesen entsteht das Leiden aus dem Geschlechtssysteme, dessen Reizung auf das Gehirn wirkt. Diese Krankheiten brechen durch eine physische Störung aus, wogegen die Erotomanie durch ein Spiel der Einbildungskraft entsteht. Die Erotomanie verhält sich zur Nymphomanie und Satyriasis wie die lebhaften, aber keuschen Neigungen des Herzens sich zur zügellosen Ausschweifung verhalten. Während die schmutzigsten Vorschläge, die schlechtesten, erniedrigendsten Handlungen die Nymphomanie und Satyriasis begleiten, wünscht, ja denkt nicht einmal der an Erotomanie Leidende an Gunstbezeugungen seines geliebten Gegenstandes, und manchmal bezieht sich seine Liebe selbst auf unbeseelte Wesen. Alkidias von Rhodus wurde von Liebe für die Statue des Cupido von Praxiteles ergriffen. Variola erzählt etwas Aehnliches von einem Einwohner zu Arles, der zu seiner Zeit lebte.

Bei der Erotomanie sind die Augen munter und belebt, der Blick ist leidenschaftlich, die Rede zart, die Handlungen ausdrucksvoll, und diese Kranken überschreiten nie die Grenzen der Schicklichkeit; sie vergessen sich in mancher Beziehung selbst, verehren den Gegenstand ihrer Liebe wie eine Gottheit, und oft im Geheimen, machen sich zu ihren Sklaven, führen ihre Befehle oft knechtisch aus, gehorchen ihren Launen, und gerathen oft in Entzückung von den oft eingebildeten Vorzügen. Sind sie von ihrem geliebten Gegenstande entfernt, so ist der Blick dieser Kranken niedergeschlagen; sie werden bleich, ihre Gesichtszüge verändern sich, sie verlieren Schlaf und Appetit, werden unruhig, träumerisch, hitzig, zornig, u. s. w. Die Rückkehr des geliebten Gegenstandes macht sie freudetrunken; das Glück, das sie empfinden, drückt sich auf ihrer ganzen Person und auf Allem, was sie umgiebt, aus, ihre Muskelthätigkeit wird vermehrt, hat aber etwas Krankhaftes; sie sprechen viel aber immer von ihrer Liebe. Während des Schlafes haben sie Träume, wobei sich ihnen Erscheinungen von Männern und Weibern zeigen.

Wie alle Monomaniaci sind auch die von Erotomanie ergriffenen Tag und Nacht von denselben Ideen und Empfindungen erfüllt, die um so ungeregelter sind, da sie durch die verschiedenartigsten Leidensehaften hervorgerufen werden. Die Furcht, die Hoffnung, die Eifersucht, die Freude, die Wuth treten alle nach und nach auf, um die Qual dieser Unglücklichen noch grösser zu machen; sie vernachlässigen, verlassen, ja sie fliehen ihre

Anverwandte und Freunde, verachten das Glück und die gesellschaftlichen Verhältnisse, und sind der ausserordentlichsten, schwierigsten, peinlichsten und sonderbarsten Dinge fähig.

Die folgende Beobachtung hat um so mehr Interesse, da es sich hierbei um eine Erotomanie ohne irgend eine Complication handelt.

Eine Dame, 32 Jahr alt, von schlankem Wuchse, kräftiger Constitution, die blaue Augen, weisse Haut, braune Haare hatte, war in einer Erziehungsanstalt erzogen worden, wo sich den jungen Personen, welche das Institut verliessen, die glänzendste Zukunft und das höchste Glück in der Ferne zeigte. Einige Zeit nach ihrer Verheirathung sieht Mad einen jungen Mann von höherem Stande, als ihr Mann ist, und verliebt sich sogleich in ihn, obgleich sie ihn nicht gesprochen hat. Sie fängt an, sich über ihre Lage zu beklagen, spricht von ihrem Manne mit Geringschätzung, murrt, dass sie mit ihm leben muss, und endlich fühlt sie Abneigung gegen ihn, so wie gegen ihre nahen Verwandten, die sich vergebens bemühen, sie von ihrer Verirrung zurück zu bringen. Das Uebel vermehrt sich; man muss Mad... von ihrem Manne trennen. Sie geht zu ihrer Familie, spricht unaufhörlich von dem Gegenstande ihrer Leidenschaft, wird empfindlich, eigensinnig, zornig; zugleich leidet sie an Nervenübeln. Sie entwischt ihren Verwandten, um ihm nachzulaufen, sie sieht ihn überall, und ruft ihn durch ihre verliebten Gesänge; er ist der schönste, der grösste, der geistreichste, der liebenswürdigste, der vollkommenste unter allen Männern; auch hat sie nie einen andern Mann gehabt. Er lebt in ihrem Herzen, leitet alle Bewegungen desselben, ordnet ihre Gedanken, bestimmt ihre Handlungen, belebt und verschönert ihre Existenz. Zuweilen überrascht man sie in einer Art von Extase, Entzückung; dann ist sie unbeweglich, der Blick stier und ein Lächeln schwebt auf ihren Lippen. Mad... schreibt häufig Briefe, Verse, die sie mehrere Male sorgfältig copirt. Eben so wie ihre Schriften die heftigste Leidenschaft ausdrücken, eben so sind sie auch ein Muster des sittlichen Gefühls. Wenn sie spazieren geht, so geht sie mit Lebhaftigkeit, zerstreut wie eine sehr beschäftigte Person, oder sie geht langsam und stolz einher, vermeidet jede Begegnung mit Menschen, die ihr zuwider sind, und die sie weit unter ihren Geliebten stellt. Indess ist sie gegen die Zeichen der Theilnahme nicht immer gleichgültig, doch beleidigt sie jeder unschickliche und unüberlegte Ausdruck. Auf die Bitten, die man an sie richtet, entgegnet sie den Namen, das Verdienst und die Vorzüge desjenigen, den sie anbetet. Während des Tages und der Nacht spricht sie oft allein, und zwar bald laut, bald leise. Bald ist sie heiter, lacht laut auf, bald ist sie melancholisch und weint, bald ist sie ärgerlich bei ihrer einsamen Unterhaltung. Macht man

sie auf ihre Geschwätzigkeit aufmerksam, so versichert sie, dass sie zum Sprechen gezwungen sei. Meist ist es ihr Geliebter, der sich durch ihr nur bekannte Mittel mit ihr unterhält, und manchmal glaubt sie, dass Eifersüchtige ihr Glück stören wollen, ihre Unterhaltungen belauschen, worauf sie ärgerlich wird und Schläge austheilt, ja ich sah sie sogar in Wuth gerathen, da man sie, wie sie sagte, geschlagen hatte. Unter andern Umständen ist das Gesicht geröthet, die Augen sind funkelnd, die Kranke ist heftig, schreit, und kennt ihre Umgebung nicht, ist wüthend, und stösst die drohendsten Beleidigungen aus. Dieser Zustand dauert gewöhnlich zwei oder drei Tage, worauf sie dann über heftige Schmerzen im Epigastrium und am Herzen klagt. Diese Schmerzen concentriren sich in der Gegend der Herzgrube, werden durch ihre Verwandten, Freunde verursacht, obgleich sie mehrere Stunden entfernt sind, und könnten ohne die Macht des Geliebten nicht ertragen werden. Redet man sie mit Energie an, so wird sie bleich, zittert, es fliessen Thränen, und der Paroxismus ist beendet.

Diese Dame, die in jeder andern Beziehung ganz verständig ist, arbeitet ruhig, bewahrt die sie umgebenden Gegenstände gut auf, lässt dem Verdienste ihres Mannes Gerechtigkeit widerfahren, schätzt die Liebe ihrer Verwandten, aber kann den erstern nicht sehen, und mit den letzteren nicht leben. Ihre monatliche Periode ist regelmässig und stark. Bisweilen treten die Paroxismen des Zornes zu dieser Zeit ein, jedoch nicht immer. Sie isst nach Laune, und ihre Verrichtungen und ihre Sprache ist ihrer delirirenden Leidenschaft untergeordnet. Sie schläft wenig und ihr Schlaf wird durch Träume und Alpdrücken gestört. Oft hat sie lang anhaltende Schlaflosigkeit, und dann geht sie umher, spricht allein, oder singt. Dieser Zustand dauerte bereits mehrere Jahre, als die Kranke meiner Behandlung anvertraut wurde. Eine einjährige methodische Behandlung, die Isolirung, warme und kalte Bäder, die Douche, die antispasmodischen Mittel, innerlich und äusserlich angewandt, vermochten gar nichts bei dieser interessanten Kranken.

M..., 36 Jahr alt, war nervös, hatte einen melancholischen Character, und war von kleiner Statur. Seine Haare sind schwarz, und seine Physiognomie hat wenig Angenehmes. Im Süden geboren, bekleidete M. eine Stelle in einem Bureau zu Bayonne; als er in Toulouse war, hatte er wegen einer Frau Streit, von der er geliebt zu sein glaubte. Er erhält Urlaub, und kommt nach Paris, um um Beförderung anzuhalten. Er geht ins Theater, verliebt sich in eine der schönsten Schauspielerinnen des Feydeau, und glaubt sich wieder geliebt. Seit der Zeit macht er alle möglichen Versuche, um bis zu seinem geliebten Gegenstande zu ge-

langen. Er geht zu dieser Dame, verlässt die Thüre, durch welche die Schauspieler ins Theater eintreten, nicht, indem er hofft mit ihnen eindringen, oder von der, die er anbetet, im Vorbeigehen einen Blick erhaschen zu können. Die Schauspieler, der Mann der Actrice behandeln diesen Unglücklichen schimpflich, sie stossen ihn zurück, beleidigen und misshandeln ihn. Jedesmal wenn Mad.. spielt, geht M. ins Theater, nimmt der Bühne gegenüber Platz, und erscheint die Schauspielerin, so zeigt er ein weisses Schnupftuch, um sich bemerkbar zu machen. Sein Gesicht ist alsdann geröthet, die Augen sind roth und glänzend; er giebt vor, die Schauspielerin erkenne ihn, und bezeige ihm ihre Zufriedenheit durch ihr Mienenspiel, durch den Ton ihrer Stimme und durch den leidenschaftlichen Ausdruck ihres Gesanges. Im schlechtesten Wetter stellt sich M. an das Geländer, welches der Thüre des Hauses, das Mad. bewohnt, sich gegenüber befindet. Er folgt ihr auf den Spaziergängen; fährt sie aufs Land, so verfolgt er den Wagen zu Fuss. Eines Tages wird er in den Tuilerien festgehalten, weil er mit seinem Stocke das Kleid der Dame aufgehoben hatte. Zuweilen, und sogar des Nachts, nimmt er einen Fiacre, stellt sich dem Hause der Mad... gegenüber hin, besteigt das Verdeck des Wagens, indem er den geliebten Gegenstand durchs Fenster zu sehen hofft. Ungeachtet der Beleidigungen, der Schläge, die dieser Unglückliche im Theater und auf der Strasse bekommt, ungeachtet der schlechten Behandlung aller Art kann doch nichts seine Illusionen zerstören. Die Geringschätzung, die Weigerung ihn zu sprechen, sind Vorsichtsmaassregeln, welche die junge Schauspielerin nimmt, um ihre Liebe zu verbergen. Wird er halb todt geschlagen, so geschieht dies auf Anstiften seiner Nebenbuhler, die eifersüchtig sind. Nach einem sehr heftigen Streit mit dem Manne dieser Dame, die der Unsinnige für unverheirathet hält, wird er in eine Krankenanstalt gebracht, wo ich aufgefordert wurde, über seinen geistigen Zustand einen Bericht zu machen. Es war nicht schwer, das erotische Delirium zu erkennen; über jeden andern Gegenstand urtheilte der Kranke sehr richtig, seine Haltung war gewählt und seine Unterhaltung folgerecht. Ich stellte ihm vor, dass er Gefahr laufe seine Stelle zu verlieren, wenn er nicht sogleich nach Bayonne abreise... «Mein Urlaub ist noch nicht abgelaufen«, sagte er zu mir: — Aber, fragte ich weiter, wie können sie ins Theater gehen, da Sie nur 900 Franken Einkünfte haben? — «Ich gebe nichts weiter aus, mein Unterhalt kostet mir beinahe nichts, ins Theater gehe ich nur, wenn Mademoiselle spielt, und dazu verwende ich alles Ersparte« — Wie können Sie wohl glauben, dass Sie geliebt werden. Sie haben nichts Verführerisches, besonders für

eine Schauspielerin, ihre Figur ist nicht hübsch, Sie haben keinen ausgezeichneten Rang in der Welt, und sind ohne Vermögen. — »Das ist Alles wahr, aber die Liebe vernünftelt nicht, und man hat mir zu gut gezeigt, dass ich geliebt werde, als dass ich daran zweifeln könnte.« Als ich einige Wochen später den Kranken wieder sah, versicherte er mir, dass Mademoiselle im Hause wohne, dass er sie höre, dass sie aber durch die Eifersucht verhindert werde, mit ihm zu sprechen.

Die Erotomanie zeigt sich nicht immer mit demselben Symptomen, die wir früher angaben; manchmal ist sie um so heftiger, je weniger es ihre Aussenseite zu sein scheint. Dann sprechen die Kranken nicht irre, aber sie sind traurig, melancholisch, düster, schweigsam, essen nicht, magern schnell ab, und bekommen das Fieber, welches Lorry das erotische Fieber nennt, und welches einen mehr oder minder acuten Verlauf oder einen mehr oder minder unglücklichen Ausgang hat. Dieser Zustand kann leicht mit der Bleichsucht verwechselt werden, doch kann man bald den Irrthum erkennen, wenn man nur alle vorhergehenden Umstände zusammenfasst, und ferner wird der Arzt leicht bemerken, dass das Gesicht der Kranken Leben bekommt und sich färbt, dass der Puls frequent, stark wird, wenn die Kranke den geliebten Gegenstand sieht, oder nur den Namen desselben aussprechen hört.

Ein junges Mädchen wurde ohne offenbare körperliche Krankheit und ohne bekannte Ursache traurig, träumerisch. Ihr Gesicht wurde blass, ihre Augen sanken ein, und sie weinte unwillkürlich. Die Kranke fühlt sich sehr matt, seufzt, ächzt, kann durch nichts zerstreut, beschäftigt werden, da sie alles langweilt. Sie vermeidet ihre Eltern und Freunde, spricht nicht, antwortet nicht, isst wenig, schläft nicht oder unruhig, und magert hierbei sehr ab. Ihre Eltern glaubten sie durch eine Heirath aus diesem beunruhigenden Zustande zu bringen. Anfangs nahm sie mit Gleichgültigkeit die verschiedenen Partien, die man ihr vorschlug, an, doch bald nachher wies sie sie alle hartnäckig von sich. Das Uebel nimmt immer mehr und mehr zu, und es bricht Fieber aus; der Puls wird unregelmässig, ungleich und bisweilen langsam. Jetzt bemerkt man einige convulsivische Bewegungen, einige sich widersprechende Ideen, vorzüglich aber seltsame und sonderbare Handlungen; endlich aber trat Marasmus ein, und die Kranke starb. Das Grab bedeckt ihr Geheimniss. Schaam, irrige religiöse Ansichten, die Furcht, ihren Eltern zu missfallen, hatten sie dazu bestimmt, die Verirrungen ihres Herzens und die wahre Ursache ihrer Krankheit zu verbergen. — Jonadab liess sich nicht durch die Traurigkeit, das Schmachten und Hinwelken des Amnon, des zweiten Sohnes Davids täuschen, der sich in seine Schwester Thamar verliebt hatte. — Hippocrates entdeckte die

Liebe des Perdicax zur Phyle, der Concubine seines Vaters, durch welche Liebe er ein hectisches Fieber bekam. — Plutarch erzählt, dass Erasistratus durch den Puls, durch die Röthe des Gesichts Antiochus Soter Liebe zur Stratonice, seiner Stiefmutter, erkannte. — Galen urtheilte eben so bestimmt über den Zustand des Justus, der in die Seiltänzerin Pylades verliebt war. Ferrand*) sagt, dass er die Krankheit eines jungen Menschen durch die Färbung des Gesichtes, durch die Beschleunigung des Pulses erkannt habe, da er dieses gerade wahrnahm, als ein junges Mädchen Licht ins Zimmer brachte.

Diese Varietät der Erotomanie ist nicht selten. Es giebt wenige Aerzte, die nicht Gelegenheit gehabt hätten, sie zu beobachten, und das gewöhnliche Mittel dagegen vorzuschlagen, welches, wenn die Krankheit einen sehr acuten Gang hat, meist zu spät kommt.

Ein Mädchen aus Lyon verliebt sich in einen ihrer Verwandten, mit dem sie auch versprochen wurde. Umstände setzten sich der Erfüllung der Versprechungen der beiden Liebenden entgegen, und der Vater forderte die Entfernung des jungen Mannes. Kaum war dieser abgereist, so verfällt das Mädchen in tiefe Traurigkeit, spricht nicht, bleibt im Bette liegen, weigert sich zu essen, und stösst alle Rathschläge, alle Bitten, alle Tröstungen ihrer Eltern und Freunde zurück. Nachdem man vergeblich versucht hatte, ihren Entschluss zu überwinden, ruft man ihren Geliebten wieder zurück. Aber es war zu spät. — Sie starb am sechsten Tage in seinen Armen. Ich wurde auch von der Schnelligkeit des Verlaufs dieser Krankheit bei einer Frau überrascht, die am siebenten Tage starb, nachdem sie sich von der Gleichgültigkeit ihres Mannes gegen sie fest überzeugt hatte.

Wenn die Erotomanie auch nicht immer so schnell und so unglücklich endet, so zeigt sie doch alle Spuren der heftigsten Leidenschaften, deren äusserster Punkt sie zu sein scheint, und ähnelt der Manie mit Wuth. Auch führt sie durch die Verzweiflung, den geliebten Gegenstand nicht erhalten zu können, zum Selbstmorde. Die Sappho stürzte sich von den nachher so berühmt gewordenen Leucaden hinunter, und die Alten schickten die Liebenden, die ihre Leidenschaften nicht ertragen oder besiegen konnten, nach den Leucaden. Die Heilungen, die man dem Sprunge von demselben beimass, beweisen, dass die Alten die Erotomanie als eine wahre Nervenaffection betrachteten, die durch eine heftige psychische Erschütterung geheilt werden könne.

Die durch die Alten gesammelten Thatsachen und die Beispiele neuerer Zeit beweisen, dass der Selbstmord oft ein Ausgang der Erotomanie ist. Die erotische Melancholie complicirt sich oft

*) *De la maladie d'amour ou mélancholie érotique. Paris.* 1823.

mit der Manie, die ihr auch manchmal vorangeht, was folgende Beobachtungen beweisen.

Ein junger Mann von 23 Jahren verliebt sich in ein junges Mädchen, und concentrirte und nährte seine Leidenschaft ein ganzes Jahr hindurch. Eines Tages, nachdem er mit ihr getanzt hatte, bekam er Convulsionen, die sich drei Tage lang erneuerten, und bei deren Remissionen Delirium eintrat. Als die Convulsionen aufgehört hatten, verfiel er in Manie, wurde heftig, aufgeregt, zornig u. s. w., indem er immer zu entfliehen suchte. Nach zwei Monaten wird der Kranke meiner Behandlung anvertraut. Obgleich sein Delirium allgemein, seine Aufregung sehr gross war, so kritzelte er doch auf das Pflaster, an die Wände den Namen derjenigen, die alle seine Gedanken beherrschte, und ging unaufhörlich umher, in der Hoffnung sie zu finden. Im sechsten Monate der Krankheit bekam er ein Fieber, welches der erotischen Manie ein Ende machte.

Magdalena kommt im 15ten Jahre aus einem Findelhause zu einer Bauersfrau, die sie als Tochter adoptirt, weil sie ihren einzigen Sohn, der in der Armee stand, für todt hielt. Zwei Jahre darauf kommt der Sohn an, und bald gefällt Magdalene, die ein angenehmes Aeussere und einen fröhlichen Character hatte, dem Johann Peter. Sie ihrerseits liebt ihn auch von ganzem Herzen, sie bewilligt ihm Gunstbezeugungen, weil sie undankbar zu sein glaubte, wenn sie dem Sohne ihrer Adoptivmutter etwas abschlüge. Drei Jahre vergehen in diesem zärtlichen Verhältniss und in der Hoffnung den Johann Peter zu heirathen, aber dieser wird der Magdalene überdrüssig, und verheirathet sich mit einer andern. Das arme Mädchen war hierdurch in Verzweiflung, verlor ihren Verstand, lief auf den Feldern umher, und stürzte sich in einen Fluss, aus dem sie gezogen und nach dem Hôtel-Dieu geschickt wurde, von wo man sie nach sechs Wochen in den ersten Tagen des Septbr. nach der Salpetrière brachte. Während des ersten Jahres ihres Aufenthalts im Hospital litt sie an Erotomanie mit Wuth, die sich auf ihre Gefährtinnen und auf sich selbst erstreckte. Auf diesen Zustand folgte Monomanie, deren einziger Gegenstand Peter war, welchen sie ungeachtet seiner Untreue liebte. Zur Zeit der Periode war die Kranke sehr aufgeregt, reizbar, zornig; sie fragte dann oft nach Peter, rief unaufhörlich seinen Namen, und sagte, dass man Niemand mit ihm vergleichen könne. Die Ruhe, die in einer stillen Traurigkeit besteht, tritt dann ein, wenn die Menstruation zu fliessen aufgehört hat. Für gewöhnlich ist Magdalene träumerisch und schweigsam, und stets mit ihrem untreuen Geliebten beschäftigt. Sie singt, lacht, ist manchmal sehr heiter, weint in andern Augenblicken. Spricht man mit ihr von andern jungen Leuten, so verabscheut sie die-

selben, sagt, dass sie immer Peter lieben werde, dass man stets lieben müsse, wenn man einmal geliebt habe.

Eine Dame von 80 Jahren, die in ihrer Jugend in der grossen Welt gelebt, hatte jetzt nur ein mässiges Vermögen, lebte auf dem Lande, und war ungeachtet ihres hohen Alters sehr gesund. In Folge der Begebenheiten von 1830 verfällt diese Dame in Erotomanie. Ein junger Mann, der zu dieser Zeit eine grosse Rolle gespielt hatte, ist der Gegenstand ihrer Liebe. Sie glaubt sich von ihm wieder geliebt, versichert, dass ihre Menstruation wieder erschienen sei, macht vielfach Toilette, erwartet ihren Geliebten zum Rendezvous, lässt Speisen bereiten, die sie selbst aufs Feld bringt, da sie überzeugt ist, dass der Gegenstand ihrer Liebe sie abholen wird. Sie hört, wie er mit ihr spricht, sie antwortet ihm, sieht ihn, sucht ihn überall. Nach einigen Monaten ist das Gehirn dieser Kranken allmälig geschwächt, und sie verfällt ein Jahr nach dem Ausbruch der Krankheit in Verwirrtheit. Sie spricht allein und ganz leise vor sich her, und spricht oft den Namen des Gegenstandes ihrer Liebe aus.

Frau v. L., von nervös-sanguinischem Temperamente, hatte eine sehr lebhafte Einbildungskraft. Sie war nach philosophischen Prinzipien erzogen, hatte einen entschiedenen Geschmack für medizinische Bücher und Romane, und war, obgleich sehr nervös und reizbar, dennoch ganz gesund. Durch die Revolution, bei welcher ihr Mann auf dem Schaffot starb, verfiel sie ins tiefste Elend, und war gezwungen, ein Etablissement zu errichten, um sich und einen Sohn zu erhalten. Frau v. L. nimmt einen 23-jährigen Studenten der Medizin bei sich auf. Anfangs ist sie nur wohlwollend gegen diesen jungen Mann, aber bald hat sie vielfache Sorgfalt und übertriebene Zärtlichkeit gegen ihn. Später verrathen aber ihre Schritte, ihre Sprache, ihre Aufregung, ihre Ungeduld, Heiterkeit, Traurigkeit, Thränen, Ausgaben, die geistige Störung dieser Dame, die damals 64 Jahr alt war. Dieser junge Mann ist unaufhörlich der Gegenstand ihres Lobes, welches er wenig verdient. Sie beschäftigt sich mit seiner Zukunft, mit seinem Glücke, seinem Unglücke mehr, als mit ihren eigenen Geschäften. Die Gleichgültigkeit des jungen Mannes, die Rathschläge von Freunden, die Spöttereien der Hausbewohner, nichts kann diese Frau wieder zur Vernunft zurückführen, die aber ausserdem ganz gut ihre Stellung in der Welt vertritt, und mit Geist und Schicklichkeit ihrem Hause vorsteht. Aber sie schläft nicht, isst kaum, und verkümmert immer mehr. Nach zwei Jahren verlässt der Student das Haus, aber dessenungeachtet liebt sie ihn doch. Sie bleibt mehrere Monate sehr traurig, verfällt endlich ins tiefste Unglück, und stirbt nach 8 Monaten am Krebs des Uterus.

Diese Beobachtung ist insofern merkwürdig, als diese Frau

im 64sten Jahre, wo die Erotomanie ausbrach, noch 2 Jahre lang ganz regelmässig menstruirt war, und dass die Menstruation erst durch den Kummer, den die Abreise des Studenten bewirkte, aufhörte. Entstand der Krebs des Uterus nun dadurch, weil die Menstruation so spät aufhörte, oder war die nervöse Reizung des Uterus, die so oft organischen Störungen vorangeht, die erste Ursache der Erotomanie dieser Kranken?

Wenn auch die Erotomanie häufiger bei reichen Personen und bei Städtern ist, deren Erziehungs- und Lebensart die Einbildungskraft exaltiren, so verschont sie doch auch nicht die Armen und die Landleute. Wenn man auch diese Krankheit häufiger bei jungen Leuten findet, so beweisen doch die vorhergehenden Beobachtungen, dass auch Personen im vorgerücktern Alter von derselben befallen werden.

Die Erotomanie artet, wie alle Arten der Monomanie aus; das Delirium erstreckt sich dann auf eine grössere Anzahl von Gegenständen, oder es tritt allgemeines Delirium ein, oder sie geht durchs fortschreitende Alter in Verwirrtheit über, wo man dann noch die ersten Elemente der intellectuellen und moralischen Störungen, die den Anfang der Krankheit characterisirten, findet. Ich beobachtete dies häufig bei Frauen in der Salpetrière und in Charenton, die anfänglich an chronischer Erotomanie litten, und die sich jetzt in einem Zustande von unheilbarer Verwirrtheit befinden.

Man kann die Erotomanie nicht mit der hysterischen Manie verwechseln, wo sich die verliebten Ideen auf alle Gegenstände, die das Nervensystem reizen, erstrecken, während bei der erotischen Monomanie sie fix und auf einen einzigen Gegenstand concentrirt sind.

Die Erotomanie ist bei allen Völkern bekannt. Die Alten, welche die Liebe als Gottheit betrachteten, hielten diese Krankheit für eine Rache des Cupido und seiner Mutter. Galen beschuldigt die Liebe, dass sie die Ursache der grössten physischen und psychischen Störungen sei. Die Philosophen, die Dichter haben diese Störungen beschrieben, und die Aerzte sie zu allen Zeiten bezeichnet. Das erotische Delirium verschont Niemanden, weder den Weisen, noch den Narren. Aristoteles streut aus Liebe zu seiner Frau Weihrauch. Lucretia, die durch einen Liebestrank verliebt geworden, tödtet sich. Tasso seufzt über seine Liebe und Verzweiflung 14 Jahre lang. Cervantes hat die wahrste Beschreibung dieser Krankheit gegeben, die, zu seiner Zeit fast epidemisch herrschte, und durch die chevaleresken Sitten des 16ten Jahrhunderts modificirt wurde. Bei Heloise und Abälard verschwisterte sich die Erotomanie mit den herrschenden religiösen Ideen, während sie in der Ninon mit schwächern Farben und in

Uebereinstimmung mit der Erschlaffung der modernen Sitten bezeichnet ist.

Die Ursachen der Erotomanie sind dieselben, wie die der Monomanie im Allgemeinen. Sie ergreift meist junge, reizbare Subjecte, die ein unbeschäftigtes Leben führen, ihre Einbildungskraft durch das Lesen von Romanen erhitzen, und die eine weiche weibische Erziehung empfangen haben. Die Onanie, die die Reizbarkeit des Nervensystems erhöht, und die Enthaltsamkeit, die eine zu energische Thätigkeit hervorruft, praedisponiren gleichfalls zur Erotomanie.

Welches ist der Sitz dieser Krankheit? Wir haben es schon gesagt, er ist im Kopfe. Fragt man uns nun, ist das grosse oder kleine Gehirn afficirt, so wollen wir es nur ganz ruhig eingestehen, dass wir es nicht wissen, und es genügt uns, bemerklich gemacht zu haben, dass diese Krankheit eine wahrhafte Veränderung der Sensibilität und des Denkvermögens ist, um hieraus zu schliessen, dass das Gehirn gestört ist.

Da die Erotomanie eine wirkliche Gehirnkrankheit ist, so muss sie wie die übrigen Gehirnaffectionen behandelt werden. Wenn die verliebten Ideen die Functionen der Ernährung des Kranken stören und das Leben desselben bedrohen, so ist die Heirath fast das einzige wirksame Mittel, denn es geht hier wie mit dem Heimweh; die Kranken können nur durch die Erfüllung ihrer Wünsche geheilt werden. Wenn das erotische Fieber sich zeigt, wenn ausserordentliche Traurigkeit eintritt, und wenn die Ursache des Hinwelkens verborgen ist, so muss man grosse List und Geschicklichkeit anwenden, um die Ursache der Krankheit zu entdecken; denn ist diese einmal bekannt, so hat man auch schon einen grossen Schritt zur Heilung gethan. Bleibt übrigens noch irgend ein Weg zum Herzen des Kranken offen, so benutze man diesen, und bringe eine Person in die Nähe desselben, die durch ihre Eigenschaften und ihre Theilnahme die Eindrücke, welche der geliebte Gegenstand zurückgelassen hat, zu schwächen vermag. Eine neue Empfindung kann die erste verwischen. Ist der Gegenstand der Leidenschaft nur eingebildet, also die Heirath unmöglich, so muss man zu Mitteln seine Zuflucht nehmen, die geeignet sind, die Reizbarkeit zu modificiren. Laue, lange fortgesetzte Bäder, verdünnende Getränke, wie Molken mit Nitrum, die Eselsmilch, eine Pflanzenkost, sind den antispasmodischen Mitteln vorzuziehen, die oft das Uebel mehr verdecken, als beseitigen. In einzelnen Fällen sind tonische Mittel nützlich, wenn die Krankheit durch schwächende Ursachen entstanden ist. Auch darf man nicht vernachlässigen, die pathologischen Ursachen zu bekämpfen, nicht vergessen, dass beim erotischen Fieber, wie Lorry sagt, stets Erotismus der Geschlechtsorgane stattfindet. Auch müssen

Isolirung, Zerstreuung, Reisen, Körperbewegungen, Handarbeiten u. s. w. die Behandlung unterstützen. Psychische Erschütterungen rufen bei der Erotomanie, wie bei den übrigen Arten der Monomanie, eine allgemeine Erschütterung hervor, die nützlich sein kann.

§. 2.

Von der Monomanie ohne Delirium.

(*Monomanie raisonnante ou sans délire*).

Ich habe schon gesagt, dass es Monomaniaci giebt, die nicht irre reden, deren Ideen ihre natürliche Verbindung beibehalten, deren Schlüsse logisch, deren Reden folgerecht, und die oft lebhaft und geistreich sind, aber deren Handlungen ihren Neigungen, ihrem Interesse und den geselligen Gebräuchen entgegen sind. Sie sind in dem Sinne unverständig, als sie im Gegensatze mit ihren Gewohnheiten und mit denen der Personen, mit denen sie leben, sind. Wie unordentlich auch ihre Handlungen sein mögen, so haben diese Monomaniaci doch stets mehr oder minder beifällige Beweggründe, um sie zu rechtfertigen, so dass man von ihnen sagen kann, dass sie verständige Narren sind.

Bei dieser Form der Monomanie sind die Kranken thätig, stets in Bewegung, sie sprechen viel und mit Lebhaftigkeit; waren sie früher gut, offen, edelmüthig, so sind sie jetzt bös, verstellt, zänkisch. Waren sie früher liebreich und zärtlich gegen ihre Verwandten, so sind sie jetzt unzufrieden, sprechen Böses und fliehen die, welche sie liebten. Waren sie früher sparsam, so sind sie jetzt verschwenderisch. Waren ihre Handlungen sonst geregelt, so sind sie jetzt unbesonnen, abenteuerlich, ja selbst tadelnswerth. War ihre Aufführung sonst ihrem Stande und ihrer geselligen Lage angemessen, so ist sie jetzt unregelmässig und im Widerspruch mit ihrer Lage und ihrem Vermögen. Motive bestimmen sie immer. Durch ihren Anstand, durch ihre Unterhaltung täuschen diese Kranken die Personen, die sie vor ihrer Krankheit nicht kannten, oder sie nur auf Augenblicke sehen. Pinell erzählt folgende Beobachtung:

«Keine oder eine schlechte Erziehung, oder ein verkehrtes und zuchtloses Naturel kann die ersten Nüancen dieser Art von Geisteskrankheit hervorrufen. Der einzige Sohn, der unter den Augen einer schwachen und nachsichtigen Mutter erzogen worden ist, nimmt die Gewohnheit an, sich seinem ganzen Eigensinn, allen Bewegungen eines wilden und ungeregelten Herzens zu überlassen. Das Ungestüme seiner Neigungen vermehrt und

bestärkt sich im fortschreitenden Alter, und das Geld, das man ihm verschwenderisch giebt, scheint seinem höchsten Willen jedes Hinderniss aus dem Wege zu räumen. Will man ihm Widerstand leisten, so wird er erbittert, greift mit Kühnheit an und sucht durch Gewalt zu herrschen; er lebt unaufhörlich in Zank. Wenn irgend ein Thier, ein Hammel, ein Hund, ein Pferd seinen Unwillen erregt, so tödtet er es plötzlich. Ist er in einer Gesellschaft oder bei einem Feste, so wird er aufgebracht, giebt und erhält Schläge, und geht blutend fort. Er ist im männlichen Alter Besitzer eines grossen Vermögens, verwaltet es ganz verständig, erfüllt die andern geselligen Pflichten und macht sich auch sogar durch wohlthätige Handlungen bekannt. Eines Tages wird er über eine Frau, die ihn beleidigt, aufgebracht und stürzt sie in einen Brunnen.»

Madame, 23 Jahr alt, die seit 4 Jahren verheirathet war, hatte ein nervös-sanguinisches Temperament, besass eine grosse Reizbarkeit und einen lebhaften muntern Character. Sie erfuhr einige leichte Widerwärtigkeiten, wird exaltirt, und sie, die sonst sanft, gut, vortrefflich gegen ihren Mann gesinnt, sehr beschäftigt um ihr Kind, sehr besorgt für ihre Wirthschaft war — sie wird leicht reizbar, ein Wort bringt sie in Zorn oder zum Weinen; sie vernachlässigt ihren Mann, weil er ihr widerspricht; sie verlässt ihr Kind, weil wichtige Geschäfte sie aus dem Hause rufen. Zu Hause bringt Mad. Alles in Unordnung; weil Alles schmutzig und unordentlich ist, so ist es Zeit, dass Ordnung und Reinlichkeit in ihrer Wirthschaft herrsche. Sie spricht zu dem ersten Besten schlecht von ihrem Manne, beschuldigt ihn, dass er tausendmal Unrecht habe. Unüberlegt in ihrem Vorhaben entdeckt sie Geheimnisse, die eine Frau gewöhnlich verborgen hält; unvorsichtig in ihrem Betragen, setzt sie sich ungerechtem Verdacht aus. Wenn ihr Mann oder ihre Verwandten ihr einige Vorstellungen machen wollen, so wird sie böse, und sagt, dass man sie verläumde. Madame hat häufig Kopfschmerzen, leidet an Schlaflosigkeit und Verstopfung, die Regeln fliessen schlecht, die gewöhnlichen Kolikschmerzen werden zur Zeit der Menstruation stärker, und einige hysterische Symptome compliciren sich mit diesem Zustande. Madame wird meiner Behandlung anvertraut. Anfangs ist sie ruhig, sehr vernünftig, beklagt sich mit Mässigung über ihre Familie, die sich in den Kopf gesetzt hat, sie für krank zu halten. Aber als der erste Eindruck der Isolirung aufgehört hatte, als sie mit ihrer neuen Wohnung und ihren Tischgenossen bekannt geworden war, nahm ihre krankhafte Thätigkeit wieder zu. Sie brachte in ihrem Zimmer Alles in Unordnung und ihre Möbel unaufhörlich von einem Orte zum andern. Sie war unzufrieden mit Allem, beklagte sich über

Alles, erzählte Dem und Jedem tausend erdichtete Dinge, tausend Verläumdungen, indem sie Unzufriedenheit, Uneinigkeit und Unordnung zu verbreiten suchte. Es schien, als wenn ein böser Dämon der Kranken die Worte und Handlungen eingebe. Beweist man ihr, dass sie im Irrthum, dass das, was sie sagt, falsch, dass das, was sie thut, nicht gut sei, so sucht sie sich zu rechtfertigen, schweigt still oder wird böse; ist sie aber in Gesellschaft, so nimmt sie sich so zusammen, dass die Erfahrensten selbst sie für gesund halten, denn sie nimmt an der Unterhaltung Theil, und sagt den Personen, die sie am Morgen verläumdet, alle Arten von Schmeicheleien, und verspricht, ihre Möbel nicht mehr in Unordnung zu bringen, ihre Toilette in Ordnung zu halten. Am andern Morgen beginnen dieselben Scenen, dieselben Reden, dieselben Störungen von Neuem. Ich verordne warme Bäder, Laxantien, und kurz vorher, ehe die Menstruation eintreten soll, Sitzbäder von Camillen und einige Blutegel, um den Monatfluss zu ersetzen. Nach drei Mouaten ist die Menstruation reichlich, der Schlaf besser, die Kranke ruhiger. Ich setzte dieselbe Behandlung fort, und die Kranke wurde nach sechs Monaten geheilt entlassen.

Madame C., von schlankem Wuchs, war sehr nervös, hatte eine lebhafte Einbildungskraft und war stets gesund gewesen. Sie war eine zärtliche Gattin, eine ausgezeichnete Mutter, und stets in ihren häuslichen und in den Handelsgeschäften sehr thätig. In ihrem 41sten Jahre verliert sie eins ihrer Kinder, wird hierdurch sehr tief ergriffen, und es folgt hierauf einige Tage nach der Traurigkeit eine heftige Aufregung, wobei die Kranke sehr reizbar wurde, ihre Neigungen, Gewohnheiten und ihren Geschmack nach einiger Zeit veränderte. Bald darauf glaubt Mad. C., dass sie einen sehr tiefen Verstand habe, dass ihr Mann nichts von den Geschäften verstehe, und ohne sie ruinirt sein würde. Sie widerspricht von nun an ihrem Manne, beleidigt ihn und fasst endlich eine Abneigung gegen ihn. Die Kranke vernachlässigt ihre Geschäfte, ihre Kinder, ihren Haushalt; sie ist in steter Bewegung, und ermüdet ihre Umgebung durch ihre Geschwätzigkeit und durch ihre Ansprüche. Sie ist mit Allem, was in ihrem Hause ist, unzufrieden; sie will es in Ordnung bringen, und stellt nun Alles an einen unpassenden Ort, macht übertriebene und selbst lächerliche Ausgaben, und da ihre Abneigung zu ihrem Manne zunimmt, so will sie aus dem Hause entfliehen. Sie wird im Juni 1822 meiner Behandlung übergeben.

Die Kranke ist unaufhörlich in Bewegung, spricht stets von sich selbst, von ihrem Geist, von ihren Fähigkeiten, sie verläumdet Andere, und besonders ihren Mann. Mit dieser Eitelkeit, mit dieser Verkehrtheit ihrer Neigungen, mit diesem Wechsel ihres

Characters und ihrer Gewohnheiten verbindet sich ein Schein von Vernunft, der die täuscht, die die Kranke zum ersten Male sehen und nur auf einige Augenblicke sprechen, und zwar um so mehr, da sie immer mehr oder minder triftige Gründe angiebt, um ihre Empfindungen, Vorschläge und Handlungen zu rechtfertigen. Die Kranke schläft nicht, isst wenig, leidet an Verstopfung, und ihre Physiognomie und Haltung haben etwas Convulsivisches. Da sie die feste Ueberzeugung hat, dass sie vollkommen gesund ist, so will sie keine Arzneimittel nehmen, und ich kann nur Isolirung, Bäder und schlecht aufgenommene Rathschläge in den Gebrauch ziehen.

Nach zwei Monaten ist die Kranke ruhiger; sie sieht ihren Mann mit Vergnügen wieder, und obgleich sie noch aufgeregter, als in ihrem gewöhnlichen Zustande ist, so kehrt sie doch wieder zu ihrer Familie zurück, wo sie ihre alten Gewohnheiten wieder annimmt. Seit dieser Zeit kehrt jedesmal zum Frühjahr die Aufregung wieder, und manchmal so stark, dass die Kranke isolirt werden muss.

Im 49sten Jahre wird Madame C. nach Charenton im Monat Juni 1830 geführt. Bei ihrer Ankunft ist sie ausserordentlich aufgeregt, sehr gesprächig, sehr stolz, behandelt Alle mit Verachtung, klagt über Alles, beschuldigt ihren Mann, dass er sehr beschränkt sei, und zu diesen Beschuldigungen mischen sich noch hysterische und eifersüchtige Ideen. Sie ist gleichgültig gegen ihre Kinder, unzufrieden mit ihrer Wohnung, im höchsten Grade zanksüchtig, und sucht nahe stehende Personen gegen einander aufzuhetzen. Bekommt sie einen Anfall, so bringt sie Alles in ihrem Zimmer auf eine andere Stelle, wird unreinlich, besorgt ihren Anzug schlecht, und stösst gegen ihre gesammte Umgebung Beleidigungen aus. Ist der Anfall vorüber, so wird die Kranke friedfertiger, sie lässt denen, die sie während des Anfalls verläumdet hat, Gerechtigkeit widerfahren, nimmt ihre alten Neigungen, ihr altes Betragen, ihre alte Sprache wieder an.

In ihrem 54sten Jahre, im Juni 1835, kommt sie wieder nach Charenton. Bei diesem Anfalle begeht sie heftigere Verirrungen, als in den früheren. Sie ist in der ersten Zeit minder aufgeregt, aber mehr verstellt, und hofft hierdurch schneller ihre Freiheit wieder zu erlangen; sie schreibt dem Polizeipräfecten, den Magistratspersonen und einem Advokaten Briefe, die diese Personen täuschten, so dass ich genöthigt bin, ihren Gesundheitszustand durch den Wechsel ihrer Neigungen, ihres Characters, durch die Störungen ihrer Sprache und ihrer Handlungen zu bescheinigen. Die Anomalien der Menstruation haben die physische Gesundheit der Kranken nicht verändert; sie leidet nur am weissen Fluss und

an Schlaflosigkeit. Der Character des Deliriums ähnelt ganz dem der früheren Anfälle.

Während der Anfälle selbst ist sie, wenn Fremde oder Personen dabei sind, die sie von ihrer Gesundheit überführen will, ganz verständig. Sie sagt dann nie ein unverständiges oder unpassendes Wort, und motivirt alle ihre Vorschläge und Handlungen; sie verstellt sich, nimmt zur Lüge ihre Zuflucht, um besser zu täuschen, und um sicherer zu ihrem Ziele zu gelangen. Die Functionen des organischen Lebens wurden bei diesen Anfällen nie merklich verändert. Sobald sie vorüber waren, erlangte die Kranke ihre ausgezeichneten Empfindungen wieder, nahm ihre alten Gewohnheiten, ihre Ruhe wieder an, war ordentlich, und führte sich vorzüglich auf.

W..., Getreidehändler und Bäcker, hatte einen sanften und ruhigen Character, war ein rechtschaffener, gefälliger und religiöser Mann und ein ausgezeichneter Familienvater. Obgleich er stets sehr schwächlich war, so war er doch nie eigentlich krank, aber er vermied jede zu starke Arbeit, da er wohl fühlte, dass er sie nicht ertragen konnte.

Im 45sten Jahre erlitt W. mehrere beträchtliche Verluste, die ihn tief erschütterten, wodurch er in Entmuthigung und Abgespanntheit gerieth, welche er aber durch grosse Anstrengung zu bekämpfen suchte. Seit einiger Zeit besserten durch grosse Thätigkeit sich seine Vermögensumstände, und kurze Zeit darauf bemerkten seine Freunde, dass seine Intelligenz sich mehr entwickelt habe. W. dehnte den Kreis seiner Geschäfte aus, betrieb dieselben mit mehr Geschick als ehemals, und liess nie eine günstige Gelegenheit Geld zu verdienen vorübergehen. Die grossen Anstrengungen, die er hierbei körperlich und geistig hatte, beunruhigten seine Freunde. Einige Monate nachher stellten seine Verwandten ihm vor, dass seine so lange Reisen für ungewisse Unternehmungen ihm hinderlich seien, seine häuslichen Geschäfte zu besorgen, die doch sicherer und vortheilhafter wären. Er nahm hierauf einen befehlenden Ton an, sprach Empfindungen aus, die er früher nie hatte, doch war hierbei seine Intelligenz nicht gestört. Vergeblich wiederholt man ihm, dass er sich ein zweites Mal der Gefahr aussetzt, sein Vermögen zu verlieren und seine Gesundheit zu schwächen. Er ist heftig, zornig, und duldet nicht den geringsten Widerspruch. Zehn Monate lang setzte er dieselbe Lebensart fort, nach welcher Zeit sich seine Empfindungen für seine Familie gänzlich verändern. Er bleibt nicht mehr bei seiner Frau und seinen Kindern, lobt Alles, was er bei Andern sieht, tadelt Alles, was in seinem Hause vorgeht; seine Kinder sind minder geistreich als die Kinder seiner Nachbarn, seine Frau ist minder ordentlich, als die übrigen Frauen. Er fängt

wider seine Gewohnheit an hitzige Getränke zu trinken, verbindet sich mit fremden Frauen, und als ihm seine Frau darüber Vorwürfe macht, wird er zornig, vertheidigt sich mit Heftigkeit, stösst heftige Drohungen aus, verlässt sein Haus, seine Familie, seine Geschäfte, läuft aufs Land, schläft bei Tage, und isst fast gar nichts.

Er wurde der Behandlung des Dr. Hitch anvertraut. Seine Augen waren lebhaft und bewegt, sein Blick unsicher, unruhig, sein Kopf warm, seine Zunge belegt, seine Extremitäten kalt, sein Puls klein. Er war in einer steten Bewegung, veränderte oft seinen Platz, stellte die Möbel um, machte allerhand Projecte, Speculationen und nahm sich vor, lange Reisen zu machen. Er sprach beständig, aber ganz vernünftig, brauchte von seinen Verwandten und Freunden keinen gehässigen Ausdruck, schien jedoch bewegter, wenn man zu ihm von seiner Frau und seinen Kindern sprach. Er erkannte sehr wohl, dass er in einer Irrenanstalt war, wusste den Grund dafür, war deshalb gegen Niemand aufgebracht, und empfand sehr wohl, dass seit einigen Monaten eine grosse Veränderung mit ihm vorgegangen sei, aber er sagte, dass sich seine physische Gesundheit gebessert habe; er gestand ein, dass er sich ganz seltsam gegen seine Familie und gegen seine Verwandten benommen habe, tadelte dies Benehmen aber nicht. Unterhielt er sich mit Jemand, so legte er selbst von den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft ab, ohne sich dabei selbst im Datum zu irren; war er aber allein, so war seine Sprache und seine Aufführung ganz absurd.

Diese Beobachtung, die durch Dr. Prichard mitgetheilt wurde, ist durch den anfänglichen, allmäligen Wechsel der Gewohnheiten und später durch die Neigungen des Kranken merkwürdig. Als er geheilt war, sagte er seinem Arzte, dass ihm die Idee, wahnsinnig zu sein, in dem Augenblicke, als er in die Anstalt gebracht wurde, beikam.

Einer meiner Freunde, der von sanguinischem Temperament war, sagt Dr. Hitch, hatte eine lebhafte Einbildungskraft und war sehr reizbar. Er hatte eine Stelle bei Gericht, wo er sich sehr ausgezeichnet hatte, wurde oft heftig, indem er seine Sachen verhandelte, und wurde zornig, wenn ihm widersprochen ward. Er erfuhr einen heftigen Undank, und dies vergiftete ihm seine ganze Lebenszeit. Obgleich er einen guten und edelmüthigen Character hatte, so empfand er doch stets einen Widerwillen gegen die, die ihn so belohnt hatten, und er suchte alle Gelegenheiten, um ihr Vorhaben zu zerstören und ihr Fortkommen zu erschweren. Traf er mit ihnen in einer Gesellschaft zusammen, so reichten die Namen dieser Personen hin, sein Blut in Wallung zu bringen; dann runzelte er die Stirn, und sein ganzes Gesicht drückte die Auf-

regung seiner Seele aus. Er starb nach zwei Jahren an einem Schlagfluss. Während der beiden Jahre litt der Kranke häufig an Kopfschmerzen, worauf stets Convulsionen folgten; er gestand ein, dass sein Hass gänzlich seinen religiösen Prinzipien widerspreche, aber er konnte ihn nicht überwinden.

Ein intelligenter und öconomischer Kaufmann war bis zu seinem 46sten Jahre ganz verständig. Zu dieser Zeit verlor er seine Frau, wurde nach und nach sehr geizig, obgleich er ein grosses Vermögen hatte, erlaubte sich nicht die geringsten Dinge, die zu seinem Unterhalte nöthig waren, zu kaufen, so dass er aus Mangel an Nahrung erkrankte. Der Kranke bewohnte ein schmutziges, elendes Zimmer, wo ihm Alles fehlte, und bevor er jetzt sein Zimmer verliess, aus dem er seit langer Zeit nicht gegangen war, heftete dieser Unglückliche seine Blicke auf einen alten Koffer, der in einem Winkel des Zimmers stand, und in welchem man eine beträchtliche Summe Geldes fand. Der Kranke, nachdem er im Irrenhause war, wurde schnell wieder hergestellt, und zwar nur dadurch, dass er gute Nahrungsmittel erhielt, reine Luft einathmete und sich Körperbewegung machte. Wenige Tage nach seiner Entlassung verheirathete er sich, und schon nach einigen Monaten konnte seine neue Frau seine Launen nicht ertragen, und der Mann wurde für geisteskrank erklärt. Anfänglich hatte der Kranke nur eine Veränderung in seinen Gewohnheiten gezeigt, die sich durch einen sehr schmutzigen Geiz charakterisirte, später wurde die Krankheit heftiger, so dass eine wirkliche Geisteskrankheit ausbrach.

M..., der Sohn eines Kaufmanns, empfing eine gute Erziehung und wurde für einen guten Schüler gehalten. Er hatte so wenig Zutrauen zu sich selbst, dass er nicht wagte, seine Lectionen herzusagen, da er glaubte, sie nicht zu wissen. Als seine Erziehung beendet war, trat er ins Geschäft seines Vaters, der ihm ein reichliches Gehalt gab. Er schien ganz glücklich, aber plötzlich kündigt er seinem Vater an, dass er ihn nicht länger täuschen wolle, und dass er fühle, dass er nicht mehr die nöthigen Fähigkeiten habe, um seine Stelle auszufüllen, und dass er seinen Geschäften schade. Gerade das Gegentheil von diesem Allen fand statt, und seine Eltern gaben sich alle mögliche Mühe, um ihm dies zu versichern, aber er wiederholte: «Mein Bruder hat mehr Talent, ich werde nie gut mein Amt ausfüllen.» — Der Vater, der ein Mann von Geist war, schlug seinem Sohne vor, seinen Wohnsitz und seine Beschäftigungen zu verändern, und schickte ihn nach Manchester, um grosse Einkäufe zu machen, was er auch mit dem glücklichsten Erfolge that. Aber nachdem er kurze Zeit von seiner Reise zurückgekehrt war, stellte sich dieselbe Furcht seinem Vater zu schaden wieder ein; er

reiste heimlich nach Liverpool, um sich nach Amerika einzuschiffen. Da er dies nicht konnte, so war er gezwungen, zu seiner Familie zurückzukehren. Hier begann er seine Geschäfte von Neuem, und da ihm dieselbe unglückliche Idee wieder beikam, so nahm er Gift. Er wurde in die Behandlung des Doctor Hitch gegeben, und dieser erkannte in ihm einen Mann, der für das Geschäft geschaffen, sehr einsichtsvoll, thätig, sparsam war, und sehr gut seine Waaren kannte, sehr gut rechnete und ein sehr gutes Urtheil hatte. Nach drei Monaten konnte dieser junge Mann wieder zu seiner Familie zurückkehren, wo er ein Jahr lang seine Geschäfte mit dem grössten Eifer trieb, nach welcher Zeit aber ein neuer Anfall wiederkehrte.

Ich habe diese vier vorhergehenden Beobachtungen aus dem Werke des Dr. Prichard entnommen. *)

Fräulein F.., 34 Jahr alt, war von schlankem Wuchs, hatte kastanienbraunes Haar, blaue Augen, ein sanguinisches Temperament und einen heitern Character. Sie war seit ihrer frühesten Jugend im Geschäfte, und fürchtete stets, wenn sie eine Rechnung schrieb, den Käufern Unrecht zu thun. Sie ging häufig ohne Hut und mit einer Schürze zu einer Tante. Eines Tages kam ihr in ihrem 18ten Jahre ohne bekannte Ursache, als sie von ihrer Tante fortging, die Idee bei, dass sie wohl, ohne es zu wollen, in der Tasche ihrer Schürze etwas haben könne, was ihrer Tante gehöre, und sie machte später ihre Besuche ohne Schürze. Später befürchtete sie, dass sie, wenn sie irgend eine Münze berühre, irgend etwas von Werth in ihren Fingern behalten könne. Vergeblich macht man ihr den Einwurf, dass sie nichts in ihren Fingern zurückbehalten könne, ohne es zu bemerken, und dass der Werth des Geldes nicht durch ihre Berührung vermindert werden könne. «Dies ist wahr,» erwidert sie, «meine Unruhe ist dumm und lächerlich, aber ich kann mich derselben nicht erwehren. Nach einiger Zeit musste sie, da sich ihre Furcht vermehrte und allgemeiner wurde, das Geschäft verlassen. Fasst sie jetzt irgend etwas an, so erwacht ihre Unruhe, und sie wäscht sich die Hände stark mit Wasser. Reiben ihre Kleider gegen irgend einen Gegenstand, so wird sie dadurch beunruhigt; ist sie irgendwo, so verwendet sie grosse Aufmerksamkeit, um nichts mit ihren Händen und Kleidern zu berühren. Sie hat die sonderbare Gewohnheit angenommen, dass sie, wenn sie irgend etwas berührt, oder wenn ihre Kleider mit Möbel oder einem andern Gegenstande in Berührung kommen, oder wenn Jemand ins Zim-

*) *Treatise on insanity and other disorders affecting the mind. London* 1835.

mer tritt, oder sie selbst einen Besuch macht, heftig ihre Hände und einzelnen Finger gegen einander reibt, gleichsam als wollte sie einen unter den Nägeln verborgenen Stoff fortnehmen. Diese sonderbare Bewegung erneuert sich bei allen Gelegenheiten, und sehr häufig während des Tages.

Will die Kranke aus einem Zimmer in das andere gehen, so ist sie unschlüssig, und während dieser Unentschlossenheit wendet sie alle mögliche Vorsicht an, damit ihre Kleider weder die Thüren, noch die Wände, noch die Möbel berühren. Sie hütet sich wohl, Thüren, Fenster, Schränke u. s. w. zu öffnen, denn es könnte etwas von Werth an den Schlüsseln oder den Knöpfen hängen und an ihren Händen bleiben. Ehe sie sich setzt, untersucht sie sehr sorgfältig den Sitz und schüttelt ihn sogar, wenn er beweglich ist, um sich zu versichern, dass sich nichts Kostbares an ihre Kleider hängen werde. Sie schneidet die Säume von ihrer Wäsche und ihren Kleidern ab, aus Furcht, dass etwas darin verborgen sei. Ihre Schuhe sind so eng, dass das Fleisch über deren Rand steht, so dass ihre Füsse anschwellen und ihr viel Schmerzen verursachen, und diese Marter soll nur verhindern, dass nichts in ihre Schuhe eindringen könne. Die Unruhe während der Paroxysmen geht zuweilen so weit, dass sie nichts, selbst nicht einmal ihre Nahrungsmittel zu berühren wagt, und ihr Kammermädchen genöthigt ist, ihr dieselben an den Mund zu bringen. Nach mehrfachen Remissionen und Aufregungen, die sich mehrere Jahre hindurch wiederholten und nachdem sie die Fruchtlosigkeit der Rathschläge, die ihre Verwandten, Freunde und ihre eigene Vernunft ihr geben, erkannt hat, entschliesst sie sich im Jahre 1830 nach Paris zu kommen. Die Isolirung, die Sorgfalt der Fremden, die Anstrengungen, die sie macht, um ihre Krankheit zu verbergen, verbesserte ihren Zustand merklich, aber der Gram ihre Eltern verlassen zu haben, das Verlangen sie zu sehen, bestimmen sie, nach zwei Monaten zu ihrer Familie zurückzukehren. Dort kommt nach und nach ihre Unruhe wieder und sie fängt ihre alten Thorheiten wieder an, so dass sie nach einigen Monaten freiwillig das elterliche Haus verlässt, um bei der Familie eines geschickten Arztes zu wohnen und mit ihr zu leben. Hier verliert sie einen grossen Theil ihrer Unruhe und ihrer bizarren Gewohnheiten, aber kaum ist ein Jahr verflossen, als dieselbe Unruhe, dieselben Vorsichtsmaassregeln sich erneuen. Dieser Paroxysmus dauert anderthalb Jahr. Nach einer einjährigen Remission finden wieder neue Paroxysmen statt, und die Kranke vertraut sich meiner Behandlung zu Ende des Jahres 1834 an. Anderthalb Jahr hindurch bemerkt man kaum Bewegungen der Hände und der Finger, noch dass sie alle andern Vorsichtsmaassregeln anwendet; aber seit sechs Monaten (im Juni

1837) treten die Erscheinungen mit mehr Intensität, die sich täglich vermehrt, wieder auf.

Um diese sonderbare Verirrung besser abschätzen zu können, werde ich die Lebensart der Kranken beschreiben. Sie steht im Winter und im Sommer um sechs Uhr auf; ihre Toilette dauert gewöhnlich anderthalb Stunden, zur Zeit der Aufregung aber länger als drei Stunden. Ehe sie das Bett verlässt, reibt sie ihre Füsse zehn Minuten hindurch, um das, was sich zwischen ihren Zehen und unter ihren Nägeln versteckt haben könnte, fortzubringen; sodann dreht sie ihre Pantoffeln wiederholt um, schüttelt sie aus, und giebt sie dem Kammermädchen, damit dieses sie genau untersuche, und dann versichere, dass n i c h t s v o n W e r t h darin verborgen sei. Der Kamm wird aus demselben Grunde vielmals durch die Haare gezogen. Jedes Kleidungsstück wird vielfach untersucht und jedes Fältchen u. s. w. besichtigt, sodann stark geschüttelt. Nach einer jeden solchen Vorsichtsmaassregel werden die Hände tüchtig geschüttelt und die Finger jeder Hand gegen einander gerieben. Diese Reibung der Finger geschieht mit einer ausserordentlichen Schnelligkeit und wird so lange wiederholt, bis die Zahl der Reibungen, die mit lauter Stimme gezählt werden, hinreichend ist, die Kranke zu überzeugen, dass nichts an ihren Fingern hängen geblieben sei. Die Vorurtheile und die Unruhe während dieser kleinlichen Untersuchung sind so gross, dass sie dabei schwitzt und Müdigkeit darauf folgt. Werden diese Vorsichtsmaassregeln wegen irgend eines Umstandes nicht genommen, so ist sie den ganzen Tag übel gelaunt. Ihr Kammermädchen, das sie nie verlassen darf, ist bei dieser langen Toilette gegenwärtig, um die Kranke zu überzeugen, dass kein G e g e n s t a n d v o n W e r t h an ihren Kleidern oder Fingern hänge. Die Versicherung derselben kürzen die Vorsichtsmaassregeln bei der Toilette ab, und sagt man ihr, dass man noch eine zweite Kammerjungfer schicken wolle, um ihr zu helfen, so wird die Toilette noch mehr abgekürzt, aber die Kranke den ganzen Tag hindurch gequält.

Ehe sie um 10 Uhr Morgens zu frühstücken anfängt, untersucht sie mit grösster Vorsicht die Servietten, die Teller, Gläser, Caraffen, Messer, und reibt dann ihre Finger, nachdem sie diese verschiedenen Gegenstände berührt hat. Eben so geht es Mittags zu, und sie wird durch die Anwesenheit von Fremden von dieser Beschäftigung nicht abgehalten. Ehe sie schlafen geht, gebraucht sie dieselben Vorsichtsmaassregeln, und ihre Abendtoilette dauert länger als eine Stunde.

Während des Tages liest oder näht die Kranke, aber sie untersucht sorgfältig vorher die Bücher und die Arbeit und unterlässt nicht, nachdem sie diese verschiedenen Gegenstände berührt

hat, ihre Hände zu schütteln und zu reiben. Schreibt sie an ihre Familie, um sie von ihrem Zustande, von ihrer Hoffnung geheilt zu werden, zu benachrichtigen, so gebraucht sie dieselben Vorsichtsmaassregeln bei den Federn, bei dem Schreibzeug, und versiegelt nie eher ihre Briefe, bevor ihr nicht die Kammerfrau die Versicherung gegeben, dass nichts in den Falten des Papiers enthalten sei. Während der Paroxysmen liest, arbeitet und schreibt die Kranke nur in Gegenwart ihrer Kammerfrau, und wenn sie zufälliger Weise in ihrem Zimmer allein ist, so setzt sie sich nicht früher, als bis diese eingetreten, und ihr die Versicherung gegeben, dass nichts auf dem Stuhle sie am Sitzen verhindere. Macht die Kranke Besuche, so verhindert sie jede Berührung, aber macht das so geschickt, dass man es kaum bemerkt. Häufig reist sie nach ihrer Geburtsstadt, aber sie richtet sich dann immer so ein, dass sie früh Morgens ankommt, um noch Zeit zu haben, ihre Wäsche, Kleider zu wechseln und sich zu waschen, ehe ihre Eltern aufstehen. Uebrigens spricht die Kranke nie irre, sie kennt genau ihren Zustand, das Lächerliche ihrer Furcht, das Ungereimte ihrer Vorsicht. Sie lacht, scherzt, seufzt und weint manchmal darüber, und strengt sich nicht nur an, diese Thorheiten zu bekämpfen, sondern giebt auch Mittel an, die für sie unangenehm sind, aber durch die sie glaubt geheilt werden zu können.

Sie besorgt ohne Wahl ihre Toilette, sucht selbst die Sachen bei den Kaufleuten aus, lässt sie aber durch die Kammerfrau bezahlen, mit der sie sich nachher berechnet. Dann lässt sie das Geld im Secretair liegen, ohne es selbst zu berühren. Auch liebt die Kranke die Zerstreuung, geht ins Theater, nach den öffentlichen Spaziergängen, macht Landparthien, besucht fast jeden Abend eine Gesellschaft, und ist in ihrer Unterhaltung lebhaft, geistreich, witzig. Ihre Gesundheit, so wie Schlaf und Appetit sind gut. Fehlt ihr das Geringste, so nimmt sie mit grosser Vorsicht die ihr vorgeschlagenen Arzneimittel.

Man wird mir zum Vorwurf machen, zu viele Beobachtungen angehäuft zu haben, aber ich wollte diese Varietät der Geisteskrankheit, die eine wahrhafte Monomanie ist, besser kennen lehren. Diese Kranken haben ein wahrhaftes partielles Delirium, sie begehen Thorheiten, machen sonderbare, dumme Vorschläge, die sie selbst dafür anerkennen und tadeln. Unter diesen Kranken sind einige stürmisch, ungesellig, begehen lächerliche, tadelnswerthe Handlungen, die ihrem alten Interesse, ihren wahren Neigungen entgegen sind, fühlen sich überall unwohl, wechseln unaufhörlich ihre Stelle, und reden und thun aus Schlechtigkeit Böses. Ausserdem sind sie Feinde jeder Arbeit, werfen Alles um, zerbrechen und zerreissen Alles. Die Umkehrung ihres Characters ist eine wahre Strafe für ihre Familie und für die Häuser,

in denen sie aufgenommen wurden. In der Salpetrière und in Charenton fürchtet man den Aufenthalt dieser Monomaniaci, da sie durch ihr Beispiel und ihre Rathschläge die so nöthige Disciplin untergraben. Andere dieser Kranken dagegen erkennen sehr gut ihren Zustand, sprechen darüber offen, und wünschen, sich von demselben befreien zu können. Diese sind nur sich selbst schädlich. Sie verlassen den Gegenstand ihrer Neigungen, ihre Familie und ihre Geschäfte, setzen ihr wahrhaftes Interesse aufs Spiel, und werden stets durch mehr oder minder beifällige Motive bewegt.

Die Zeichen der Monomanie ohne Delirium bestehen in einem Wechsel, einer Umkehrung der Gewohnheiten, des Characters und der Neigungen.

Bei der erotischen Monomanie, von der ich früher gesprochen, ist die Intelligenz gestört, und diese Störung zieht die der Neigungen und Handlungen nach sich. Bei der Monomanie ohne Delirium ist die Intelligenz nicht wesentlich gestört, weil der Kranke immer bereit ist, seine Empfindungen und Handlungen zu rechtfertigen.

Die Monomanie ohne Delirium hat einen acuten oder chronischen Verlauf, und man unterscheidet bei derselbeu drei Perioden. Bei der ersten sind der Character und die Gewohnheiten verändert, bei der zweiten sind die Neigungen verkehrt, und in der dritten zeigt sich Aufregung oder Abspannung und diese führt mehr oder minder schnell zur Verwirrtheit. Diese Art von Monomanie ist auch remittirend und intermittirend; die Kranken erleiden auch hier Recidive, und sie complicirt sich mit der Melancholie, Hypochondrie, Hysterie, am häufigsten aber mit Paralysis.

Die Behandlung erheischt keine besondere Indicationen, und wir müssen hier auf das verweisen, was wir von der Monomanie im Allgemeinen gesagt haben. Man muss aber hier mit der Isolirung sorgfältig zu Werke gehen, und genau die Fälle unterscheiden, wo man sie anordnen darf.

Man muss diese Art der Monomanie um so sorgfältiger studiren, weil die Kranken selbst die geschicktesten Aerzte zu täuschen wissen, da sie die Isolirung scheuen, und dann auch oft täuschen, wenn man gerichtliche Gutachten über sie zu geben hat.

§. 3.

Von der Monomanie aus Trunkenheit.

(*Monomanie d'ivresse*).

Zu allen Zeiten und an allen Orten haben die Menschen mehr oder minder gegohrene Getränke geliebt. Jedes Volk hat sein berauschendes Getränk, welches es jedem andern vorzieht, und

welches es aus Landesproducten bereitet. In Europa trinkt man Cider, Bier, Wein oder Branntwein. Der mässige Gebrauch dieser Getränke erregt auf angenehme Weise die physischen und geistigen Kräfte, aber der Missbrauch derselben bringt Delirium, Schlaf und Stupor hervor. Diese Wirkungen werden durch tausendfach verschiedene Umstände, und je nach der Qualität und Quantität der Getränke modificirt. Der Missbrauch der gegohrenen Getränke ist im Norden häufiger, als im Süden. In Russland, Schweden, Dänemark, in kalten und feuchten Ländern, wie in Holland und England braucht man eine Aufregung, um den Einflüssen des Klima's zu widerstehen. Im nördlichen Amerika sterben jährlich 37,000 (?) Trunkenbolde. Die Unmässigkeit bringt in diesem Lande eben so wie im nördlichen Europa drei Viertel der Verbrecher und der Geisteskranken hervor.

Kinder, Frauen und Greise trinken weniger als die Jünglinge, und man findet deshalb bei ihnen nicht diese traurigen Wirkungen. Die Anlage zum Trunk ist manchmal erblich, und Gall erzählt, dass in einer russischen Familie der Vater und der Grossvater frühzeitig als Opfer ihrer Neigung zu gegohrenen Getränken fielen, und dass der Enkel schon vom 5ten Jahre an einen sehr grossen Geschmack an geistigen Getränken fand.

Die Trunkenheit verändert die Gehirnfunctionen, vermindert nach und nach die Intelligenz, schwächt die Bewegungsorgane, und führt zur Geisteskrankheit, zum Delirium tremens,*) zur Paralyse, die eine so grosse Anzahl von Geisteskranken tödtet; auch führt sie zum Selbstmorde. Während ich in der Salpetrière war, hatten wir eine Dienerin, die früher in Manie verfallen war und jetzt zum Dienste bei der Abtheilung der Geisteskranken in diesem Hospitale verwandt wurde. Bei der geringsten Widerwärtigkeit trank das Mädchen; es nahm zu tausend Ränken seine Zuflucht, um sich Wein zu verschaffen, und man konnte es nur durch Einsperrung verhindern. Wenn man nicht zeitig genug dazu kam, wurde das Mädchen wüthend und machte Versuche, sich das Leben zu nehmen. Gall sah im Gefängnisse zu Bamberg eine Frau, die, wenn sie getrunken hatte, ein lebhaftes Verlangen empfand, Feuer anzulegen. Kaum war die Aufregung vorüber, so hatte die Frau vor sich selbst Abscheu, gleichwohl hatte sie vierzehn Feuersbrünste verursacht, ehe sie eingezogen worden war.

Aber es ist hier nicht der Ort, von dem Missbrauch der ge-

*) Man sehe auch über diesen wichtigen Gegenstand: *Rayer, Mémoire sur le Delirium tremens. Paris.* 1819. — *Leveillé, Mémoire sur la folie des ivrognes ou sur le Délire tremblant* (*Mémoires de l'Académie royale de médecine. Tom I. Paris.* 1828.

gohrenen Getränke, oder von den pathologischen Wirkungen desselben zu sprechen, sondern ich habe hier zu beweisen, dass, wenn der Missbrauch der geistigen Getränke eine Wirkung der Geistesschwachheit, der fehlerhaften Erziehung, der bösen Beispiele ist, dieser Missbrauch zuweilen durch ein unwiderstehliches Gefühl entstehe.

Es giebt Fälle, wo die Trunkenheit die Wirkung einer zufälligen Störung der physischen und psychischen Sensibilität ist, die den Menschen seines freien Willens beraubt. Diese Kranken waren früher ganz sittlich, mässig; sie veränderten sich plötzlich durch irgend eine physische oder geistige Ursache, und man bemerkte bei ihnen Zeichen, die dem Anfalle vorangingen, und die Kranken nehmen nach Beendigung desselben ihre alten mässigen Gewohnheiten wieder an. Recidive sind hier häufig, und werden durch dieselben Ursachen hervorgerufen, kündigen sich durch dieselben Erscheinungen an, und finden manchmal zu bestimmten Zeiten statt. Nicht selten fühlen sich die Frauen beim Aufhören der Menstruation geschwächt, suchen sich durch geistige Getränke zu stärken, und verfallen dann in Trunkenheit und deren Folgen. Ein Kaufmann wurde drei Jahre hinter einander im Herbste unruhig und mürrisch. Anfangs trinkt er, um diese trübe Stimmung zu zerstreuen, Bier, später betrinkt er sich täglich, und wird dann für seine Frau und Familie gefährlich. Naht der Frühling heran, so verliert er plötzlich das Verlangen zu trinken, welches ihn während des ganzen Winters gequält hatte, wird wieder ganz mässig, und sucht seine Frau für den ihr verursachten Kummer zu entschädigen.

Madame A., die stets sehr mässig gelebt hatte, litt in ihrem 42sten Jahre an Störungen der Menstruation, worauf Magenschmerzen und Mattigkeit folgten. Um sich zu stärken, trinkt sie Wein, fühlt sich Anfangs dadurch erleichtert, vermehrt nach und nach die Menge desselben, und trinkt ohne Wissen ihres Mannes und ihrer Familie; später verschafft sie sich Branntwein, und betrinkt sich so, dass sie genöthigt ist, einen grossen Theil des Tages im Bette zu bleiben. Sie besorgt nicht mehr ihre gewöhnlichen Geschäfte, hat keine Zuneigung zu ihrer Familie und wird heftig und zornig, sobald man ihr widerspricht. Dieser Zustand dauerte sechs Jahre; die Menstruation hatte während dieser Zeit aufgehört, die Kranke befand sich später ganz wohl, hasste die geistigen Getränke, und selbst den Wein, lebte wieder ganz mässig, und war bis in ihr 72stes Jahr ganz gesund. Die Tochter dieser Dame wurde in ihrem 32sten Jahre geisteskrank; sie war traurig, wollte nur Brot essen und Wasser trinken, um Ersparungen zu machen und so den Armen helfen zu können.

Mad. P., von schlankem Wuchse, sanguinischem Tempera-

mente, hatte ein angenehmes Aeussere, einen heitern Character, und war stets gesund gewesen. Sie war Familienmutter, hatte wenig Vermögen, und trat deshalb im 34sten Jahre mit ihrem Manne in ein grosses Haus, um dort die Oeconomie zu leiten. In den klimaterischen Jahren fing sie an, Spirituosa zu trinken, um Magenschmerzen zu beseitigen. Später trank sie nur Branntwein, und schien hierdurch thätiger und geistreicher zu sein. Da sie später sehr viel Branntwein trank, so war sie fast stets betrunken, und wurde dadurch sehr geschwächt. Im 46sten Jahre ging sie aufs Land, und wurde durch zahlreiche Beschäftigungen von ihrer traurigen Neigung abgebracht, aber nahm ein Jahr darauf ihre alte Gewohnheit wieder an. Man bestimmt sie, zu Freunden zu gehen, wo sie auch sechs Monate mässig lebt, und an Kraft und Frische wieder zunimmt. Nach dieser Zeit beginnt ihre alte Unmässigkeit von Neuem, und sie starb hierauf nach einigen Tagen, ohne dass man die geringste Störung in ihren Organen bemerken konnte.

Die Frau eines Kaufmanns, die ungefähr 50 Jahre alt war, und die bis dahin sehr mässig gelebt hatte, fing plötzlich an Wein, später Branntwein zu trinken, und zwar in solchem Maasse, dass sie alle Abende vollständig betrunken war. Endlich fand sie auch daran keinen Geschmack mehr, und sie nahm jetzt zur Eau de Cologne ihre Zuflucht, von welcher sie täglich 6—7 Flaschen austrank. Nach einem Jahre wurde sie wassersüchtig, erschrak über ihren Zustand und hörte plötzlich auf, irgend etwas zu trinken, worauf sie nach acht Tagen starb.

Madame B., 42 Jahr alt, Familienmutter, verlor in ihrem 28sten Jahre eine Tochter, wurde hierdurch traurig, unruhig, erschrak über Alles, wurde aber nach einigen Wochen wieder vollständig gesund. Im 36sten Jahre kam das Delirium ohne bestimmte Ursache wieder, und zeigte folgende auffallende Erscheinung. Anfangs war die Kranke traurig, entmuthigt, unfähig, sich mit dem Geringsten zu beschäftigen, und nach sechs Wochen trat eine allgemeine Aufregung, Schlaflosigkeit, Beweglichkeit ein, wobei die Kranke das Bedürfniss empfand, Wein in grosser Menge zu trinken. Nach zwei Monaten vergingen diese Symptome, und die Kranke war wieder ganz verständig, ruhig, mässig. Seit dieser Zeit erschien jedes Jahr ein ähnlicher Anfall. Im letzten Jahre (1836) wurde die Kranke beim Beginn desselben dreimal zur Ader gelassen, nichts desto weniger endigte der Anfall doch erst im Monat Juni. Den folgenden October litt die Kranke an Convulsionen; im Decbr. wurden die Regeln unterdrückt, und die Kranke litt an Magenschmerzen. Nach einigen Wochen trank sie viel Spirituosa, es traten Schlaflosigkeit und Hallucinationen ein, und die Kranke hatte die feste Ueberzeugung, von Feinden verfolgt zu

sein. Nach einem Monat trat eine Remission ein, aber bald darauf kehrten alle Zufälle wieder zurück. Sie wurde am 24. April nach Charenton geschickt, wo gegen Ende Mai die Periode wieder erschien und der Anfall aufhörte. Die Kranke beschwor uns, ihr die Mittel zu geben, um der Rückkehr der Anfälle zuvorzukommen, denn sie hatte einen wahren Abscheu vor sich selbst.

G., Advokat, der stets gesund gewesen, war 41 Jahr alt, von mittlerem Wuchs, hatte ein sanguinisches Temperament, schwarze Augen und Haare. Seit einigen Jahren litt er an einer Hautkrankheit, die über den ganzen Körper verbreitet war. In seiner Jugend liebte er schon geistige Getränke, hatte sich aber zu dieser Zeit noch nie berauscht, was aber später geschah, wodurch er gezwungen war, seine Beschäftigung aufzugeben. Da er jetzt nichts mehr zu thun hatte, so trank er so viel, dass nach eingezogenen Erkundigungen er in einem Tage 171 kleine Gläser Schnaps ausgetrunken. Seit einem Jahre ungefähr ging er alle Abend in die gemeinsten Schnapshäuser, und brachte dort die ganze Nacht zu. Endlich wurde er angehalten und nach der Polizeipräfectur gebracht, von wo er auf Reclamation einer seiner Tanten, die Mitleid mit seiner Lage hatte, ihn kleidete und ihm das Versprechen abnahm, nicht mehr dergleichen Excesse zu begehen, entlassen wurde und nach der Provinz ging. Hier nahm aber G. sein altes Laster wieder an, verkaufte seine Effecten und verschwand. Einige Tage war seine Familie in der grössten Unruhe, da sie nicht wusste, in welchem Zustande und wo er sich befand. Endlich kam er wieder zu seiner Tante zurück und fasste den Entschluss nach Charenton zu gehen, wo er am 4ten Januar 1836 ankam. G. ist ruhig, höflich, sein Benehmen ist angenehm, seine Unterhaltung interessant. Macht man ihn auf die Folgen seiner Excesse aufmerksam, so erröthet er, scheint sich zu schämen, entschuldigt sich, und verspricht seiner traurigen Neigung zu widerstehen. Er erklärt in verzweifeltem Tone, dass er wider seinen Willen zu diesem Laster gezwungen werde, sobald er die Möglichkeit sieht, seinen Geschmack für Spirituosa befriedigen zu können. Spreche ich mit ihm, und stelle ihm vor, wie erniedrigend ein solches Betragen für einen Menschen, der eine gute Erziehung und Frau und Kinder hat, ist, und wie er hierdurch seine Gesundheit und seine Verstandeskräfte schwäche, so sieht er die Richtigkeit meiner Bemerkungen vollkommen ein, bedankt sich für meine Theilnahme, weint aus Schaam und Kummer, und giebt sich das strengste Versprechen, nicht wieder in dieses Laster zu verfallen.

Ungeachtet dieser schönen Empfindungen und Versprechungen kommt der Kranke, sobald er auf einige Tage entlassen wird, vollständig betrunken wieder ins Hospital. Wenn er dann nach

einem Anfalle wieder zurückbehalten wird, so wird seine Aufführung regelmässig, und er wieder vollkommen verständig; er verlangt nicht auszugehen. Aber nach einer langen Entbehrung fühlt er sich von Neuem stark angeregt, und er gebraucht jede List, ja selbst Drohungen, um seine Freiheit zu erlangen. Giebt es eine stärkere Macht, als die Vernunft und den Willen dieses Unglücklichen, der zu Excessen hingezogen wird, deren er sich schämt, deren grässliche Wirkungen er beklagt, und von denen er sich zu bessern stets verspricht. Bis jetzt waren unsere achtzehnmonatlichen Anstrengungen, diesem Kranken zu helfen, unnütz.

Eine noch junge Dame wurde mehrere Male nach Charenton gebracht, da sie in Folge von Wein und Branntwein betrunken wurde, und dieser Zustand mehrere Tage anhielt. War der Anfall vorüber, so schämte sich die Kranke; sie versteckte sich, und wünschte sehnlichst, wieder zu ihrer Familie zurückzukehren. Da wir diese herrschende Neigung zu bekämpfen hofften, so wandten wir Douchen an, verweigerten ihr den Austritt aus dem Hospital mehrere Monate lang und drohten ihr, sie während ihres ganzen Lebens hier zurückzuhalten, wenn sie noch einmal ins Hospital geführt würde. Sie giebt die schönsten Versprechungen, fasst die festesten Schlüsse, aber sobald sie frei ist, kehren die Anfälle wieder.

Wer könnte wohl nach den angeführten Thatsachen läugnen, dass es eine Geisteskrankheit giebt, deren hauptsächlichster Character in einer unwiderstehlichen Neigung, gegohrene Getränke zu trinken, besteht? Beobachtet man sie sorgfältig, so findet man darin alle characteristischen Zeichen der partiellen Geisteskrankheit, der Monomanie. Jedesmal wenn der Missbrauch geistiger Getränke, besonders aber die Trunkenheit, dem Delirium oder der Geisteskrankheit vorangeht, ist man geneigt, diesen Missbrauch als die primitive Ursache der Störungen des Gehirns anzusehen, und dennoch ist zuweilen dieser Missbrauch nur das erste Symptom, und manchmal das characteristische Symptom einer entstehenden Monomanie. Bald ist im Anfange der Geisteskrankheit der Magen in einem besonderen Zustande, der den Kranken ausserordentlich und empfindlich schwächt, dann fordert der Magen starke Getränke, und dies ist ein ungeregelter Appetit, es ist die Pica. Bald ist nach dem Ausbruch der Geisteskrankheit das Psysische geschwächt, der Kranke ist ohne Energie, unfähig zu denken und zu handeln, er wird von Langeweile und Grämlichkeit niedergebeugt, und trinkt Anfangs, um sich aufzuregen, um sich zu zerstreuen, und bald nachher betrinkt er sich. In beiden Fällen ist das Bedürfniss zu trinken instinctartig, herrschend, unwiderstehlich, der Kranke trinkt gierig alle Arten von starken Getränken, und wird aufgebracht und gefährlich, wenn er seine Neigung nicht be-

friedigen kann. Diese Erscheinung ist auch das Vorspiel der Verwirrtheit.

Dieses Bedürfniss nach geistigen Getränken hält während der ganzen Dauer des Paroxysmus an, nach welchem der Reconvalescent wieder mässig wird, und seine gewohnte mässige Lebensart wieder anfängt. Ich habe Personen gesehen, die in den Zwischenräumen von einem Anfall zum andern einen grossen Widerwillen gegen jedes gegohrene Getränk hatten und nur Wasser tranken. Ein junger Kaufmann, aus Holland gebürtig, den ich in einem Anfalle von Manie, die eine Folge der wiederholten Excesse im Trunk war, behandelt hatte, erzählte mir zehn Jahre später, dass er seit seiner Krankheit nie Wein oder Branntwein habe trinken können. Ich habe Personen gesehen, die in Verzweiflung über den entwürdigenden Zustand, den sie eben verlassen hatten und in den wieder zu verfallen sie befürchteten, waren, und Hülfsmittel verlangten, um, wie sie sagten, dieser schrecklichen Krankheit vorzubeugen. Ich habe an einer andern Stelle das Beispiel eines Advokaten aufgestellt, der sein Leben durch einen gewaltsamen Tod endigte, weil er diese traurige Neigung nicht besiegen konnte.

Die Kranken, die von dieser Monomanie befallen sind, geben einem instinktartigen Triebe nach, dem zu widerstehen sie keine Kraft haben. Dieser Trieb ist um so heftiger, wenn er zur Gewohnheit ausgeartet ist. Die mächtigsten Beweggründe, die stärksten Entschlüsse, die feierlichsten Versprechungen, die Schande und die Gefahr, denen sie sich aussetzen, die physischen Schmerzen, die sie zu erwarten haben, die Strafen, mit denen sie bedroht werden, wenn sie sich nicht bessern, die Bitten der Freunde, die Zärtlichkeit der Väter, der Mütter, der Kinder, nichts kann diese Unglücklichen von dieser traurigen Neigung abbringen.

Welche Art von Thätigkeit ist es nun wohl, die, indem sie die Sensibilität des Magens modificirt, die Neigung zu gegohrenen Getränken in den Personen, die sonst mässig gewesen waren, hervorruft? Die Modification der Sensibilität des Magens ist evident, da das Bedürfniss geistige Getränke zu trinken aufhört, sobald diese Ursachen aufhören. In einer Beobachtung, welche ich im ersten Bande erzählt habe, erneute sich das Bedürfniss Spirituosa zu trinken drei Jahre hindurch jeden Herbst, und entstand dann nicht mehr, als der Kranke dem Einfluss der kalten und feuchten Witterung entzogen worden, und zu Ende des Sommers Italien erreicht hatte. In einer der vorhergehenden Beobachtungen zeigt sich die Neigung Wein zu trinken erst, als die ersten Anomalien der aufhörenden Menstruation statt fanden, und sie war dann nicht mehr, als die Menstruation gänzlich aufgehört hatte. Eine Art von moralischer Reaction kann auch über diesen betrü-

benden Impuls siegen. Es ist sicher, dass in mehreren Fällen der verdorbene Geschmack der Kranken durch ein allgemeines Gefühl von Schwäche und durch Ziehen im Magen bedingt wird. Könnte man dem Weine nicht ein bitteres oder jedes andere tonische Mittel unterschieben, das die krankhafte Thätigkeit des Magens ändert und der Krankheit ein Ziel setzt? Man hat gerathen, dem Weine irgend eine ekelerregende Substanz zuzusetzen, deren schlechter Geschmack Widerwillen gegen den Wein erregen könnte; auch hat man dazu das Terpentinöl vorgeschlagen. Die Spartaner machten ihre Sklaven betrunken, damit dieser entwürdigende und verwilderte Zustand, in den die Trunkenheit stürzt, den Mitbürgern Abscheu davor einflössen sollte. Seit langer Zeit hat dieses Mittel seine Wirksamkeit verloren. Die Isolirung scheint mir die einzige Vorsichtsmaassregel, die wirklich von Nutzen ist. Man muss durch eine lang gewohnte Mässigkeit die Gewohnheiten der Unmässigkeit besiegen, und man ist dies nicht im Stande, wenn man nicht die Gelegenheit meidet und die Kranken nicht in die Unmöglichkeit versetzt, diesen Trieb zu befriedigen, und die Isolirung allein erfüllt dieses Alles. Die religiösen Lehren und Vorschriften, die Rathschläge der Philosophie, das Lesen von Abhandlungen über die Mässigkeit, die Furcht vor den physischen und intellectuellen Gebrechen, die eine unvermeidliche Folge der Trunkenheit sind, werden die besten Hülfsmittel bei der Isolirung sein.

§. 4.

Von der Brandmonomanie, Pyromanie Marc's.

(Monomanie incendiaire).

Da ich keine Gelegenheit gehabt habe, besondere Fälle der Brandmonomanie zu beobachten, so entnehme ich das Folgende aus einer Abhandlung über diesen Gegenstand, welche Dr. Marc*) veröffentlicht hat.

Der Mensch, der das Spiel seiner Leidenschaften ist, wird ein Brandstifter aus Eifersucht, aus Rache. Marc erzählt das Beispiel einer Frau, die in einem Hause, das neben dem ihrigen stand, Feuer anlegte, und zwar aus Eifersucht, weil ihr Mann mit einer andern Frau lebte, und aus Rache gegen die Hauseigenthümer, weil sie diese Unzucht begünstigten. Zwei Mädchen, das eine

*) *Annales d'Hygiène publique et de Médicine légale. Paris* 1833. *Tom. X. pag.* 357. — *Mémoires de l'Acad. royale de Méd. Tom. III. pag.* 29.

12, das andere 14 Jahr alt, welche dienten, waren mit ihrer Lage unzufrieden und legten Feuer an, um den Dienst zu verlassen. Zwei Kuhmägde, die eine $12\frac{1}{2}$ Jahr, die andere 16 Jahr alt, legten Feuer an, weil sie einen Stand, der ihnen Vorwürfe zugezogen hatte und den sie verabscheuten, verlassen wollten. Verbrecher legen Feuer an, um die Spuren ihrer Verbrechen zu tilgen, oder aus irgend einem andern Beweggrunde.

Geisteskranke stecken in Folge des Deliriums, oder um sich die Freiheit zu verschaffen, oder um ihrer Rache zu genügen, das Haus, welches sie bewohnen, in Brand. Ich behandelte einen Maniacus, der einen glühenden Brand in sein Bett warf, weil er glaubte, dass er durch die Unordnung bei der Feuersbrunst seine Freiheit wieder erlangen werde. Die Monomaniaci gehorchen den Hallucinationen, den Illusionen, fixen Ideen, die sie dazu bestimmen, Feuer anzulegen, eben so wie andere bestimmt werden, ihre Nebenmenschen oder sich selbst zu tödten. Ein Geisteskranker hatte sich auf Reisigbündel gesetzt und wollte diese anzünden, indem er glaubte eine himmlische Macht zu besitzen, und überzeugt war, dass auf seinen Befehl die Flammen sogleich verlöschen würden. — Ein junger Mann hatte während einer grossen Hitze eine Reise zu Pferde unternommen; er wird verwirrt, man ist um ihn sehr bemüht, und er glaubt in die Hände von Räubern gefallen zu sein. Er steckt das Haus in Brand, in das er aufgenommen wurde, um entlaufen zu können, weil er glaubt, dass dies eine Mördergrube sei. — Ein 40jähriger Mann glaubt, dass er erbitterte Feinde habe, und befürchtet, in seinem eignen Hause überfallen zu werden; er umgiebt sein Zimmer mit einem Pulverstreifen, und ist entschlossen, denselben anzuzünden, sobald sich seine eingebildeten Feinde zeigen werden. — Schlegel erzählt in seinem Werke über politische Medizin (1819), dass eine Frau, die in religiöse Melancholie verfallen war, sich selbst zu tödten suchte, indem sie sich auf ihrem Bette verbrennen wollte. Sie zeigte gar keine intellectuelle Störung, mit Ausnahme des Lebensüberdrusses und der religiösen Exaltation.

Jonathan Martin erschien vor der Jury der Grafschaft York, weil er versucht hatte, die Kathedrale von York in Flammen zu stecken. Mit lachender Miene ging er zum Verhör, und wurde dort von einer Dame befragt: Betrüben Sie sich nicht über das Geschehene? «Keinesweges, wäre ich jetzt frei, so würde ich es wiederholen, denn man muss das Haus des Herrn von den unwürdigen Dienern reinigen, die sich so weit vom Evangelium entfernt haben.» — Aber dies ist kein Mittel, um die Priester zu bessern. Martin lächelte und antwortete nach einigen Augenblicken: «Verzeihen Sie mir! Hierdurch werden sie nachdenkend, sie

werden sehen, dass Gott meine Hand geleitet hat, und die Christen, die streng der wahren Religion zugethan sind, werden finden, dass ich recht gehandelt habe.» Die Ankunft der Jury wird durch Trommelgeräusch angekündigt. «Es ist komisch,» sagt Martin, «man glaubt die Posaunen des letzten Gerichts zu hören.» In dem Audienzsaale erklärte der Angeklagte, dass er keiner andern Schuld als der des Feueranlegens angeklagt sein wolle, da er nicht daran gedacht habe, wie man gesagt hatte, Gold und andere kostbare Gegenstände, die um die Kanzel waren, stehlen zu wollen, und dass er nur dem Befehle eines Engels gehorcht, der verlangt habe, dass er Feuer in der Kirche anlegen solle.

Ein 15jähriges Dienstmädchen, das Heimweh hatte, legte zwei Mal Feuer an, um seine Herrschaft verlassen zu können. Es erklärte, dass es seit dem Augenblicke, wo es in den Dienst trat, von dem Wunsche Feuer anzulegen beseelt gewesen sei, und dass es durch einen Schatten, der ihr unaufhörlich zur Seite gestanden habe, dazu getrieben worden sei. Bei diesem Mädchen war die Periode noch nicht erschienen, und es litt an sehr heftigen Kopfschmerzen. — Henke erzählt im 7ten Bande seiner Annalen mehrere derartige Beispiele, und unter andern auch das eines Mädchens, welches drei Mal Feuer anlegte und absichtlich sein Kind erstickte.

Ein 12jähriges Mädchen litt an einer Gehirnentzündung, die ihre intellectuellen Fähigkeiten sehr geschwächt hatte. Sie trat hierauf zu einem Pächter nahe bei London in Dienste, steckte ein Bett an, lief sodann zu ihrem Brotherrn, und bat ihn das Feuer auszulöschen. Als das Kind verhört wurde, gab es folgende Antworten: «Ich wollte nichts Böses thun, sondern ich wollte nur versuchen, ob man Feuer machen könne, wenn man ein Licht dem Bette nähert. Ich war neugierig, eine Flamme zu sehen, und ich glaubte, dass es schöner sein müsse, als wenn man Holz anstäke. Ich habe keinen Hass gegen meinen Brotherrn, denn ich habe es sehr gut bei ihm. Ich glaubte kein Unrecht gegen ihn zu thun, wenn ich ein schlechtes Bett verbrenne, denn er ist ziemlich reich, und kann sich leicht ein anderes anschaffen. Ich habe nicht darüber nachgedacht, dass es ein Verbrechen sei, das Eigenthum eines Andern zu verbrennen, und ich wollte mir ein Freudenfeuer machen. Hätte ich gewusst, dass ich deshalb erhängt werden würde, dann hätte ich es nicht gethan.»

Plattner erzählt, *) dass die Dienstmagd eines Bauern zwei Mal Feuer angelegt hatte, da sie durch eine Stimme, von der sie immer besessen wurde, und die ihr befahl Feuer anzulegen, und

*) *Quaestiones medicinae forensis. Leipzig*, 1824.

später, sich das Leben zu nehmen, hierzu angeregt war. Das Mädchen versicherte, dass es mit Ruhe und selbst mit Vergnügen die erste Feuersbrunst mit angesehen habe; bei der zweiten hatte es Lärm gemacht und versucht, sich zu hängen. Man bemerkte bei diesem Mädchen keine intellectuelle Störung, aber es litt seit dem 4ten Jahre an Krämpfen, die in Epilepsie ausarteten, und es hatte einen starken epileptischen Anfall einige Tage vor der zweiten Feuersbrunst gehabt.

Verwirrte und Idioten haben manchmal Neigung Feuer anzulegen. Missethäter missbrauchen sie häufig, um ihre elenden Absichten zu erfüllen. Verwirrte lassen das Feuer an ihre Möbel, an ihre Kleider kommen, ehe sie die Gefahr, die sie laufen, bemerken.

Die vorhergehenden Beobachtungen zeigen nur Individuen, die durch irgend eine Leidenschaft, oder durch eine intellectuelle Schwäche oder Störung zu diesen Handlungen gezwungen werden. Einige der Brandstifter, die geisteskrank oder von schwachem Geiste sind, haben Hallucinationen; die meisten gehorchen jedoch einem mehr oder minder starken Antriebe, und werden durch mehr oder minder beifällige Motive dazu gezwungen. Aber diese Kranken sind nicht der Fähigkeit, vernünftig zu reden, beraubt, und man muss ihre Geisteskrankheit zu der Monomanie ohne Delirium zählen. Thatsachen beweisen auch, dass einige Brandstifter zu ihrer Handlung unabhängig von ihrem Willen gezwungen werden, und diese müssen zu den Maniacis ohne Delirium nach Pinell, oder, wie ich sie benenne, zu den Monomaniacis ohne Delirium gezählt werden, weil die Brandstiftung in diesem Falle weder durch eine Leidenschaft, noch durch Delirium, noch durch Mangel an Urtheil entsteht.

Im 7. Bande der Annalen von Henke befindet sich folgende Geschichte: Ein Dienstmädchen, das vom Tanze nach Hause kam, wo es sich sehr erhitzt hatte, wurde plötzlich vom Triebe, Feuer anzulegen, ergriffen. Es war die drei Tage, ehe es das Feuer anlegte und noch unentschlossen war, sehr ängstlich, und erklärte später, dass es noch nie eine solche Freude empfunden habe, als zur Zeit, wo das Feuer ausbrach. — Ein 22jähriges Mädchen wurde innerlich dazu getrieben, Feuer anzulegen, obgleich es nach der Aussage seines Dienstherrn sich stets ausgezeichnet gut benommen hatte. Diese Aufregung vermehrte sich sehr, wenn das Mädchen einige Zeit lang seinen Geliebten nicht gesehen, von dem es ein Kind hatte. — Sholeau wurde vor die Assisen geladen, da sie zu einer Brandstifterbande gehörte, die im Jahre 1830 in mehreren Departements Frankreichs Feuer angelegt hatte. Dieses Mädchen, das 17 Jahr alt war, war nach der Aussage seines Advokaten eine arme Waise, die sich seit 10 Jahren ihren Unterhalt

selbst verdiente, und der jeder Rath und jede Hülfe fehlten. Sie war seit 7—8 Monaten schwanger, und sagte in einem überzeugenden Tone, der keinen Zweifel übrig liess, dass sie zwei Mal instinctartig aus einem unwiderstehlichen Drange Feuer angelegt habe, und dass dieser Zustand wohl durch ihre Schwangerschaft und durch die vielfachen Feuersbrünste, die sie vor sich sah, hervorgerufen worden war. *)

Ein Stellmacherlehrling, der 18 Jahr alt war und auf dem Lande wohnte, hatte in einem Zeitraum von vier Monaten sechzehn Mal Feuer angelegt. Er trug immer Schwamm und einen Schwefelfaden bei sich, und obgleich er, um seine Gefrässigkeit und seine Vergnügungssucht zu befriedigen, schon stehlen gelernt hatte und es ihm an Geld fehlte, so enthielt er sich des Diebstahls während der Feuersbrünste, die er angelegt hatte. Er war durch keine Leidenschaft dazu bewegt worden, sondern er empfand ein grosses Vergnügen an dem Schein der Flamme, das noch durch das Läuten der Glocken, durch die Klagen, durch den Hülferuf, durch das Geschrei und durch die Unordnung der Menschen erhöht wurde. Sobald das Stürmen der Glocken den Ausbruch des Feuers ankündigte, war er genöthigt, seine Arbeit zu verlassen, so aufgeregt war sein Körper und sein Geist.

Die Beobachtungen zeigen 1) dass, welches auch der Character des Deliriums sei, die Geisteskrankheit einige Kranken dazu bringt, Feuer anzulegen; 2) dass es eine Varietät der Monomanie ohne Delirium giebt, die sich durch einen instinctartigen Trieb, Feuer anzulegen, characterisirt. Diese beiden Schlüsse bedürfen keiner Erläuterung; die vorhandenen Thatsachen rechtfertigen sie.

Nach den so eben erwähnten Thatsachen erstaunt man über die grosse Anzahl und über das Alter der Brandstifter weiblichen Geschlechts, wenn man diese mit der Anzahl und dem Alter der männlichen Brandstifter vergleicht. Dieses doppelte Resultat ist nach den publicirten Beobachtungen deutscher Aerzte für Norddeutschland wahr, es verhält sich aber in Frankreich anders. Marc hat gefunden, als er die Brandstifter, die in der *Gazette des tribunaux* seit 1825—1832 bekannt gemacht worden sind, verglich, dass in Frankreich die Zahl der brandstiftenden Männer beträchtlich grösser, als die der Frauen ist, und dass bei uns Erwachsene häufiger Feuer anlegen, als Individuen von noch nicht 20 Jahren. Die Nervenaffectionen, besonders aber die Neurosen, die sich beim Erscheinen der Pubertät zeigen, sagt Dr. Marc, sind bei den deutschen Frauen häufiger, als bei den Französinnen. Dies entseht aus der Verschiedenheit des Klima's, der Sitten und der Gewohn-

*) *Gazette des tribunaux No.* 18.

heiten, besonders bei den Landbewohnern. Marc äussert sich darüber folgendermaassen:

«Die physische Erziehung des deutschen und des französischen Landmädchens ist nicht wenig von einander verschieden. In Frankreich leben die Bäuerinnen unter einem angenehmen Himmelsstrich, sie sind von Kindheit an daran gewöhnt im Winter mehr in gemässigten, als in warmen Wohnungen zu leben, ihre Nahrung ist einfach und wenig mit Gewürzen vermischt und warme Getränke kennen sie kaum. Nichts reizt oder hindert also bei ihnen auf eine merkliche Weise die Entwickelung der Pubertät, deren hauptsächlichstes Kennzeichen, die Menstruation, auf eine normale Weise sich einstellt, und wobei noch der heilsame Einfluss des Klima's zu Hülfe kommt. In Deutschland, besonders aber im nördlichen, ist es nicht so. Die Heizung der Wohnungen auf dem Lande geschieht durch ungeheure Oefen, auf und hinter welchen zuweilen ein Theil der Familie schläft. Diese Hitze ist wenigstens die Hälfte des Jahres so stark, dass sie einem Jeden beschwerlich fällt, der einen solchen Wohnort besucht, ohne an eine so warme und feuchte Atmosphäre gewöhnt zu sein. Denn beinahe immer wird das Wasser, das zum häuslichen Gebrauche und zur Abkochung des Futters für das Vieh dient, in grossen kupfernen Töpfen, die in den Oefen eingemauert sind, zum Kochen gebracht, und die dadurch entstehenden Wasserdämpfe vollenden noch die Zerstörung der Elasticität der sie umgebenden Luft. Fügen wir nun noch zu diesem nachtheiligen Umstande den häufigen Gebrauch warmer, gewürzter Getränke, z. B. der Biersuppe, die mit Kümmel oder Koriander gewürzt wird, den Gebrauch des, zwar schwachen, aber in grosser Menge getrunkenen Thees, und endlich die Gewohnheit, in Federbetten zu schlafen, hinzu, so wird man sich leicht erklären können, wie diese Einflüsse, indem sie oft plötzlich mit einer langen und grossen Kälte abwechseln, wechselsweise aufregen und schwächen, und so Gelegenheit zur Erzeugung von Nervenaffectionen geben.»

Die deutschen Aerzte *) haben bewiesen, dass Feuersbrünste häufiger durch junge Mädchen von 9, 12, 15, 18 Jahren verursacht werden, als durch Mädchen, die schon älter sind. (Ich habe schon gesagt, dass dies in Frankreich nicht der Fall ist). Sie haben auch dieses besondere Resultat ihrer Beobachtungen zu erklären gesucht. Henke schreibt diese Neigung dem Stillstehen

*) *Recherches sur l'état actuel en Allemagne de doctrine médico-légale relatifs aux aliénations mentales von Kaufflieb. (Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale. Paris* 1835. *Bd. XIV. S.* 124.

oder einer Störung der Entwickelung der Organe und folglich dem Stillstehen oder der Störung der physischen und psychischen Erscheinung der Pubertät zu. Die Anomalien, welche sich in diesem Lebensabschnitt bei beiden Geschlechtern zeigen, sind aber weit häufiger und hervorstechender bei jungen Mädchen, als bei Knaben. Sie haben ihren Sitz im Centrum der Sensibilität, oder in den verschiedenen Heerden des Nervensystems; sie zeigen sich manchmal durch Krämpfe, Convulsionen oder durch Geisteskrankheiten. — Auch beobachtet man während der Jugend, während der Entwickelung der Pubertät den Somnambulismus, die Melancholie, das Heimweh, den Selbstmord u. s. w. Hält man alle die hier angegebenen Ursachen zusammen, so sieht man leicht ein, warum in Deutschland mehr junge Brandstifter weiblichen als männlichen Geschlechts vorkommen.

§. 5.

Von der Mordmonomanie.

(Monomanie homicide).

Die Mordmonomanie wurde von Pinell *Manie sans délire*, *Manie raisonnante*, und von Fodéré *Fureur maniaque* genannt. Durch Leidenschaften, durch das Verbrechen wird ein Mensch zum Mörder, aber dies zu beschreiben gehört nicht zu meiner Aufgabe, und ich werde mich hier nur auf Geisteskranke beschränken, die derartige Verbrechen begehen.

Die Geisteskranken machen Angriffe auf das Leben ihrer Nebenmenschen, weil sie in einem Anfalle von Zorn sehr reizbar sind und alle Personen, die ihnen widersprechen, oder von denen sie Widerspruch zu erfahren glauben, schlagen und tödten. Auch bringen sie diejenigen um, die sie für ihre Feinde halten, oder gegen die sie sich vertheidigen oder rächen müssen. Andere werden durch Illusionen oder Hallucinationen getäuscht, und gehorchen dem Antriebe des Deliriums. Einige die tödten, motiviren und besprechen ihre Handlungen, und haben das Bewusstsein, etwas Böses zu begehen. Andere sind die blinden Instrumente eines unfreiwilligen instinctartigen Antriebes, der sie zum Morde hinreisst. Endlich giebt es auch Idioten, die aus Mangel an aller Intelligenz, und da sie weder das Böse, noch das Gute kennen, aus Nachahmungssucht tödten.

Man hat zu den Maniacis Individuen gezählt, die im Besitz ihrer Vernunft zu sein scheinen, aber deren Wille allein verletzt zu sein scheint. Diese Kranken empfinden, vergleichen, beurtheilen sehr gut die Dinge, aber sie werden durch die geringste Ursache

und selbst ohne Grund, zu den heftigsten und wüthendsten Handlungen fortgerissen; sie werden unwiderstehlich dazu gezwungen sich zu beschädigen, ihren Nebenmenschen zu tödten. Diese Unglücklichen haben das Bewusstsein ihres Zustandes, beklagen selbst ihre Lage, warnen vor ihrer Wuth, und bitten, sie ausser Stand zu setzen, schaden zu können. Pinell hat mehr als jeder andere Arzt die Aufmerksamkeit der Beobachter auf diese schreckliche Krankheit geleitet, der er den Namen Manie ohne Delirium gegeben hat.

Aber giebt es wirklich eine Manie, bei welcher die Kranken im vollen Besitze ihrer Vernunft sind und sich den verdammungswerthesten Handlungen überlassen? Giebt es einen pathologischen Zustand, in welchem der Mensch unwiderstehlich zu einer Handlung gezwungen wird, die sein Gewissen verabscheut? Ich glaube es nicht. Ich habe eine grosse Anzahl Geisteskranker gesehen, die im vollen Besitz ihrer Intelligenz zu sein schienen, und die die Bestimmungen, durch die sie zu Handlungen gezogen wurden, beklagten, aber die mir auch alle eingestanden, dass sie irgend etwas im Innern empfinden, worüber sie nicht Rechenschaft geben können; dass ihr Kopf eingenommen sei, und dass sie eine Störung in ihrer Verständniss bemerken. Hierbei zeigten sich vor dem Ausbruche eines solchen Anfalls physische Symptome. Einige empfanden eine heftige Hitze, die vom Unterleibe zum Kopfe aufstieg, Andere eine brennende Hitze und eine Pulsatiou im Innern des Schädels. Andere sagten, dass sie durch eine Illusion, durch eine Hallucination, durch ein falsches Urtheil zu ihren Handlungen bestimmt worden seien. Ich werde das hier Gesagte durch Beispiele deutlicher zu machen suchen. Ein Geisteskranker wird plötzlich sehr roth, und er hört eine Stimme, die ihm zuruft: «Tödte ihn, tödte ihn, es ist dein Feind. Tödte ihn, und du wirst frei sein!» Ein Anderer ist überzeugt, dass seine Frau ihn verräth. Die Aufführung seiner Frau und die Umstände müssten seinen Argwohn zerstören, aber die Eifersucht waffnet seinen Arm und er versucht zu schlagen. Die Waffe entweicht seiner Hand, und nun wirft er sich der zu Füssen, die er so eben opfern wollte, beklagt seine Wuth, seine Eifersucht, giebt die besten Versprechungen, fasst die schönsten Entschlüsse, und begeht einen Augenblick nachher dieselben Handlungen wieder. Eine Familienmutter glaubt, dass sie im tiefsten Elende sei; sie hält ihre Lage für schrecklich, meint, dass sie durch nichts geändert werden könne, und ist überzeugt, dass ihre Kinder bestimmt sind, auf der Strasse umherzulaufen und zu betteln. Hierdurch geräth sie in Verzweiflung und fasst den Entschluss, sich zu tödten. Jedoch erwacht die mütterliche Liebe in dem Augenblick, wo sie ihre That ausführen will, und sie bittet,

ihr die Kinder fortzunehmen. Die von Pinell aufgeführten Beispiele bestätigen noch meine Meinung. *)

Fast alle Beispiele, die von den Schriftstellern zur Manie ohne Delirium gezählt wurden, gehören zur Monomanie oder zur Melancholie. Die unwiderstehlichen Antriebe zeigen uns alle Zeichen einer Leidenschaft, die bis zum Delirium gelangt ist. Haben die wüthenden oder nicht wüthenden Kranken, die unwiderstehlich zu Handlungen, die sie missbilligen, gezogen werden, ihren Zustand empfinden, über ihn gut urtheilen, ihn beklagen, und Anstrengungen machen, um ihn zu bekämpfen, dann nicht eine lichte Periode? Ja, aber der Paroxysmus folgt bald auf die Remission, und sie werden von Neuem eine Beute ihres Deliriums, werden fortgerissen, ohne dass sie durch die Vernunft geleitet werden. Indem sie dem Impuls gehorchen, vergessen sie die Motive, die sie einen Augenblick vorher zurückhielten, und sehen nur den Gegenstand ihrer Wuth, ähnlich dem Menschen, der in einer heftigen Aufregung nur den Gegenstand seiner Leidenschaft sieht. Die gewöhnliche Sprache giebt dem höchsten Punkt der Leidenschaft den Namen Delirium, und wir sollten einen ähnlichen Zustand in der Manie mit dem Namen ohne Delirium bezeichnen?

Ich sage, dass der Gegensatz der Ideen, des Urtheils und der Neigungen mit den Handlungen des Kranken durch die Unstätigkeit der Ideen und Neigungen erklärt wird, durch die die Maniaci zu ihren vielfachen Antrieben gezogen werden. Der Wille schwankt allmälig zwischen diesen beiden Antrieben, und die Kranken werden zu einer unverständigen Handlung hingezogen, weil sie nicht im Besitze ihrer Vernunft sind, und weil sie sich eben im Delirium befinden. Der Mensch hat hier nicht mehr die Fähigkeit, seine Handlungen zu leiten, weil er die Einheit seines Ichs verloren, und es ist dies der homo duplex, der durch einen Beweggrund zum Bösen getrieben, durch einen andern von demselben zurückgehalten wird. Diese Störung des Willens kann man so erklären, dass die beiden Hälften des Gehirns nicht zu gleicher Zeit erregt werden, und so nicht zu gleicher Zeit wirken. Aber es bleibt wahr, dass dasjenige, was man Manie ohne Delirium genannt hat, mehr zur Monomanie oder Melancholie gehört, und dass die wüthenden Handlungen, die die Geisteskranken begehen, stets durch das Delirium entstehen.

So war meine Meinung im Jahre 1818, als ich den Artikel Manie für das *Dictionnaire des Sciences médicales* bearbeitete.

*) *Traité médico-philosophique de l'aliénation mentale. Paris 2te Auflage. S.* 139.

Seit dieser Zeit habe ich jedoch Geisteskranke ohne Delirium gesehen, und ich musste daher natürlich meine Meinung gegen wirklich beobachtete Thatsachen aufgeben, und so erkenne ich an, dass es Monomaniaci giebt, die durch einen blossen instinctartigen Antrieb, ohne Leidenschaft, ohne Delirium, ohne Beweggrund, einen Mord begehen, und so einen Anfall von Monomanie ohne Delirium haben.

Die Geisteskranken, die an Mordmonomanie litten, hatten in manchen Fällen einen düstern, melancholischen, eigensinnigen Character; in andern Fällen zeichneten sie sich durch Sanftmuth, durch Güte, durch gute Sitten aus. Zu den excitirenden Ursachen dieser Krankheit gehören gewisse Störungen der Organe der Ernährung, gewisse atmosphärische Verhältnisse, Ueberregung der Sensibilität, eine fehlerhafte Erziehung, ein exaltirtes religiöses Gefühl, der Nachahmungstrieb, der Kummer und endlich ausserordentliches Unglück. Um alles dies zu beweisen, will ich folgende Beispiele aufführen:

Wenn der schreckliche Chamsin weht, so stürzt sich der bewaffnete Indier auf Alles, was er antrifft. Die Verzweiflung, die eine lange Belagerung verursacht, eine mörderische Epidemie oder ein Schiffbruch ohne Hoffnung auf Hülfe machen Freunde, Kameraden und Bürger, die früher in der vollkommensten Eintracht lebten, zu Mördern. — Ein kleines Mädchen von drei Jahren hörte oft von ihrer Stiefmutter Böses reden. Es wünschte den Tod derselben, und diese Kleine machte, als sie 5 Jahr 3 Monate alt war, den ersten Versuch, die Stiefmutter zu tödten. — Eine Dame, die von Jugend auf sehr exaltirt war, war durch die lange Abwesenheit ihres Mannes sehr unglücklich. Hierbei wollte sie ihre Kinder tödten, damit sie nicht eines Tages ein ähnliches Unglück erführen. — Ein Vater opferte seinen Sohn, um der Stimme eines Engels zu gehorchen, die ihm befahl, Abraham nachzuahmen. — Ein Offizier und ein Winzer wollten die Welt durch die Bluttaufe bekehren. — Eine Mutter tödtete ihr Kind, um einen Engel aus demselben zu machen. — Prohaska tödtete seine Frau und seine beiden Kinder, weil er glaubte, dass ein Offizier seiner Frau den Hof mache. — Ein Sattler wollte, bevor er sich selbst das Leben nahm, seine Frau tödten, weil sie doch nicht einem Andern angehöre. — Ein junges Mädchen tödtete seine beste Freundin, um sich zu einem glücklichen Tode vorzubereiten. — Eine Mutter glaubte, dass sie ins tiefste Unglück gestürzt sei, und wollte ihren Säugling tödten, um demselben die Schande des Unglücks zu ersparen. — Ein Erzieher zu Edinburg tödtete seine Frau und seine fünf Kinder, und verschonte zwei ihm anvertraute Zöglinge. Eine ähnliche Begebenheit fand zu

Amsterdam statt.*) Alle Monomaniaci, von denen ich hier sprach, hatten ein partielles Delirium; alle wurden durch einen überlegten und eingestandenen Beweggrund zum Morde gebracht, und alle hatten eine verkehrte Neigung. Nicht eben so verhält es sich mit den Geisteskranken, von denen wir jetzt sprechen wollen.

Eine Frau, die seit 10 Tagen entbunden war, hat plötzlich und zwar ohne Beweggrund den heftigsten Wunsch, ihr Kind zu erwürgen. — Eine Mutter, die vier Kinder hatte, ward unfreiwillig dazu getrieben, sie ums Leben zu bringen, und entgeht diesem Unglück nur, indem sie das Haus verlässt. — Ein Dienstmädchen empfand jedesmal, sobald sie ein Kind, das ihr anvertraut war, zu Bette legte, einen heftigen Wunsch, demselben den Leib aufzuschneiden. — Eine Mutter wurde angetrieben, dem Kinde, welches sie am meisten liebte, den Hals abzuschneiden. — Eine Frau empfand, sobald sie ihre Periode hatte, den Wunsch, ihren Mann und ihre Kinder zu tödten, und dieser Wunsch war noch lebhafter, wenn sie dieselben schlafen sah. — Ein Herr las in einem Journale die nähern Umstände, die über einen Kindermord angegeben waren; er wachte in der Nacht auf, und hatte den Wunsch, seine Frau zu tödten. — In allen diesen Fällen war die Intelligenz, die Neigungen, der Wille so gut wie gar nichts. Und welches ist denn nun diese schreckliche Krankheit, die mit den Empfindungen des Menschen spielt und ihn antreibt, die heiligsten Gesetze der Natur zu verletzen, und die Personen, die ihm am theuersten sind, zu tödten? Kann man, wenn auch diese Unglücklichen vor der That nicht irre reden, wenn sie auch instinctmässig zu derselben gezogen werden, sagen, dass sie vernünftig sind? Verträgt sich die Vernunft damit, dass man einen Mord an der Person begeht, die man am liebsten hat? Ein Ehemann tödtet seine Frau, die er anbetet, ein Vater seinen Sohn, den er liebt, eine Mutter ihren Säugling, dasjenige Kind, welches sie am innigsten liebt! Man kann diese Erscheinung nur dann begreifen, wenn man annimmt, dass die ganze Intelligenz, jede moralische Empfindung und der Wille vollständig aufgehoben sind. Durch folgende Thatsache wird man mich besser verstehen.

Ein 32jähriger junger Mann war von schlankem Wuchs, mager, und hatte einen sanften Character. Er hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten, und beschäftigte sich mit den Künsten. Zwei Monate, bevor er nach Paris kam, hatte er an einer Gehirnentzündung gelitten, sich aber nach der Zeit ganz vernünftig benommen. Eines Tages geht er nach dem Justizpalast, tritt dort in den Saal, stürzt sich auf einen Advokaten und ergreift ihn bei

*) Gall, Von den Functionen des Gehirns.

der Gurgel; er wird angehalten, ins Gefängniss geführt und mir noch an demselben Tage übergeben. Bei meinem ersten Besuche, den ich den Tag darauf machte, ist er ruhig, nicht zornig, ohne Reue, und hatte die ganze Nacht geschlafen; er zeichnet noch denselben Tag eine Landschaft, erinnert sich sehr wohl, was er Tags zuvor im Justizpalast gethan und spricht ganz kaltblütig davon; aber er erinnert sich weder an die Beweggründe, noch an die nähern Umstände dieser Handlung, und fühlt auch keine Reue darüber. Er antwortet auf meine Fragen mit Höflichkeit, ohne Verstellung und mit dem Tone der Wahrheit: «Ich bin nach dem Justizpalast ganz ohne irgend einen besondern Zweck gegangen, eben so wie ich nach jedem andern Ort, in das Palais royal, die Tuilerien gegangen wäre; ich habe es nicht nur nicht auf diesen Advokaten abgesehen, sondern er ist mir sogar ganz unbekannt, und ich habe nie weder in irgend einer Verbindung mit einem Advokaten gestanden, noch etwas mit ihm zu thun gehabt; es ist mir unbegreiflich, wie ich solches Aufsehen habe erregen können, es hätte eben so gut an jedem andern Orte und an jedem andern Individuum geschehen können.» Als ich ihm bemerklich machte, dass man diese Handlung nur durch eine augenblickliche Krankheit erklären könne, antwortete er mir: «Erklären Sie sie, wie Sie wollen, ich fühle mich nicht krank, und kann auch nicht begreifen, wie ich dazu gekommen bin.» Drei Monate hindurch, während welcher Zeit er unter meine Aufsicht gestellt war, gab er sich nicht einen Augenblick eine Blösse, delirirte nicht, that nie eine unpassende Handlung, war höflich, artig gegen Jedermann, vergnügte sich mit Zeichnen, Lesen, und zog die Einsamkeit der Gesellschaft vor.

Manchmal werden derartige Kranke durch einen innern Kampf bewegt, der zwischen dem Antriebe zum Morde und zwischen den Empfindungen und den Beweggründen, die sie davon abhalten, besteht, und dieser Kampf wird durch den Trieb zum Morde und durch die noch vorhandene Intelligenz und Sensibilität veranlasst. Dies ist so wahr, dass man oft Geisteskranke findet, die nur den Willen zum Morden haben, und nicht dazu hingezogen werden. Bei andern dagegen ist der Wunsch zu tödten gross, erneuert sich oft und wird durch den Kranken bekämpft. Bei noch andern ist der Antrieb noch energischer und es entsteht so ein innerer Kampf, der den Kranken beunruhigt, bewegt und ihn in die schrecklichste Angst versetzt. Endlich giebt es einige, bei denen der Antrieb so heftig ist und augenblicklich entsteht, dass gar kein Kampf stattfindet und die Handlung unmittelbar erfolgt. Diese Aufregung, dieser Kampf, diese Angst nimmt um so energischer zu, je grösser die Intelligenz und Empfindung des Kranken noch ist.

Häufiger als die Aerzte glauben, ist das Begehrungsvermögen *(les facultés affectives)* der Geisteskranken verändert, oder gar ganz aufgehoben. Die moralischsten Menschen, die, welche den besten Character, die besten Sitten, die geregeltste Aufführung hatten, gestanden mir, dass sie während des Deliriums, und besonders im Anfange der Krankheit von der Idee, Jemanden zu morden, gequält wurden. Dieser schreckliche Trieb wurde weder durch Hass, noch durch Zorn, wie bei den Wüthenden, hervorgerufen, sondern er entstand spontan, war dem gewöhnlichen Delirium fremd und wurde weder von aussen her, noch durch Vorschläge, noch durch Handlungen hervorgebracht.

Die Mordmonomanie verschont kein Alter, selbst Kinder von 8—10 Jahren sind davon nicht ausgenommen. Gewöhnlich tritt sie periodisch auf, und dem Paroxysmus oder Anfalle gehen Symptome voraus, die eine allgemeine Aufregung andeuten. Die Kranken klagen über Kolikschmerzen, haben Brennen in den Eingeweiden, Hitze in der Brust, Kopfschmerzen; sie leiden an Schlaflosigkeit, das Gesicht wird roth oder sehr bleich, die Haut ist braun, der Puls hart, voll; der Körper zittert. Gewöhnlich begeht der Kranke seine That, ohne dass man durch irgend eine äussere Handlung dieselbe vorhersehen konnte. Ist die Handlung vollführt, so scheint der Anfall beendet, und die Kranken fühlen sich von ihrer grossen Aufregung und Angst, die ihnen sehr peinlich war, entledigt, sind ruhig, haben keine Gewissensbisse und keine Furcht. Sie betrachten ihre Schlachtopfer mit Kaltblütigkeit, ja manchmal auch mit Zufriedenheit. Die Meisten fliehen nicht, bleiben meistens bei dem Leichnam, oder zeigen sich selbst der Behörde an, indem sie die Handlung, die sie begangen haben, erzählen. Wenige entfernen sich, verbergen ihre Mordinstrumente, aber auch sie verrathen sich selbst, oder wenn sie durch die Behörde eingefangen werden, so gestehen sie sogleich ihre Handlung ein und geben von dem kleinsten Umstand Rechenschaft.

Die Mordmonomanie muss eben so behandelt werden, wie die übrigen Arten der Monomanie. In den Beobachtungen, die ich mittheile, sind einige Kranke durch Mittel, die auf die Unterleibsorgane wirken, geheilt worden; abführende Mittel scheinen besonders heilsam zu sein. Die Monomaniaci, welche ihren Versuch ausgeführt haben, genesen selten; ich habe wenigstens nicht einen gesehen, der, nachdem er einen Mord begangen, seinen Verstand wieder erlangt hätte. Bei der Behandlung muss man passende Vorsichtsmaassregeln anwenden, um den Folgen der schrecklichen Neigung diesnr Kranken vorzubeugen.

Madame L... hat einen Onkel, der in Folge des Trunks geisteskrank ist. Ihr erster Mann war Chirurgus gewesen, ist gestorben, und sie hat sich vor einigen Jahren wieder verheirathet.

Sie ist 31 Jahr alt, und kam am 26. Februar 1837 nach Charenton. Sie ist von mittlerem Wuchse, hat eine starke Constitution und ihr Kopf ist durch seine abgerundete Form und seinen kleinen Umfang merkwürdig; ihre Haare sind braun, die Augenbraunen wenig markirt, die Augen grau, klein, funkelnd und stier; auf ihrem kurzen und dicken Halse springen die Adern hervor. L. ist immer gesund gewesen, obgleich sie von mehreren syphilitischen Krankheiten durch Mercur geheilt worden ist.

Sie hat einen sehr ungeregelten Lebenswandel geführt, und einige Unglücksfälle, so wie der Missbrauch geistiger Getränke sind die excitirenden Ursachen ihrer jetzigen Krankheit, die im Juni 1836 ausbrach. L. hat immer einen stolzen und unbeugsamen Character, Abneigung vor Arbeit und seit ihrer Kindheit grossen Geschmack an Blut und Fleisch, das sie roh ass, gehabt. Seit langer Zeit fühlte sie sich unwiderstehlich zum Morde, zum Blutvergiessen gezogen, und man sah sie Vögel oder andere Thiere, die ihr unter die Hände fielen, mit einem Ausdruck von Freude zerreissen. Die Heirath hat diesen schrecklichen Trieb nicht modificirt, und sie verliess ihren ersten Mann, um einem jungen Manne nachzulaufen, und sich später dem ersten Besten zu überlassen.

Vor einem Jahre fing L. an, augenscheinliche Zeichen von Delirium zu geben, 4 Monate später brach Manie mit der schrecklichsten Wuth aus; sie zerbrach, zerriss Alles, was sie erlangen konnte und überliess sich gewaltthätigen Handlungen, besonders gegen ihre Verwandten. Nachdem sie die Monate December und Januar im Hospital zu Montreuil, Châlons-sur-Marne zugebracht hatte, und ihr Zustand nicht besser geworden war, wurde sie zu ihrer Mutter gebracht, weil man glaubte, dass die zärtliche Sorgfalt ihrer Eltern diese Krankheit modificiren würde. Die ersten Tage gehen ohne Sturm vorüber; die neue Lage, das Zuvorkommende, die Zeichen von Zärtlichkeit und Hingebung schienen ihr Delirium besänftigt zu haben; als aber ihre Forderungen sich mehrten und nicht befriedigt werden konnten, wurde L. seit einigen Tagen der Gegenstand des Schreckens für ihre Mutter und ihre Nachbarn, die sie mit Beleidigungen und Drohungen überhäuft. Seit dem Ausbruch der Krankheit hatte sie mehrere Paroxysmen, in denen sie lärmt, wüthet, Alles in Stücke zerreisst und sich von Niemand anreden lässt. Ihr Blick, ihre Geberden, ihre Drohungen setzen in Schreck; sie wiederholt oft, dass ein Verbrechen begangen werden, dass sie ihre Mutter oder die sich ihr Nahenden tödten müsse, dass das menschliche Geschlecht sterben und die Erde von Blut überschwemmt werden müsse. Sie hat Hallucinationen des Gesichts und Gehörs. Sie sieht Blut fliessen, was sie aufregt, sie hört Stimmen, die ihrer Wuth Bei-

fall zollen und die sie zum Verbrechen anreizen. Ist L. ruhig und unterhält man sich mit ihr von ihrer schrecklichen Neigung, so ist sie weit entfernt, sie zu läugnen, sich darüber zu betrüben oder Vorwürfe zu machen, sondern sie antwortet in einem festen Tone, mit energisch ausgesprochenen Worten, indem sie die Hand vor die Stirn hält: «So wie dieser Kopf ist, gut oder schlecht, Sie werden ihn nicht ändern; dies ist meine Organisation; nie nie werden Sie mich anders oder vernünftiger machen, als ich bin. So gross Ihre Macht auch sei, alle Ihre Mittel werden meinen Willen nicht modificiren; übrigens bin ich mit meiner Art zu sein zufrieden.» L. ist physisch ganz gesund, leidet manchmal an Kopfschmerzen, Hitze im Kopfe, wird im Schlafe durch heftigen Schreck und das Bedürfniss herumzugehen geweckt. Die Menstruation fliesst regelmässig, aber zur Zeit derselben findet eine Exacerbation aller Symptome statt. Ich verordne beruhigende Getränke, Laxantien, warme Bäder, kaltes Wasser auf den Kopf und absolute Isolirung, die sie übrigens nicht beunruhigte, da sie nichts nach ihren Verwandten fragte.

P., ein 32jähriger Junggeselle, war von mittlerem Wuchse, hatte eine starke Constitution, sanguinisches Temperament, braune Haare, blaue Augen, einen starken Kopf, kurzen Hals und breite Schultern. Er war Pharmaceut, betrieb seine Studien sehr fleissig, zeichnete sich aber immer durch die Unstätigkeit seines Characters aus. Bald wollte er Soldat, bald Seminarist sein, bald wünschte er die ersten Stellen in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen. Er liebte das Lesen von philosophischen, besonders aber von theologischen Werken. Als er sein Studium vollendet hatte, kam er zu einem Apotheker, wo er sich gut betrug und fleissig arbeitete. Bald änderte sich ohne bekannte Ursache sein Character; er missbrauchte das ihm geschenkte Zutrauen, wurde seines Standes überdrüssig und wollte Geistlicher werden. Da ihm Alles gleichgültig, widrig war, so wurde er faul, verliess Paris, um seine Eltern zu besuchen, aber er lief, statt zu ihnen zu gehen, auf dem Felde umher, und war in einem so aufgeregten Zustande, dass er angehalten und nach Bicêtre geschickt wurde, von wo er später nach Charenton gebracht ward. Während des ersten Monats war er in diesem Hause ruhig, und kaum verrieth seine Unterhaltung die Störung in seinen Ideen. Nach dieser Zeit entstand eine Aufregung, und es zeigten sich einige stolze Ideen; er ist ein grosser Herr, Prinz u. s. w., rühmt seine guten Eigenschaften. Später leidet er an verschiedenen Hallucinationen, und während der Nacht erscheint ihm einmal ein grosser Adler, der Napoleon seine Krone abnimmt und sie ihm aufs Haupt setzt. Später steht er in einer innigen Verbindung mit dem Himmel, behauptet, ein neuer Christus zu sein, und will, um seine gött-

liche Macht zu beweisen, Wunder thun. Er ist Herr des Donners, macht gutes und böses Wetter; er hat keine physischen Bedürfnisse und kann ohne zu essen leben. Er sagt uns von Zeit zu Zeit, dass er gekreuzigt werde, dass er 40 Tage lang fasten wird, und in dieser Ueberzeugung weigerte er sich häufig, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, so dass man zur Oesophagussonde seine Zuflucht nehmen musste. Seit einigen Monaten hat der Kranke eine sehr grosse Neigung zum Morde und Selbstmorde, und verlangt in dieser doppelten Beziehung eine sehr grosse Wachsamkeit. Zwei Mal fand man ihn fast sterbend, da er mit Hülfe seiner Halsbinde Versuche sich zu erhängen gemacht hatte, und stets wird sein Trieb zum Morde heftiger. Die Aerzte des Hauses, besonders aber der Director des Hauses, sollen als seine Opfer fallen, und er hat sich schon vier Mal auf sie mit ungeheurem Ungestüm geworfen. Frage ich ihn um den Grund seiner Heftigkeit, so antwortet er mit ruhigem, sanftem Tone, dass man ihn hierzu reize, und dass ich ihn selbst schon seit zwei Jahren anrege, auf mich zu fallen und mich zu tödten. Manchmal fügt er hinzu, dass es nothwendig sei, dass man seiner los werde, und dass er deshalb Jemanden tödten wolle, um wiederum getödtet zu werden. Bis jetzt war sein Mordtrieb noch nicht gegen die übrigen Kranken und gegen die Wärter gerichtet, und er hat auch nicht immer diesen grausamen Trieb, sondern sein Gesicht ist zuweilen ruhig, und es zeigt sich auf demselben ein Lächeln. Er kündigt an, dass er zu einer bestimmten Zeit den Herrn Esquirol schlagen werde, und dass er ihm zuerst den Garaus machen wolle. Er schreibt viel, und seine Schriften bestehen in religiösen, philosophischen und politischen Sentenzen. Unter diesen finden sich häufig folgende Worte eingestreut: «Ich bin Gott, Mensch, Napoleon, Robespierre, Alles zusammen. Ich bin Robespierre, ein Ungeheuer; man muss mich tödten, und ich weiss nicht, warum Gott mich zwingt, alle Menschen ums Leben zu bringen.»

Mitten unter diesen schrecklichen Gedanken bewahrt P. manchmal einen Schimmer von Vernunft; dann spricht er folgerecht, liest, schreibt, aber sein Blick ist unsicher, seine Lippen zittern, sein Lächeln ist sardonisch, und er verlangt seine Freiheit mit einem Tone, der seine Absichten deutlich verräth. Uebrigens gehen die Functionen der Assimilation gut von statten. P. ist sehr stark, sein Schlaf ist gut, er isst mit Appetit, wenn nicht irgend eine Idee ihn zum Fasten bestimmt. Bäder, Douchen, Purganzen, Blutegel, methodisch und zu verschiedenen Zeiten angewandt, konnten in dieser Krankheit nichts ändern. Auch waren wir mit Sanftmuth, Wohlwollen und unserer ganzen Theilnahme nicht im Stande, die schrecklichen Neigungen dieses Kranken, der am 9ten Juni 1835 nach Charenton gekommen war, zu besiegen.

Die vorhergehenden Beobachtungen handelten von zwei Individuen verschiedenen Geschlechts, die von Jugend auf verkehrte Neigungen und einen bösen Character hatten. Diese Neigungen und dieser Character, die durch Erziehung nicht verbessert wurden, haben nach und nach die Intelligenz beherrscht, den Verstand verwirrt und zur Mordmonomanie geführt.

Ein kleines Mädchen wurde 13 Monate lang zu einer Amme 2 Meilen von Paris aufs Land gegeben; später wurde es bei seiner Grossmutter, einer alten, achtungswerthen und religiösen Frau erzogen. Als die Kleine 7½ Jahr alt war, wurde sie nach Paris zurückgebracht, wo sie seit einigen Monaten bei ihren Eltern lebt. Sie ist traurig, spielt nicht, lacht nicht und weint niemals; sie sitzt stets auf dem Stuhle mit gekreuzten Händen, und wenn ihre Mutter ihr den Rücken wendet, so legt sie ihre Hände auf dieselbe. Man unterrichtet sie im Nähen, Lesen, Stricken, aber sie schickt sich bei diesem Unterricht schlecht an. Sie ist 3 Fuss 5 Zoll gross, ihre Haare sind braun, ihre Augen schwarz und lebhaft, ihre Nase ist gekrümmt, ihr Mund klein, ihre Backen voll, geröthet, ihr Aussehen angenehm und geistreich.

Seit ihrem 4ten Jahre trieb sie mit Knaben von 10 — 12 Jahren Onanie, und sie ist wegen der Entfernung von diesen Knaben traurig. Bewacht man sie nicht stets, so überlässt sie sich allein demselben Laster, und weder die Sorgfalt ihrer Mutter, noch der religiöse Unterricht, noch die Rathschläge eines Arztes konnten sie davon abbringen. Ihre Mutter wird vor Kummer krank, und die unglückliche Kleine bedauert, dass die Mutter nicht gestorben, denn sie sagt, dass sie dann doch deren Kleider geerbt, sie nach ihrem Wuchse hätte einrichten lassen, und dann die Männer aufgesucht hätte; auch würde sie wohl die Mutter getödtet haben, als sie krank war, wenn diese nicht stets bewacht worden wäre. Aber, sagte die Mutter, wenn ich heute sterbe, dann würde ich morgen wiederkommen, denn unser Herr ist auch wieder auferstanden. — «Ich weiss wohl, erwiderte die Kleine, dass, wenn man einmal gestorben, man nicht wieder kommt. Unser Herr ist wiedergekommen, weil er der liebe Gott war. Meine kleine Schwester und mein kleiner Bruder sind auch nicht wiedergekommen.» — Aber wodurch willst Du mich tödten? sagte die Mutter. — «Wenn ich im Gehölz wäre, würde ich mich verbergen, würde Dich beim Kleide fassen, so dass Du hinfällst, und Dir den Dolch in die Brust stossen.» — Weisst Du denn, was ein Dolch ist? — «O ja; ein Herr hat ein Buch bei uns gelassen, in welchem steht, dass eine Frau einen Dolch in das Herz eines Mannes gesenkt.» (Dieses Buch fand sich wirklich im Hause vor.) — Aber, wie willst Du mich tödten, sagte die Mutter, ich gehöre ja Deinem Vater an. — «Ich weiss es

wohl, mein Vater würde mich ins Gefängniss bringen lassen, aber ich will auch ihn tödten.» Diese Kleine wiederholte während der Zeit oft, dass sie weder ihren Vater, noch ihre Mutter, noch ihre Grossmutter, die sie erzogen hatte, liebe. Einige Monate später sagte diese Kleine, dass, wenn sie ihre Mutter mit einem Messer tödte, sie Blut an ihren Kleidern haben würde, und dass man es so sehen könne; aber sie würde sich wohl umkleiden, um diese Handlung zu begehen. Acht Tage später sagte sie, dass sie, damit sie kein Blut an ihren Kleidern habe, dasselbe Gift anwenden würde, die Mutter zu tödten, das man immer auf dem Felde ausstreut. Eine Nachbarin wollte diese kleine Unglückliche auf die Probe stellen, that eine Art von Nudeln in den Wein, sagte, dass es Arsenik sei, und bot dem Kinde davon zu trinken an. Dieses rief: «ich will wohl davon der Mutter etwas geben, aber ich will nichts trinken.» Es drückte stark die Zähne und die Lippen zusammen, als man es zum Trinken bewegen wollte. Dies war der Zustand dieser Kleinen im 8ten Jahre, als sie vor den Polizeicommissair geführt und von diesem in Abwesenheit und in Gegenwart der Mutter befragt wurde. Einige Monate später wurde sie zum zweiten Male verhört.

Unser gelehrte und achtungswerthe Kollege, der Dr. Parent-du-Châtelet, der nur zu früh der Wissenschaft und seinen Freunden entrissen wurde, erzählt diese Beobachtung ganz vollständig*) mit folgender Bemerkung: Diese Kleine wurde auf den Antrag der Regierung in ein Kloster gebracht; einige Monate darauf, da sie an der Läusesucht litt, ihrer Mutter wiedergegeben, und als sie geheilt war, wieder hinein gebracht. Einige Monate später wurde sie wieder zu den Eltern geschickt, da man an ihr Symptome von Scorbut zu bemerken glaubte. Später kam sie wieder ins Kloster, und empfing dort eine Art von Erziehung, die in Handarbeiten bestand, wurde dort eingesegnet und kam nach einigen Jahren wieder heraus.

Heute, im Decbr. 1831, ist sie 14 Jahr alt und in der Lehre; sie ist in Handarbeiten geschickt, aber kann nur schlecht lesen und schreiben. Alle Sonntage kommt sie zur Mutter, bringt dort den Abend zu, ist sehr ehrerbietig und spricht nicht von ihrem früheren Leben. Sie ist stets traurig und schweigsam, spielt und amüsirt sich nie, klagt über die rauhe Art, über die Unfreundlichkeit, mit der sie im Kloster behandelt wurde, und ihre Mutter glaubt, dass sie sich ihr altes böses Laster nicht abgewöhnt habe.

Am 7ten Juni 1835 wurde ich bei einem kleinen 7½jährigen

*) *Annales d'Hygiène publique et de médecine légale. Paris* 1832. *Bd.* 7. *S.* 173.

Mädchen consultirt, das von gewöhnlichem Wuchse war, einen weissen Teint, viele blonde Haare, dunkelblaue Augen hatte. Die Intelligenz dieser Kleinen ist sehr entwickelt, und obgleich sie Tochter eines Handwerkers ist, so hat sie doch lesen und schreiben gelernt. Sie suchte den Titel eines Buches, das auf meinem Schreibtisch lag, zu lesen, während die Mutter, da mir die Kleine anfangs nicht antworten wollte, Folgendes erzählte, was sie ganz gleichgültig mit anhörte, als wenn von Jemand anders die Rede wäre:

«Mein Mann war Wittwer, als ich ihn heirathete und diese Kleine zwei Jahre alt. Wir schickten sie zu ihren Grosseltern, die mit dieser Heirath ihres Sohnes unzufrieden waren und häufig in Gegenwart des Kindes ihre Unzufriedenheit ausdrückten. Als die Kleine 5 Jahr alt war, reisten wir zum Besuche hin. Die Eltern meines Mannes empfingen mich gut, aber die Kleine, die eine grosse Freude hatte, ihren Vater zu sehen, wies meine Schmeicheleien beinahe zurück und wolte mich nicht küssen, nichts desto weniger kehrte sie mit uns nach Paris zurück. Allemal wenn sich die Gelegenheit fand, kratzte und schlug sie mich, indem sie sagte: Ich wollte, dass du stürbest. Alt sie $5\frac{1}{4}$ Jahr alt war, war ich schwanger; sie stiess mir mit dem Fuss gegen den Bauch, indem sie diesen Wunsch wiederholte. Wir schickten sie zu den Grosseltern zurück, wo sie noch zwei Jahre verblieb. Als sie 7 Jahr und 4 Monat alt und wieder zu uns gebracht worden war, fing sie von Neuem an, mich zu misshandeln, und sie sagt unaufhörlich, dass sie es sehr gern sehen würde, wenn ich und ihr kleiner Bruder, der bei einer Amme ist und den sie noch nie gesehen hat, stürben. Es vergeht nicht ein Tag, wo sie mich nicht schlägt. Bücke ich mich vor dem Kamine, so stösst sie mich in den Rücken, damit ich ins Feuer fallen solle. Sie giebt mir manchmal Faustștösse, ergreift zuweilen Scheeren, Messer oder andere Dinge, die ihr in die Hände fallen, und begleitet ihre schlechte Behandlung immer mit den Worten: Ich möchte dich tödten. Der Vater hat sie oft bestraft, und obgleich ich mich diesen Strafen widersetzte, so hatte dennoch diese Kleine nie versprechen wollen, ihre Absichten aufzugeben. Der Vater drohte ihr einmal, sie ins Gefängniss setzen zu lassen. «Dies wird nicht verhindern, antwortete sie, dass meine Mutter und mein kleiner Bruder sterben und dass ich sie tödte.»

Nach dieser Erzählung, die die Kleine kaltblütig anhörte, richtete ich folgende Fragen an sie, auf die sie mir ohne Erbitterung, ohne Zorn, ruhig und gleichgültig antwortete.

Fr. Warum willst Du Deine Mutter tödten? — A. Weil ich sie nicht liebe.

Fr. Warum liebst Du sie nicht? — A. Ich weiss es nicht.

Fr. Hat sie Dich schlecht behandelt? — A. Nein.
Fr. Ist sie gut gegen Dich, sorgt sie für Dich? — A. Ja.
Fr. Warum schlägst Du sie? — A. Weil sie sterben soll.
Fr. Wie! weil sie sterben soll? — A. Ja, ich will, dass sie sterbe.

Fr. Aber Deine Schläge werden sie nicht tödten, Du bist zu klein dazu. — A. Ich weiss es wohl: man muss leiden, um zu sterben. Ich will sie krank werden lassen, damit sie leide und sterbe, da ich zu klein bin, um sie mit einem Schlage zu tödten.

Fr. Wenn sie aber todt ist, wer wird dann für Dich sorgen? — A. Ich weiss es nicht.

Fr. Es wird schlecht für Dich gesorgt werden, Du wirst schlecht gekleidet und unglücklich sein! — A. Gleichviel, ich werde sie tödten, denn ich will, dass sie sterbe.

Fr. Wenn Du gross genug wärest, würdest Du dann Deine Mutter tödten? — A. Ja.

Fr. Würdest Du auch Deine Grossmutter tödten (Diese ist die Mutter der jungen Frau und bei der Consultation gegenwärtig)? — A. Nein.

Fr. Und warum würdest Du sie nicht tödten? — A. Ich weiss es nicht.

Fr. Liebst Du Deinen Vater? — A. Ja.
Fr. Willst Du ihn tödten? — A. Nein.
Fr. Er bestraft Dich aber doch? — A. Gleichviel, ich will ihn nicht tödten.

Fr. Obgleich Dein Vater mit Dir zürnt und Dich schlägt, so liebst Du ihn doch? — A. Ja.

Fr. Du hast einen kleinen Bruder? — A. Ja.
Fr. Er ist bei einer Amme und Du hast ihn nie gesehen? — A. Ja.

Fr. Liebst Du ihn? — A. Nein.
Fr. Möchtest Du, dass er sterbe? — A. Ja.
Fr. Willst Du ihn tödten? — A. Ja, ich habe den Vater gebeten, dass er ihn von der Amme kommen lasse, damit ich ihn tödte.

Fr. Warum liebst Du Deine Mutter nicht? — A. Ich weiss es nicht; ich will, dass sie sterbe.

Fr. Wie kommen Dir so schreckliche Ideen in den Sinn? — A. Mein Grossvater und meine Grossmutter sagten oft, m e i n e M u t t e r u n d m e i n k l e i n e r B r u d e r m ü s s t e n s t e r b e n.

Fr. Aber das ist doch nicht möglich? — A. Ja, ja. Ich will nicht mehr von meinem Vorhaben sprechen, sondern es so lange aufschieben, bis ich gross bin.»

Die Unterhaltung dauerte anderthalb Stunden. Die Kaltblü-

tigkeit, die Ruhe, der Gleichmuth des Kindes erregten in mir ein sehr drückendes Gefühl.

Die Stiefmutter dieser Kleinen ist jung, ihre Physiognomie sanft, ihr Betragen angenehm; sie wohnt am Jardin-des-Plantes und steht eben so wie ihr Mann in einem guten Rufe. Auf meinen Rath ward das Kind in ein Kloster aufs Land geschickt, wo es drei Monate lang blieb; alsdann nahmen es die Grosseltern wieder zu sich.

Diese Beobachtung ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig: 1) durch den Wunsch, die Mutter zu tödten, der bei einem 8jährigen Mädchen, das sich seiner eignen Aussage nach über nichts zu beklagen hatte, festwurzelt; 2) durch das Alter, in welchem sich diese unglückliche Neigung entwickelte. Die Grosseltern dieser Kleinen, die mit der Heirath ihres Sohnes unzufrieden waren, drücken ihre Missbilligung in heftigen Worten aus, ohne die Wirkung, die diese Ausdrücke auf ein Kind von 2—5 Jahren hervorbringen können, zu berechnen. Welche Lehre für Eltern, die in Gegenwart ihrer Kinder weder in Worten noch in Handlungen sich beherrschen können, und hierdurch deren Geist und Herz von der zartesten Jugend an verderben.

Am 15ten Juni 1834 zog man in der kleinen Stadt Bellesme den Leichnam eines zweijährigen Mädchens aus einem Brunnen. Zwei Tage darauf zog man aus demselben Brunnen abermals ein dritthalbjähriges Kind. Ein Mädchen von 11 Jahren, dass seiner Bösartigkeit wegen bekannt war, begegnete nie kleinern Kindern, ohne sie zu schlagen, oder sie auf tausendfache Weise grausam zu quälen. Dieses Mädchen hatte die beiden Kinder nach und nach an den Brunnen gelockt und sie dann hineingestossen.

Diese drei Beobachtungen umfassen wichtige Lehren. Haben nicht der Mangel an intellectueller und moralischer Entwickelung, eine fehlerhafte Erziehung diese drei kleinen Mädchen der nöthigen Unterscheidungskraft beraubt, um das Schreckliche der Handlung, die sie begingen, abzuschätzen? Hat die seit dem 4ten Jahre angenommene Gewohnheit der Onanie nicht die Entwickelung bei dem ersten kleinen Mädchen gehemmt? Haben die unüberlegten Reden der Grosseltern nicht einen tiefen und betrübenden Eindruck auf den Geist und das Herz des Kindes in der zweiten Beobachtung gemacht? Was dies dritte Kind anbetrifft, so hat nichts seine von Kindheit an gewohnte Bösartigkeit bessern können.

Ein 35jähriger Winzer, der früher Kanonier gewesen, von sehr hohem Wuchse, hagerer Figur war, ein cholerisches Temperament und einen melancholischen Character hatte, ist häufigem und starkem Nasenbluten unterworfen. Er setzt sich der brennenden Sonnenhitze aus, und das Nasenbluten wird unterbrochen. Dies geschah ohngefähr vor einem Monate, seitdem leidet er an

Kopfschmerz, ist traurig und arbeitet viel; später glaubt der Kranke sich angeklagt, Verbrechen begangen zu haben; er ist darüber in Verzweiflung, und versucht, sich zu hängen. Man lässt ihm am Arm und am Fuss zur Ader; er wird wüthend und während des Deliriums so aufgebracht, dass er mehreren seiner Familienglieder nach dem Leben trachtet; er macht mehrere neue Versuche zum Selbstmord, und wird am 7. Juni 1837 nach Charenton gebracht.

Der Kranke ist bei seinem Eintritt in einem allgemeinen Delirium; seine Physiognomie drückt Schrecken aus, die Aufregung ist anhaltend, in den ruhigen Zwischenräumen ist er traurig, finster, schweigsam. Plötzlich glaubt er in den ihn umgebenden Personen Feinde zu sehen und eine Stimme zu hören, die ihm zuruft: «Entledige dich deiner Feinde.» Sein Gesicht wird sehr roth, die Augen sehr injicirt, und plötzlich schlägt er ohne irgend eine Veranlassung mit dem Nachtgefäss seinen Nachbar, wirft sich auf ihn und hätte ihn getödtet, wenn die Wärter nicht herbeigelaufen wären. Sogleich ist der Kranke ruhig, und erwidert auf die ihm gemachten Vorwürfe, dass seine beiden Brüder ihm erschienen wären und ihm gesagt hätten, er solle sich seines Nachbars entledigen, weil dieser Böses gegen ihn beabsichtige. Den Tag nach diesem Anfalle erinnerte er sich an nichts, was Tags zuvor geschehen war. Dieser Kranke machte während seines Aufenthalts in dieser Anstalt verschiedene Mordversuche auf die Wärter. In den Zwischenräumen der Paroxysmen von Panophobie und Wuth ist er friedfertig und giebt von seinem Zustande und den Beweggründen zu einem so schrecklichen Triebe Rechenschaft. Zuweilen bittet er, man solle ihm die Zwansjacke anlegen, um Unglück zu verhüten, das er verursachen könnte, obgleich er aufgebracht war, so im Zaume gehalten zu werden.

Ich erfuhr von dem Kranken, dass er vor seiner Krankheit häufig Nasenbluten hatte, und dass dieses unterdrückt worden sei. Ich verordnete ihm die Application eines Blutegels an den Eingang jedes Nasenloches und den fortgesetzten Gebrauch von Bädern, kalten Waschungen auf den Kopf und abführende Mixturen. Nachdem ich zwölf Tage hindurch die Application der Blutegel wiederholt hatte, entstand am 13ten Tage Nasenbluten. Den 14ten Tag war dieses sehr reichlich und erneuerte sich noch an demselben und an den folgenden Tagen. Der Kranke, der von diesem Nasenbluten Schmerz an der Nasenwurzel empfand, fühlte sich von diesem Symptom, so wie vom Kopfschmerz befreit, und wurde so fast plötzlich ganz verständig.

v. L., Infanteriekapitain, war 34 Jahr alt, hatte schwarze Haare und Augen und gelben Teint. Sein Character ist ausgezeichnet gut, sein Benehmen angenehm, seine Aufführung regelmässig. In Folge einer unglücklichen Neigung wird er traurig,

liebt die Einsamkeit, fängt nach einigen Wochen zu deliriren an, wird wüthend, und glaubt vom Himmel die Mission erhalten zu haben, die Menschen zu bekehren. In einem Wuthanfalle, der plötzlich ausbrach, schlug er den Arzt des Militairhospitals, wo er früher behandelt wurde, an den Kopf. Nachdem seine Krankheit sechs Monate gedauert, wurde er nach Charenton geschickt. Bei seiner Aufnahme scheint er wenig aufgeregt; sein Gesicht ist sehr roth, seine Augen sehr injicirt, und nach einigen Tagen wird der Kranke sehr aufgeregt, sagt, dass er Achilles sei und dass er Kraft und Muth aushauche. Einige Tage später verlässt er des Nachts sein Bett und ruft mit lauter Stimme: «Heut ist der Tag der Rache!» Er bewaffnet sich mit einem zinnernen Nachttopf und versetzt damit dem Wärter drei heftige Schläge auf den Kopf, in deren Folge dieser nach einigen Tagen starb. v. L. glaubt sich dazu berufen, das menschliche Geschlecht durch die Bluttaufe zu bekehren, und schon hat er 20 Millionen Menschen getödtet. Bei jedem Besuche weist er die Fragen in Beziehung auf seine Gesundheit zurück, und versichert, dass er sich nie besser befunden, als gerade jetzt, und dass er weder eines Arztes, noch der Arzneimittel bedürfe. Oft bittet er mich mit Ruhe und in einem liebevollen Tone, mich ihm zu nähern. «Nähern Sie sich, damit ich Ihnen den Kopf abschneiden kann, denn dies ist das Mittel, um ihr zukünftiges Glück zu sichern.» Dieser Unglückliche empfand manchmal seinen Zustand und beklagte seine traurige Neigung, und obgleich er mit grosser Ungeduld die Zwangsjacke, die so nöthig geworden war, ertrug, obgleich er häufig heftige Anstrengungen machte, um ihrer los zu werden, so empfand er doch die Nothwendigkeit der Anwendung derselben, und gab manchmal selbst seine Zustimmung dazu.

Abführungen mit Bädern und Blutentleerungen machten die Grundlage der Behandlung aus; mehrere Male musste wegen des Durchfalls die Anwendung der Purganzen unterbrochen werden.

Ungeachtet der angestrengtesten Pflege und grössten Sorgfalt in der Behandlung magerte v. L. äusserst schnell ab, und verfiel in Schwäche, die wir uns nicht erklären konnten. In seinen letzten Lebenstagen hatte er reichliche schleimige Stühle, die durch nichts gehindert werden konnten; nichts desto weniger änderte aber das Delirium seinen Character nicht. Der ganze Körper nahm plötzlich eine gelbe Farbe an, und zwei Tage hinter einander hatte er des Morgens ein allgemeines Frösteln und darauf reichlichen Schweiss. Die Zunge und die Zähne bedeckten sich mit schmutzigem Schleim, das Athmen wurde beschwerlich und der Kranke starb am 26sten Novbr. 1827, ungefähr ein Jahr nach dem Ausbruch der Krankheit.

Section. Das, was in der Arachnoidea und in den Seiten

ventrikeln enthalten war, so wie auch die Substanz des Gehirns selbst, war gelb gefärbt, die graue Substanz leicht injicirt; die rechte Lunge war grösstentheils hepatisirt und die linke vollkommen gesund. Die Leber war gross und gelb, die Gallenblase enthielt eine schwarze dicke Flüssigkeit und mehrere grosse und kleine Steine. Die Eingeweide waren gesund.

D., 30 Jahr alt, von kleinem Wuchse, hatte blonde Haare, blaue Augen und war mittelmässig stark. Im 16ten Jahre wurde er plötzlich von religiöser Melancholie befallen, und beinahe unmittelbar darauf nach dem Senegal geschickt, wo er nach sechs Monaten genas. Im 19ten Jahre hatte er einen zweiten Anfall, der ein Jahr dauerte; er kehrte nach Frankreich zurück. Im 22sten Jahre verheirathele er sich, ist ausserordentlich eifersüchtig, selbst gegen seinen Schwiegervater, und macht seiner Frau Vorwürfe, dass sie ihren Vater ihm vorziehe. Nichts desto weniger betreibt er sein Sattlerhandwerk, und ist bis zum 30sten Jahre gesund. Um diese Zeit bekommt er einen dritten Anfall, der sich durch die Furcht verdammt zu sein, durch heftige Eifersucht und mehrere Versuche zum Selbstmorde characterisirt. Der Kranke wird nach Charenton geschickt, er will nicht sprechen, sich nicht bewegen und stösst alle Nahrungsmittel zurück. Ich verordne eine Blutentziehung und Sinapismen an den Beinen; der Kranke zeigt keinen Schmerz, obgleich bei Abnahme der Pflaster die Epidermis der obern Seite an beiden Beinen gelöst war. Das Delirium hört beinahe augenblicklich auf. Der Kranke spricht gern, und unterwirft sich dem angeordneten Regimen und den übrigen Vorschriften. In 30 Tagen ist er im Stande, in seine Wirthschaft zurückzukehren und seine gewohnte Arbeit wieder anzufangen. Einige Wochen darauf wird er melancholisch und hält sich für verdammt, arbeitet aber dennoch mit Eifer; oft unterbricht er die Arbeit, wirft sich auf die Knie, sagt einige Gebete her, beruhigt sich, und geht wieder an seine Arbeit. Zuweilen läuft er, von Unruhe gequält, in die nahe Kirche, beichtet und kommt vollkommen beruhigt nach Hause. Ein ander Mal ist er überzeugt, dass er seinem Schicksale, welches ihm nächstens bevorsteht, nicht entgehen könne, und ruft seiner Frau zu, sie solle sich retten, weil er den Antrieb fühle, sie zu tödten. Nach diesem Zuruf kauert er sich auf seinem Sitz oder in seinem Bette wie ein in Schrecken gesetzter Mensch zusammen, und seine Frau darf sich ihm nicht nähern, so schreit er ihr zu, sie solle sich entfernen. Er bittet, dass man ihn binde, dass man die Wache hole, um einem grossen Verbrechen vorzubeugen. Ist der Anfall vorüber, so bittet er seine Frau um Verzeihung, und sagt, Gott habe ihn wegen des Kummers, den er ihr verursacht, verdammt. Er unterwirft sich dann auch der Behandlung, die man ihm vor-

schreibt, obgleich Gott allein ihn von der Verdammung befreien kann. Wenn er seine Frau tödten will, so geschieht dies, weil er seinen Tod vor Augen sieht, und nicht will, dass sie ihn überlebe, damit sie keinem andern, als ihm angehöre. Ein Cauterium im Nacken, warme Bäder und leichte Purganzen besserten den Zustand des Kranken, dessen Paroxysmen jetzt minder stark und seltener sind.

Mad. T., 40 Jahr alt, eine Gärtnerfrau, hat einen Bruder, der geisteskrank war; die Frau ist von hohem Wuchse, korpulent, und hat einen gelben Teint. Im 16ten Jahre hatte sie einen leichten Anfall von Melancholie, im 17ten wurde sie menstruirt, ein halbes Jahr darauf verheirathete sie sich und hat fünf Kinder. Im 20sten Jahre hatte sie ihre erste Niederkunft, und im 22sten ihre zweite. Sie nimmt einen Säugling zu sich in der Hoffnung, hierdurch ihre Familie durch Geld zu unterstützen. Während des Nährens hat sie traurige Ideen, die sie dazu treiben, den Säugling zu ermorden; indess fährt sie doch mit dem Nähren zwei Jahre lang fort, obgleich sie grosse Furcht und Schreck hat, ihren traurigen Gedanken zu unterliegen. Seit dieser Zeit fühlt sie oft ein heftiges Klopfen im Kopfe, und ist sehr häufig melancholisch. Sie ist träumerisch, unruhig, ehrgeizig und geizig, beschäftigt sich viel in ihrem Hause, geht selten aus, und ist sie einmal gezwungen, Besuche zu machen, so kann sie ihre Langeweile nicht verbergen, wodurch sie sich oft mit ihren Bekannten erzürnt. Unterhält sie sich mit ihrem Manne, so spricht sie nur von Rechnungen und glücklichen Projecten. Im 29sten Jahre empfindet sie einen grossen Wunsch und einen heftigen Antrieb, eine ihrer Töchter, die sie schlafend fand, zu tödten.

Der Uebergang der Gesundheit zur Krankheit hat sich ganz unmerklich gemacht, und es scheint, dass letztere durch psychische Ursachen hervorgerufen wurde, namentlich durch einen Widerspruch von Seiten ihres ältesten Sohnes, der gegen den Willen der Mutter Schlächter werden wollte, und auf seinen Entschluss beharrte, worauf Frau T. zu einer Wahrsagerin ging, um das Schicksal des Kindes zu erfahren. Voraussagungen von Unglück machten diese Frau noch melancholischer, düsterer, reizbarer, jedoch sprach sie nicht irre. Vor 15 Monaten wurde sie schwanger, und erfuhr, dass man sich darüber lustig machte, weil sie schon so alt war und seit 11 Jahren kein Kind gehabt hatte. Sie fängt an zu fürchten, dass sie ihr Kind nicht mehr zu erziehen verstehen werde. Unmittelbar nach der Entbindung kam ihr die Idee ein, ihr Kind zu morden, und sie will sich, um einem solchen Verbrechen vorzubeugen, selbst das Leben nehmen. Als das Kind 2 Monate alt war, gab sie es zu einer Amme, hatte aber solche Sehnsucht nach demselben, dass sie es nach einem Monate wieder

zu sich nahm. Kaum waren 4 Wochen verflossen, so musste sie das Kind wieder zur Amme geben, worauf die Kranke sich Vorwürfe machte, dass sie es nicht bei sich hat, und es nicht selbst besorgt. Sie sagte, da sie noch fürchtete, den Mord zu begehen: «Es ist besser, dass ich sterbe!» Ihre Unruhe war so gross, dass sie mehrmals das Haus verliess, um sich zu tödten. Sie sagt, dass sie ihr Kind liebe, es anbete, dass sie einen ausgezeichneten Mann habe, und dass sie eigentlich glücklich sein müsste. So oft ich mit der Kranken rede, und ihr die Versicherung gebe, dass die Furcht, ihr Kind zu tödten, durch Krankheit entstehe, wird sie ruhiger, und giebt vollkommen Rechenschaft über ihre Empfindungen und Qualen. Sie leidet an Schmerzen im Epigastrium, Krämpfen in der Kehle, schläft wenig und hat sehr starke Kolikschmerzen, wenn Furcht und Verzweiflung zunehmen.

Ich verordnete Molken, warme Bäder, wodurch reichliche Stuhlausleerungen erfolgten. Da sich Mad. T. wohler fühlte, so kehrte sie ungeachtet meiner Rathschläge zu ihrer Familie zurück; aber bald erwachten auch dieselben Ideen wieder, worauf sie nochmals in die Anstalt kam, und nach 2 Monaten geheilt entlassen wurde.

Zu derselben Zeit, im Sommer 1836, hatten wir zu Charenton eine Frau vom Lande, die eine sehr gute Familienmutter war und einige Zeit lang von der Idee, ihr Kind zu tödten, gequält wurde. Uebrigens sprach diese Kranke, so wie die vorige, ganz vernünftig.

XII.

Von der Manie.

Welche Veränderung ist in diesem Menschen vorgegangen, der plötzlich Alles, was ihn umgiebt, sogar sich selbst verkennt, durch seine ungeregelten und drohenden Vorschläge die Störung seiner Vernunft verräth, im Kampfe mit der ganzen Welt ist, und Alles hasst, was er früher liebte. Diese Frau, die ein Muster von Sanftmuth und Tugend war, deren Mund sich nur öffnete, um Sanftes und Edelmüthiges auszusprechen, die gute Tochter, gute Ehefrau, gute Mutter war, hat plötzlich ihren Verstand verloren. Ihre Schüchternheit hat sich in Kühnheit, ihre Sanftmuth in Wildheit verwandelt. Sie stösst nur Beleidigungen aus, achtet weder die Gesetze der Schicklichkeit noch die der Menschlichkeit und droht während ihres Deliriums ihrem Vater, schlägt ihren Gatten, erwürgt ihre Kinder. Erfolgt auf einen so traurigen Zustand nicht die Heilung, so tritt eine noch tausendmal grässlichere Ruhe ein, wobei der Kranke in eine Apathie verfällt, seine Rückerinnerung verliert, mit einem Worte, in Verwirrtheit, das wahre Grab der menschlichen Vernunft, versinkt, und so gedankenlos ohne Wunsch sein materielles Leben bis zum Tode hinschleppt.

Die Manie ist eine chronische Gehirnaffection, gewöhnlich ohne Fieber, die sich durch eine Störung und Exaltation der Sensibilität, der Intelligenz und des Willens characterisirt. Ich sage, gewöhnlich ohne Fieber, weil man im Anfange, und manchmal auch im Verlauf der Manie fieberhafte Symptome beobachtet, die die Diagnose erschweren.

Das Gesicht der Maniaci ist gefärbt, aufgeregt, oder bleich, die Haare sträuben sich, die Augen sind injicirt, glänzend und

wild; die Kranken fliehen das Licht und erschrecken vor gewissen Farben; sie haben Sausen vor den oft sehr gerötheten Ohren und werden durch das leichteste Geräusch aufgeregt.

Die Maniaci sind wegen ihrer falschen Empfindungen, wegen ihrer Illusionen und Hallucinationen, wegen der fehlerhaften Verbindung ihrer Ideen, die sie mit grosser Schnelligkeit reproduciren, wegen der Irrthümer in ihrem Urtheil, wegen der Störung ihrer Neigungen merkwürdig. Die Kranken sind sehr aufgeregt, ihr Delirium ist allgemein, und Alles, was auf sie einen physischen oder psychischen Eindruck macht, ja selbst die eiteln Producte ihrer Einbildungskraft, regen sie auf und werden ein Gegenstand des Deliriums.

Die Manie kann weder mit der Monomanie, noch mit der Melancholie verwechselt werden. Bei letzterer ist das traurige oder heitere Delirium auf eine geringe Anzahl von Ideen beschränkt; bei der Melancholie und Monomanie sind die Symptome der Ausdruck der Störung der Neigungen, während in der Manie die Erscheinungen das Resultat der Störungen der Intelligenz sind. In der Manie verwirren die Vielfältigkeit, die Schnelligkeit, das Unzusammenhängende, die Leidenschaften des Kranken das Urtheil, und bestimmen ihn zu Handlungen. Die Störung der Intelligenz ruft die Excesse des Maniacus hervor. In der Melancholie im Gegentheil ist die Quelle des Uebels in den Leidenschaften. Die Ideen, die Empfindungen, die Wünsche, die Bestimmungen stehen unter dem Einfluss einer herrschenden Leidenschaft, die das ganze Denkvermögen absorbirt.

Alle Schriftsteller, und besonders die ältern, geben den Namen Maniacus allen Geisteskranken, die durch ihr Delirium zu einer heftigen oder wüthenden Handlung hingezogen werden, und hierdurch verwechselte man die Manie mit der Melancholie. Aber die Wuth ist der Zorn des delirirenden Menschen, und bricht bei allen Formen der Geisteskrankheiten, selbst auch beim Idioten aus. (Siehe Bd. I. S. 133. ff.).

Meine hauptsächlichsten Abhandlungen über die Geisteskrankheiten wurden durch Dr. Hille, *) mit Anmerkungen von Heinroth, ins Deutsche übersetzt. Lstzterer tadelt mich, dass ich die Wuth nur als ein Symptom ansehe. Er will, dass die Wuth ein pathognomisches Zeichen der Manie sein soll, weil, wie dieser Schriftsteller sagt, die Wuth bei der Manie constant und ausdauernd und Manie ohne Wuth ein Widerspruch ist. Prichard **)

*) **Pathologie und Therapie der Seelenstörungen. Leipzig 1827.**

) *Treatise on insanity and other disorders affecting the mind. London*** **1835.**

ist derselben Meinung. Ohne Zweifel sind die Maniaci wegen ihrer ausserordentlichen Empfindlichkeit sehr reizbar im bevorstehenden Zustande der Wuth, aber sie sind nicht immer wüthend.

In der Verwirrtheit findet eine Schwächung aller Fähigkeiten statt, das Delirium, die Neigungen, die Handlungen verrathen die Schwäche der Organe. Dies ist der Unterschied zwischen der Manie und der Verwirrtheit. Nie hat man einen Idioten für einen Maniacus angesehen, denn der Idiot hat nie Fähigkeiten gehabt, oder sie sind nie genug entwickelt gewesen.

Die Einzelheiten, in die wir bei der Einleitung eingegangen sind, gestatten es, dass wir hier das, was wir über die Ursachen, die Symptome, den Gang, den Ausgang und die Behandlung zu sagen haben, abkürzen.

Welches sind die hauptsächlichsten Ursachen der Manie? In Bezug auf die Jahreszeiten ist es augenscheinlich, dass die Manie im Frühjahr und während der Sommerhitze am häufigsten ausbrechen muss. Auch finde ich bei der Zählung der Maniaci, welche während vier Jahren in die Salpetrière aufgenommen worden sind, dass die Aufnahme vom Monat März bis Ende August nicht nur häufiger als sonst, sondern auch, dass die Aufnahme der Maniaci verhältnissmässig zu der der übrigen Formen der Geisteskrankheiten während dieser Zeit weit grösser ist. Die Aufnahmen der Maniaci in meine Anstalt verdoppeln sich in diesen sechs Monaten im Vergleich zu den Aufnahmen in den andern sechs Monaten des Jahres; und am häufigsten bricht die Manie in den Monaten Juni, Juli und August aus. Dieser Einfluss der erhöhten Temperatur der Atmosphäre auf das Entstehen der Manie ist in den heissen Ländern eben so fühlbar, wo die Manie häufiger, als in den gemässigten und kalten ist. Dieser Einfluss der Hitze modificirt den Gang der Krankheit; die Sommerhitze bewirkt gewöhnlich Verschlimmerung; die Maniaci sind mehr bewegt, mehr reizbar, mehr zur Wuth geneigt, und dieser Zustand verlängert sich sehr, während grosse und trockne Kälte sie anfangs aufregt, aber bald beruhigt.

Das Lebensalter, wo die Kräfte die grösste Energie haben, wo die Leidenschaften den Menschen am meisten beherrschen, wo die intellectuellen Kräfte in der grössten Thätigkeit sind, dieses Alter, sage ich, ist für die Manie am günstigsten; die Gaukeleien der Einbildungskraft und die Verführungen der Liebe vereinigen sich, die Manie häufiger in der Jugend zu machen. Die Tabelle des Alters zeigt uns, dass die Anzahl der Maniaci vom 20—25sten, besonders aber vom 25—30sten Jahre weit beträchtlicher ist. Das Verhältniss steigt vom 15ten bis zum 30sten Jahre, während es sich vom 30sten bis zum 60sten und darüber hinaus vermindert. Die absolute Zahl der Geisteskranken nimmt vom 15ten—30sten

Jahre zu, und vom 30sten Jahre bis zu Ende des Lebens ab, jedoch bemerkt man hier noch eine geringe Zunahme gegen das 50ste Jahr. Vergleicht man hiermit die Tabelle des Alters bei der Verwirrtheit, so ist der Unterschied noch weit beträchtlicher, denn vom 15—40sten Jahre beträgt die Anzahl derartiger Kranken nur die Hälfte gegen das Alter von 40—80 Jahren. Man findet viele Verwirrte, die das Alter von 50—60 Jahren überschritten haben, während man sehr selten in diesem Alter Manie findet. Bricht sie jedoch nach dem 60sten Jahre aus, so findet dieses nur bei starken, robusten und gut erhaltenen Individuen statt, und wenn sie dann nicht einen sehr acuten Verlauf hat und schnell endet, so artet sie in Verwirrtheit aus, oder es tritt Paralyse hinzu.

Tabelle des Alters.

Alter	Auszug aus der Salpetrière während vier Jahre	Auszug aus meiner Anstalt während mehrerer Jahre	
		Männer	Frauen
15	— 17 —	10 —	7
20	— 56 —	14 —	10
25	— 51 —	15 —	21
30	— 55 —	7 —	6
35	— 56 —	9 —	3
40	— 31 —	7 —	1
45	— 27 —	6 —	2
50	— 16 —	3 —	3
55	— 13 —	3 —	—
60	— 5 —	— —	2
65	— — —	10 —	—
	327	84	55

Vergleicht man die Maniaci nach den verschiedenen Geschlechtern, so überzeugt man sich leicht, dass die Manie häufiger bei den Männern als bei den Frauen ist. Bei den Männern hat die Manie einen heftigeren ungestümeren Character; das Gefühl einer übernatürlichen Kraft, das sich einiger Maniaci bemächtigt, verbunden mit der Gewohnheit zu befehlen, macht die Männer heftiger, kühner, aufgebrachter, wüthender; sie sind gefährlicher, schwerer zu leiten und zu zügeln. Die Frauen, die in Manie verfallen, sind lärmender, sie sprechen und schreien mehr, verstellen sich mehr, und fassen nur schwer Zutrauen.

Das sanguinische Temperament, das cholerische Temperament, eine plethorische, starke und kräftige Constitution praedisponiren häufiger zur Manie. Mehrere Individuen, die ich in diese Krankheit verfallen sah, waren sehr empfindlich, hatten einen lebhaften Character, waren reizbar und zornig, mit einer glühenden und

wilden Einbildungskraft begabt; sie erfassten mit Enthusiasmus die überspanntesten Projecte, und machten die gewagtesten Speculationen. Einige von ihnen litten an Blutflüssen, Kopfschmerz, an Träumen während des Schlafs, Somnambulismus. Einige hatten Nervenkrankheiten, hysterische Symptome, Convulsionen, Anfälle von Epilepsie, Hautkrankheiten gehabt.

Die Gewerbe, als praedisponirende Ursache betrachtet, bieten nichts Besonderes dar, wenn man sie mit den Gewerben, als Ursachen der Geisteskrankheiten im Allgemeinen betrachtet, vergleicht; dennoch aber glaube ich hier mittheilen zu müssen, wie ich dies Verhältniss während vier Jahre in der Salpetrière und mehrere Jahre hindurch in meiner Anstalt gefunden habe.

Tabelle der Gewerbe.

Auszug aus der Salpetrière.		Auszug aus meiner Anstalt.	
Feldarbeiterinnnen	30	Landbebauer	2
Dienstleute	26	Kaufleute	14
Zeugarbeiterinnen	83	Militairpersonen	16
Köchinnen	9	Studenten	15
Wäscherinnen	11	Administratoren u. Beamte	7
Heimische Händlerinnen	15	Chemiker, Glasmacher . .	3
Fremde do.	7	Aerzte	1
Anstreicherinnen	5	Künstler, Gelehrte, Diplomaten u. s. w.	5
Freudenmädchen	44	Schlecht Erzogene	10
In ihrer Haushaltung lebende	45	Lüderliche	3
		In ihrem Haushalt Lebende	63
Summa	275	Summa	139

Die Ursachen der Manie, die man in manchen Fällen mit dem Namen «specifische Ursachen» bezeichnen kann, sind physisch oder psychisch. Die Tabelle der Ursachen, die ich geben werde, zeigt uns die Erblichkeit, wenn auch nur als entfernte, aber ohne Zweifel als die häufigste Ursache. Bei den Frauen aller Klassen sind die Störungen in der Menstruation die gewöhnlichste Ursache zur Hervorbringung der Manie, und diese erstreckt ihren Einfluss über die ganze Lebensperiode.

Die ausser der Menstruation am meisten zu fürchtende Ursache ist die Entbindung, die Milchabsonderung, wenn sie nach der Entbindung nicht in die Brüste steigt, oder im Laufe des Säugens unterdrückt wird.

Der Sonnenstich oder das den Wirkungen des Feuers sich Aussetzen erregt oft die Manie, und dies steht im merkwürdigen Verhältniss mit dem Einfluss der warmen Jahreszeit, die, wie wir früher gesagt, zur Entwickelung dieser Krankheit sehr günstig ist.

Zurückgetretene oder lange anhaltende Flechten führen bisweilen zu Manie; doch wirkt diese Ursache gewöhnlich erst gegen das 35—45ste Jahr, und bei Frauen während der Unregelmässigkeiten, die mit dem Nachlass der Menstruation oder einige Zeit nach dem Aufhören derselben oft verbunden sind. Nicht selten erlangt man hier durch künstliche Hautreize sehr gute Wirkungen. Ich sah mehrere Male durch die Anwendung eines blossen Blasenpflasters auf den Arm eine flechtenartige, erysipelatöse Entzündung entstehen, wodurch inveterirte Manie beseitigt wurde.

Die Epilepsie, die eine so häufige Ursache des Idiotismus und der Verwirrtheit ist, bringt auch die Manie hervor, d. h. die Epileptischen bleiben nach dem Anfalle in einem Zustande von Manie, oft sogar mit Wuth. Von 400 Epileptischen, die wir in der Salpetrière haben, sind wenigstens 50 nach dem Anfalle Maniaci. Die Wuth bei den Epileptischen ist blinder, schrecklicher, gefährlicher, und in den Irrenanstalten am meisten zu fürchten. Die Manie bei den Epileptischen ist nicht von langer Dauer; sie endigt sich bald nach einigen Stunden, bald nach drei, vier und acht Tagen. Selten bricht die Manie vor dem epileptischen Anfalle aus.

Die Melancholie und Hypochondrie wurden zu allen Zeiten als praedisponirende Ursachen zur Manie angesehen, und mehrere grosse Aerzte, wie Alexander von Tralles und selbst Boerhave hielten die Melancholie nur für den ersten Grad der Manie; dies ist in einigen Fällen wahr. Es giebt in der That Individuen, die, ehe sie in Manie verfallen, traurig, mürrisch, unruhig, misstrauisch und argwöhnisch sind. Einige haben ein partielles Delirium mit Aufregung, Andere fühlen sich krank, leiden an Kopfschmerz, die Glieder sind ihnen wie zerschlagen; sie haben das Vorgefühl, dass ihnen eine schwere Krankheit droht, ja sogar Furcht, wahnsinnig zu werden; sie sind unruhig, gequält, verlangen Arzneimittel und halten viel darauf. In diesen beiden Fällen sind die melancholischen oder hypochondrischen Symptome die Vorläufer der Manie, und können den Geübten nicht täuschen.

Die Zahl der psychischen Ursachen zur Manie ist weit beträchtlicher als die der physischen. Sie ist beträchtlicher bei den Frauen als bei den Männern, und noch um Vieles mehr, wenn man die Ursachen der Manie mit denen der Verwirrtheit vergleicht. Man sieht leicht den Grund zu diesen Verschiedenheiten ein, wenn man das Temperament, das Alter, den Character der Individuen, die am meisten in Manie verfallen, berücksichtigt. Die Frauen, für die die Liebe das Wichtigste im ganzen Leben ist, sind mehr als die Männer dem Einfluss der unglücklichen Liebe ausgesetzt.

Es ist auch nicht ohne Interesse, die Zahl der psychischen

Ursachen in der untern Klasse mit der der höheren Klasse zu vergleichen. Bei dem reichen Menschen ist das Gehirn thätiger, geübter, die intellectuellen Fähigkeiten sind mehr entwickelt, die geselligen Leidenschaften häufiger aufgeregt und energischer. Abhängiger von den Launen des Glücks und der Menschen sind die Grossen und Reichen auch mehr dem traurigen Einflusse verletzter Eigenliebe, des Ehrgeizes, der Unglücksfälle ausgesetzt, als die Armen.

Die praedisponirenden oder nächsten physischen und psychischen Ursachen wirken selten einzeln, sondern sie verbinden sich, um die Manie hervorzurufen. Ein Schreck verursacht die Unterdrückung der Menstruation, diese Unterdrückung wird die Ursache der Manie, die mit der Rückkehr der Menstruation aufhört. Eine Frau erleidet während ihrer Entbindung einen heftigen Schreck; hierdurch werden die Lochien unterdrückt, und die Manie bricht aus, u. s. w. Man kann behaupten, dass die Manie selten ausbricht, ohne dass zu gleicher Zeit die psychischen und physischen Ursachen einwirken; ja es giebt auch Fälle, wo die Krankheit ohne merkliche Ursache auftritt, und derselben nur einige Fehler des Regimens vorangegangen waren. Aber hier waren wohl in den meisten Fällen diese Fehler des Regimens die ersten Nüancen der beginnenden Krankheit. Man sah die Manie nach heftigen, intermittirenden Fiebern, besonders nach Sydenham nach der Quartana entstehen. Auch zeigte sie sich nach dem plötzlichen Verschwinden des Rheumatismus, der Gicht, der Hämorrhoiden, der Hautkrankheiten, u. s. w.

Physische Ursachen.

	Salpetrière		Meine Privatanstalt Männer.		Frauen.
Erblichkeit	88	—	38	—	37
Onanie	8	—	6	—	2
Menstruation	27	—	—	—	11
Folgen der Entbindung	38	—	—	—	19
Klimaterische Jahre .	12	—	—	—	8
Missbrauch des Weins	14	—	4	—	—
Sonnenstich	2	—	3	—	—
Einwirkung des Feuers	12	—	2	—	—
Kopfverletzungen . . .	8	—	1	—	—
Merkur	2	—	2	—	1
Unterdrückte Krätze .	3	—	1	—	—
- Flechten.	2	—	2	—	6
- Geschwüre	1	—	—	—	—
Fieber	3	—	4	—	1
Schlagfluss	—	—	1	—	1
Summa	132		26		51

Psychische Ursachen.

	Salpetrière		Meine Privatanstalt Männer.		Frauen.
Häuslicher Kummer .	62	—	9	—	20
Unglücksfälle	6	—	13	—	6
Elend	19	—	—	—	—
Unglückliche Liebe . .	53	—	4	—	14
Eifersucht	4	—	1	—	8
Verletzte Eigenliebe .	1	—	15	—	7
Schreck	36	—	1	—	6
Zorn	2	—	1	—	1
Uebermässiges Studiren	—	—	10	—	—
Summa	183		54		62

Die Manie bricht selten plötzlich aus. Beinahe immer gehen ihr einige mehr oder minder sichtbare Zeichen voran, die aber oft der Aufmerksamkeit der Verwandten und Freunde des Kranken entgehen. Aber von allen Geisteskrankheiten bricht die Manie am häufigsten ungestüm und spontan aus; dann merkt man gar nichts vorher, und es genügt ein lebhafter psychischer Eindruck, eine Abweichung vom Regimen, um sie plötzlich zum Ausbruch zu bringen. Vom Beginn der Krankheit an ist das Delirium allgemein und die Wuth ausserordentlich. Alsdann tödten sich die Maniaci entweder, weil die Vernunft ganz gestört ist und sie nicht wissen, was sie thun, oder durch Zufall, weil sie Unvorsichtigkeiten begehen, oder aus Verzweiflung, weil sie ihren Zustand fühlen.

Am häufigsten geschieht das Auftreten allmälig und stufenweise. Man sieht anfangs nur vorübergehende Unregelmässigkeiten in den Neigungen, in der Aufführung desjenigen, der durch die ersten Symptome dieser Krankheit ermüdet wird. Der Maniacus ist anfangs traurig oder vergnügt, thätig oder faul, gleichgültig oder geschäftig; er wird ungeduldig, reizbar, zornig, vernachlässigt bald seine Familie, verlässt seine Geschäfte, seine Wirthschaft, sein Haus, und überlässt sich Handlungen, die um so mehr betrüben, da sie ganz im Gegensatz zu seiner gewohnten Lebensweise stehen. Auf abwechselndes Delirium und Vernunft, Ruhe und Aufregung folgen mehr ungeregelte, ungereimtere, dem Wohlstande und dem Interesse des Kranken mehr zuwider laufende Handlungen. Der Aufruhr, die Unruhe, die Erinnerungen, die Rathschläge der Freunde, der elterlichen Zärtlichkeit, der Liebe sind ihm zuwider, reizen ihn auf und lassen den Kranken nach und nach bis zur höchsten Stufe der Manie gelangen.

Es giebt einige Individuen, die einige Stunden, einige Tage, einige Monate vor dem Ausbruch hypochondrisch und höchst me-

lancholisch sind, während Andere in tiefen Stupor verfallen, jeder Empfindung, jeder Idee beraubt zu sein scheinen. Sie sind bewegungslos, bleiben, wo man sie hinstellt; man muss sie ankleiden und ihnen die Nahrungsmittel in den Mund führen. Die Gesichtszüge sind gerunzelt, die Augen roth und glänzend, und plötzlich bricht die Manie mit ihrem ganzen Delirium, ihrer ganzen Aufregung aus.

Mehrere Individuen, die an gewohnten Krankheiten, welche plötzlich verschwinden, litten, fühlen sich vollkommen wohl, und glauben, dass sie ihre völlige Gesundheit wieder erlangt haben; sie fühlen sich unaussprechlich glücklich und kräftig; die ganze Natur hat sich in ihren Augen verschönert; Alles scheint ihnen leicht zu sein; sie kennen nichts mehr, was ihren Wünschen hinderlich ist; ihre Physiognomie drückt Zufriedenheit, Freude aus. Schlaflosigkeit, Verstopfung nehmen allmälig zu, die Ideen verwirren sich, und der Kranke verfällt früh in die schrecklichste Krankheit.

Am gewöhnlichsten bricht die Manie ohne irgend ein Zeichen von Fieber aus, aber zuweilen findet man bei ihrem Ausbruch die bedenklichsten Symptome. Bald geschieht dies durch eine Gehirncongestion mit epileptischen Convulsionen, bald durch ein gastrisches oder typhöses Fieber. Viele Maniaci fühlen unmittelbar vor dem Anfall eine grosse Hitze in den Eingeweiden, die sich vom Unterleibe bis zum Epigastrium und bis zum Kopfe verbreitet. Einige haben heftige Kopfschmerzen, und versicherten mir, sie hätten nur in der Hoffnung, sich von einem unerträglichen Uebel zu befreien, den Kopf zu zerstossen gesucht. Endlich habe ich die Manie durch Convulsionen auftreten sehen.

Wer kann wohl sagen, dass er alle Symptome der Manie, selbst nur bei einem Individuum beobachtet habe, und sie beschreiben könne? Der Maniacus ist ein Proteus, der alle Gestalten annimmt, sich der Beobachtung des Geübtesten und Aufmerksamsten entzieht, und sehr verschieden vom Melancholischen, der sich stets gleich bleibt und nur wenige, leicht fassliche Züge zeigt. Niemand hat besser die ungeregelte Thätigkeit, die aufrührerischen und heftigen Bewegungen der Maniaci beschrieben, als Pinel. Dieser grosse Beobachter verstand die Kunst, genau alle Symptome zu sehen und zu schildern. Es ist nicht leicht, in der Manie, wie in der Monomanie, das Delirium auf den primitiven Typus zurückzuführen, noch genau anzugeben, wo die eigentliche Störung der Verständniss ist, aber Alles zeigt die Anstrengung, die Heftigkeit, die Energie an. Die Unordnung, die Unruhe, der Mangel an Harmonie ist das hervorstechendste Symptom im Delirium der Maniaci; vorzüglich ist die Aufmerksamkeit verletzt und die Kranken haben die Gewalt verloren, sie zu leiten und zu fi-

xiren. Wenn ein Mensch mächtig auf den Geist des Maniacus wirkt, wenn eine unvorhergesehene Begebenheit seine Aufmerksamkeit auf sich zieht, so ist er plötzlich verständig und zwar so lange, als der gegenwärtige Eindruck mächtig genug ist, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Da die Aufmerksamkeit nicht mit den andern Fähigkeiten in Verhältniss steht, so wird sie einigermaassen durch diese beherrscht, anstatt diese zu leiten und ihnen Kraft zu verleihen. Wir werden in den Einzelnheiten sehen, dass alle intellectuellen Störungen auf diesen Mangel an Uebereinstimmung zwischen der Anfmerksamkeit und den Empfindungen, zwischen den Ideen und der Rückerinnerung zurückgeführt werden können.

Der Maniacus zeigt das Bild eines Chaos, dessen in Bewegung gesetzte Elemente aneinander stossen, sich unaufhörlich widersprechen und die Verwirrung, Unordnung und den Irrthum vermehren. Er lebt isolirt von der physischen und intellectuellen Welt, als wenn er allein in einem finstern Zimmer eingeschlossen wäre. Die Empfindungen, die Ideen, die Bilder zeigen sich seinem Geiste ohne Ordnung und Verbindung, ohne Spuren zurückzulassen. Unaufhörlich durch neue Eindrücke fortgezogen, kann er seine Aufmerksamkeit nicht auf äussere Gegenstände fixiren, die einen zu lebhaften Eindruck machen, und sich zu schnell folgen. Er kann die Eigenschaften der Körper nicht unterscheiden, ihre Verhältnisse nicht begreifen; durch die Ueberspannung der Ideen, die in seiner Erinnerung auftauchen, fortgerissen, verwechselt er Zeit und Raum, bringt die entferntesten Orte, die fremdesten Personen zusammen, verbindet die ungereimtesten Ideen, schafft die bizarrsten Bilder, hält die befremdendsten Reden, und überlässt sich den lächerlichsten Handlungen. Das Gleichgewicht zwischen den gegenwärtigen Eindrücken und der Erinnerung ist gestört, und zuweilen die Lebhaftigkeit der Bilder, die sein Gedächtniss hervorruft, der Art, dass der Maniacus die Gegenstände, welche ihm seine exaltirte Einbildungskraft zurückführt, für gegenwärtig und wirklich bestehend hält. Tausend Hallucinationen spielen mit der Vernunft des Kranken; er sieht, was nicht da ist, unterhält sich mit unsichtbaren Personen, fragt sie, antwortet ihnen, befiehlt ihnen, verspricht ihnen Gehorsam und wird oft gegen sie aufgebracht. Nicht selten sieht man diese Kranken, wie sie heftig wüthend gegen eingebildete Wesen werden, die sie zu sehen und zu hören glauben. Oft werden sie auch wüthend, weil sie schlecht die innern und äussern Eindrücke, die sie wirklich haben, beurtheilen. Ein junger Maniacus leidet an Schmerzen in den Gliedern; er wird wüthend, indem er versichert, dass man ihn mit tausend Nadeln durchsteche. Wie viele Maniaci werden nicht wüthend, nachdem sie Nahrungsmittel gekostet, die sie schlecht finden, und für vergiftet halten. — Eine Dame sieht die

Wolken, hält sie für Ballons, ruft laut den Namen «Garnerin,» und will in den Ballon steigen. Fast alle Maniaci, die wüthende Handlungen begehen, werden hierzu durch falsche Urtheile über Sachen, Personen angeregt. Der Eine schlägt einen Unbekannten und glaubt sich an einem Feinde zu rächen, der Andere findet einen Nebenbuhler in einer Person, die er nie gesehen. Ein junger Maniacus wurde jedesmal wüthend, sobald er eine Frau sah, die von ihrem Manne begleitet wurde, da er fest überzeugt war, dass es seine Frau mit ihrem Geliebten sei.

Der Monomaniacus lebt im Irrthume, handelt zufällig; da der Irrthum seine Wünsche, seine Neigungen verwirrt hat, so wird er argwöhnisch, misstrauisch, und hieraus entstehen alle seine unordentlichen Handlungen. Er beunruhigt sich, sucht mit grosser Aengstlichkeit ein Gut, das er nicht mehr findet, wird zornig, aufgebracht, wüthend gegen Alles, was sich ihm nähert. Stösst er auf ein Hinderniss, so kümmert es ihn nicht, er handelt dessen ungeachtet; setzt man sich seinen Wünschen entgegen, so gebraucht er alle Mittel, um diese zu befriedigen; denn er kann weder die Gefahren, noch die Vortheile derselben abschätzen, und er ist nicht im Stande, sie zu wählen. Er stürzt sich aus dem Fenster, wenn er aus seinem Zimmer gehen will; er steckt sein Haus in Flammen, wenn man ihn in demselben zurückhält; statt jeder Antwort auf die Rathschläge der Freundschaft, tödtet er seinen Freund, mit einem Worte, er begeht die heftigsten Handlungen, und ist nur ein Gegenstand des Schreckens und der Furcht für seine Umgebung und die menschliche Gesellschaft.

Der Maniacus, der, unaufhörlich durch äussere Gegenstände und durch seine eigene Einbildungskraft zerstreut, ausser sich gebracht wird, verkennt Alles, was ihn umgiebt, vergisst sich selbst und scheint alles Bewusstseins beraubt zu sein. Nichts desto weniger hört der Eindruck der äussern Gegenstände nicht gänzlich auf, und das Bewusstsein seines Ichs ist nicht gänzlich zerstört, denn der Maniacus erinnert sich nach der Heilung der Gegenstände, die er während des Deliriums gar nicht zu bemerken schien. Ist er ruhig und verständig geworden, so giebt er über das, was er gesehen, gehört, empfunden, über seine Bestimmungen Rechenschaft, aber gewöhnlich tritt diese Erinnerung erst einige Monate nach seiner vollständigen Heilung ein.

Die vollständige Störung der Vernunft und der Neigungen vernichtet nothwendigerweise das Bewusstsein des Rechts und des Unrechts, und der Maniacus scheint keine religiöse Idee, kein Schaamgefühl, kein Gefühl für Rechtlichkeit mehr zu haben. Dieser gute Sohn, dieser gute Vater, dieser gute Gatte verkennen die ihrem Herzen theuersten Personen, stossen sie mit Härte zurück. Ihre Gegenwart, ihre Rathschläge, ihre Widersprüche, die

durch den Zustand des Kranken bedingt werden, regen diesen noch mehr auf.

Die Sprache, die dem Menschen gegeben ist, um seine Gedanken und Neigungen auszudrücken, verräth die Störung des Maniacus. So wie sich seine Gedanken in Masse unchaotisch seinem Geiste aufdringen, eben so entweichen die Worte und Sätze seinen Lippen ohne alle Verbindung, ohne alle Folge. Einige Maniaci, die viel Zutrauen zu sich selbst haben, sprechen und schreiben mit Leichtigkeit, sind durch ihren kühnen Schwung im Ausdrucke, durch die Tiefe ihrer Gedanken, durch die Verbindung der geistreichsten Ideen merkwürdig. Sie sprechen öfters Worte aus, die in gar keinem Verhältniss mit ihren Ideen und Handlungen stehen; manchmal wiederholen sie auch mehrere Stunden lang dasselbe Wort, denselben Satz, ohne hieran den geringsten Sinn zu knüpfen. Einige sprechen nur in einer selbst geschaffenen Sprache, Andere nur in der dritten Person, wenn sie von sich selbst sprechen. Manchmal nimmt der Maniacus einen hochmüthigen, eiteln Ton an, und da er durch nichts fixirt werden kann, da er dem flüchtigen Wunsch des Augenblickes nachgiebt, so geht er auf ein Ziel los, das er nicht erreicht. Er ist, obgleich er schnell und eilig geht, zerstreut, hält plötzlich träumerisch und nachdenkend an, und scheint mit irgend einem Plane beschäftigt; aber plötzlich läuft er wieder mit Schnelligkeit fort, singt, schreit, weint, lacht, tanzt, spricht laut, leise. Die Bewegungen und Gesten dieser Kranken, die gar keine Bedeutung haben und lächerlich sind, drücken genügsam die Störung der Ideen und Neigungen dieser Kranken aus.

Im Allgemeinen magern die Maniaci ab, ihre Gesichtszüge verändern sich, ihre Physiognomie nimmt einen andern, ganz gegen den im gesunden Zustande contrastirenden Character an, der Kopf ist gewöhnlich hoch, die Haare sträuben sich. Bald ist das Gesicht, bald sind bloss die Wangen geröthet; die Augen sind dann roth, funkelnd, unstätt, convulsivisch, wild, gegen den Himmel gerichtet, und bieten den Sonnenstrahlen Trotz. Bald ist das Gesicht bleich; die Züge sind dann gerunzelt, oft concentriren sie sich gegen die Nasenwurzel; der Blick ist unbestimmt, ungewiss, unstätt. In dem Paroxysmus der Wuth beleben sich alle Züge, der Hals schwillt an, das Gesicht röthet sich, die Augen funkeln, alle Bewegungen sind lebhaft und drohend. Zu so vielen Erscheinungen, welche der convulsivischen Energie der Lebensorgane angehören, kommen nun noch die Symptome, die da beweisen, dass die Ernährungsfunction Theil an dieser heftigen Aufregung nimmt. Bei fortschreitender Krankheit sind die Züge mehr verändert, die Gesichtsfarbe ist gelb, braun, erdfarben; die Physiognomie convulsivisch, mit einem Worte, der Maniacus ist unkenntlich.

Die Entwickelung der Muskelkräfte ist bei einigen Maniacis ausserordentlich. Man hat welche gesehen, die die schwersten Gewichte trugen, die stärksten Bande zerrissen und mehrere Menschen umwarfen, die sie zu halten suchten. Die wüthenden Maniaci sind darum so furchtbar, weil das Gefühl ihrer vermehrten Kräfte den Berechnungen der Vernunft entzogen ist, und weil sie die Ueberzeugung haben, dass ihre Kräfte übernatürlich und unbezwingbar sind. Auch sind sie, wenn sie dieselben anwenden, um so gefährlicher, weil die Idee einer Ueberlegenheit sie beherrscht, oder weil sie weniger Intelligenz besitzen. Von allen Maniacis ist die Wuth der Epileptischen am furchtbarsten, weil sie, aller Intelligenz beraubt, sich durch nichts imponiren lassen, während es Maniaci giebt, die zaghaft, furchtsam, misstrauisch sind, die sich bändigen lassen, wenn man ihnen eine scheinbar grosse Kraft entgegen setzt, der sie nicht widerstehen zu können glauben. Dies giebt uns den ersten Wink für die psychische Leitung dieser Kranken. Ist ein Maniacus wüthend, so wird er es noch mehr, wenn nur eine oder zwei Personen ihn halten wollen, im Gegentheil aber sich beruhigen, wenn viele Personen ihn umgeben, um sich seinen Excessen zu widersetzen.

Man hat immer gesagt, dass die Maniaci, von einer innern Hitze verzehrt, die strengste Kälte ertragen könnten. Dieser Glaube, der sich zu allgemein verbreitet hat, hat traurige Folgen für die Geisteskranken gehabt. Gewiss ist es, dass sich bei vielen Anfällen von Manie eine sehr grosse innere Hitze entwickelt; die Kranken fühlen dann eine brennende Hitze bald im Kopfe, bald im Unterleibe, bald in der Haut, die sehr trocken ist. Es giebt Einige, welche behaupten, dass sie ein brennendes Fluidum in ihren Adern circuliren fühlen; auch halten Mehrere es für eine Todespein, in einem engen und warmen Zimmer eingeschlossen und in einem Bett, in Decken eingehüllt, zurückgehalten zu sein. Man muss sich wundern, dass sie sich lieber auf die Dielen, ja sogar auf die Steine hinlegen. Man sieht welche, die, durch eine verzehrende Hitze gequält, nicht die leichteste Kleidung leiden können, und nackt noch die Kälte aufsuchen. Andere sieht man Hände voll Schnee nehmen und ihn mit Vergnügen an ihrem Körper zergehen lassen, eben so auch das Eis einer Pfütze, eines Flusses zerbrechen, um sich ins Wasser zu stürzen. Es ist in den Hospitälern nicht selten, dass Männer, ja sogar Frauen sich nackt ins Wasser setzen, den Körper, besonders aber den Kopf dem aus einer Quelle sprudelnden Wasser aussetzen; einige verlangen Douchen von kaltem Wasser auf den Kopf. Ein Maniacus wird in der Nacht wüthend und heult schrecklich; um zwei Uhr Morgens lasse ich ihm eine Douche geben, und während das kalte Wasser ihm auf den Kopf fällt, und den Körper so benetzt, scheint

er sich wohl zu befinden und zu ergötzen, bedankt sich für die Wohlthat, die man ihm erzeigt hat, wird ruhig und schläft den übrigen Theil der Nacht vortrefflich. Nichts desto weniger muss man sich wohl hüten, daraus schliessen zu wollen, dass alle Maniaci für die Kälte unempfindlich sind. In der That ertragen sie eine kalte Temperatur leichter, als andere Menschen, weil sie sich mehr bewegen und sich mehr Wärmestoff bei ihnen entwickelt, aber es ist auch sicher, dass eine strenge Kälte sie aufregt, und dass die Kranken im Winter, besonders gegen das Ende der Anfälle, leiden und sterben, wenn man sie nicht sorgfältig vor der strengen Jahreszeit schützt.

Man sagt auch, dass die Maniaci lange Zeit hindurch Hunger und Durst ertragen können; dennoch aber essen die meisten viel und mit Gefrässigkeit, und werden von einem brennenden Durst gequält und aufgeregt. Die physische und psychische Aufregung, die Folge einer zu langen Entbehrung von Nahrungsmitteln ist, quält sie, es erfolgt Schwäche, ja sogar der Tod darauf. Viele Manien endigen sich durch Verwirrtheit, was ein Beweis ist, dass die Maniaci schwach werden, ihre Kräfte erschöpfen und Nahrungsmittel bedürfen, um den Verlust wieder zu ersetzen. — Pinell hat bewiesen, dass schlechte Nahrungsmittel und schlechte Vertheilung derselben das Uebel verschlimmern und verlängern. Einige Maniaci sind in einem solchen Zustande von Delirium, dass sie weder ihre Existenz, noch ihre Bedürfnisse fühlen; sie verweigern Nahrungsmittel zu sich zu nehmen und verkennen das, was man ihnen giebt. Es kommt auch vor, dass die gastrischen Beschwerden, die sich durch den Saburalzustand der Zunge, durch die Trockenheit des Mundes u. s. w. zeigen, den Maniacus dahin bringen, Nahrungsmittel zurückzustossen. Dieser gastrische Zustand lässt zuweilen die Ideen eines Giftes entstehen, woraus neue Motive zum Widerwillen gegen Nahrungsmittel hervorgehen. Unter diesen Umständen ist der Widerwille nicht anhaltend; er hört auf, wenn das Delirium sich vermindert und die gastrischen Symptome aufhören. Ich habe nie einen betrübenden Zufall von der Weigerung, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, in der Manie gesehen, während die Monomaniaci und Melancholischen dem Hunger mit einer traurigen Hartnäckigkeit selbst bis zum Tode widerstehen.

Die Maniaci leiden an Schlaflosigkeit, die mehrere Tage, mehrere Wochen, ja sogar mehrere Monate anhält. Der Schlaf ist ängstlich, und wird oft durch Träume und Alpdrücken gestört. Diese Kranken leiden gewöhnlich an sehr hartnäckiger Verstopfung; einige haben reichliche und flüssige Stühle. Dieses letzte Symptom ist gefährlicher, als die Verstopfung, besonders wenn

es sich im ersten Stadium zeigt, und sich im Laufe der Krankheit erneut.

Ich habe schon bei der Aufzählung der Ursachen der Geisteskrankheit erwähnt, dass die Onanie oft dieselbe veranlasst; aber sie ruft seltner die Manie, als andere Arten von Geisteskrankheiten hervor. Die Maniaci überlassen sich während der Dauer der Anfälle selten diesem Laster, doch findet man einige, die es thun. Wenn sie aber auch weniger Onanie treiben, so zeigen sie doch weniger Schaamgefühl in der Art sich zu bekleiden und machen oft die schmutzigsten und obscönsten Vorschläge. Personen, die durch ihre Religionsgrundsätze, durch ihre Sitten sehr geachtet waren, sind hiervon nicht ausgenommen. Die Onanie ist bei den Maniacis ein betrübendes Symptom; hört sie nicht gleich auf, so ist sie ein unübersteigliches Hinderniss der Heilung. Indem sie die Abnahme der Kräfte beschleunigt, macht sie diese Kranken thierisch dumm, verursacht Phthysis, Marasmus und den Tod.

Dies sind die allgemeinen Symptome der Manie. Sie zeigen in Allen den Character der Aufregung, Mangel an Harmonie in der Ausübung der intellectuellen Kräfte.

Es giebt eine Abart der Manie, die nicht denselben Grad von Kraft, Energie und Neigung zur Wuth zeigt, obgleich man bei ihr dasselbe Unzusammenhängende der Ideen, dieselbe Unordnung im Sprechen und in den Handlungen, dieselbe Thätigkeit, dieselbe Beweglichkeit in der Ausübung der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten, denselben Mangel an Uebereinstimmung unter sich wieder erkennt. Alles regt die Kranken auf, die in diese Varietät der Manie verfallen, Alles ärgert sie, Alles bringt sie auf; sie sind ausserordentlich reizbar, haben eine Beweglichkeit, die nichts aufhält, eine nicht zu hemmende Thätigkeit. Sie sind verschmitzt, lügen, sind unverschämt, zanksüchtig, mit Allem, selbst mit dem, was ihnen das Liebste ist, unzufrieden, beklagen sich unaufhörlich über Dinge und Personen, sind ausserordentlich geschwätzig, sprechen ohne Unterlass, und ihre Stimme drückt Bestürzung aus. Sie verändern alle Augenblicke Ton, Idee und Sprache, und machen Alles verkehrt. Die schamlosesten Dinge werden ihnen nicht schwer auszusprechen und zu thun; sie beleidigen, verläumden, finden Gefallen daran, die besten Absichten schlecht zu deuten und Böses zu stiften, sie zerstören, zerreissen. Ferner sind sie boshaft, froh, zufrieden. Sie lachen über das Böse, was sie thun, und von Andern thun sehen. Uebrigens werden sie böse, aufgebracht, schreien, sind Poltrons, und gerathen selten in Wuth.

Welche Anomalien auch die Symptome der Manie zeigen, wie lange auch ihre Dauer sein mag, so entdeckt das Auge des

Beobachters hier doch, wie bei allen andern Krankheiten, einen regelmässigen Gang. Die Manie hat ihre Vorboten, ihre vorangehenden Zeichen. Man unterscheidet dabei drei Perioden: in der ersten klagen die Kranken über eine unbeschreibliche Unbehaglichkeit, Kopfschmerz, Hitze im Schädel, in den Eingeweiden, Schmerzen im Epigastrium, Widerwillen gegen Nahrungsmittel, Durst und Verstopfung. Sie sind innerlich aufgeregt, unruhig, leiden an Schlaflosigkeit, an Träumen, haben Vorgefühle, Frohsinn und Traurigkeit wechseln ab, und sie haben zuweilen ein flüchtiges Delirium; aber sie behalten noch Liebe zu ihren Verwandten und Freunden. Die Symptome verstärken sich, das Delirium wird allgemein und dauernd, die Neigungen verkehren sich; der Uebergang zu dieser zweiten Periode ist durch heftige Handlungen, oder eine spontane oder hervorgerufene Wuth bezeichnet. Nach einer sehr langen Zeit wird der Maniacus ruhiger, minder ungestüm und minder zur Wuth geneigt; er ist aufmerksamer gegen fremde Eindrücke, zugänglicher für die ihm gegebenen Rathschläge. Endlich erwachen die alten Neigungen; die Gesichtszüge sind weniger convulsivisch, die Magerkeit verschwindet, der Schlaf dauert länger und der Kranke urtheilt über seinen Zustand. Wie die Ernährungsfunctionen anfangen sich wieder herzustellen, zeigt sich auch nach Verhältniss gewöhnlich eine mehr oder minder vollständige Krise; stellen sich aber die Ernährungsfunctionen wieder her, ohne dass das Delirium verhältnissmässig schwächer wird, so muss man befürchten, dass die Manie in den chronischen Zustand übergehe und in Verwirrtheit ausarte.

Folgende Beobachtung wird den regelmässigen Gang der Krankheit deutlicher zeigen.

A..., eine Feldarbeiterin, von grossem Wuchse, hat blondes Haar, blaue und lebhafte Augen; ihre Physiognomie ist beweglich, ihr Character heftig, reizbar und zornig. In ihrem 6sten Jahre hatte sie die Blattern, im 20sten war die Menstruation sehr unregelmässig, gewöhnlich ging ihr Leucorrhoe voran, oder sie folgte darauf. Im 28sten Jahre verheirathet sie sich, hat häuslichen Kummer, 6 Monate später werden die Menses unterdrückt, und dieser Zustand dauert anderthalb Jahre. Die Manie zeigte sich, als sie 29½ Jahr alt war und hörte nur nach einem Durchfall, der 3 Monate dauerte, auf. Im 30sten Jahre wird sie wieder gesund und trennt sich von ihrem Manne. Im 36sten Jahre hat sie Gemüthsbewegungen, sie fühlt ein allgemeines Unbehagen, leidet an Ohnmachten, Mangel an Appetit, Schmerzen in den Gliedern und Schwäche.

Erste Periode. Den 2ten Juni 1813: Schlaflosigkeit, Uebelkeiten, weiss oder gelb belegte Zunge, Krankheitsvorgefühle. Am 17ten Juni verordne ich ein Brechmittel, dessen Wirkung

ihr viel Leiden verursachte. Die Frau glaubt, man habe sie vergiften wollen, sie schreit, wird aufgeregt; man ist um sie bemüht, sagt, dass sie wahnsinnig sei. Dies ergreift sie heftig, sie delirirt und wird von Hause fortgebracht.

Zweite Periode. Ihre Ideen sind ganz verkehrt, Alles erschreckt die Kranke; ihre Ankunft in Paris, und besonders ihr Aufenthalt auf der Präfectur bringt sie ausser sich; Alles scheint ihr schwarz zu sein, und sie kennt Niemanden mehr.

Den 29sten Juni. Bei ihrem Eintritt in die Salpetrière ist die Kranke ausserordentlich mager, ihre Haut braun, sie schwatzt unaufhörlich, ihr Delirium verbreitet sich über Alles, sie hat zahlreiche Hallucinationen, schimpft, droht, schlägt; sie zerbricht Alles, was ihr in die Hände fällt, zerreisst ihre Kleider, bleibt nackt, rollt sich auf der Erde umher, singt, tanzt, schreit aus vollem Halse, stösst die ihr dargebotenen Speisen zurück; die Schlaflosigkeit und Verstopfung sind hartnäckig. Die Magerkeit, die schwarzbraune Farbe der Haut, die Verzerrung der Gesichtsmuskeln, die Stirnfalten über den Augen, die convulsivisch zusammengezogenen Lippenbänder, die hohlen, oft injicirten und wilden Augen, der belebte, obgleich schielende Blick, geben der Physiognomie dieser Kranken einen Character, der die Störung und Aufregung ihrer Ideen und Neigungen vollkommen ausdrückt.

Juli. Derselbe Zustand; es wurden laue, lang anhaltende Bäder gebraucht.

August. Während die Kranke im lauwarmen Bade sitzt, bekommt sie Douchen; zuweilen erfolgt Schlaf nach dem Bade, aber während der Nacht schreit und singt sie; auch leidet sie an Verstopfung.

Septbr. Die lauwarmen Bäder werden fortgesetzt, und es zeigen sich an verschiedenen Theilen des Körpers Furunkeln. Es tritt ein wenig Ruhe ein. Den 27sten hören die Furunkeln auf, und die Aufregung kehrt wieder zurück.

Octbr. Es gelang, sie anfangs zwei, dann vier, sechs, acht Gran Opium täglich nehmen zu lassen. Man giebt ihr eben so viel Hyoscyamus ohne alle Wirkung.

Novbr. Die Menstruation erscheint jedoch nur spärlich wieder; man applicirt Blutegel an die Vulva, und es fand eine kleine Remission statt. Den folgenden Tag stellte sich das Delirium und Aufregung mit derselben Intensität wieder ein. Es werden alle Tage lauwarme Bäder angewandt.

Während der Monate December, Januar und Februar dauert das Delirium und die Aufregung fort; man begnügt sich, der Kranken Nahrungsmittel zu geben und sie vor Kälte zu schützen.

März 1814. Es tritt ein so reichlicher seröser Stuhlgang ein, dass die Kranke sehr schwach wird, und nach 14 Tagen

kaum gehen kann. Die Störung der Ideen hat sich nicht vermindert, aber die Kranke wird nicht mehr wüthend.

Dritte Periode. Der Durchfall dauert fort; es zeigt sich Leucorrhoe und es erfolgen einige lichte Augenblicke. Die Kranke nimmt die ihr dargebotenen Arzneien und Nahrungsmittel, und sucht sich zu besinnen.

Mai. Es werden Chokolade und schleimige Getränke verordnet; A. isst gut, schläft besser, erkennt die sich ihr nähernden Personen, hört die ihr gegebenen Rathschläge an, die Ideen sind aber oft unzusammenhängend. Den 27sten: Der Durchfall hat seit einigen Tagen aufgehört, die Kranke spricht nicht mehr unvernünftig, aber sie behält eine grosse Beweglichkeit, eine unaufhörliche Geschwätzigkeit. Sie kommt in die Abtheilung der Reconvalescenteu. Ihr Blick ist erstaunt, ihr Lachen convulsivisch, sie delirirt nur auf Augenblicke, und merkt auf das, was man ihr sagt.

Juni. Sie ist in ausserordentlicher Beweglichkeit, und ist es unmöglich, sie bei der Arbeit festzuhalten. Es werden lauwarme Bäder und Antispasmodica gebraucht, und die Rückkehr der Vernunft und der Wohlbeleibtheit geht stufenweise und schnell vor sich.

Den 1sten Juli. Es zeigt sich sechs Tage hindurch reichliche Leucorrhoe, die Kranke wird stark, die Physiognomie ruhig; es bleibt keine Lebhaftigkeit in den Augen zurück, alle Functionen sind wieder hergestellt, sie ist vollkommen gesund, wird am 11ten Juli entlassen, und ist immer seit der Zeit geistig gesund geblieben.

Diese in mehreren Beziehungen interessante Beobachtung zeigt uns die drei Perioden einer Manie, deren Verlauf sehr regelmässig ist. Neue Ursachen bewirken den Uebergang der Krankheit aus der ersten Periode in die zweite, und eine lange, ja sogar beunruhigende kritische Ausleerung ging der dritten voran.

In der folgenden Beobachtung sehen wir ein junges 21jähriges Mädchen, das gewöhnlich melancholisch war, dessen Manie Versuche zum Selbstmorde vorangingen. Der Verlauf dieser Manie ist minder regelmässig, er wird durch die Menstruation modificirt, und seine Dauer ist bedeutend länger.

V., ein Dienstmädchen, 21 Jahr alt, von einem Vater geboren, der sich selbst entleibte, war bei einer epileptischen Tante erzogen worden. Sie ist von mittlerer Statur, mittelmässig stark, hat blondes Haar, blaue Augen. Ihr Character ist traurig; sie ist schweigsam, sehr arbeitsam und führt einen regelmässigen Lebenswandel. Seit ihrer Kindheit war sie nur schwächlich, hatte im 6ten Jahre die Blattern, litt im 14ten an Kopfschmerzen, Cardialgie und Leucorrhoe; im 15ten Jahre zeigte sich die Menstruation, die seit dieser Zeit regelmässig und reichlich war. V. wurde

kräftiger, aber wenn die Catamenien nur wenig flossen, litt sie an Kopfschmerz, Traurigkeit und Schlaflosigkeit.

Als sie 20½ Jahr alt war, liebte sie mehr die Einsamkeit und wurde trauriger. Im 21sten Jahre pflegt sie ihre Tante, die sehr krank ist; sie betrübt und ermüdet sich sehr. Die Menstruation wird unterdrückt; V. leidet an Schlaflosigkeit, panischem Schreck, ist trauriger und hat Ideen von Selbstmord. Dies war im Febr. 1813. Es wurde ihr dreimal am Fusse zur Ader gelassen, ohne dass ihre Gesundheit sich besserte. Sie wird zu ihrer Mutter gebracht, wo sich ihr Zustand verschlimmert. Einige Tage darauf, am 5ten April, stürzt sich V., während die Menses fliessen, in den Fluss; als sie aus dem Wasser gezogen ist, spricht sie nicht, schweigt die folgenden Tage hartnäckig, isst aus Eigensinn wenig, macht keine Bewegung und schläft nicht.

Den 1sten Juni 1813 wird V. in die Salpetrière gebracht; sie befindet sich in einem Zustande von Stupor mit Convulsionen des Gesichts und der Schultermuskeln. Sie weigert sich zu sprechen, zu essen, zu gehen; die Secretionen geschehen unwillkürlich; sie bleibt liegen oder sitzen, wie man sie legt oder setzt. Es werden lauwarme Bäder, fliegende Vesicatore an verschiedenen Theilen der Haut, und Blutegel an die Vulva verordnet. Die Menstruation kommt erst im Septbr. wieder; sie zeigt sich nur gering im Octbr. und Novbr. Den 15. Decbr. ist der Monatsfluss reichlich; der Schlaf stellt sich wieder ein, die Kranke spricht mehr und isst besser. — Den 23sten spricht sie, sucht sich im Hause nützlich zu machen, schläft. — Den 12ten Februar 1814 delirirt sie; es zeigen sich einige fieberhafte Symptome, wie trockne, verbrannte Lippen, bräunliche Zunge, voller, harter und frequenter Puls, Durst. Im März verschwinden alle fieberhaften Symptome, aber die Manie bricht mit ihrer ganzen Aufregung, Heftigkeit und dem Unzusammenhang der Ideen aus. Das Gesicht ist stark geröthet und drückt Unwillen aus, das Delirium ist allgemein, die Geschwätzigkeit fortdauernd, die Sprache kurz, die Bewegungen sind heftig; die Kranke ist sehr aufgeregt und duldet keine Kleidung; sie flucht, droht, schlägt, glaubt Personen zu erkennen, die sich ihr nähern, und wird aufgebracht, weil sie nicht mit ihr sprechen. Abwechselnd zerreisst, schlägt, beisst, schreit, tanzt, lacht sie u. s. w. Während der Monate September, Octbr., Novbr. dauern dieselbe Aufregung, derselbe Unzusammenhang der Ideen, dieselbe Geschwätzigkeit, dieselbe Neigung zur Wuth, dieselbe Schlaflosigkeit, dieselbe Verstopfung, dieselbe Unterdrückung der Menstruation fort. Ungeachtet der Kälte bleibt V. nackt, verwirft jede Fussbekleidung, geht auf den Höfen barfuss umher, schreit laut, hält obscöne Reden, wirft Alles um,

zerstört Alles u. s. w. Verlängerte warme Bäder, die Douche, die die Kranke fürchtet, modificiren ihren Zustand nicht. Während ihrer Reconvalescenz gestand mir V., dass sie die Douchen gefürchtet hatte, die ihr, wenn sie auch schmerzhaft waren, gut gethan hatten. Im Januar 1815 ist die Periode reichlich und seit der Zeit die Kranke ruhig; sie schläft ein wenig, sucht sich zu beschäftigen, obgleich sie immer noch delirirt. Während des Februars ist sie ruhiger, verständiger in ihren Reden und Handlungen. Im Februar ist die Menstruation reichlicher, der Appetit regelmässiger, der Schlaf besser; auch leidet sie nicht mehr an Kopfschmerz, die Gesichtszüge sind nicht mehr convulsivisch, die Farbe wird heller. V. arbeitet viel im Innern des Hauses, und nimmt allmälig zu. Die lauen Bäder werden fortgesetzt; ein aromatisches Infusum wird zum Getränk verordnet. Im März befindet sich V. in der Reconvalescenz; sie urtheilt richtig, erinnert sich an ihren Zustand, und giebt vollkommen davon Rechenschaft. Sie glaubte während ihres Deliriums, dass die sie umgebenden Personen sie tödten wollten. V. verliess gesund am 19ten Juni 1815 das Hospital, hat sich seit der Zeit immer wohl befunden und ihre gewöhnlichen Beschäftigungen wieder vorgenommen; sechs Jahre später, am 5ten Juni 1821, starb sie aber an der Lungenschwindsucht.

Der Verlauf der Manie ist nicht immer so regelmässig wie in den drei vorhergehenden Beobachtungen; wir haben schon gesagt, dass diese Krankheit verschiedenartig ausbricht. Sie zeigt eine Verschiedenheit in der Reihenfolge der Symptome, in ihrer Dauer, in ihrem Aufhören. Bald erreicht die Manie bei ihrem Auftritt sogleich ihre höchste Periode und dauert bis zu Ende des Anfalls, der plötzlich aufhört. Der Kranke scheint dann wie aus einem Traume zu erwachen, es scheint ihm, als wenn das Hinderniss, das ihn von der äussern Welt trennte, überstiegen wäre. Bald lässt die stufenweise Abnahme der Zahl und Intensität der Symptome das baldige Ende der Krankheit voraussehen. Bald gelangt der Maniacus erst nach abwechselnden, mehr oder minder langen, mehr oder weniger markirten Remissionen zur Reconvalescenz. Die Remission, die im Laufe des ersten Monats nach dem Ausbruch der Manie eintritt, ist ein Gegenstand, auf den ich nicht aufmerksam genug machen kann. Diese Remission ist constant. Bezeichnet sie vielleicht das Aufhören der Periode der Aufregung?

Die Manie ist hauptsächlich eine chronische Krankheit; nichts desto weniger ist ihre Dauer zuweilen nur sehr kurz. Man hat Anfälle gesehen, die nur 24 Stunden, einige Tage, einige Wochen dauerten. Dann muss man aber befürchten, dass ein neuer Anfall früher oder später ausbrechen werde. Man kann sich davor nicht

genug hüten; denn so leicht und flüchtig auch die ersten Angriffe auf das Gehirn waren, so bleiben die Kranken immer neuen bevorstehenden Gehirnzufällen unterworfen. Die Manie dauert mehrere Monate, ein Jahr, mehrere Jahre.

Die Manie ist, wie alle Krankheiten, intermittirend oder remittirend; sie ist anhaltend, und wir haben ihren Verlauf schon beschrieben. Die remittirende Manie ist nur dadurch von der anhaltenden verschieden, dass die Störung der Ideen und Handlungen mehr oder minder markirte, mehr oder minder regelmässige Remissionen darbietet. Es giebt Maniaci, die sehr gut schlafen und die, sobald sie aufwachen, sehr aufgeregt sind. Andere schlafen nicht, sondern sind in der Nacht aufgeregt, und nach einer schlaflosen Nacht ruhiger. Endlich giebt es Einige, die des Morgens oder des Abends ruhiger und für fremde Eindrücke zugänglicher sind. Die Remission ist zuweilen alle zwei Tage so regelmässig, dass man versucht wird zu glauben, es fände eine Intermission statt.

Die intermittirende Manie hat bald regelmässige, bald unregelmässige Anfälle. Sie ist sehr häufig, und kann in einer grossen Versammlung von Maniacis auf ein Drittheil angeschlagen werden. Wie in den intermittirenden Fiebern nimmt die intermittirende Manie den ein-, drei- oder viertägigen Typus an; die Anfälle wiederholen sich auch alle 8 Tage, alle Monat, alle 5 Monat, jährlich zwei Mal, alle Jahr, alle zwei, drei und vier Jahre. Die Anfälle brechen entweder plötzlich ohne andere bekannte Ursachen aus, als dass der Zeitraum, die Jahreszeit, das Jahr da ist, wo die früheren Anfälle stattfanden, oder sie entstehen bald durch dieselben Ursachen, die die ersten Anfälle hervorbrachten, bald durch davon verschiedene. Die Anfälle werden durch psychische Affectionen, durch physische Störungen, z. B. Verschleimung, Verstopfung, Kopfschmerz, oder durch wirkliche Krankheiten u. s. w. herbeigeführt. Ich sah einen Militair, der drei Mal in Manie verfiel, und zwar jedesmal, nachdem er eine syphilitische Affection gehabt hatte. Eine Frau hatte nach derselben Krankheit auch zwei Anfälle. Bei einigen Frauen bricht der Anfall jedesmal zur Zeit der Menstruation, der Schwangerschaft, des Wochenbettes aus. Es giebt Frauen, die jedesmal in Manie verfallen, wenn sie säugen, oder entwöhnen. Ich behandelte einen jungen Mann, der dreimal beim Beginn des Frühlings Anfälle von Manie hatte. Vor dem Ausbruche des Deliriums zeigten sich auf dem Gesicht dieses Maniacus Flechten, die mit dem Anfalle verschwanden. Die Trunkenheit führt oft die Anfälle herbei. Eine Dame verfällt alle Jahre in Manie; dem Anfalle gehen immer Symptome einer Metritis voran.. Wir haben ein Mädchen in der Salpetrière, bei dem die Anfälle sich durch alle Zeichen der Lun-

genschwindsucht ankündigten. Die Epilepsie ruft die Rückkehr der Anfälle hervor. Es giebt sehr regelmässige Anfälle, sowohl in Hinsicht auf die Zeit ihrer Rückkehr, als auf die Natur der Symptome, auf die Krisen und auf die Dauer. Es giebt Anfälle, die constant vorhergehende Zeichen haben. Einige Maniaci sind vor dem Anfall geschwätzig, ernst; einige Andere gehen viel, fühlen sich gesund, sehr glücklich. Es giebt welche, die singen, pfeifen, Andere sind melancholisch, traurig, unruhig, kleinmüthig, wollen nicht essen und schlafen wenig. Mehrere haben ein Vorgefühl von der Rückkehr der Anfälle, und fühlen die Vorläufer davon. Im Allgemeinen entscheiden sich die Anfälle plötzlich, und zuweilen ohne Krise. Gewöhnlich ist während der Intermission die Rückkehr zu den Ideen, Neigungen, Gewohnheiten, die sie im gesunden Zustandn hatten, vollständig. Dennoch aber bleiben zuweilen Symptome zurück, die beweisen, dass der Anfall nicht völlig verschwunden sei.

Ich habe Personen gesehen, die während der Anfälle von Manie so mager wurden, dass es an Marasmus grenzte, und wo der Anfall nur dann erst aufhörte, wenn sie den höchsten Grad von Schwäche erreicht hatten. War der Anfall vorüber, so bedurfte es mehr oder minder Zeit, ehe diese Kranken ihre Kräfte und ihre Wohlbeleibtheit wieder erlangen konnten, und kaum waren sie physisch nnd geistig gesund, so kehrten die Anfälle zurück.

Die Intermission findet häufiger bei der Manie als bei andern Geisteskrankheiten statt.

Man sieht nicht selten die Manie, und zwar auf sehr unregelmässige Weise, mit der Lungenschwindsucht, Hypochondrie, Melancholie abwechseln.

Madame v. M., von schwächlicher Constitution, cholerischem Temperament, war sehr reizbar. Sie hatte die ganzen Leiden der Revolution ausgehalten, und sah sich genöthigt, mit ihrer Familie zu emigriren. Durch die Entbehrungen bei der Emigration empfand sie häuslichen Kummer, und verfiel in Manie; sie war damals 24 Jahr alt. Alle Jahr erfolgte ein Anfall. Als sie meiner Behandlung anvertraut wurde, war sie seit ihrer Rückkehr nach Frankreich zum dritten Male in einem Zustande von Manie mit Hysterie complicirt. Ich verordnete eine Drachme Campher in 2 Unzen concentrirten Essig aufgelöst; dieses musste sie Esslöffelweise in 4 Unzen Wasser den Tag hindurch verbrauchen. Am folgenden Tage wurde der Anfall schwächer, und hörte beinahe plötzlich auf, während die früheren 10 — 11 Monate gedauert hatten. Das folgende Jahr fand ein neuer Anfall statt. Es zeigten sich Anfangs alle Symptome von Metritis; Beschwerden im Epigastrium, heftiger Schmerz im Uterus, Ekel, schwere Ohnmachten, besonders wenn sie die Füsse auf die Erde setzt, eine brennende

Hitze der Haut, frequenter, zusammengezogener, kleiner Puls, Durst, Unruhe. Am siebenten Tage verschwanden die Symptome der Metritis, und augenblicklich brach das Delirium der Manie aus. Die Kranke ist ausserordentlich reizbar; Alles ärgert sie und bringt sie auf; sie ist sehr bewegt, spricht unaufhörlich, ihre Ideen sind unzusammenhängend, ihre Reden schmutzig und obscön. Dieses letztere Symptom ist um so bemerkenswerther, da sie eine sorgfältige Erziehung genossen hatte. Eine Tante der Kranken giebt ihr dasselbe Arzneimittel, welches das vergangene Jahr so glücklichen Erfolg gehabt hatte. Um aber die Wirksamkeit des Mittels zu verstärken, wendet man die Mischung von Campher und Essig mit einem Male an, ohne es in ein Vehikel einzuhüllen. Das Resultat davon war eine wirkliche Vergiftung, die ihr Leben bedrohte. Durch eine folgende Gastritis kann hierdurch die Kranke mehrere Wochen hindurch nur einige Löffel voll Reiss-, Grützwasser, oder mit Wasser vermischte Milch geniessen, aber der Anfall von Manie hatte aufgehört. Zwei Jahre vergingen in einer vollständigen Intermission; seit der Zeit, d. h. seit 20 Jahren erscheinen beinahe alle Jahr die Anfälle wieder, dauern aber nur 1 — 2 Monate.

Mad. v. S., von starker Constitution, war lange in Indien gewesen; im 20sten Jahre verheirathete sie sich, und ward im 21sten entbunden. Sechs Tage nach der Entbindung fängt ihr Bett an zu brennen; sie erschrickt, stösst ein grosses Geschrei aus, die Milch und die Lochien werden unterdrückt, und eine Viertelstunde darauf tritt Manie mit Wuth auf, die 3 Monate dauert, und auf die 2 Monate lang anhaltende Melancholie folgt. Man wandte im Anfange mehrere Aderlässe am Fusse und kalte Bäder an. Sie befand sich damals auf Isle-de-France.

Im 29sten Jahre hatte v. S. einen zweiten Anfall, der durch die Einnahme von Batavia, wo ihr Mann in Garnison stand, hervorgerufen wurde. Die Manie mit Wuth brach plötzlich aus, dauerte zwei Monate, und darauf folgte, wie im vorhergehenden Anfall, Melancholie, welche 4 Monate anhielt.

Im 35sten Jahre erlitt sie einen neuen Anfall, der durch die Unruhe einer mühseligen Ueberfahrt und durch die Verzweiflung, dass ihr Mann im Gefängniss sass, verursacht wurde. Dieser Anfall war minder heftig, und dauerte mit Inbegriff der Melancholie nur 3 Monate.

Im 39sten Jahre, im Novbr. 1815, ward ein neuer Anfall durch die Versetzung ihres Mannes und den Tod einer ihrer Freundinnen hervorgerufen. Der Anfall brach am 3ten Novbr. aus, und die Kranke wurde am 4ten meiner Behandlung übergeben. Die Manie dauerte 2 Monate, worauf Melancholie folgte, die aber länger als in den früheren Anfällen anhielt.

Im 40sten Jahre reist v. S. mit ihrem Manne nach dem Senegal; sie erleidet alle Schrecken des so bekannten unglücklichen Schiffbruchs der Medusa, und verliert nicht den Verstand. Das folgende Jahr fand ein den früheren ähnlicher Anfall statt. Sie kommt in Frankreich traurig, niedergebeugt an, leidet an Reissen im Leibe, und diese Symptome verschwinden erst nach einigen Monaten.

Im 45sten Jahre hatte sie einen sechsten Anfall. Alle diese verschiedenen Anfälle zeigten denselben Character; wurden plötzlich durch einen psychischen Affect hervorgerufen, die Manie hielt zwei bis drei Monate an, worauf Melancholie folgte, die anfangs nur 2—3 Monate, in den beiden letzten Anfällen aber weit länger dauerte. Während der Manie fühlte v. S. Abneigung gegen ihren Mann und ihre Tochter, die der Gegenstand ihrer zärtlichsten Neigung sind, wenn sie gesund ist. Während der Melancholie kommt es der Kranken vor, als sei ihr Kopf leer; sie glaubt sich unfähig zu denken und zu handeln. Während der Anfälle magert sie sehr ab, und so wie die Magerkeit ausserordentlich ist, hört der Anfall auf.

Die Manie zeigt zuweilen bei ihrem Auftreten alle Symptome von bedenklichen Fiebern, deshalb ist auch die Diagnose in diesem Zeitraum der Krankheit nicht immer leicht. Der Irrthum kann sehr bedenkliche Folgen haben, wenn man ein Nervenfieber oder eine Gehirnentzündung für Manie hält. Complicationen mit Hautkrankheiten kommen häufig vor. Selten ist die Manie bei jungen Frauen ohne einige hysterische Symptome; dasselbe findet bei Männern bei Hinneigung der Manie zur Hypochondrie statt. Die Manie complicirt sich häufig mit der Epilepsie, häufiger noch mit Paralysis und Scorbut. Sie complicirt sich auch mit andern Geisteskrankheiten, was zu vielen verschiedenartigen Meinungen über den Character und die Klassification der verschiedenen Geisteskrankheiten Veranlassung gab.

Da die Manie Ursachen, die ihr eigen sind, Symptome, die sie characterisiren, einen mehr oder minder regelmässigen Verlauf, wie alle andern Krankheiten hat, so entscheidet sie sich auch durch Krisen; wie jene hat sie ihre entscheidenden Krisen und Uebergänge in andere Krankheiten. Wenn die Krisen der Manie nicht gut beobachtet worden sind, so kommt dies nicht daher, dass sie fehlen, sondern weil die Beobachtung derselben wegen der Furcht und der Abneigung, welche die Monomaniaci einflössen, und wegen der gänzlichen Vernachlässigung derselben bis auf unsere Zeiten sehr schwer ist. Diese Krankheit entscheidet sich durch schleimige oder blutige Entleerungen aller Art, durch Erbrechen, Ptyalismus, Stühle, Leucorrhoe, Blennorrhagie, Nasenbluten, Menstruation, Hämorrhoiden, Varices, Hautphlegmasien,

und Erysipelas. Ich habe oft nach sehr grossen Furunkeln, die reichlich eiterten, die Manie aufhören sehen. Endlich entscheidet sich auch die Manie durch anhaltende oder intermittirende Fieber. Sie geht in wirkliche Melancholie über, artet in Verwirrtheit aus, wie dies bei allen Geisteskrankheiten der Fall ist. Man muss diese Verwirrtheit nicht mit dem Zustande gewisser Maniaci, der nach dem Aufhören des Deliriums und der Aufregung eintritt, verwechseln. Die Reconvalescenten sind niedergebeugt, ermüdet, zu Bewegungen nicht aufgelegt; sie sprechen wenig, sind aber weder in Reden, noch Handlungen unvernünftig.

Ich werde hier noch zwei Beobachtungen über die kritischen Endigungen der Manie den früher mitgetheilten anreihen.

Mad. G., 19 Jahr alt, von mittlerer Statur, hat blonde Haare, schwarze Augen, eine weisse Haut, ist mittelmässig stark und von einer geisteskranken Mutter geboren. Sie bekam im 9ten Jahre die Blattern, im 12ten den Kopfgrind, im 13ten die Krätze, im 14ten trat spontan die Menstruation ein. Seit der Zeit sind die Menses reichlich, jedoch ist G. häufigen Kopfschmerzen unterworfen. Im 16ten Jahre bildet sie sich ein, dass Jedermann ihre Tritte belausche; im 18ten verheirathet sie sich, im 19ten wird sie glücklich entbunden. Sie will selbst stillen, aber vom Beginn des Säugungsgeschäfts begeht sie Fehler im Regimen; sie will nicht zugedeckt bleiben, weil ihr zu warm ist u. s. w. Sie fühlt grosse Schmerzen während des Säugens, die eine grosse Störung in den Ideen verursachen. Den 4ten Tag hört sie auf zu stillen, die Brüste strotzen von Milch; den 5ten Tag trinkt sie kaltes Wasser und wäscht sich auch damit; die Lochien hören auf zu fliessen. G. beklagt sich über unerträgliche Hitze; man will ihr vergebens zur Ader lassen. Am 14ten Tage werden Blutegel an die Vulva, Sinapismen auf die Lenden, Vesicatore auf die Beine applicirt; den 16ten Tag werden Blutegel hinter die Ohren, neue Sinapismen, ätherische Mixturen, u. s. w. verordnet. Alle diese Mittel sind erfolglos. Den 25sten Februar wird die Kranke in die Charité, und 4 Tage später nach der Salpetrière gebracht. Bei ihrer Ankunft ist das Delirium allgemein, die Brüste sind sehr hart, die Kranke will nicht zugedeckt bleiben; sie leidet an panischem Schrecken, hält die sich ihr nahenden Personen für Bekannte, u. s. w. Den 5ten März bildet sich eine Ablagerung an der rechten Brust, die sehr reichlich zu eitern anfängt; das Delirium vermindert sich, dennoch aber will die Kranke keinen Verband dulden. Den 10ten April: Die Wunde der Brust fängt an zu vernarben, das Delirium vermindert sich, die Kranke ist für Rathschläge, die man ihr ertheilt, zugänglicher. Bis zum 1sten Mai kehrten allmälig die Kräfte und die Vernunft wieder; sie sieht ihren Mann und ihre Verwandten. Den 12ten Mai: Voll-

ständige Reconvalescenz, die Wunde des Abscesses ist ganz vernarbt. Am 15ten: Sie ist vollkommen verständig, und verlässt am 27sten das Hospital.

Elisabeth C..., 64 Jahr alt, hat sich sehr gut conservirt, ist sehr rüstig für ihr Alter, und immer gesund gewesen. Nie haben bei ihr Unregelmässigkeiten in der Menstruation stattgefunden, und viermal ist sie glücklich entbunden worden. Einer ihrer Söhne ist zur Armee nach Spanien gegangen. Da sie von ihm keine Nachricht erhält, grämt sie sich sehr. Eines Tages glaubt sie ihren Sohn mitten unter einer Kompagnie Soldaten zu erkennen und folgt derselben von der Vorstadt St. Antoine bis zur Barrière Fontainebleau. Man weiss nicht genau, was sie auf diesem Wege gethan hat, aber den folgenden Tag wurde sie ergriffen, indem sie nackt die Strassen durchlief, und nach der Salpetrière gebracht. C. befindet sich in einem Zustande von Manie mit Wuth, der sechs Wochen anhält; nach dieser Zeit entwickelt sich eine Parotitis an der linken Seite. Sogleich hört das Delirium auf; mehrere Blutegel, um die Geschwulst applicirt, vermindern ihre Entzündung, dennoch aber bildet sich ein Abscess, der sich in drei Wochen öffnet und heilt. Seit dem Erscheinen der Parotitis verminderte sich das Delirium stufenweise und verschwand noch vor der Vernarbung der Wunde ganz.

Eine sehr grosse Beruhigung gewährt es, dass man weiss, dass diese durch die Natur und Heftigkeit ihrer Symptome so schreckliche Krankheit mehr Hoffnung zur Heilung giebt. In der That wird die Manie unter allen Geisteskrankheiten am sichersten geheilt, wenn sie einfach ist, wenn die praedisponirenden Ursachen nicht zu zahlreich waren und nicht einen zu energischen Einfluss ausübten. Der erste Anfall, wenn er nicht mit Epilepsie, Paralyse oder Lähmung complicirt ist, geht gewöhnlich in Genesung über. Eben so wird auch häufig noch der zweite Anfall gehoben, während jedoch nach dem vierten Anfalle die Heilung zweifelhaft wird. Von 269 von Manie Geheilten, von denen ich genaue Rechenschaft geben kann, hatten 132 den ersten Anfall, 67 den zweiten, 32 den dritten, 18 den vierten, und 10 noch mehr Anfälle gehabt.

Die Dauer der Krankheit ist auch viel kürzer als die der übrigen Geisteskrankheiten, was die folgende Tabelle beweist, die auch ergiebt, dass fast alle Manien im ersten Jahre geheilt werden, und dass nach dieser Zeit nur eine sehr geringe Anzahl in Genesung übergeht.

Tabelle der Heilungen. Es genasen im ersten Monat 27; im zweiten Monat 32; im dritten Monat 18; im vierten Monat 30; im fünften Monat 24; im sechsten 20; im siebenten 20;

im achten 19; im neunten 12; im zehnten 13; im zwölften 23; im zweiten Jahre 18; in den folgenden Jahren 13; zusammen 269.

Die günstigsten Jahreszeiten zur Heilung sind unbedingt der Herbst und der Sommer, die ungünstigste der Winter. Da der Sommer zur Entwickelung der acuten Manie am geeignetsten ist, so ist es nicht befremdend, dass auch viele Manien im Sommer geheilt werden.

Tabelle der Heilungen in Beziehung zu den Jahreszeiten. Im Herbste (September, October, Novbr.) 83; im Winter (Decbr., Januar, Febr.) 48; im Frühling (März, April, Mai) 61; im Sommer (Juni, Juli, August) 77; zusammen 269.

Wenn die Manie eher als die übrigen Geisteskrankheiten in Genesung übergeht, so führt sie auch seltener zum Tode, vorausgesetzt, dass man alle nur mögliche Vorsicht angewandt hat, um die Kranken vor den vielen Zufällen, denen sie ihr Delirium aussetzt, zu schützen. Man muss bei diesem günstigen Resultate auch das Regimen und die Behandlung mit in Anschlag bringen und Rücksicht auf die Complicationen und die Dauer der Krankheit nehmen; denn wenn die Manie mehrere Jahre gedauert hat, so hat sich die Constitution des Kranken so zu sagen mit der Krankheit identificirt. Hat sich die Manie mit Epilepsie, Paralyse, oder irgend einer organischen Verletzung complicirt, dann findet häufiger Sterblichkeit statt, die aber mehr durch die Complicationen hervorgebracht wird. Von mehr als 1200 geisteskranken Frauen, die während 4 Jahren in die Salpetrière und in meine Anstalt aufgenommen waren, starben kaum 30 an einer einfachen Manie, und zwar 25 beim ersten, 4 während des zweiten Anfalls. Sie starben in einem Zeitraum von 6 Jahren, und zwar zwei Drittel im Verlauf des ersten Jahres, wie es die nachstehende Tabelle beweist.

Tabelle der Epochen der Sterblichkeit. Im ersten Monat 3, im zweiten 3, im dritten niemand, im vierten 5, im fünften niemand, im sechsten 4, im siebenten 2, im achten 1, im neunten 2, im zehnten niemand, im zwölften 1. Im zweiten Jahre 3, im dritten 2, im vierten 2, im sechsten Jahre 3.

Die Maniaci sterben gewöhnlich am Nervenfieber, Lungenschwindsucht, Convulsionen. Sie sterben plötzlich, gleichsam als wäre die Sensibilität erschöpft.

Wir hatten im Jahre 1814 in der Salpetrière ein 24jähriges Mädchen, das neuerdings in Manie ohne Complication verfallen und wüthend war, und welches durch eine andere Kranke getödtet wurde. Wir waren bei der Section überrascht, kein Störung des Gehirns, noch der Gehirnhäute zu finden; eben so fanden wir bei dem Maniacus, von dem ich früher gesprochen, der plötzlich gestorben war, keine Verletzung im Gehirn.

Auch ist das Gehirn und die Gehirnhäute gesund, wenn auch die Maniaci mehrere Jahre gelebt haben, und oft ist die Natur, die Ausdehnung und der Sitz der Störung gar nicht mit der Heftigkeit und der Dauer des Deliriums im Verhältniss. Wenn die Schriftsteller Störungen im Gehirn oder in dessen Membranen gefunden hatten, so waren auch immer während des Lebens Störungen in den Bewegungen, Paralysis oder Convulsionen vorhanden. Folgt man mit Aufmerksamkeit dem Verlauf der Krankheit, so kann man durch die Symptome, die sich mit derselben compliciren, den Zeitraum angeben, wo die Störung beginnt; aber andrerseits bedenke man auch, wie viel organische Störungen des Gehirns oder der Gehirnhäute selbst der aufmerksamsten Beobachtung entgangen sind, und gehören die Symptome von Meningitis, von Blutcongestionen, von Gehirnentzündung, die man bei der Section findet, nicht oft den Erscheinungen an, die dem Tode vorangehen, und hat man wohl immer streng die einfache Manie von der complicirten unterschieden?

Was darf man aus dem Vorhergehenden schliessen? Dass die pathologische Anatomie ungeachtet der sehr fleissigen Arbeiten einzelner Männer uns in dieser Beziehung noch nicht weiter gefördert, aber wie zu hoffen steht, werden uns die neueren Untersuchungen mehr Aufklärung über dieses wichtige Gebiet geben.

Die Maniaci sterben zuweilen an Erschöpfung der Sensibilität. Sie gelangen zu diesem Zustande durch die ausserordentliche Aufregung und die Exaltation des Deliriums. Sie sind dann sehr abgemagert, schwach bis zur Ohnmacht, verfallen in Insensibilität, bleiben wie ein Knaul zusammengerollt im Bette, ohne sich zu bewegen; der Puls ist unterdrückt, schwach, die Glieder sind kalt, und bisweilen werden die Extremitäten blau; dann sterben sie nach einigen Tagen, besonders wenn sie der Kälte ausgesetzt sind, und man nicht sorgt, sie wieder zu erwärmen und durch innere reizende und nährende Mittel zu stärken.

Manchmal sterben die Maniaci ganz plötzlich, und dies geschieht besonders in der kalten Jahreszeit, und vorzüglich die Maniaci, die am heftigsten aufgeregt sind, die die Empfindung ihrer eigenen Existenz verloren, mager, bleich, sehr reizbar sind, und Convulsionen des Gesichts haben. Sterben diese Individuen nun an einer nervösen Apoplexie? Die Section zeigte mir in dieser Beziehung gar nichts, und ich konnte keine Ursache für den Tod auffinden. Selten sterben die Maniaci durch einen apoplectischen Anfall, aber sie haben Congestionen, das Gehirn ist partiell erweicht, wodurch Convulsionen hervorgerufen werden, welche diese Kranken in wenigen Tagen tödten. Gewöhnlich gehen leichte Symptome von Paralysis, oder der nahe Uebergang der Manie zur Verwirrtheit diesem Ausgange voran.

Die Erfahrung hat gezeigt, dass die Manie nicht unheilbar ist, wie einige befangene Köpfe behauptet haben, und wie es jetzt noch behauptet wird. Dieses Vorurtheil war für die Maniaci sehr traurig, da man ihnen nicht nur die geeigneten Mittel zur Genesung nicht zukommen liess, sondern ihnen auch noch die nöthigsten Dinge, die sie zum Unterhalt ihres Lebens bedürfen, entzog. Die Maniaci waren früher fast überall, und sind heut zu Tage noch in vielen Ländern der nöthigsten Dinge zur Erhaltung des Lebens beraubt, stets eingeschlossen, selbst angekettet, und so den Thieren gleich behandelt. Möchten doch die Regierungen sich dieser Unglücklichen annehmen, und ihnen die Aufmerksamkeit schenken, die die Menschlichkeit so nothwendig erheischt.

Behandlung der Manie. Man darf nicht ausser Acht assen, dass drei Perioden den Verlauf der Manie bezeichnen, deren jede eine besondere Behandlung erfordert. Welche Winke giebt hier nicht die Hygieine für die physische und psychische Behandlung! Auch setzen einige Aerzte ihr ganzes Vertrauen in sie. Dennoch haben aber die pharmaceutischen Mittel ihren Nutzen, besonders beim Auftreten der Krankheit.

Im Beginn und während der ersten Periode der Krankheit bringe man den Kranken in ein dunkles Zimmer zur ebnen Erde, dessen Luft, wenn es warm ist, frisch, rein, und bei niederer Temperatur erhalten werden, ist es aber kalt, erwärmt werden muss. Ist der Kranke sehr heftig, so befestige man ihn an das Bett und hemme seine Bewegungen durch die Zwangsjacke. Man unterwerfe ihn einer sehr strengen Diät, gebe ihm kalte Getränke mit Salpeter, reines Wasser, ein *Dec. rad. graminis* oder *hordei*, Molken, Mandelemulsion, Kirsch-, Jnhannisbeerwasser, u. s. w.

Man lasse den Kranken in seinem Zimmer allein und gebe ihm die nöthigen Personen zu seiner Bedienung; man verbiete die Gegenwart von Verwandten, Besuche von Freunden, damit der Kranke so wenig Eindrücken und Aufregungen als möglich ausgesetzt sei.

Diese Mittel sind nur in der ersten Periode anwendbar, nach derselben muss der Maniacus auf ein anderes Regimen gebracht werden. In dem Kapitel «über die Isolirung» werde ich die Gründe auseinandersetzen, welche die Isolirung, deren Verlängerung oder Nutzlosigkeit bedingen. Ich habe gesagt, bei der Manie sei sie nothwendig. In der Abhandlung «über Irrenanstalten» werde ich erklären, warum die Wohnungen zur ebnen Erde für Geisteskranke, besonders für die Maniaci vorzuziehen sind. Diese Wohnungen müssen vor hellem Lichte gesichert sein, und die frische Luft muss darin leicht erneuert werden können.

Man darf diese Kranken nicht in ihren Zimmern zurückhalten, noch weniger sie ans Bett binden. Bewegung ist für sie

ein instinktartiges Bedürfniss. Lärmen sie nur, so überlasse man sie in freier Luft ihrer ganzen Beweglichkeit, ihrem lauten Schreien, allen ihren Extravaganzen, lasse sie ihre Wuth erschöpfen. Man wende nur dann Zwangsmittel an, wenn ihr Leben durch ihre Unvorsichtigkeit, oder das Leben Anderer durch ihre Heftigkeit in Gefahr kommt, und auch dann wende man sie nur augenblicklich an. Diese müssen vom Arzt angeordnet werden und unmittelbar nach einer Aufsehen erregenden Handlung der Kranken in Anwendung gebracht werden, jedoch sogleich aufhören, wenn die Patienten ruhig geworden sind. Ausser dieser Vorsicht, so wie noch anderer, welche nur die Erfahrung geben kann, halten sich die Maniaci für ein Opfer der Ungerechtigkeit oder des Eigensinns derjenigen, welche zu ihrer Bedienung da sind. Es ist besser, die, welche des Nachts nicht im Bette bleiben wollen, frei zu lassen, und sie nicht zu zwingen, wenn sie sich nur nichts Böses zufügen. Ich habe an einem andern Orte die Beweggründe zu diesem Verfahren auseinandergesetzt. Seitdem man die Geisteskranken nicht mehr eingeschlossen hält, seitdem man ihnen alle mögliche, ihrer eignen Sicherheit nicht zuwiderlaufende Freiheit lässt, hat die Zahl der wüthenden Maniaci sich sehr vermindert. Wie viele Maniaci sind nicht paralytisch geworden, weil man sie zu lange ans Bett oder an den Sessel gebunden hatte.

Es giebt Maniaci, die keine Bekleidung leiden können; man erhalte sie mittelst der Zwangsjacke, besonders im Winter und gegen das Ende des Anfalls angekleidet.

Die Nahrungsmittel müssen reichlich sein, und so vertheilt werden, dass der Hunger und Durst die Aufregung und die Unzufriedenheit nicht steigern. Man reiche leicht verdauliche Nahrungsmittel, z. B. frische Gemüse, Früchte, u s. w. Einige Maniaci verweigern beim Beginn des Anfalls jede Art von Nahrungsmittel zu sich zu nehmen; selten aber dauert dieser Widerwille länger als einige Tage. Er entsteht zuweilen durch gastrische Beschwerden, die durch die Diät oder geeignete Mittel gehoben werden können. Manchmal wird dieser Widerwille auch durch das zu starke Delirium, welches den Kranken sogar des Gefühls ihrer Bedürfnisse beraubt, verursacht. Es ist hier hinreichend, ein Vesicator an jedes Bein zu legen, um entweder die Sensibilität gleichförmiger zu zertheilen, oder einen ableitenden Schmerz hervorzurufen. Auch billige ich bei den Maniacis nicht coercitive Mittel, die bei einigen Melancholischen nützlich sind.

Man hat geglaubt, die psychische Behandlung bei den Maniacis bestehe darin, dass man mit ihnen raisonnire, sie überzeuge; dies ist eine Chimäre. Die Maniaci haben nicht Kraft, ihre Aufmerksamkeit genug zu fesseln, um die vernünftigen Vorstellungen

anzuhören und zu befolgen. Die psychische Behandlung besteht darin, dass man sich ihrer Aufmerksamkeit bemächtigt, ihre Intelligenz beherrscht, ihr Zutrauen gewinnt. Obgleich diese Kranken kühn, verwegen sind, so lassen sie sich doch leicht einschüchtern. Die Furcht übt über sie eine solche Macht aus, dass sie furchtsam werden, zittern, sich den Personen unterwerfen, die ihnen zu imponiren verstehen. Die Furcht mässigt durch ihre schwächende Wirkung den Excess ihrer Aufregung, und macht sie auf diese Weise geneigt, die Rathschläge, welche man ihnen giebt, anzuhören, zu befolgen; jedoch muss man dieses Gefühl nicht bis zum Schrecken treiben. Ohne Zweifel hat man einige Maniaci geheilt, indem man ihnen eine heftige Furcht einflösste; aber man verschweigt, wie viele nicht geheilt worden sind, weil man sie durch eine irrige Behandlung in einen immerwährenden Schrekkenszustand versetzt hatte. Man flösst Furcht durch tausend verschiedene Mittel ein, jedoch darf die Anwendung dieser Mittel nicht groben und unwissenden Menschen überlassen werden, weil sie damit einen Missbrauch treiben würden. Es ist nicht Jedem gegeben, dieses Heilungsmittel geschickt anzuwenden, und seine Anwendung ist auch nicht bei allen Maniacis passend. Man gelangt auch dazu, die Aufmerksamkeit dieser Kranken zu fesseln, wenn man ihre Bewunderung, ihr Erstaunen erregt. Eine imposante, unerwartete Erscheinung kann, indem sie ihre Sinne lebhaft frappirt, sie zur Vernunft zurückführen. Es zeige sich dem Maniacus eine Person mit Festigkeit und sehe ihn fest an, so sieht man diesen so drohenden Wüthenden ausser Fassung gerathen, sich beruhigen und zur Behandlung fähig werden. Dasselbe geschieht durch ein imponirendes Aeussere, durch ernste, energisch ausgesprochene Worte; man flösst dadurch Erstaunen, Zutrauen, Ehrfurcht ein. Diese Wirkung dauert so lange, als die empfangenen Eindrücke anhalten. Auch die physischen und psychischen Eigenschaften der Personen, welche um die Maniaci sind, sie behandeln, üben eine grosse Macht auf diese Kranken aus. Dasselbe geschieht durch physische Erschütterungen, kräftige und erschütternde Arzneimittel; eben so durch psychische Erschütterungen, lebhafte und unerwartete Eindrücke, die zur Heilung beitragen.

Man setze ihrer Wuth eine grosse scheinbare Macht entgegen; Zurüstungen, die den Maniacus überzeugen, dass jeder Widerstand unnütz sei, werden ihn folgsam machen, wenn man Gewalt anzuwenden gezwungen ist. Man erlaube sich nie eine schlechte Behandlung gegen den Kranken, denn diese entwürdigt ihn, oder bringt seinen Zorn hervor, und der Zorn des Maniacus ist — die Wuth. Man schone das Gefühl aller Geisteskranken, besonders das der Maniaci, welche an Feinheit der Sitten der grossen Städte und der höhern Stände gewöhnt sind. Willkühr-

liche Strafen, verlängerte Einschliessung, Ketten, Schläge, grobe Worte, Drohungen reizen auf, anstatt zu besänftigen. Ist Strenge nöthig, so übe man sie ohne Heftigkeit, ohne Grobheit aus, geschieht das Gegentheil, so sieht der Maniacus nur Zorn in den Handlungen seiner Umgebung. Mehrere Thatsachen werden besser, als alle Raisonnements, die glücklichen Resultate beweisen, die eine mässige und zweckmässige Strenge bei Maniacis herbeigeführt hat. Pinell erzählt mehrere Beobachtungen, die da beweisen, welchen Vortheil man von einer solchen Behandlung ziehen kann.

Der General V., 45 Jahr alt, von kleiner Statur, sanguinischem Temperamente, mit sehr entwickelter Intelligenz, lebhafter Einbildungskraft, besass das volle Vertrauen Bonaparte's. Er hatte den Auftrag, sehr grosse Artilleriezurüstungen im Camp de Boulogne zu leiten; er ermüdet sich sehr, nicht allein bei der Ausübung seiner Functionen, sondern auch bei Experimenten in freier Luft und der grossen Sommerhitze. Plötzlich verlässt der General die Armee, besteigt mit einem Adjutanten einen Wagen, lässt den Wagen mit Baumzweigen bedecken, und sagt auf dem ganzen Wege, dass er sich nach Paris begebe, um den Friedenstractat, den er so eben mit England abgeschlossen, nach Paris zu überbringen. Auf dem halben Wege zwingt er seinen Adjutanten, den Wagen zu verlassen, und erlaubt Niemandem, wieder einzusteigen. Er bezahlt die Postillone reichlich, und wird aufgebracht, weil sie nicht rasch genug fahren. Er nimmt sich keine Zeit zum Essen, kommt auf dem Carousselplatz an, begegnet dem General, der in seinem Wagen sitzt, hält ihn an, und bittet ihn, dass er ihm seinen Wagen leihen möchte, um so rasch als möglich nach St. Cloud zu kommen. (Die Neuigkeit von dem Friedensabschluss verbreitete sich in Paris, und die öffentlichen Fonds stiegen.). Der General V.... dringt, obgleich seine Toilette in der grössten Unordnung war, bis in die Zimmer des Kaisers, berichtet ihm, dass er so eben den Frieden abgeschlossen, und dass er sich beeilt habe, die Nachricht davon zu überbringen. Der Kranke wird nach Paris zurückgebracht, und durch Corvisart und Pinell behandelt. Zu dieser Zeit zeigte die Krankheit alle Symptome einer gastrischen Affection und einer Manie mit Wuth. Von seinen Verwandten gepflegt, von Bedienten umgeben, will der General durch die Fenster entschlüpfen. Er wird an sein Bett gebunden, wird aufgeregter; man zieht die Bande fester an, und er beruhigt sich. Man lässt ihm mehr Freiheit, er macht sich los, und stürzt sich auf die Bedienung. Er verwundet einen seiner Diener, und wird von Neuem gebunden; er gebraucht Gewalt, macht sich von den Banden los, und verwundet einen zweiten Bedienten schwer. Vierzehn Tage vergehen im fortwährenden Zustande von Delirium mit abwechselnder Wuth und affectirter

Ruhe. Der Kranke wird unter Pinell's Leitung meiner Behandlung anvertraut. Er war sehr mager geworden, seine Zunge war weiss und dick, die Aufregung ausserordentlich, das Delirium anhaltend, die Ideen unzusammenhängend, und mitunter stiess er Geschrei, Drohungen, Beleidigungen u. s. w. aus. Dabei litt er an Durst, Verstopfung und Schlaflosigkeit.

Den Tag darauf wird ein Bad verordnet, und der Kranke sagt mir, dass er es nicht nehmen werde. Ich schicke zwölf Diener mit einem Aufseher hin. Dieser sagt dem General, dass das Bad fertig sei; der Kranke wird heftig, droht, erklärt, dass er sich nicht baden werde. Auf seine Weigerung sagt der Aufseher, dass er Befehl habe, ihn ins Bad tragen zu lassen, falls er es nicht gutwillig nehmen wollte. Hierauf richtet sich der General stolz auf, und sagt: «Schurken, wer von Euch wagt es, Hand an mir zu legen?» — Wir, General, so lautet unsere Ordre; und zugleich machen die Diener eine Bewegung. Der General sieht sie mit Hochmuth an, begiebt sich auf den Weg und sagt: «Nähert Euch nicht!» Während des Bades begebe ich mich zu dem anfangs sehr aufgeregten Kranken, der sich nach und nach beruhigt. Es gelingt mir, ihn zu überreden, dass man nichts von ihm verlangen werde, als was ich im Interesse für seine Gesundheit anordne. Seitdem war der Kranke vollkommen nachgiebig. Dennoch aber dauerte das Delirium den ganzen Sommer hindurch mit einigen Zwischenräumen von Remission, während welcher Zeit er Komödien und Vaudevilles schreibt, die das Unzusammenhängende seiner Ideen zeigen. Während der Paroxysmen ist er sehr reizbar, für Augenblicke aufgeregt; er verlässt sein Zimmer mit wüthendem Geschrei, läuft im Garten einige Male auf und ab, beruhigt sich, und kehrt still nach einigen Minuten zurück. Diese Aufregung kehrt 20, 30 Mal des Tages wieder. Ungeachtet der Störung seiner Ideen ersinnt er eine Vervollkommnung des Gewehrs und entwirft eine Zeichnung davon; er bezeigt das Verlangen, sie modelliren zu lassen. Nachdem ich lange eine Antwort vermieden hatte, bewillige ich ihm seine Bitte, und er giebt mir sein Ehrenwort, nur zum Giesser zu gehen, und ruhig zurückzukommen. Ein Bedienter begleitet ihn, zwei andere folgen ihm von Weiten. Der General macht seine Toilette, die er während seiner Krankheit sehr vernachlässigt hatte, geht zu Fuss zum Giesser, giebt ihm die Zeichnung, fordert ihn auf, ein Modell zu giessen und sagt im Fortgehen, dass er in acht Tagen wiederkommen werde. Er war eine Stunde bei dem Giesser gewesen, ohne dass dieser ahnte, er habe es mit einem Maniacus zu thun. Kaum ist der General zurückgekehrt, so bricht die Aufregung, das Delirium, die Neigung zur Wuth wieder aus. Acht Tage darauf erlaube ich ihm einen zweiten

Besuch bei dem Giesser; das Modell ist fertig, und er giebt den Befehl, 50,000 Stück davon zu giessen. Dieser Befehl war das einzige Zeichen, wodurch der Giesser die Krankheit des Generals entdeckte. Später wurde diese Waffe in Gebrauch gezogen.

Im Herbste nahm das Delirium nach und nach ab, und der General erlangte seinen völligen Verstand wieder. Als er zu Hause angelangt war, hatte er grosse Unannehmlichkeiten; er war seit dem Monat September, zwei Monate nach dem Ausbruch der Krankheit, zurückgesetzt worden; sein Verstand verirrte sich nicht, sondern er hielt lange darum an, wieder in Activität zu treten, und dieses glückte ihm nicht, obgleich er mit einer hohen Person jener Zeit verwandt war. Er wird hierüber bekümmert, und als er den folgenden Herbst eines Tages zu mir gekommen war, um mir seinen Verdruss zu erzählen, nachdem er vorher Geschäfte bei Lafitte abgemacht, und seine Equipage nach Hause geschickt hatte, läuft der General, anstatt nach Hause zu gehen, 36 Stunden umher. Erschöpft fragt er, wo er sich befinde; man antwortet ihm: zu Etampes; sogleich kehrt die Besinnung wieder, und er betrübt sich sehr über die Unruhe, in der seine Famlie bei seiner so langen Abwesenheit sein müsse, lässt sich nach Paris zurückbringen, und mich bitten, ihn zu besuchen. Der General konnte sich an nichts erinnern, was er diese 36 Stunden hindurch gethan hatte. Er drückte diesen Zustand auf folgende Weise aus: «ich habe einen Schlagfluss erlitten, von dem die Bewegungsorgane verschont geblieben sind» Er beklagte sich über grosse Müdigkeit; die Beine waren geschwollen und zerkratzt. Von diesem Augenblick an zeigten sich Symptome von Paralysis der Zunge, und das Gedächtniss wurde schwächer. Einen Monat später kam Delirium dazu, was aber der Kranke fühlte. Er that Alles, was zu seiner Heilung verordnet wurde; mehr als zwölf Mal wurde die Moxa auf der Basis des Hirnschädels und im Nacken angewandt. Nichts konnte das Fortschreiten der Lähmung, noch das Schwächerwerden der Intelligenz aufhalten. Endlich zeigte sich nach zehn Monaten ein seröser Durchfall, es traten Epilepsie und Convulsionen zwei Tage lang ein, und der Kranke starb.

Bei der 24 Stunden nach seinem Tode vorgenommenen Leichenöffnung war der Schädel dünn und injicirt, die Gehirnhäute waren verdickt, und enthielten eine seröse Flüssigkeit, die Ventrikel, die Gehirnsubstanz war injicirt. An dem untern und hintern Theile der rechten Hemisphäre, die der *Dura mater* adhärirte, fand ich eine Geschwulst von der Grösse einer Kirsche, die mit einer klaren serösen Flüssigkeit angefüllt war; die weisse Substanz, welche die Geschwulst umgab, war dicht; die Bronchien strotzten von Schleim. Die Höhle des Peritonäums enthielt

eine seröse Flüssigkeit, und man sah im *Coecum* und *Rectum* eine Menge Würmer.

M., 27 Jahr alt, von nervösem Temperament, war nach einem Anfalle von Wuth, der sechs Monate gedauert hatte, in einem Zustande von Melancholie verblieben. Im folgenden Frühjahr, zu der Zeit, als der Wuthanfall im vorhergehenden Jahre ausgebrochen war, zeigten sich bei diesem jungen Mann alle Zeichen eines neuen Anfalls: das Gesicht ist roth, die Augen bewegt, der Appetit vermindert, der Athem übelriechend; er leidet an Verstopfung; die Bewegungen sind heftig, die Antworten kurz. Endlich bricht nach acht Tagen der Anfall durch Geschrei, Drohungen, Beleidigungen aus. M. zerbricht und zerschlägt Alles, um frei zu sein; er stösst mich zurück, verachtet meine Rathschläge; in der Nacht überlässt er sich dem Excess seiner Wuth. Beim Anbruch des Tages verordne ich, dass man ihn im Garten umhergehen lassen solle, und er läuft darin singend, schreiend, fluchend umher. Da M. sich frei fühlt, so reisst er einen Baum aus, um seine Feinde zu vertilgen. Sein Diener stellt ihm vor, dass er nichts verderben müsse; diese Aeusserung wird übel aufgenommen; der Diener besteht darauf, und der wüthende Kranke stürzt sich auf ihn, um ihn zu schlagen. Diese Bewegung hatte man aber vorausgesehen. Andere Diener, die in einer geringen Entfernung standen, ergreifen den Kranken und bringen ihn in ein finsteres Zimmer. Ich zeige mich sogleich dem Kranken, schelte ihn wegen seiner Heftigkeit aus, zeige ihm das Unrecht, und überlasse ihn seinem Nachdenken. Zwei Stunden darauf zeigt sich keine Spur von Wuth mehr, und M. fängt an vernünftig zu werden.

Eine 48jährige Dame von sanguinischem Temperament, verfiel in Manie, und zwar in Folge der Unglücksfälle, die sie während der Revolution erlitten. Während ihre Ideen gestört sind, behält sie einen unerträglichen Hochmuth und ist immer zum Schlagen bereit. Es war hinreichend, ihr in einer einzigen Stunde zwei Mal die Zwangsjacke anzulegen, und ihr bemerkbar zu machen, wie erniedrigend eine solche Behandlung für sie sei. Seit der Zeit war die Dame vollkommen nachgiebig, und weit entfernt einen Groll gegen mich zu hegen; sie rühmt vielmehr meine Festigkeit, und behandelt mich freundschaftlich, obgleich sie ihre Vernunft nie völlig wieder erlangt hat.

Ein Wüthender zerbricht und zerschlägt Alles, was in seine Hände fällt. Er schlägt seinen Diener, kehrt in sein Zimmer zurück, verbarrikadirt es und sucht es dann zu zerstören. Ich schicke um die Stube des Kranken mehrere Diener, welche den Befehl haben, viel Lärm zu machen und ihm zu sagen, dass es ihn reuen würde, wenn er die Thüre nicht öffnete. Der Kranke lacht über diese Drohungen; die Thüre wird erbrochen, die Diener treten

schnell in Menge in das Zimmer; der aus der Fassung gebrachte Kranke bekommt Furcht, wirft sich auf die Knie, bittet um Verzeihung, verspricht ruhig zu sein und hält Wort.

Ein Friedensrichter verfiel im Jahre 1804 in Manie und perorirte zuweilen mit sehr lauter und drohender Stimme. Es machte ihm Vergnügen, das Todesurtheil mehrerer seiner Landsleute auszuschreien. Dieser Ausbruch der Wuth wiederholte sich mehrere Male des Tages. Ein Monomaniacus, der mit mir einverstanden war, nähert sich eines Tages dem wüthenden Redner und sagte: «Mein Herr, gehen Sie fort, denn ich bin auch krank und fühle, dass die Wuth bei mir ausbrechen wird, dann bin ich schrecklich und im Stande, Jeden zu tödten.» Diese energisch wiederholte Drohung brachte den Redefluss des Maniacus für immer zum Schweigen.

Ein 20jähriger junger Mann, der Chirurgus bei einem in Ostende cantonnirenden Regimente war, war von sanguinischem Temperamente, hatte einen stolzen, hitzigen und heftigen Character; er war sehr fleissig und erlitt einige Unannehmlichkeiten. Er verliert den Verstand, und glaubt sich zu grossen Dingen bestimmt. Sein Delirium ist allgemein, aber die stolzen Ideen herrschen vor, so dass er glaubt, man sei ihm Rücksichten schuldig. Er behandelt seine Kameraden mit Verachtung, begeht wüthende Handlungen, weil die Gestalten der Personen, denen er begegnet, ihm missfallen, und er das, was man ihm sagt, unrichtig auffasst. Er fordert seinen Oberst zum Duell auf, verkennt seinen Vater, der aus der Provinz herbeieilt, und will ihn erstechen. Der junge Mann wird meiner Behandlung anvertraut. Seine Haare sind schwarz und kraus, die Augen funkelnd, der Blick ist stolz und drohend, die Wangen roth, das Gesicht bleich, ein wenig gelblich. Das Delirium ist allgemein, die Geschwätzigkeit unaufhörlich, die Reden sind stolz, die Bewegungen heftig. Er stösst alle Nahrungsmittel mit Verachtung zurück. Nachdem er eine Stunde allein und sehr heftig gewesen war, trete ich allein zu dem jungen Manne, fasse ihn fest am Arm und zwinge ihn auf diese Weise bei mir zu bleiben. Nachdem ich ihn fest angesehen hatte, sage ich zu ihm: «Junger Mann, Sie sollen einige Tage hier bleiben; wollen Sie es gut haben, so betragen Sie sich ordentlich; betragen Sie sich wie ein unvernünftiger Mann, dann werden Sie auch als solcher behandelt werden. Sie sehen diese Diener, sie haben den Befehl, ihnen zu geben, was Sie höflich und ruhig verlangen; übrigens brauchen sie Niemandem zu gehorchen, als mir.» Nachdem er ungeduldig meine Ermahnung angehört, lasse ich den Arm des Kranken los, der mit grossen Schritten, aber ohne Geräusch, im Zimmer auf- und abgeht. Jedesmal wenn er aufgeregt wird und schreit, brauche ich mich nur zu zeigen oder hören zu lassen,

so wird er wieder ruhig. Laue Bäder, kalte Waschungen, von Zeit zu Zeit säuerliche und abführende Getränke, viel Bewegung, waren die Mittel, welche angewandt wurden, und die Heilung schritt nach und nach binnen drei Monaten vor. Der junge Mann versicherte mir, dass trotz des Deliriums ihm meine Anrede bei seiner Ankunft immer gegenwärtig gewesen sei.

Mad. N., 54 Jahr alt, hatte nach dem Aufhören der Menstruation den ersten Anfall von Manie. Als sie nach sechs Jahren den zweiten Anfall herannahen fühlte, machte sie über Alles Anordnungen in ihrem Hause und befahl, dass man sie, nachdem der Anfall ausgebrochen sei, in ein Hospital bringen solle. Der Anfall bricht plötzlich mit allgemeinem Delirium und grosser Aufregung mit Wuth aus. Da sie von Hause entschlüpfen will, so schlägt und stösst sie Alles um, was ihr in den Weg kommt. Einige Tage später wird die Kranke meiner Behandlung anvertraut. Den ganzen ersten Tag bringt sie damit zu, die Geschichte ihrer Krankheit zu erzählen, und uns zu bedauern, dass wir mit einer so bösen Frau zu thun hätten, die Alles zu thun im Stande sei. Beim Anbruch der Nacht tritt allgemeine Kälte mit Kopfweh ein, das Gesicht röthet sich, der Durst ist brennend; einige Stunden später ist sie unaufhörlich geschwätzig, macht obscöne Vorschläge, beleidigt, droht, schreit. Sie sagt, dass sie Stimmen höre, die ihr befehlen, das Haus in Brand zu stecken, Jedermann zu tödten, mich herabzustürzen, u. s. w. Ich trete plötzlich ein, schelte sie tüchtig aus, und beklage mich laut über so viel Lärm und Unordnung. «Es ist nicht wahr, dass man zu ihnen spricht, sagte ich zu der Kranken, glauben Sie nicht etwas zu hören, es ist Niemand da, Sie haben nichts zu fürchten, ich bin hier, um den bösen Geist zu entfernen, der Sie inspirirt; fürchten Sie nichts, gehen Sie schlafen.» Diese Worte, mit Energie im ernsten Tone gesprochen, überzeugen die Kranke, die sich zu Bette legt und den Rest der Nacht ruhig bleibt. Nach dem Anfalle versicherte sie mir, dass meine Worte sie vor einem bösen Geiste, der sie während der Krankheit inspirirte, gesichert hätten.

Von den so eben erzählten Beobachtungen zeigen einige die gute Wirkung des psychischen Einflusses auf die Maniaci, besonders in den ersten Augenblicken des Isolirtseins, die andern die gute Richtung, welche er diesen Kranken geben kann, selbst dann, wenn das Delirium und die Neigung zur Wuth anhalte. Diese Thatsachen können in ähnlichen Fällen zur Indication dienen. Man vergesse aber nicht, dass der Eindruck, wenn man damit glücklich sein will, lebhaft und energisch sein muss. Ich habe Maniaci augenblicklich durch den Eindruck genesen sehen, welchen sie durch den Eintritt in's Hospital oder in eine Irrenanstalt empfanden.

M., von lebhaftem und heftigem Character, wird von einer Gehirnentzündung geheilt und verfällt in Manie. Sein Delirium ist so heftig, dass er seine Wuth an seiner Frau und seinen Kindern auslassen will. Er wird meiner Behandlung übergeben, und in ein finsteres Zimmer zur ebnen Erde, das nichts als ein Bett enthielt, gebracht. Der Kranke, der seit einem Monat ein allgemeines Delirium hatte, wüthend war und nicht schlief, ist seit der ersten Nacht nach seiner Isolirung ruhig und schläft. Den folgenden Morgen kehrt die Wuth nicht wieder, und es bleibt ihm nur eine Art von Träumerei, die der Kranke verheimlicht, aus Furcht, für einen Narren gehalten zu werden, zurück. Dann und wann findet einige Aufregung statt, die der Kranke unterdrückt. Seit dem dritten Tage befindet sich M. in der Reconvalescenz, und beschäftigt sich viel damit, die Eigenschaften der Nahrungsmittel zu prüfen, die man ihm reicht. Den vierten Tag verlangt er seine Frau und seine Kinder zu sehen; den neunten Tag besuchten sie ihn, und er fährt mit ihnen aufs Land, bleibt 48 Stunden dort, und kehrt bei seiner Rückkunft zu seinen Beschäftigungen zurück, behält jedoch einen Groll gegen seinen Arzt, seinen alten Freund, weil dieser ihn für geisteskrank gehalten, und ihn seiner Familie entrissen hat. Mit der Zeit verlor sich auch dieses Vorurtheil, und M. sagte mir, dass er das Delirium seit der ersten Nacht wie einen Traum verschwinden gefühlt habe.

Der Arzt, welcher einen Maniacus behandelt, muss nie suchen, diesem Furcht einzuflössen, er muss unter seinen Befehlen ein Individuum haben, das die mühselige Arbeit übernimmt, nach seinen Anordnungen zu handeln, und das im Nothfalle der Wuth dem Ungestüm und der Heftigkeit des Kranken sich widersetzen kann. Der Arzt muss dem Kranken als Tröster erscheinen; er muss geschickt die Gelegenheit erfassen, um sich dem Kranken als wohlwollender Beschützer zu zeigen. Er muss eine liebreiche, aber ernste Sprache führen, Güte mit Festigkeit verbinden, und Achtung einflössen. Hierdurch wird er Zutrauen gewinnen, ohne welches keine Heilung stattfinden kann. Seine Haltung, sein Blick, seine Worte, der Ton seiner Stimme, seine Geberden, selbst sein Schweigen wirken auf den Geist oder das Herz des Maniacus. Der Arzt muss Besuche von Verwandten erlauben, Belohnungen verheissen, Strafen vorschreiben, er muss alle die leiten, welche sich dem Kranken nahen und ihn bedienen. Im Allgemeinen muss man in den Besuchen streng sein, denn oft erweckt das Sehen eines Verwandten, eines Freundes Ideen, an welche sich Erinnerungen knüpfen, die das Delirium unterhalten oder beleben.

Man ersieht hieraus auch, dass die Behandlung der Maniaci während der Reconvalescenz verschieden sein müsse. Der grösste

Theil der Reconvalescenten bedarf Trost, Ermuthigung, angenehme Unterhaltung, Spaziergänge und verschiedene Leibesbewegung. Ehe sie ihren gewohnten Beschäftigungen und ihren Verwandten wiedergegeben werden, müssen sie erst eine mehr oder minder lange Probezeit aushalten, während welcher der Reconvalescent nicht in demselben Zimmer bleiben darf, wo er für ihn unangenehme Gegenstände sieht, und wo er sich seiner ganzen Heftigkeit überlassen hat.

Die Reconvalescenz der Maniaci ist zuweilen lang und schwierig, zuweilen geht sie auch schnell vor sich, dann muss man aber fürchten, dass man es mit einer intermittirenden Manie zu thun habe. Es giebt Reconvalescenten, die, der Gesellschaft, ihrer Familie, ihren Gewohnheiten wiedergegeben, erst nach einigen Monaten, ja noch später vollkommen gesund werden. Diese Reconvalescenten behalten eine grosse Reizbarkeit, die sie für Eindrücke sehr empfänglich, für Aerger sehr zugänglich macht. Einige schämen sich über den Zustand, in dem sie gewesen, sie fürchten die erste Zusammenkunft mit ihren Verwandten, ihren Freunden, besonders wenn sie im Delirium bizarre, tadelnswerthe Handlungen begangen haben, deren Rückerinnerung ihre Eigenliebe verletzt oder ihr Herz betrübt. Einige willigen ein, von ihrer Krankheit zu sprechen, und die Personen zu sehen, von denen sie behandelt und gepflegt worden sind. Mehrere behalten eine Abneigung gegen die Personen, die um sie beschäftigt gewesen sind und sie gepflegt haben. Ist diese Abneigung oder dieser Groll zu stark, so erzeugt er Melancholie, Selbstmord, oder einen neuen Anfall von Manie. Ich rathe den Reconvalescenten Reisen oder den Aufenthalt auf dem Lande an, ehe ich ihnen erlaube, zu ihrer Familie und in die Umstände, in welchen sie lebten, oder zu den Personen zurückzukehren, die Zeugen des Ausbruchs ihrer Krankheit waren.

Die Anwendung von Arzneimitteln erfordert die reiflichste Ueberlegung. Will man die Manie heilen, so hüte man sich vor der Systemsucht, und setze Misstrauen in alle ausschliesslich gegen dieselbe angegebenen Arzneimittel; denn es ist gar zu leicht, sich durch die Heftigkeit der Symptome täuschen zu lassen. Man verordne nicht ein und dieselben Arzneimittel allen Maniacis und in allen Stadien der Krankheit. Abgesehen von den allgemeinen Rücksichten auf die Jahreszeit, das Alter, das Geschlecht, das Temperament, muss man die Therapie nach den Individuen modificiren. Wichtig ist es, sich gleich anfangs zu versichern, ob die Manie nicht von einer pathologischen Ursache herrühre. Man hat viele Maniaci dadurch unheilbar gemacht, dass man nur das Aufbrausen des Deliriums und die Heftigkeit der Wuth zur Richtschnur genommen, und alle Maniaci auf eine und dieselbe Weise

behandelt hat. Kann man durch eingezogene Erkundigungen und durch Beobachtungen die Ursache der Krankheit nicht ausfindig machen, so ist es weit besser, sich an ein kluges exspectatives Verfahren zu halten.

Sind beim Beginn der Manie, im ersten Stadium derselben, gastrische Symptome vorhanden, so suche man durch leichte Mittel die ersten Wege zu entleeren; zu diesem Zwecke gebe man den Brechweinstein mit einer grossen Menge Gerstenwasser, Molken, oder dergl. verdünnt. Zeigen sich Zeichen von *Plethora*, so verordne und wiederhole man einen Aderlass, applicire Blutegel hinter die Ohren oder an die Schläfen, trockne Schröpfköpfe in den Nacken, Blutegel in geringer Zahl, aber häufig, an den After. Die Röthe des Gesichts und der Augen, das Sausen und Klingen der Ohren, ein klopfender Schmerz in den Schläfen oder im Schädel zeigen eine Tendenz zu Gehirncongestionen an. Man sei sparsam mit Blutentziehungen. Schwächt man die Maniaci, so läuft man Gefahr, sie in Verwirrtheit zu stürzen. Pinell sagt: «Der Aderlass ist ein seltenes Mittel. Wie viele Maniaci haben kein Blut verloren, und sind geheilt, wie vielen ist zur Ader gelassen worden, die unheilbar geblieben sind.» Man wende laue Bäder an, verlängere sie auf zwei, drei bis vier Stunden, und wiederhole sie zwei bis drei Mal täglich, indem man jedesmal ein Bad giebt, wenn das Delirium und die Wuth wieder beginnen, besonders wenn der Kranke ein reizbares Temperament hat. Jedesmal, wenn der Kranke im Bade ist, mache man kalte Waschungen auf den Kopf, indem man entweder Wasser auf den Kopf giesst, oder einen in kaltes Wasser getauchten Schwamm oder Leinewand auf den Kopf legt. Man fahre ununterbrochen mit kalten, verdünnenden und leicht abführenden Getränken fort. Endlich entleere man durch anfangs erweichende, dann abführende Klystiere; dabei beobachte man eine strenge Diät.

Haben die Symptome an Heftigkeit verloren, so lasse man den Kranken seine Wuth austoben und seine Thätigkeit in freier Luft ausüben, indem man ihm mehr Freiheit gestattet. Dann lasse man eine reichlichere Nahrung geben. Zeigen sich mitunter lichte Augenblicke, dann verdoppele man die Bezeigungen des Antheils und Wohlwollens; stellen sich Krisen ein, so gebe man darauf Acht, und komme ihnen durch nahrhaftere Mittel und einige leichte Tonica zu Hülfe. Die folgende Beobachtung zeigt, welche Gefahr man läuft, wenn man den Gang der Natur stören will. Eine Frau von ohngefähr 36 Jahren war am 18. Januar 1818 in die Salpetrière aufgenommen. Sie litt an Manie und war wüthend, sehr mager und reizbar. Das Delirium dauerte mit derselben Heftigkeit bis zu Anfang des Monats August fort, dann *zeigte sich* die Krätze, die schnelle Fortschritte machte. Das De-

lirium wurde schwächer, und gegen Ende desselben Monats hörte es beinahe ganz auf. Da ich diese Frau von der Krätze, die ihr sehr lästig war, befreien wollte, so liess ich sie Schwefelbäder nehmen; die Krätze verminderte sich nach vier Bädern, aber das Delirium und die Aufregung kamen wieder zum Vorschein. Die Bäder wurden ausgesetzt, aber wenige Tage darauf starb die Kranke, die sehr schwach war, am 13. Septbr. Die Leichenöffnung zeigte keine merkliche Verletzung des Schädels, aber die Lungen waren krank. Hätte ich mich begnügt, die Kräfte dieser Frau zu unterstützen, so ist es wahrscheinlich, dass die Krätze nicht verschwunden, die Krise vollständig gewesen, die Reconvalescenz einen regelmässigen Verlauf gehabt hätte, und die Kranke gesund geworden wäre. Man verzeihe mir diese Abschweifung; ich wollte hierdurch nur zeigen, wie wichtig es ist, den kritischen Anstrengungen nichts in den Weg zu legen.

Ist endlich die Ruhe wieder hergestellt, beginnen die Maniaci ihren Zustand zu erkennen, obgleich das Delirium noch vorhanden und die Neigungen noch nicht erwacht sind, so muss man sie von den Orten entfernen, wo sie sich ihren Excessen überlassen hatten; man muss sie mit neuen Gegenständen umgeben, die geeignet sind sie zu zerstreuen. Man muntere sie zur Arbeit, zur Leibesbewegung auf, und schreibe ein stärkendes Regimen vor.

Dieselbe Behandlung findet bei jedem Anfalle einer intermittirenden Manie statt. Man wende die geeigneten Arzneimittel während der Intermission an. Die China, die richtig angewandt bei intermittirenden Fiebern so gut wirkt, leistet zuweilen bei der intermittirenden Manie gute Dienste; aber dieses Mittel ist auch oft unwirksam, vielleicht deshalb, weil die Gaben, in denen man es reicht, nicht gross genug sind, und weil man es nur bei einer inveterirten Krankheit verordnet, wenn alle andern Mittel fruchtlos waren. Ich fand die China in einigen neuen intermittirenden Manien, deren Anfälle sich alle 3—4 Wochen erneuten, sehr wirksam.

Aber die Behandlung der Manie würde aufhören rationell zu sein, wollte man alle Stadien der Krankheit, und alle Maniaci auf ein und dieselbe Weise behandeln. Ist die Manie in einen chronischen Zustand übergegangen, dann müssen die therapeutischen Mittel den Umständen angemessen und verschieden sein.

Ist die Manie nach Unterdrückung der Menstruation, der Hämorrhoiden oder gewohnter Ausflüsse ausgebrochen, so verordne man allgemeine Aderlässe, örtliche, von Zeit zu Zeit in geringer Menge wiederholte Blutentziehungen und andere Mittel, die geeignet sind, diese Ausleerungen wieder herzustellen.

Zeigte sich die Manie in Folge des Wochenbetts, nach einer plötzlichen Unterdrückung der Milch, so reichen gewöhnlich Ab-

führmittel, abführende Klystiere, Blasenpflaster, Haarseile zur Heilung hin.

R. J. B., 28 Jahr alt, war von einer Mutter geboren, die im 48sten Jahre einen leichten Anfall von Apoplexie erlitten hatte. Eine ihrer Schwestern wurde später geisteskrank. B. hatte im 9ten Jahre die Pocken, im 17ten und 18ten Jahre litt sie an heftigen Kopfschmerzen, im 18ten erschien die Menstruation und der Kopfschmerz verschwand. B. erlitt viel Widerwärtigkeiten, nachdem sie im 28sten Jahre, den 14ten März 1819, glücklich entbunden worden war. Sechs Tage darauf bricht das Delirium aus, und sie wird am 23sten nach der Salpetrière gebracht. Bei ihrer Ankunft glaubt sie viele Stimmen zu hören, die sie auffordern, den sie umgebenden Personen Böses zu thun. Sie hält sich für behext, hat heftige Schmerzen in den Gliedern, und verweigert, jede innere Arznei zu nehmen. Ich verordne ein breites Vesicator auf dem Rücken, zugleich laue Bäder, kalte Begiessungen auf den Kopf, verdünnende, später abführende Tränke; das Delirium wird schwächer, und die Menstruation zeigt sich wieder. Die Kranke befindet sich nach dem Vesicator so wohl, dass sie verlangt, man solle es offen erhalten. Da ihre Vernunft bald wiederkehrte, so verlässt sie das Hospital. Seitdem hat sich B. verheirathet, sie verfiel 15 Jahre später in hypochondrische Melancholie, consultirte mich, fragt mich, ob sie ein Vesicator appliciren solle, zu dem sie das meiste Zutrauen habe, indem sie sich an die gute Wirkung desselben erinnere. Unter denselben Umständen fand ich auch die Weisse'schen Molken, mehrere Tage hinter einander mit verdünnenden Tränken angewandt, sehr wirksam. Diese Molken führen, zu 12 Unzen gegeben, gewöhnlich ab, und verursachen keine Kolikschmerzen. Ich verordnete bei Manien, die in Folge des Wochenbetts ausbrachen, 8 — 14 Tage hindurch täglich drei abführende Klystiere, und unterwarf die Kranken einer strengen Diät. Ich könnte noch mehrere Beispiele anführen, wo das letztgenannte Heilmittel glückliche Resultate herbeiführte. Diese Klystiere bestehen aus Milch und vier Unzen Zucker. —

Entseht die Manie durch Zurücktreten der Gicht, durch das Verschwinden einer Flechte, durch plötzliches Aufhören der Krätze, durch Unterdrückung eines Geschwürs, so wende man Mittel an, die diese Krankheiten wieder hervorrufen können, und zuweilen ersetze man die verschwundenen Krankheiten durch ein Exutorium. Auf diese Weise haben wir das vergangene Jahr eine junge Person, die unmittelbar nach der Vernarbung eines Geschwürs, das sie lange an der linken Backe gehabt, in Manie verfallen war, wie durch Zauber geheilt, indem wir ein Haarseil in den Nacken applicirten.

Entsteht die Manie von Würmern im Darmkanal, so wirken Calomel mit Jalappe, Aloetica, Gummi Guttae u. s. w. vortrefflich.

Brach die Manie in Folge einer schweren Krankheit, eines intermittirenden Fiebers, Onanie, Schwäche von zu schnellem Wachsthum u. s. w. aus, so verordne man ein analeptisches Regimen, Eselsmilch, China, bittere Mittel und laue Bäder, die den Nervenreiz besänftigen, und gehe dann zu Fluss- und Seebädern über.

Kalte Begiessungen haben wüthende Maniaci von nervösem Temperament, deren idiopathische Manie durch Störung der Nervensensibilität entstanden war, anfangs beruhigt, dann geheilt. Folgende Thatsachen beweisen, dass dieses Mittel nicht immer physisch wirkt.

Marie Margarethe L., 25 Jahr alt, von sanguinischem Temperament, hohem Wuchse, mittelmässiger Stärke, sehr grosser Reizbarkeit, hatte im 7ten Jahre eine schwere Krankheit, im 8ten die Pocken, und im 15ten Jahre trat die Menstruation ein, die dann sehr regelmässig erschien. L. litt oft an Kopfschmerzen und häufigem Nasenbluten. Als sie 24 Jahr alt war, reist ihr Geliebter zur Armee ab; sie ward darüber traurig und finster. Ihre jüngste Schwester verheirathet sich, und L. wurde noch betrübter, da ihre Gefährtinnen sich über sie lustig machten. Ein neuer Liebhaber zeigt sich, und gewinnt ihre Zuneigung, heirathet aber bald darauf eine andere. Dieser Umstand gab zu neuen Neckereien Veranlassung, und man klebte an ihre Thür abscheuliche Dinge an. Als sie am 25sten Juli 1811 zu Tanze geht und ihrem untreuen Liebhaber gegenüber steht, fällt sie in Ohnmacht. Als diese vorüber ist, delirirt sie, und begeht die nächsten drei Tage tausend Extravaganzen, indem sie springt und tanzt, aber kein Wort spricht. Den 28sten tritt Ruhe und Rückkehr der Vernunft ein. Acht Tage später wird sie von einer ihrer Gefährtinnen beleidigt, das Delirium erscheint wieder, und zwar mit Neigung zum Selbstmorde. Da die Regeln unterdrückt sind, so wird ein Aderlass und Blutegel an die Vulva ohne merkliche Wirkung verordnet. Einen Monat später wird sie in der Salpetrière aufgenommen.

Bei ihrem Eintritt war L. in einem Zustande von hysterischer Manie, die Menstruation blieb drei Monate aus, und als sie erschien, wurde das Delirium nicht schwächer. Im December litt L. an Convulsionen und an hysterischen Erstickungsanfällen, die durch laue Bäder geheilt wurden. Im Januar 1812 tritt *Furor uterinus* ein, und man wendet Antispasmodica, Asa foetida, u. s. w. an. Im Juni und Juli findet dasselbe Delirium, aber ruhiger statt; die Regeln fliessen. Im August wechseln lichte Augenblicke mit Delirium ab. Der Herbst vergeht in demselben

Zustande, trotzdem die Bäder verlängert und häufiger angewandt wurden. Im Januar 1813 dieselbe Aufregung, derselbe Unzusammenhang der Ideen, dieselbe Geschwätzigkeit. L. geht viel, spricht unaufhörlich, begeht tausend Extravaganzen. Sie stickt auf die grobe Leinwand ihrer Kleider bizarre und unförmliche Zeichnungen, zerschneidet sie in Stücke und verschenkt diese. Sie überredet sich, dass Männer sie im Bette besuchen, von denen sie bald den einen, bald den andern ihren Reden nach liebreich behandelt. Sie spricht mit dem Einen, als sei sie eifersüchtig, mit dem Andern, als sei sie mit ihm zufrieden. Der Anblick ihrer Eltern modificirt die Krankheit nicht. Im Mai wird sie sehr mager, und ausserordentlich aufgeregt. Im Juni verordne ich kalte Begiessungen. Die erste wird mit Wasser von 14° R. gemacht. Auf diese Begiessung folgt ein Frösteln, das den ganzen Tag anhält. Den folgenden Tag: Ruhe, dasselbe Delirium. Drei Tage darauf werden die Begiessungen wiederholt, worauf eine deutlichere Ruhe eintritt. Die folgenden Tage werden die Begiessungen fortgesetzt, die Kranke wird täglich vernünftiger, und bleibt lieber an einem Orte. Im August spricht L. vernünftig, sie arbeitet, bleibt aber hysterisch. Endlich verlässt sie im September vollkommen geheilt das Hospital, nachdem die Krankheit 22 Monate gedauert hatte.

Florenzia Angelica M., 18 Jahr alt, von zarter Constitution, nervösem Temperament, litt an Kopfschmerzen, und hatte einen halsstarrigen und heftigen Character. Sie hatte, als sie 1 Jahr alt war, die Pocken, im 8ten Jahre kam sie in eine Pensionsanstalt, wo sie bis zum 17ten Jahre verblieb. Während ihres Aufenthalts daselbst hatte sie sich durch Geschicklichkeit und Eifer in Arbeiten ausgezeichnet. Um diese Zeit fiel sie auf den Kopf, und litt gewöhnlich an kalten Füssen und bläulichen Händen. Die Menstruation erschien ohne besondern Zufall im 18ten Jahre; sie war regelmässig, aber schwach. In den Monaten Januar und Februar arbeitete sie Tag und Nacht, um sich auf das Examen vorzubereiten, um das Abgangszeugniss aus dem Institut zu erhalten.

Den 14ten März hatte sie während der Fastenzeit Fleisch gegessen, und ging darauf zwei Mal zur Beichte. Nach der ersten Beichte machte sie sich Vorwürfe, Gott beleidigt zu haben. Nach der zweiten Beichte überraschte man sie weinend, ächzend, indem sie sagte, man habe ihr schrecklich gedroht, obgleich der Beichtvater sie so viel wie möglich getröstet hatte. Man verordnete einen Aderlass und liess sie ein Bad nehmen; aber diese Mittel blieben ohne merkliche Wirkung. Am 3ten April wird M. nach der Salpetrière geführt. Bei ihrer Ankunft weint sie, verlangt nach ihrer Mutter, will ausgehen, wird aufgeregt, spricht viel ohne Zusammenhang u. s. w. Den dritten Tag war M. sehr aufgeregt, und hielt unzusammenhängende und obscöne Reden. Den 10ten

April wird sie in die Salpetrière aufgenommen; die Aufregung ist ausserordentlich und es tritt Wuth ein. Die Kranke entkleidet sich fast ganz, so dass sie beinahe nackt geht; eine Douche beruhigt sie. Den 15ten und die folgenden Tage findet dieselbe Aufregung statt; es werden laue Bäder angewandt.

Ich verordne Begiessungen mit kaltem Wasser von 14° R. Die erste Begiessung äusserte keine merkliche Wirkung. Zwei Tage darauf führt man die junge Kranke in den Badesaal, um neue Begiessungen anzuwenden. Sie wandte alle mögliche Kräfte an, um Widerstand zu leisten und sich den Begiessungen zu entziehen. Ihre Anstrengungen waren natürlich unnütz. Nach einer Viertelstunde wird sie von Frösteln befallen, die Kinnbacken schlagen heftig zusammen, die Beine können das Gewicht ihres Körpers nicht tragen, der Puls ist klein, langsam, concentrirt; sie wird ins Bett getragen und schläft sogleich ein. Der Schlaf dauerte vier Stunden, während welcher Zeit sich ein reichlicher Schweiss eingefunden hatte. Beim Erwachen war sie vollkommen vernünftig, und seit dieser Zeit hat sie nicht einen Augenblick mehr delirirt. Als sie den folgenden Tag in die Abtheilung der Reconvalescenten kam, verhielt sie sich sehr vernünftig und anständig; sie bezeugte ein lebhaftes Verlangen, ihre Familie wieder zu sehen. Nach Verlauf von einigen Probetagen fand eine Zusammenkunft mit ihren Verwandten statt, und hatte gar keine nachtheiligen Folgen, ungeachtet die Mutter der Reconvalescentin sehr aufgeregt war. Endlich wurde sie nach zwei Monaten völlig geheilt ihrer Familie wiedergegeben.

F. L., 24 Jahr alt, eine Wäscherin, von sanguinischem Temperamente, lebhaftem, heftigem, sehr zänkischem Character, kam am 19ten Februar 1812 in die Salpetrière. Im 5ten Jahre hatte sie die Pocken, im 6sten die Krätze, im 7ten war sie genothzüchtigt und hierdurch syphilitisch geworden; im 14ten Jahre erschien der Monatsfluss, der seitdem sehr regelmässig war. Am 12ten Februar 1812 wurde sie entbunden; sechs Tage später ging sie ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nach. Bei ihrer Rückkehr ergriff sie ein Frösteln, was sie aber nicht ans Ausgehen verhinderte, um zwei an den Pranger gestellte Frauen zu sehen. Sie kam von diesem abscheulichen Schauspiel delirirend zurück. Den 19ten, zehn Tage nach der Entbindung, wurde L. in die Salpetrière aufgenommen. Bei meinem Besuche am folgenden Tage fand ich diese Frau sehr aufgeregt, im stärksten Delirium, schreiend und unaufhörlich sprechend, u. s. w. Die Brüste waren hart und sehr dick. Man wendet dabei Einreibungen mit *Liniment. camphor.* an, worauf am 24sten die Geschwulst verschwunden war. Nun traten Convulsionen dazu, die sich alle Tage zu verschiedenen Stunden wiederholten, und denen Geschrei voranging.

Die Augen sind dann convulsivisch nach oben gekehrt, das Gesicht ist stark injicirt; weisser und schäumender Speichel fliesst aus dem Munde. Nach diesem Ausfluss spricht die Kranke viel. Den 2ten März: Das Delirium ist allgemein, die Geschwätzigkeit und Aufregung ausserordentlich; L. kennt die sie umgebenden Personen nicht mehr, und spricht oft den Namen ein und desselben Individuums aus. Mai: Dasselbe Delirium dauert fort. Juni: Es tritt etwas mehr Ruhe in den Bewegungen ein, jedoch hat der Unzusammenhang der Ideen und die Geschwätzigkeit nicht abgenommen. Juli: Derselbe Zustand dauert fort. Laue Bäder, ein abführender Trank bringen keine Besserung hervor. August: Ein Vesicator zwischen den Schultern bleibt ohne merkliche Wirkung. December: Die Menstruation erscheint, ohne dass das Delirium und die Aufregung schwächer wird. Der Winter brachte keine Aenderung in diesem Zustande hervor. Im Juni 1813 verordne ich kalte Begiessungen, welche die folgenden Tage wiederholt werden. Nach jeder Begiessung tritt ein Fieberanfall ein, das Delirium wird gemässigter. Jeden Tag macht die Kranke merkliche Forschritte zur Heilung, die gegen Ende Juli vollkommen ist. Die Menstruation stellt sich regelmässig wieder ein. Endlich wird L. ihrer Familie wiedergegeben. Seit ihrem Austritt aus dem Hospital ist sie drei Mal glücklich entbunden worden, ohne dass ihre geistige Gesundheit darunter gelitten hätte.

J., 15 Jahr alt, kam am 18ten August 1836 nach Charenton. Er befand sich damals in Folge von Onanie in einem Zustande von Verwirrtheit, der nahe an Stupor grenzte. Die Haut dieses jungen Kranken war entfärbt, seine grossen und blauen Augen waren matt, aufgedunsen; sein Gang war schwankend, und dabei ging er wenig. Er sprach nicht; kaum dass er durch einzelne Sylben antwortete, auch schien er die an ihn gerichteten Fragen nicht zu verstehen. Ich verordnete Begiessungen mit kaltem Wasser von 14° R. Es zeigte sich ein Frösteln, und es dauerte mehrere Stunden, ehe der junge Kranke sich erwärmen konnte. Ich verordnete, dass man ihm nach der zweiten Begiessung den Rücken und die unteren Gliedmassen mit wollenem Zeuge frottiren sollte. Nach der sechsten Begiessung wurde die Farbe des Kranken lebhaft, und er selbst schien sich zu ermuntern. Nach und nach nahmen die Kräfte zu, der Gang wurde sicherer, er antwortete lieber und richtiger anf die an ihn gerichteten Fragen, und verlangte eine grössere Menge Nahrungsmittel. Funfzehn Begiessungen reichten hin, um die Herstellung zu bewerkstelligen.

Im Sommer des Jahres 1813 wandte ich bei vier Maniacis kalte Begiessungen an. Die eine von diesen vier Frauen konnte erst nach zwölf Stunden erwärmt werden, dann schlief sie ein, und war beim Erwachen geheilt. Die Wirkung bei den andern

drei Frauen war nur schwach, aber das Delirium verlor an Stärke, und sie genasen wenige Tage darauf, ohne dass ich neue Begiessungen anwandte. Die Begiessungen mit kaltem Wasser führen häufig glückliche Resultate herbei, sei es indem sie die Kräfte erwecken und aufregen, oder indem sie die zu sehr concentrirte Nervenkraft nach aussen gleichsam ziehen; so viel ist aber sicher, dass dieses mächtige therapeutische Mittel bei allen Subjecten nicht auf dieselbe Weise wirkt. Der junge, durch Onanie geschwächte J. war bleich, gedunsen, verwirrt, die kalten Begiessungen wirkten hier tonisch, während die andern Geisteskranken Maniaci waren, und bei diesen ist es augenscheinlich, dass die Begiessungen eine heilsame fieberhafte Reaction hatten. Bei der vierten wurde die Heilung weniger durch die physische Wirkung, als durch den psychischen Einfluss dieses Mittels bewerkstelligt. Die Douchen von kaltem Wssser auf den Kopf haben bis auf unsere Tage für ein Specificum gegen die Manie gegolten. Sie wirken physisch wegen der Kälte schmerzstillend, psychisch als Zwangsmittel. Im Allgemeinen sagt der grösste Theil der Reconvalescenten, dass sie ihnen wohl gethan haben, ja einige Maniaci verlangen sogar selbst die Douche.

Ist die Manie mit Aufregung der Reproductionsorgane complicirt, so beruhige man diese Organe durch laue Bäder, Halbbäder, durch kalte Klystiere oder durch Opium, Hyoscyamus, Asa foetida, Aqua lauro-cerasi, u. s. w.; ja man hat sogar in solchen Fällen den innern Gebrauch des Plumbum aceticum, des Camphers mit Essig angerathen.

Es giebt aber auch Maniaci, die durch die beste therapeutische Behandlung nicht geheilt werden können; sodann ist es erlaubt, zu einer empirischen Methode zu schreiten, wenn die Behandlung einem klugen und erfahrenen Arzte anvertraut ist.

Ist der Maniacus jung, stark, kräftig, wohlgenährt, plethorisch, dann kann man wiederholte Blutentleerungen anwenden. Drei bis vier Blutegel an den After applicirt, und zwar nach den Kräften des Kranken alle 8—14 Tage wiederholt, fand ich sehr wirksam. Ich unterstütze den Hämorrhoidalfluss durch Sitzbäder oder Aloe. Um den Blutandrang zum Gehirne zu vermindern, applicire man Eis auf den Kopf; man lege mittelst eines Schwammes oder Leinwand kaltes Wasser auf den Kopf, während der Maniacus im lauen Bade sitzt, oder die Füsse in warmes Wasser stellt. —

Man hat Drastica angewandt, und es giebt wohl nicht ein Abführmittel, das nicht hierbei in Gebrauch gezogen worden wäre. Diese Arzneimittel wirken gut, indem sie einen starken Reiz im Darmkanal verursachen, und auf diese Weise das Gehirn erleichtern. Die Drastica bringen eine Ausleerung von braunen, schmu-

tzigen, schleimigen Stoffen hervor, deren Gegenwart das Delirium unterhält. Wollen die Maniaci gar kein Arzneimittel einnehmen und will man auf den Darmkanal wirken, dann mische man ein Abführmittel unter die Speisen, oder man verordne ein Getränk mit Brechweinstein; man mache Einreibungen mit Ol. crotonis auf den Unterleib, wende Klystiere, ja sogar herabfallende Douchen an. Man vergesse nicht, dass die Verstopfung bei der Manie ein eben so böses Symptom ist, als die flüssigen und reichlichen Stühle. Verordnet man Abführmittel, so steht zu befürchten, dass die sehr misstrauischen Maniaci sich überreden, man wolle sie vergiften. Man thut wohl, Drastica, so wie auch Purgantien abwechselnd mit lauen Bädern gebrauchen zu lassen. Die Bäder mindern den durch die Abführmittel verursachten allgemeinen Reiz.

Aretaeus setzte in den destillirten Essig ein grosses Vertrauen; Locher empfiehlt dessen Anwendung ebenfalls, und Chiaruggi hat ihn mit Campher in folgender Form verordnet:

Rp. Camphor. ʒj — jj.
Aceti destill. ℥jj — jv.
M.

Man giebt dieses Mittel Esslöffelweise, in einem Vehikel verdünnt.

Nachdem ein junger Geisteskranker dadurch genas, dass er eine Salbe verschluckte, die nicht minder als 24 Gran Opium enthielt, richteten die Aerzte ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Narcotica. Diese Arzneimittel sind aber nicht anwendbar, sobald Plethora vorhanden ist. Valsalvi und Morgagni verordneten das Opium, und der Erstere will mehrere Maniaci durch die Anwendung eines Infus. papaveris geheilt haben. Sutton und Péry halten durch Opium Maniaci, die von Durst und Schlaflosigkeit gequält waren. Péry versichert, es bis zu 64 Gran in einem Tage gegeben zu haben.

Mehrere englische Aerzte, und besonders Locher, der lange Zeit Director der Irrenanstalt zu Wien war, rühmen die Digitalis purpurea; der Letztere gab sie in Substanz zwei Mal täglich zu 1 — 20, ja 30 Gran. Die Engländer verordnen die Tinctura digitalis 2 — 3 Mal täglich zu 20 — 50 Tropfen.

Ich habe schon früher meine Meinung über das Ueberraschungsbad ausgesprochen. Van Helmont wendet bei Maniacis Tauchbäder an, ein tyrannisches Mittel, von dem man früher glaubte, dass es gegen die Epilepsie sehr wirksam sei. Dieser Schriftsteller wollte, dass man die Maniaci so lange untertauchen sollte, bis sie sich in einem Zustande befänden, der nahe an den Tod grenzt, um, wie er sagt, jede Spur der extravaganten Ideen zu vertilgen. Auch lagen die Häuser, in denen man Geisteskranke behandelte, nahe an Flüssen, in welche man diese Kranken, an Händen und Füssen gebunden, warf. Boerhave und van Swieten

geben denselben Rath. Cullen schlägt das Untertauchen in kaltes Wasser vor, um ein Frösteln und folglich eine Reaction hervorzubringen.

Mehrere Beobachtungen in England durch Masson-Cox, Haslam und Fox, so wie die durch Hufeland und Horn in Berlin gemachten Erfahrungen schienen für die Wirksamkeit der Rotationsmaschine zu sprechen. Wie sind wohl so kluge Männer in Versuchung gerathen, ein solches gefährliches Mittel in die Praxis einzuführen. Die Rotationsmaschine ist heut zu Tage allenthalben ausser Gebrauch gekommen. (?)

Man hat die Moxa auf den Scheitel des Kopfs vorgeschlagen. Ich gestehe, dass ich sie bei der Manie nie angewandt, jedoch häufig Versuche ohne Erfolg damit in der Verwirrtheit mit Paralysis complicirt gemacht habe. Steht nicht zu befürchten, dass die Anwendung des Feuers, indem sie die behaarte Haut zerstört, Entzündungen im Hirnschädel nach sich ziehe? Dies war die Meinung Chaussier's. Valentin zu Nancy rühmt die gute Wirkung des Glüheisens in den Nacken. Ich kann sagen, dass dieses Mittel mir zuweilen bei der heftigsten Manie und selbst bei sehr magern und reizbaren Personen angewandt, glückliche Resultate herbeiführte. Dennoch aber kann es einen übeln psychischen Einfluss ausüben, und ich habe Frauen in der Salpetrière gesehen, die, weil sie nicht abschätzen konnten, was um sie her vorging, laut aufschrien, indem sie das Glüheisen sahen, und sich vertheidigten, dass sie keine Verbrechen begangen hätten, die die Brandmarkung verdienten. Dieses Mittel wirkt physisch und psychisch, wie es folgende Thatsachen beweisen. In einem Falle von Manie mit Wuth wollte ich bei einem jungen Mädchen, als es im Bade sass, das Glüheisen anwenden. Das Eisen streifte nur die Haut, die Kranke kam sogleich zu sich und ward unmittelbar darauf verständig. Die Kranke, die durch die Furcht gesund wurde, blieb seitdem als Dienstmädchen in der Anstalt.

V. V. P., 26 Jahr alt, von lymphatischem Temperament, verfiel im April 1823 in Manie. Es werden zu Hause bei ihr Aderlässe und Bäder ohne Erfolg angewandt. Am 26sten Mai wird sie in einem Zustande von Manie mit Wuth und Aufregung, die nichts besänftigen kann, nach der Salpetrière gebracht. Im Octbr. applicire ich das Glüheisen in den Nacken. Die Vorbereitungen zu dieser Operation regen sie sehr auf. Kaum ist das Glüheisen in den Nacken applicirt, so folgt auf ihr Geschrei und ihre Aufregung ein augenblickliches Schweigen; dann weint sie heftig und seit der Zeit machte sie alle Tage Fortschritte zur Genesung, die in vierzehn Tagen bewerkstelligt war. V. V. P. blieb noch einige Zeit in der Abtheilung der Reconvalescenten, dann kehrte sie am 19ten Novbr. desselben Jahres zu ihrer Familie zurück.

Ein 20jähriges Mädchen von hohem Wuchse, starker Constitution, wird in einem Zustande von sehr heftiger Manie nach der Salpetrière gebracht. Die gewöhnlichen Mittel ändern nichts an diesem Zustande; ich entschliesse mich daher, das Glüheisen in den Nacken anzuwenden. Da Alles dazu vorbereitet war, so wendet man Gewalt an, um die Kranke zu halten. Sie erschrickt so sehr beim Anblick des Glüheisens, dass sie ihre Anstrengungen verdoppelt, um los zu kommen. Man hält sie mit Gewalt zurück, und als sie das Eisen nahe fühlt, macht sie neue Anstrengungen, reisst sich von den Händen der Gehülfen los, und bleibt fünf Minuten vollkommen verständig. Sie frägt mit Ruhe, was man mit ihr anfangen will, und bittet inständig, sie zu verschonen. Ich bewillige der Kranken unter der Bedingung einen Aufschub, dass sie sich ganz ruhig und vernünftig verhalten solle. Sie verspricht es und hält Wort. Nach zwei Tagen wird sie in die Abtheilung der Reconvalescenten gebracht, und die Genesung rückte schnell vor. Sie sagte mir, dass die Furcht, die sie vor dem Glüheisen hatte, viel zur Heilung beigetragen habe. Anstatt des am Feuer erwärmten Eisens kann man auch das in siedendem Wasser erwärmte anwenden.

Es giebt ein für die Kranken minder schreckliches, weniger energisches Mittel, das aber die Maniaci beruhigt, besonders wenn der Kopf von Blut zu strotzen scheint, ich meine die Anwendung von Schröpfköpfen in den Nacken. Zu diesem Zwecke werden die Haare des hintern Theiles des Kopfes abgeschoren; man applicirt mehrere Schröpfköpfe in den Nacken, an den Hals, an die Schultern, macht die Scarificationen mehr oder minder tief, und macht dann kalte Waschungen auf den Kopf.

Dies sind die Arzneimittel, welche gegen die Manie empfohlen worden sind. Man kann sich nicht verhehlen, dass der Erfolg, den man den heroischen Mitteln zuschreibt, geringer ist, als die Heilungen, welche durch eine gute Richtung, die man den Maniacis giebt, durch ein passendes Regimen und eine kluge Expectation bewirkt worden sind, und dass es vorzuziehen ist, sich an die Zeit und die Anstrengungen der Natur zu halten, als oft gewagte, selten nützliche und zuweilen gefährliche Arzneimittel anzuwenden. Uebrigens glaube ich nicht, dass, indem ich die vorzüglichsten Mittel, die gegen eine der schrecklichsten Krankheiten angepriesen worden sind, aufgezählt habe, Jemand annehmen könne, dass ich es empfehle, sie alle, selbst nach und nach, bei jedem Maniacus anzuwenden; sondern ich glaube, dass der kluge Arzt hier nur allgemeine Indicationen über schon erprobte therapeutische Mittel erwartet. Ein Jeder muss sie in den besondern Fällen nach seinem Wissen, seiner Erfahrung und seinem Gutdünken anwenden.

XIII.

Von der Verwirrtheit.

Die Verwirrtheit ist eine chronische Gehirnaffection, gewöhnlich ohne Fieber, die sich durch Schwäche der Sensibilität, der Intelligenz und des Willens characterisirt. Unzusammenhang der Ideen, Mangel an intellectueller und moralischer Fähigkeit sind die Kennzeichen dieser Krankheit. Der Verwirrte hat die Fähigkeit verloren, die Gegenstände und ihre Beziehung zu einander richtig aufzufassen, sie zu vergleichen, und die völlige Erinnerung an dieselben zu bewahren, woraus die Unmöglichkeit, richtig zu urtheilen, entsteht.

In der Verwirrtheit sind die Eindrücke schwach, weil die Sensibilität der Sinneswerkzeuge geschwächt ist, entweder weil die Transmissionswerkzeuge von ihrer Thätigkeit verloren haben, oder weil das Gehirn selbst nicht Kraft genug mehr hat, den auf dasselbe übertragenen Eindruck zu fassen und festzuhalten, woraus nothwendig hervorgeht, dass die Empfindungen schwach, dunkel und unvollständig sind. Bei den Verwirrten ist die Aufmerksamkeit nur schwach; da sie sich keine klare und richtige Idee von den Gegenständen machen können, so sind sie auch nicht im Stande, die Ideen zu verbinden, noch zu abstrahiren. Das Denkvermögen hat nicht Energie genug, es ist der tonischen Kraft beraubt, die zur Integrität seiner Functionen nothwendig ist. Daher kommt es, dass die verschiedenartigsten Ideen ohne Verbindung auf einander folgen; die Reden sind unzusammenhängend, die Kranken wiederholen oft Worte, ganze Phrasen, ohne einen bestimmten Sinn daran zu knüpfen. Sie sprechen wie sie urtheilen, und ohne das Bewusstsein davon zu haben. Es scheint, als

hätten sie Erzählungen in ihrem Kopfe, welche sie wiederholen, indem sie alten Gewohnheiten gehorchen, oder zufälligen Consonanzen nachgeben.

Mehrere Verwirrte haben die Erinnerung, selbst für die Dinge, welche ihrer Existenz am nächsten liegen, verloren. Besonders aber ist die Fähigkeit, frisch empfangene Eindrücke zu bewahren, gestört. Diese Kranken haben ein Gedächtniss wie die Greise. Sie vergessen im Augenblick, was sie so eben gesehen, gehört, gesagt, gethan haben. Auch sprechen Mehrere nur unvernünftig, weil die Zwischenideen nicht die vorhergehenden mit den folgenden verbinden. Man sieht offenbar die Lücken, welche sie auszufüllen hätten, um ihren Reden die Regelmässigkeit, Verbindung und Vollkommenheit eines folgerechten Gesprächs zu geben.

Da die Energie der Sensibilität und der intellectuellen Fähigkeiten, die immer mit der Heftigkeit der Leidenschaften in Verbindung steht, beinahe erloschen ist, so hat der Verwirrte keine oder beinahe keine Leidenschaften. Die Verwirrten haben weder Wünsche, noch Abneigung, weder Hass, noch Zärtlichkeit; sie besitzen die grösste Gleichgültigkeit gegen Gegenstände, die ihnen sonst am theuersten waren. Sie sehen ihre Verwandten und Freunde ohne Freude, und trennen sich von ihnen ohne Bedauern. Sie sind über ihnen auferlegte Entbehrungen nicht unruhig, und freuen sich wenig, wenn man ihnen Vergnügen verschafft. Das um sie Vorgehende rührt sie nicht, da sie gleichgültig gegen Alles sind. Sie lachen und spielen, wenn andere Menschen sich betrüben; dagegen weinen sie und beklagen sich, wenn Jeder zufrieden ist, und sie es auch sein sollten; missfällt ihnen ihre Lage, so thun sie nichts, um sie zu ändern.

Da das Gehirn durch seine Atonie keine vernünftigen Ideen hervorbringt, noch beurtheilen kann, so sind die Beschlüsse schwankend, ungewiss, veränderlich, zweck- und leidenschaftslos. Die Verwirrten sind ohne Geistesgegenwart, sie geben sich jeder Gefahr preis, und lassen sich leiten. Ihr Gehorsam ist passiv, sie haben nicht Energie genug, um widerspenstig zu sein. Auch sind sie oft das Spielwerk derer, welche ihren bemitleidenswerthen Zustand missbrauchen wollen. Wie alle schwachen Geister sind sie auch zornig, aber ihr Zorn dauert nur einen Augenblick; er ist nicht so starrsinnig, wie bei den Maniacis, und besonders bei den Melancholischen. Sie sind zu schwach, als dass die Wuth lange dauern könnte; sie würden so viel Anstrengung nicht lange aushalten.

Beinahe alle Verwirrte haben unwillkürliche Bewegungen und Manieren. Einige laufen ohne Unterlass umher, gleichsam als suchten sie etwas, was sie nicht wieder finden können; Andere bewegen sich langsam, schleppen sich mühsam fort. Andere

sitzen auf derselben Stelle, kauern sich ins Bett, oder strecken sich auf der Erde ganze Tage, Monate, ja sogar Jahre hindurch. Dieser schreibt fortwährend, aber was er schreibt, ist ohne Zusammenhang, ohne Folge; ein Wort, eine Phrase wiederholt sich, und dies ist die einzige Erinnerung an das Vergangene, die ihm übrig blieb. Es sind fixe Ideen, die ihr Delirium characterisirten, wenn Monomanie der Verwirrtheit voranging. Ihre Schrift ist immer verändert, schlecht, unkenntlich. Es giebt Kranke, die nicht einen Buchstaben schreiben, oder die Buchstaben zusammensetzen können, welche das kürzeste und gewöhnlichste Wort bilden. Diese Kranken sind eben so ungeschickt in allen Künsten, die sie vor ihrer Krankheit mit Erfolg ausübten. Der Eine ist unaufhörlich geschwätzig, und spricht laut, indem er dieselben Dinge wiederholt; der Andere hat beständig etwas Heimliches, er bringt leise einige unartikulirte Töne hervor und beginnt einen Satz, ohne ihn beenden zu können. Dieser spricht nicht, Jener schlägt sich Tag und Nacht in die Hände, während sein Nachbar seinen Körper in derselben Richtung, mit einer selbst für den Beobachter ermüdenden Einförmigkeit, hin und her wiegt. Der Eine murmelt, freut sich, weint und lacht zugleich; der Andere singt, pfeift, tanzt den ganzen Tag hindurch. Mehrere kleiden sich lächerlich, hängen Alles, was sie fassen können, über ihre gewöhnlich schmutzige Kleidung, und zeigen so eine Vorliebe für ein besonderes, immer ungeregeltes und lächerliches Costüm.

Zu dieser Störung der Verständniss kommen nun noch folgende Symptome: das Gesicht ist bleich, die Augen sind trübe, von Thränen feucht, die Pupillen erweitert, der Blick ist ungewiss, die Physiognomie ohne Ausdruck. Bald ist der Körper mager, bald sehr dick, das Gesicht voll, die Conjunctiva ist geröthet, der Hals kurz.

Die Functionen des organischen Lebens behalten ihre Integrität. Der Schlaf ist gewöhnlich fest und lang, und wiederholt sich alle Tage, der Appetit geht bis zur Gefrässigkeit, der Stuhlgang ist leicht, zuweilen flüssig. Bei vielen ist das lymphatische System vorherrschend, und diese werden sehr korpulent. Häufig ist es der Fall, dass, wenn die Manie oder Monomanie in Verwirrtheit ausarten will, die Kranken sehr korpulent werden.

Complicirt sich Paralysis mit der Verwirrtheit, so zeigen sich alle Symptome von Paralysis nach und nach. Anfangs ist die Articulation der Töne beschwerlich, dann wird die Bewegung der Arme schwierig, endlich gehen die Ausleerungen unwillkürlich von Statten, u. s. w. Alle diese Phänomene darf man nicht für Symptome der Verwirrtheit halten, eben so wenig als die Zeichen von Scorbut, der so oft mit dieser Krankheit complicirt ist.

Die Verwirrtheit ist acut oder chronisch, einfach oder complicirt, anhaltend, remittirend oder intermittirend.

Die Verwirrtheit ist wesentlich von der Manie, besonders aber von der Monomanie verschieden. In derselben ist die Verständniss aufs höchste verletzt. Die Maniaci reden wegen der Aufregung unvernünftig; es findet dabei Störung und Aufregung der Intelligenz statt; ihr Delirium hängt von einem convulsivischen Zustande des Nerven- und Gehirnsystems ab. In der Monomanie ist auch Aufregung, aber Stetigkeit und Spannung der Sensibilität vorhanden. Die Maniaci und Monomaniaci werden durch falsche Empfindung und Auffassung, durch Hallucinationen, durch zu grosse Beweglichkeit oder Stätigkeit der Ideen und Neigungen fortgezogen. Der Verwirrte bildet sich nichts ein, er hat keinen Willen, keinen Entschluss, er giebt nach. Während beim Maniacus und Melancholischen Alles Kraft, Stärke und Anstrengung ausdrückt, verräth Alles beim Verwirrten Erschlaffung, Ohnmacht und Schwäche.

Die Verwirrtheit kann auch nicht mit der Monomanie, der sie in einigen Stücken ähnlich ist, verwechselt werden. Es wird nicht ohne Nutzen sein, wenn man den Uebergang von der Manie oder Monomanie zur Verwirrtheit richtig auffasst. Zu diesem Zwecke führe ich die beiden folgenden Beobachtungen an.

P. J. D., ein Kaufmann, 29 Jahr alt, von heiterem Character, hatte gegen eine Blennorhagie eine grosse Quantität Mercur genommen. Im 28sten Jahre erleidet er einen beträchtlichen Verlust im Handel, und wird dadurch traurig. Einige Monate später werden ihm seine Geschäfte gleichgültig, und er vernachlässigt sie; auch wird er gegen seine Familie, besonders gegen seine Mutter, eingenommen. D. verliert den Appetit, er schläft, verweigert Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, aus Furcht vergiftet zu werden; er läuft immer umher, um seine vermeinten Feinde zu entdecken und zu entlarven. Bis jetzt characterisiren die Aenderung des Characters, die veränderten Leidenschaften, die Vernachlässigung des Geschäfts und die Furcht vor Gift das Delirium, worauf heitere und ehrgeizige Ideen folgen. Der Kranke begeht alle mögliche Fehler im Regimen. Plötzlich beklagt er sich vier Monate später, im Mai 1836, über heftigen Kopfschmerz, legt sich Ruhe, Stillschweigen und eine sehr entgegengesetzte Diät auf, und die Sprache scheint ihm schwer zu fallen. Am 8ten Juni 1836 wird er nach Charenton gebracht; er geht nicht, ist mager, steht bei seinem Bette aufrecht und hängt den Kopf. Die Arme hängen herab, sein Blick und seine Physiognomie sind unbeweglich. Es scheint, als sei ihm Alles, was ihn umgiebt, fremd; er antwortet auf die an ihn gerichteten Fragen und Beleidsbezeugungen nicht. Er weigert sich hartnäckig zu essen, die Verstop-

fung wird durch zwei abführende Klystiere gehoben, und es gehen braune, harte und trockne Stoffe ab. Den 9ten Juni wird der Kranke wider seinen Willen in ein Bad getragen; er bleibt zwei Stunden darin und isst mit Appetit, nachdem er es verlassen. Das Gesicht belebt sich, die Physiognomie wird beweglich. Den 10ten ist der Kranke aufgeregt, er beklagt sich über seine Verwandten, besonders über seine Mutter, verlangt seine Freiheit, spricht unaufhörlich, schreit, geht hastig umher, stösst Alles um, was ihm in den Weg kommt, und drückt seine Gesinnung gegen seine Familie durch Beleidigungen aus, indem er sagt, sie wolle ihn langsam zu Tode quälen. Befindet er sich auf dem Hofe, so lacht er laut auf, geht mit grossen Schritten umher, schreit, heult u. s. w. Hält man ihn an, gelingt es Einem, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, so sagt er, seine Feinde kommen, um ihn zu quälen. Er hört und sieht sie überall, des Nachts, so wie bei Tage und besonders macht er seiner Mutter Vorwürfe. Nach und nach wird der Kranke ruhiger; nach einigen Tagen bewilligt man ihm mehr Freiheit, er hat weder Hallucinationen, noch bringt er seine Vorurtheile mehr vor. Seine Unterhaltung ist folgerecht, aber er bleibt isolirt, zerstreut sich nicht, und begeht bizarre Handlungen. Zur Tafel der Reconvalescenten zugelassen, isst er mit Gefrässigkeit, oder er isst nicht, und trinkt den ihm gereichten Wein mit einem Zuge aus. Er lacht laut, oder scheint von einigen Ideen eingenommen zu sein, die ihn beschäftigen. Zu Ende August erscheint die Aufregung wieder. D. läuft umher, lacht, singt, reibt sich die Hände, hält unzusammenhängende Reden, und klagt von Neuem seine Familie und seine Mutter an. Er isst nicht und trinkt viel Wasser. Von dieser Aufregung geht der Kranke in einen ganz entgegengesetzten Zustand über. Er hängt den Kopf, die Augen sind stier und trübe, die Unempfindlichkeit für äussere Gegenstände ist vollständig. Man muss ihn des Morgens ankleiden, und er bleibt, wo man ihn hinstellt. Ein reichlicher Schleim fliesst aus dem Munde und der Nase, die Verstopfung ist hartnäckig, der Urin geht unwillkürlich ab, und er will keine Nahrungsmittel geniessen. D. schliesst die Kinnbacken, wenn man ihm etwas Flüssiges eingeben will; man muss ihn beim Schlafengehen entkleiden, und er bleibt in dem Bette in derselben Lage, wie ihn die Diener gelegt haben. Dabei beobachtete er ein absolutes Stillschweigen, das durch nichts gebrochen werden kann, und magert sehr schnell ab. Einige Bespritzungen des Gesichts mit kaltem Wasser scheinen den Kranken zu erwecken, seine Gesichtsfarbe, Augen und Physiognomie beleben sich, er verlangt Nahrungsmittel und isst mit Gefrässigkeit. Allein dieses Mittel, so wie später Douchen werden ohne Erfolg angewandt, und D. verfällt in Stupor, woraus ihn nichts retten kann.

Auf diese Weise zeigt sich abwechselnd ein Zustand von melancholischer Manie und tiefem Stupor. Zuweilen gelingt es, den Kranken zum Essen zu bewegen, indem man ihn anredet und heftig dazu auffordert. Weigert er sich Anfangs es zu thun, so ist jeder neue Versuch vergeblich. Zuweilen reicht er auch, wenn man sich ihm nähert, die Hand, sagt einige Worte, und hört auf zu antworten, besonders wenn man von seiner Lage mit ihm spricht. In den kurzen, lichten Augenblicken spricht D. gern und heiter. Fragt man ihn dann, was zur Zeit des Stupors um ihn vorging, so antwortet er: «In diesem Zustande ist meine Intelligenz null und nichtig, ich denke nicht, sehe und höre auch nichts; wenn ich sehe und die Dinge abschätze, dann schweige ich, da ich nicht den Muth zu antworten habe. Dieser Mangel an Activität kommt daher, weil meine Empfindungen zu schwach sind, um auf meinen Willen einen Einfluss auszuüben.» Bemerkenswerth ist noch der grosse Widerwille, mit dem er von seiner Krankheit spricht. Fragt man ihn darüber, so weicht er den Antworten listig aus; antwortet er, so ist er lakonisch, und giebt dem Gespräch eine andere Wendung; fragt man aber fort, so schweigt er, senkt den Kopf, und verfällt wieder in Stupor, oder er verlässt die Fragenden, ohne ein Wort zu sagen. Dieser Kranke brachte den Winter und einen Theil des Frühjahrs abwechselnd in Aufregung und Stupor zu. Man brachte ihn zu seiner Familie zurück, war aber genöthigt, ihn nach zwei Monaten wieder nach Charenton zu führen, wo er am 9ten August 1837 in einem Zustande von vollkommenem Stupor ankam. —

P. L. Fr., von Geburt ein Schweizer, 27 Jahr alt, von mittlerer Statur, cholerisch-sanguinischem Temperament, hat eine gelbbraune Gesichtsfarbe, braune Haare, blaue Augen, einen voluminösen beinahe sphärischen Kopf, unbedeckte und gerunzelte Stirn. In Folge eines Streits mit seinen Offizieren verliert er die Fourierstelle; hierdurch ist sein Interesse und seine Eigenliebe verletzt, er wird traurig, heftig und zerstreut, spricht unaufhörlich, überlässt sich ungeregelten Handlungen, zerreisst und zerschlägt Alles, was ihm in die Hände fällt. Hierauf wird er ins Hospital der Garden gebracht und sechs Wochen behandelt, von dort wird er am 5ten Novbr. 1827 in einem Zustande von Manie mit Wuth nach Charenton geführt.

Im Februar 1838 bilden sich Geschwüre an den Beinen, die Fr. fortwährend aufreisst; man ist genöthigt, ihn an einen Sessel zu binden, damit er nicht gehen und die Hände nicht an die Wunden bringen kann. Man bemerkt mitten im Unzusammenhang seiner Ideen, seiner Aufregung und Geschwätzigkeit, dass ihm die Aussprache etwas schwer fällt. Nach und nach hört

die Wuth auf, es tritt Ruhe ein, die Schwierigkeit der Aussprache vermehrt sich, die Ideen werden unzusammenhängender und weniger energisch. Seit acht Jahren befindet sich Fr. im ersten Grade der Verwirrtheit, mit einigen leichten Spuren von Manie, die sich dann und wann zeigen. Die Functionen des organischen Lebens gehen gut von statten, er ist gefrässig, und schläft gewöhnlich gut; nichtsdestoweniger sind die Unterleibsextremitäten ödematös. Fr. ist für seine Lage gleichgültig, seine Reden sind unzusammenhängend, er spricht Worte ohne Reihefolge und Energie, oder schweigt still. Kaum antwortet er, und seine Antworten stehen mit den an ihn gerichteten Fragen in keiner Verbindung. Sie werden langsam ausgesprochen, zuweilen sagt er, anstatt zu antworten, Beleidungen; manchmal scheint er auch Hallucinationen des Gehörs zu haben, und spricht mit den Wänden. Fr. bringt den grössten Theil des Tages auf einem Stuhl zusammengekauert, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit trüben, aber stieren Augen zu. Gelingt es seine Aufmerksamkeit zu fesseln, so antwortet er zuweilen auf Fragen, die sein Vaterland und seine Kaserne betreffen, aber er kennt keinen von denen, die ihn besuchen. Er spricht nie von seiner Familie, und bleibt höchst gleichgültig in seiner Stellung.

Die Verwirrtheit darf nicht mit dem Blödsinn oder Idiotismus verwechselt werden. Bei dem Blödsinnigen ist Verständniss und Sensibilität nie entwickelt genug gewesen; dagegen hat der Verwirrte einen grossen Theil dieser Fähigkeiten verloren. Der Erstere sieht weder auf die Vergangenheit, noch in die Zukunft, der Letztere bewahrt Andenken und Erinnerungen. Die Blödsinnigen machen sich durch kindische Reden und Handlungen kenntlich, dagegen tragen die Reden und die Handlungsweise der Verwirrten den Stempel ihres vorherigen Zustandes. Die Idioten und Cretins haben nie Erinnerung gehabt und nie geurtheilt; kaum bieten sie einige Züge von thierischem Instinkte dar. Ihre äussere Bildung zeigt schon zur Genüge, dass sie zum Denken nicht organisirt sind.

Es giebt also eine sehr deutlich unterschiedene Art von Geisteskrankheit, in welcher die Störung der Ideen, der Neigungen, der Entschlüsse sich durch Schwäche, durch mehr oder minder deutliche Vernichtung aller intellectuellen und freiwilligen Fähigkeiten characterisirt, und dies ist die Verwirrtheit. Wenn ich, wie ich wohl glaube, das Wort Verwirrtheit genau erklärt habe, so wird man nicht mehr diese mit der Manie, Monomanie und dem Blödsinn verwechseln, wie es alle Tage noch geschieht.

Nachdem ich die Symptome der Verwirrtheit und die Zeichen, durch welche sie sich von den andern Geisteskrankheiten unter-

scheidet, angegeben habe, will ich flüchtig die Ursachen, welche sie hervorbringen, die Krankheiten, mit denen sie sich complicirt, so wie die, an welchen Verwirrte sterben, und die hauptsächlichsten Veränderungen, welche die Leichenöffnung solcher Individuen darbietet, die darin gestorben, aufzählen.

Die Tabellen, auf welchen die folgenden Betrachtungen beruhen, umfassen 235 Verwirrte; sie sind in zwei Colonnen getheilt. Die eine dieser Colonnen enthält die Zahl der beobachteten verwirrten Frauen in der Salpetrière während der Jahre 1811 und 1812; die andere enthält Verwirrte beiderlei Geschlechts, welche zur reichen und höheren Klasse gehören, und während mehrerer Jahre in meine Privatanstalt aufgenommen worden sind.

§. 1. Einfluss des Alters.

Tabelle des Alters.

Alter.	Zahl der Individuen. 1ste Colonne	2te Colonne	Totalsumme.
15	— 2	— 1	
20	— 4	— 5	
25	— 9	— 14	
30	— 14	— 9	— 97
35	— 9	— 8	
40	— 13	— 9	
45	— 16	— 12	
50	— 20	— 15	
55	— 16	— 4	
60	— 16	— 1	— 138
65	— 10	— 1	
70	— 11	— 1	
87	— 13	— 1	
	— 1	— 0	
	154	81	235

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das Alter, so sehen wir, dass die Verwirrtheit häufiger vom 40sten bis 80sten Jahre ist, denn wir haben nur 97 Individuen, also etwas mehr als ein Drittheil, von der Geburt bis zum 40sten Jahre, während 138, also beinahe zwei Drittheile, älter als 40 Jahre sind. Das Alter, in welchem die Verwirrtheit der Zahl nach am häufigsten vorkommt, ist das 40ste bis 50ste Jahr; aber im Vergleich zur Bevölkerung steht die Frequenz dieser Krankheit in directem Verhältniss zum vorschreitenden Alter.

Die Vergleichung der Anzahl in den beiden Colonnen zeigt

uns zwei wohl markirte Verschiedenheiten: 1) Die Zahl der Verwirrten über 40 Jahre in der zweiten Colonne ist bedeutend geringer, als in der ersten, weil die Zählung in einer Privatanstalt gemacht wurde, wo keine verwirrte Greise aufgenommen werden, während man in die Salpetrière jeden Geisteskranken ohne Unterschied aufnimmt. 2) Die Anzahl der Verwirrten vom kindlichen Alter bis zu 40 Jahren ist in Bezug zur ersten Colonne, weit grösser in der zweiten, weil diese nur Individuen enthält, die den höheren Ständen angehören, in denen der Missbrauch von Vergnügungen, die gesteigerten Leidenschaften, die Abweichungen vom Regimen den Menschen verderben, sein Gehirn von der frühesten Kindheit an schwächen, ihn zur Verwirrtheit geneigt und frühzeitig zum Greise machen.

§. 2. Excitirende Ursachen der Verwirrtheit.

Tabelle der Ursachen.

Physische Ursachen.	
Störung der Menstruation . . .	15
Klimakterische Jahre	35
Folge des Wochenbetts	8
Fall auf den Kopf	3
Vorgerücktes Alter	49
Unregelmässige Fieber	3
Unterdrückung der Hämorrhoiden	2
Manie	18
Monomanie	15
Paralysis	5
Apoplexie	2
Syphilis, Missbrauch des Mercurs	2
Fehler des Regimens	6
Missbrauch geistiger Getränke .	6
Onanie	11
Psychische Ursachen.	
Unglückliche Liebe	5
Schreck	7
Politische Erschütterungen . . .	8
Getäuschter Ehrgeiz	3
Elend	5
Häuslicher Kummer	12
Unbekannte Ursachen	14
Summa	235

Wie alle Arten der Geisteskrankheiten kann die Verwirrtheit durch vielerlei Ursachen entstehen; einige davon sind physisch,

andere psychisch, zuweilen findet man beide complicirt. Ein heftiger Kummer, den eine Frau einige Tage nach der Entbindung erleidet, unterdrückt die Lochien, und die Verwirrtheit tritt hervor. Ein Schreck bringt die Menstruation ins Stocken, unterdrückt eine Hautkrankheit, und die Verwirrtheit zeigt sich. Die psychischen Ursachen bringen häufiger bei den Frauen, als bei den Männern, leichter bei schon geisteskranken, als bei solchen Individuen, die im vollkommenen Besitze ihrer Intelligenz sind, die Verwirrtheit hervor. Sie wirken energischer auf die höhern Klassen, als auf die Armen. Die Störungen und das Aufhören der Menstruation, die hitzigen Fieber, die chronischen Entzündungen des Gehirns und der Gehirnhäute, die Congestionen, sind am allerhäufigsten, je nach dem Vorschreiten des Alters, Ursache der Verwirrtheit. Dann folgen der Missbrauch des Mercurs, Abweichungen vom Regimen, Onanie, Epilepsie, Syphilis, Stösse auf den Kopf.

Ich habe die Verwirrtheit bei einem Rheumatischen durch das Bewohnen eines neu gebauten Hauses entstehen sehen; eben so bei einem Manne, der gewöhnlich sehr stark am Kopfe schwitzte und sich denselben mit kaltem Wasser wusch. Auch entstand die Verwirrtheit durch Unterdrückung eines Abscesses nach den Pokken, durch Unterdrückung eines Schnupfens, durch Zurücktritt der Gicht oder durch Zurücktreiben von Flechten. Die Epilepsie verursacht häufig Verwirrtheit; daher befinden sich auch in der Salpetrière unter 289 Epileptischen mehr als 30 in einem immerwährenden Zustande von Verwirrtheit.

Die Melancholie, besonders aber die Manie und Monomanie, sie mögen acut oder chronisch sein, arten häufig in Verwirrtheit aus. Unter 235 Verwirrten fand ich 33 Individuen, die Maniaci oder Monomaniaci gewesen waren.

Die Verwirrtheit entsteht häufig durch eine zu wirksame und schwächende Behandlung, durch häufige und sehr reichliche Aderlässe beim Auftreten der Manie oder Monomanie. Sie endigt alsdann zuweilen durch die Rückkehr der Kräfte, die einen Anfall von Manie hervorruft.

In Folge einer sehr acuten Manie, unregelmässigem Nervenfieber (Phlegmasien der Gehirnhäute) bleiben die Reconvalescenten in einem ruhigen, schweigsamen, traurigen Delirium. Dieser Zustand bildet den Uebergang der Manie oder der Gehirnphlegmasie zur Reconvalescenz, und darf nicht mit der wirklichen Verwirrtheit verwechselt werden.

Es ist nicht leicht, bei einer Krankheit, wie diese, welche häufig das Ende einer grossen Anzahl anderer bezeichnet, und so zu sagen, den constistutionellen Zustand des vorgerückten Alters darstellt, das Temperament der davon befallenen Individuen zu

erforschen. Dennoch aber kann man mit Gewissheit sagen, dass ein lymphatisches Temperament, eine Hämorrhoidal- oder apoplectische Constitution zur Verwirrtheit praedisponiren. Individuen, die durch übermässiges Studiren, durch Fehler des Regimens oder durch zu lange exaltirte Leidenschaften in eine radicale Schwäche verfallen sind; solche, die einen ängstlichen, furchtsamen, unentschlossenen Character haben, die lange unterdrückt worden sind; solche, deren intellectuelle Fähigkeiten nie einen gewissen Grad von Energie und Thätigkeit, welche sie mit Ihresgleichen in vollkommenen Einklang gebracht hätte, haben erlangen können; — alle solche Individuen, sage ich, sind zur Entwickelung der Verwirrtheit praedisponirt.

§. 3. Von den Varietäten und Complicationen der Verwirrtheit.

Tabelle der Varietäten.

Einfache Varietäten.	Zahl der Individuen. 1ste Colonne.		2te Colonne.
Acute Verwirrtheit	10	—	11
Chronische Verwirrtheit . . .	43	—	32
Verwirrtheit der Greise	35	—	2
Intermittirende Verwirrtheit .	7	—	2
Complicirte Varietäten.			
Verwirrtheit mit Monomanie .	34	—	20
- - Manie	21	—	8
- - Convulsionen	4	—	6
- - Epilepsie . . .	30	auf	289 Epileptische.

Eine blosse Durchsicht dieser Tabelle zeigt, dass die acute Verwirrtheit selten vorkommt, dass die anhaltende Verwirrtheit häufiger ist, als die intermittirende. Ist die Verwirrtheit intermittirend, so kommt der Anfall im Frühjahr oder Herbst wieder, aber nach einer gewissen Anzahl von Anfällen wird sie dauernd. Wechselt die Verwirrtheit mit Manie ab, so bricht diese zu bestimmten Zeiten, z. B. dem Aequinoctium, dem Solstitium aus. Die Rückkehr der Menstruation zeigt die Perioden der Manie an, und man muss hier besonders vorsichtig sein.

Die Verwirrtheit ist häufig mit Paralysis complicirt. Von 235 Verwirrten zeigen mehr als die Hälfte Symptome von Paralysis. Die Complication mit Scorbut ist in allen Irrenanstalten endemisch. Ich habe sie deshalb nicht aufgeführt, weil diese Complication sich auf alle Varietäten der Geisteskrankheiten erstreckt. Wenigstens habe ich diese Beobachtung auf meinen

Reisen durch Frankreich und durch fremde Länder gemacht. Die Complication mit Paralysis und Scorbut, welche so häufig bei der Verwirrtheit stattfindet, kommt bei der Manie seltener vor. Sie ist eben so eine Folge der Krankheit, als sie den Umständen der Hygiene zuzuschreiben ist, welche sich in allen Irrenanstalten verschworen zu haben scheint, das Schicksal der unglücklichen Geisteskranken zu erschweren. (Siehe das Kapitel: «Ueber Irrenhäuser.»)

§. 4. Von den Krankheiten, an denen die Verwirrten sterben, und den Resultaten der Leichenöffnungen.

Die Sterblichkeit ist in der Verwirrtheit weit grösser, als bei der Melancholie, und besonders bei der Manie, da beinahe die Hälfte der Verwirrten sterben. Die Krankheiten, an denen sie sterben, sind im Allgemeinen organischer, selten entzündlicher Art, oder die Entzündung müsste passiver Art sein.

Tabelle der hauptsächlichsten organischen Verletzungen.

Verletzungen, die an Leichnamen gefunden wurden.	Zahl der Individuen.
Die Hirnschale dünn, aber mehr Diploë als fester Knochen	7
Die Hirnschale elfenbeinartig	5
- - injicirt	3
Dicker diploischer Schädel	12
- elfenbeinartiger Schädel	10
- injicirter -	29
Unregelmässige Schädel in Bezug zu dem verschiedenen Durchmesser und zum Umfange der beiden Hälften der knöchernen Schädelhöhle.	29
Verdickte Gehirnhäute	11
Injicirte Gehirnhäute	19
Verknöcherte Schlagadern	5
Dichtes Gehirn	15
Weiches Gehirn	29
Dichtes kleines Gehirn	12
Weiches kleines Gehirn	17
Dicke graue Substanz	5
Entfärbte graue Substanz	15
Injicirte weisse Substanz	19

Adhäsion der Membrane, welche die Ventrikel bekleidet	54

Organische Verletzung des Herzens	5
- - der Lunge	13
- - der Leber	2
Gallenconcretionen	8
Chronische und organische Verletzung des Darmkanals	24
Organische Verletzungen der Vagina und des Uterus	3

Bei der Leichenöffnung zeigt der Schädel unregelmässige Dimensionen, aber diese sind nicht constant. Oft ist die Stirn abgeglättet und die Stirnnath drückt sich nach hinten; sehr häufig ist auch die Mittellinie so verschoben und nach einer oder der andern Seite gedrückt, dass dadurch die Höhlungen des Grundes der Hirnschale unter sich ungleich werden und der Durchmesser der beiden Hälften der basis cranii verschieden wird; zuweilen ist die Hirnschale auch zur Seite nach der Stirn- und Seitenwandbeinnath gedrückt. Was die Dünnheit und Dickheit der Hirnschädelknochen betrifft, so fand ich die letztere häufiger als die erstere. Die Stärke der Knochen ist nach den verschiedenen Gegenden der Hirnschale verändert, und von der Entwickelung der harten Hirnhäute, nicht von den Windungen des Gehirns abhängig.

Die Dura mater adhärirt häufig entweder an das Gewölbe, oder an die Basis der Hirnschale; zuweilen ist sie auch verdickt. Die innere Fläche der Dura mater ist mit einem Ueberzuge bedeckt, der aus verdunstetem oder in die Höhlung dieser Membrane ergossenem Blute gebildet zu sein scheint. Die Arachnoidea ist dichter, minder durchsichtig; sie ist infiltrirt und enthält in ihrer Hölung seröse, ja sogar blutige Ergiessungen. Man findet an der Basis der Hirnschale seröse Ergiessungen, eben so anch beinahe immer in den Ventrikeln des Gehirns. Sind dies nicht etwa die Folgen der letzten Krankheit oder des Todes?

Die verdickte, infiltrirte Pia mater hat ihre Durchsichtigkeit verloren und adhärirt an der Substantia corticalis. Die Arterien, welche an der Basis des Gehirns sich befinden, sind knorplig, ja sogar knochig, besonders in der Verwirrtheit der Greise. Der Durchmesser der Venen ist vergrössert, sie strotzen von Blut.

Die Circumvolutionen des Gehirns sind atrophisch, von einander entfernt, wenig vertieft, oder sie sind platt, comprimirt, klein, besonders in der Gegend des Stirnbeins. Nicht selten sind eine oder zwei Circumvolutionen der Convexität des Gehirns de-

primirt, atrophisch, beinahe zerstört und der leere Raum ist mit einer serösen Flüssigkeit angefüllt.

Die Corticalsubstanz ist sehr roth oder sehr gefärbt; zuweilen ist sie gelblich, sehr dick an der Fläche des Schädels, und im übrigen erweicht. Sie adhärirt häufig der Pia mater, und reisst entzwei, wenn man diese Membrane davon trennen will. Dieses ist fast immer der Fall, wenn eine Complication von Paralysis mit Verwirrtheit stattfand.

Die weisse Substanz verliert ihre Farbe, sie ist von matterem Weiss, dicker, fester; man findet in ihrem Innern bald in einer Hemisphäre allein, bald in beiden, Spuren von alten Krankheiten. Dies sind Narben, um welche herum die weisse Substanz verhärtet ist; es sind Bälge, welche fibröse gelbe Ueberreste einer Blutergiessung enthalten, oder mit Serum angefüllt sind. Ich habe zweimal gefunden, dass das Gehirn beinahe wie Käse von Gruyère*) aussah; dies war bei zwei Frauen der Fall, die in Verwirrtheit mit Paralysis starben. Man findet auch erweichte, so wie verhärtete Theile des Gehirns und endlich auch Spuren von alten Hämorrhagien.

Die Adhäsionen der Membrane, welche die Seitenventrikel bedeckt, sind constant; sie sind selten bei den andern Ventrikeln, und verdecken den Appendix, der unter dem Namen der Cavitas digitalis bekannt ist. Beinahe immer ist dieser Appendix von dem Rest des Ventrikels durch Adhäsionen getrennt, die bald einen Ausgang, bald zwei lassen, um von dem Ventrikel bis zu dieser hintern Extremität eine Verbindung zu bilden. Häufig adhärirt diese Membrane an dem Theil, welcher den corpus striatum bedeckt. Diese mehr oder minder verbreiteten Adhäsionen machen, dass die Ventrikel ihren eigenthümlichen Character verlieren. Man findet übrigens diese Adhäsionen auch bei vielen nicht geisteskranken Individuen. Erklären sie nicht die chronischen Kopfschmerzen, wie die Adhäsionen des Rippenfells die Schmerzen des Thorax, die für rheumatisch gehalten werden, erklären?

Die bald injicirten, bald entfärbten Plexus choroides enthalten fast immer seröse Sackgeschwülste in verschiedener Anzahl und Grösse. Einmal enthielten diese Geschwülste eine talgartige, ein anderes Mal eine knochige Substanz. Zweimal fand ich in jedem Ventrikel eine Hydatide von der Grösse eines kleinen Hühnereies.

Die Glandula pinealis zeigt bei den Verwirrten, wie bei den andern Geisteskranken und bei Individuen, die an irgend einer andern Krankheit gelitten haben, fast immer einige verknöcherte

*) Eine Art Schweizerkäse.

Punkte (Scarpa). Einmal fand ich sie so klein, wie ein Stecknadelkopf, ein anderes Mal schien sie mir ganz zu fehlen.

Bei der Leichenöffnung der Individuen, welche in Verwirrtheit gestorben sind, findet man ziemlich oft Tuberkeln der Lungen, Hypertrophie der Ventrikeln des Herzens, Verknöcherungen der Aorta u. s. w. Die Verletzungen des Herzens haben die Aufmerksamkeit einiger deutschen Schriftsteller gefesselt, die ganz kürzlich über Geisteskrankheiten geschrieben haben. Diese Veränderungen müssen sorgfältig beobachtet, und ihre Beziehung zur Geisteskrankheit im Allgemeinen und zur Verwirrtheit insbesondere studirt werden.

Die zahlreichen Veränderungen des Speise- oder Darmkanals, die man bei den Verwirrten beobachtet hat, sind fast immer symptomatisch oder secundär, auch sind sie besonders chronisch.

Diese allgemeinen Resultate der Leichenöffnungen von Individuen, die in Verwirrtheit gestorben sind, bieten eine grössere Menge von Gehirnverletzungen dar, als man in den andern Arten der Geisteskrankheiten findet. Man sieht ein, dass die Verwirrtheit, die so viele intellectuelle und psychische Störungen endet, die das Resultat des vorgerückten Alters, und die so häufig mit Paralysis und Convulsionen complicirt ist, man sieht ein, sage ich, dass die Hirnschale, die Gehirnhäute und das Gehirn eine Menge Veränderungen erlitten haben, die den Grund zur Schwächung der Intelligenz und der Sensibilität legen.

Diesen allgemeinen Resultaten will ich noch einige Thatsachen, die sich meiner Praxis darboten, beifügen. Obgleich diese Thatsachen kein helleres Licht über den Sitz und die Behandlung der Verwirrtheit verbreiten, so werden sie wenigstens wegen der Natur der organischen Verletzungen nicht uninteressant sein.

R. hatte sich in seiner Jugend einer vollkommenen Gesundheit erfreut. Sie versinkt im 37sten Jahre in Elend und wird melancholisch. Sie verheirathet sich im 38sten Jahre, und hat keine Kinder. Sie hat viel häuslichen Kummer und Widerwärtigkeiten, da ihr Mann ein Trunkenbold war. Die Menstruation hört mit dem 42sten Jahre auf. Seit dieser Zeit ändert sich ihre Gesundheit. Im 52sten Jahre stirbt ihr Mann, und lässt sie im tiefsten Elende zurück. Sie bekommt stechende Schmerzen im linken Arm, ihre Ideen verwirren sich, ihr Gedächtniss wird schwach, und ihre Reden sind nicht folgerecht. Sie geht und kommt ohne Beweggrund, nnd weiss nicht, was sie thut; endlich verfällt sie in Verwirrtheit. R. wird am 15ten April 1812 nach der Salpetrière gebracht. Bei ihrer Ankunft im Hospital ist sie sehr mager, gelähmt, und sie kann nur mühsam die oberen Gliedmassen bewegen. Sie spricht und wiederholt dieselben Worte, welche ihr schwer werden auszusprechen. Sie wiederholt die Worte und

Phrasen, welche sie hört, und scheint kein Gefühl, weder von ihrem Zustande, noch von dem Orte, wohin sie gebracht worden, zu haben. Tag und Nacht stösst sie ein durchdringendes Geschrei aus, ohne sagen, noch zeigen zu können, welche Ursache sie dazu habe. Sie stirbt den 12ten Tag nach ihrer Aufnahme, den 27sten April 1812, in einem Alter von 56 Jahren.

Leichenöffnung. — Die Gehirnhäute und das Gehirn scheinen gesund; nachdem das Gehirn aufgehoben worden war, fand ich eine sphäroidische Geschwulst von der Grösse einer Nuss, die in einer eignen Hülle sass, und beinahe ganz das foramen occipitale einnahm. Diese Geschwulst war dick, fibrös und drückte das kleine Gehirn, besonders den linken Flügel nach unten. Die atrophische Verlängerung war platt, nur vier Linien breit und zwei dick, und nahm ihre normale Form einige Linien unter dem foramen occipitale wieder an, obgleich sie nicht so dick wie im normalen Zustande war. Der linke Flügel des kleinen Gehirns, der mehr niedergedrückt wurde, als der rechte, beherbergte einen grossen Theil der Geschwulst. Das Gehirn schien mir gesund zu sein. Das Rippenfell zeigte Spuren von frischer Entzündung und alten Adhäsionen. *)

Mad. F., 50 Jahr alt, wird ohne vorherige Erkundigung nach der Salpetrière gebracht. Das Gesicht ist bleich, der Blick staunend, die Augen sind halb geöffnet, die Ideen unzusammenhängend; dabei zeigt sie die grösste Gleichgültigkeit für ihre neue Lage. Die Kranke giebt auf die an sie gerichteten Fragen keine Antwort, sie drückt von Zeit zu Zeit die Furcht aus, ins Wasser zu fallen. Sie hustet, und wirft viel aus. Dieser Zustand von Verwirrtheit dauert elf Monate. Nach dieser Zeit kommt Durchfall dazu, die Kranke wird schwach, verlässt das Bett nicht, es bildet sich eine grosse brandige Stelle am Os sacrum und die Kranke stirbt.

Bei der Leichenöffnung fand ich die Hirnschale nur eine Linie stark. Die Lungen waren tuberkulös. Die Schleimmembrane des Colon transversum zeigte an einigen Stellen Geschüre. Das linke sehr entwickelte Ovarium umschloss eine Sackgeschwulst. Diese Geschwulst enthielt eine weiche, klebrige, gelbliche Substanz, in deren Mitte blonde Haare untergemischt waren. Diese Haare schienen auf einen Körper eingepflanzt zu sein und die Consistenz von Talg zu haben. Im Centrum dieses Körpers fand ich knochige Punkte von 1—2 Linien, die

*) Diese Beobachtung ist durch Scipio Pinel, dem ich sie für seine Inauguraldissertation mittheilte, zur Oeffentlichkeit gekommen.

unregelmässig gestaltet waren, und mehrere andere, viel kleinere knochige Fragmente.

Eine 48jährige Frau, von hoher Statur, bemerkte einige Zeit nach dem Aufhören der Menstruation eine kleine Geschwulst über dem linken Ohre. Diese Geschwulst verursachte ein unangenehmes Jucken, und die Kranke riss diese, wenn sie kratzte, oft ab. Bald erweiterte sich die Geschwulst so, dass sie die Schläfegegend einnahm. So wie die Geschwulst zunahm, nahmen die Fähigkeiten der Frau ab, das Gedächtniss wurde schwächer, die Ideen waren minder energisch. Die Kranke wird minder empfänglich für Eindrücke, und leidet an Schlaflosigkeit. Später fiel es ihr schwer, Laute hervorzubringen. Sie antwortete richtig auf gewöhnliche Fragen, aber diese Fragen schienen sie weder zu rühren, noch neue Ideen in ihr zu erwecken. Sie sprach wenig, ging langsam, klagte über keinen Schmerz, sondern nur darüber, dass es ihr schwer werde, den Kopf zu bewegen. Drei Monate später wird sie nach der Salpetrière gebracht. Die Kranke war wenig mager geworden, ihre Gesichtsfarbe aber bleich. Die über dem äussern linken Ohre befindliche Geschwulst dehnte sich von der Schläfe bis hinter das Ohr aus. Diese Geschwulst war von vorn nach hinten zwei Zoll stark nnd anderthalb Zoll hoch. Man fühlte eine sehr leise Pulsation darin, sie adhärirte in ihrem ganzen Umfange, hatte keinen Stützpunkt, war höckrig, und die Haut schien nicht verändert zu sein. Diese Geschwulst wurde während der Zeit, dass die Kranke im Hospital war, noch grösser; die Intelligenz wurde immer schwächer, die Kranke verstand nichts, sprach nicht mehr, und schien taub zu sein; dennoch ging sie drei Tage vor ihrem Tode noch herum. Sie brachte zwei Tage im Bette in einem comatösen Zustande zu, woraus man sie erweckte, indem man die Haut heftig kniff.

Bei der Leichenöffnung fand ich eine Geschwulst, die eben so nach dem Innern der Hirnschale, als nach aussen drang, und die Schläfegegend einnahm. Diese Geschwulst strotzte im Innern von Blut. Sie hatte ihre eigne Hülle, ging in die Dura mater und drückte folglich das Gehirn seitwärts. Die durch die Zerstörung der Knochen gebildete Oeffnung war beinahe kreisförmig und hatte $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Uebrigens war die Dura mater gesund, das Gehirn sehr dick, besonders die linke Hemisphäre, deren durch die Geschwulst seitwärts gedrückte Circumvolutionen platt und ausgezehrt waren. Die Ventrikel enthielten eine geringe Quantität Serum, die andern Organe waren gesund. —

P., 50 Jahr alt, aus London gebürtig, von hohem Wuchse, sanguinischem Temperamente, starker Constitution, hörte etwas schwer. Er war Bataillonschef in französischen Diensten. Am

3ten März 1830 kam er nach Charenton. Bei seiner Aufnahme sprach der Kranke wenig, verlangte seine Freiheit, beklagte sich über Ungerechtigkeiten, die man ihm zugefügt hätte, schien zerstreut und gleichgültig gegen die ihn umgebenden neuen Gegenstände zu sein. Zuweilen kam er von der Aufregung zu sich, dann näherte er sich Jedermann, und erzählte, dass er so eben über 100,000 Franken geerbt habe. Seine Ideen hatten einen ziemlichen Zusammenhang, seine Reden waren folgerecht genug, um seiner Erzählung einen Schein von Wahrheit zu geben. Ausserdem ist Capitain P. gut und liebreich, seine Kleidung ist gewählt und rein. Man konnte ihm die Freiheit und die Zerstreuungen gönnen, die man den vernünftigsten Kranken bewilligt; aber seine Handlungen zeigten etwas Unzusammenhängendes, sein Gedächtniss war nicht sicher, und der Kranke wiederholte oft dieselben Dinge. Merkwürdig war es, wie leicht er sich leiten liess. Man bemerkte einige geringe Zeichen von Paralysis, denn er stiess an, wenn er gewisse Worte ausprechen wollte.

P. ass sehr viel und begierig, er hatte mehrere Male heftige Congestionen mit starken Convulsionen an der einen, oder an beiden Seiten des Körpers. Nach den Congestionen blieb bald auf der rechten, bald auf der linken Seite eine Schwäche zurück; dann neigte sich der Kranke nach der einen Seite. Vier Jahre später (1834) wurde die Intelligenz schwächer, der Unzusammenhang der Ideen deutlicher, der Kranke schweigsamer; er begeht Albernheiten und weint um nichts. Die Aussprache ist so, dass man kaum verstehen kann, was P. sagt, und sein Gang ist schwankend. Sein Anzug ist schmutzig und vernachlässigt, man kann ihn nicht mehr an der allgemeinen Tafel speisen lassen, weil er zu unreinlich und zu gefrässig ist. Er kommt von Zeit zu Zeit von der Aufregung zu sich; er schreit, geht ohne Beweggrund und ohne Zweck, geht ganz auf die eine Seite geneigt, beklagt sich über die Personen, mit denen er lebt, und scheint nicht mehr zu wissen, was er thut.

Im Novbr. 1834 weigert sich P. mehrere Male zu essen, oder isst nur, nachdem er sich lange geweigert hat. Er hat sehr sonderbare Illusionen; es scheint ihm Alles nass, das ihm gereichte Brot, die Kleider, welche er trägt, das Bett, worin er schläft. Auch wirft er das Brot fort, entkleidet sich immerwährend, und kann nicht im Bette bleiben. Die Schwäche nimmt zu; er leidet an Urinverhaltung, so dass man mehrere Tage genöthigt ist, den Catheter in Anwendung zu bringen. Der Kranke scheint keine Idee mehr verbinden zu können, antwortet nicht mehr auf die an ihn gerichteten Fragen, und endlich tritt am 10ten Decbr. Fieber mit grosser Aufregung ein. Man applicirt Blutegel hinter die Ohren, man wendet Sinapismen und abführende Klystiere an.

Den folgenden Tag zeigt sich Blutspeien, und P. stirbt am 19ten December 1834.

Leichenöffnung. — Die Knochen der Hirnschale sind dick, die Dura mater adhärirt in einer ziemlichen Ausdehnung der Hirnschale; die Arachnoidea ist verdickt, matt weiss, besonders die convexen Seiten. Die Pia mater ist etwas infiltrirt, adhärirt der Corticalsubstanz, die zereisst, wenn man diese Membrane fortnehmen will. Sie zeigt hier und dort begrenzte Risse, deren Grund ungleich, höckrig und hellroth ist. Die Circumvolutionen sind klein. Die weisse Substanz ist etwas geröthet. An dem hintern Theile des corpus striatum sieht man eine Depression. Als ich an dieser Stelle einen Einschnitt machte, bemerkte ich unten Spuren einer Hämorrhagie, die noch nicht absorbirt war, und rostartig aussah. Die Ventrikeln enthalten etwas Serum. Das kleine Gehirn ist mehr gefärbt, als das Gehirn. Das verlängerte Mark ist ausgezehrt, hat ein Viertel seines normalen Volumens verloren, obgleich es fast ganz gesund ist. Die beiden Lungen sind hepatisirt und lassen Blut ausfliessen. Das rechte Rippenfell zeigt einige Pseudomembrane; das Herz ist im Verhältniss der Grösse des Individuums nur klein. Die Blase ist klein, die Seitenwände sind dick, und ihre Schleimmembrane ist roth.

C., 37 Jahr alt, von mittlerer Statur, sanguinischem Temperament, hat einen grossen Kopf, einen gut geformten Schädel. Er war Handlungsdiener gewesen, hatte durch seine gute Aufführung und Thätigkeit ein schönes Vermögen erlangt, und handelte mit Wein. Er erlitt einige leicht zu ersetzende Verluste, Widerwärtigkeiten und häuslichen Kummer. Man bemerkte, dass er sich dem Trunke ergab, und sehr leicht zornig wurde. Endlich verfiel er im Frühjahr 1832 in Manie mit Wuth. Nach einigen Aderlässen, die den Kranken nicht beruhigten, ward er in einem Zustande von allgemeinem Delirium mit vorherrschenden Ideen von ausserordentlichen Reichthum nach Paris gebracht. Die Aussprache fiel dem Kranken etwas schwer, er war immer in Bewegung, zerriss seine Kleider, ging unaufhörlich umher, schlug bei dem geringsten Widerstande, bei der kleinsten Widerwärtigkeit, schrie, sang, vertheilte Geld und wollte die ganze Welt glücklich machen. Die Schlaflosigkeit war hartnäckig, der Stuhlgang leicht, der Appetit gut, aber der Kranke war vollkommen gleichgültig gegen seine neue Lage, gegen seinen Vortheil, gegen die Gegenstände seiner Neigungen. Schröpfköpfe in den Nacken, Bäder, Douchen, kalte Begiessungen, Drastica wurden nach und nach in 15 Monaten angewandt, änderten aber weder die Reizbarkeit des Kranken, noch das Unzusammenhängende und die Heftigkeit seines Deliriums, weder seine Wuth, noch seine Schlaflosigkeit. Im Sommer 1832 fühlte er auf dem Kopfe einen lebhaften Reiz, der

den Kranken dahin brachte, sich die Haare, obgleich sie sehr kurz waren, auszureissen und sich so zu kratzen, dass er dadurch mehr oder minder tiefe Wunden hervorbrachte. Er riss sich auch die Haut vom Gesichte los, so dass der untere Theil nur eine Wunde bildete, und man die Zwangsjacke anwenden musste, um die Vernarbung zu bewirken. Am 2ten October 1832 wird der Kranke nach Charenton gebracht; er ist korpulent, besitzt eine grosse Muskelkraft, und obgleich er mit Lebhaftigkeit umhergeht, so zeigen sich doch einige Zeichen von Paralysis der untern Gliedmassen. Die Schwierigkeit der Aussprache wird sehr deutlich. Im Winter nehmen die Symptome der Verwirrtheit zu; C. spricht nicht, verlangt nie etwas, frägt man ihn, so antwortet er gewöhnlich nicht, besteht man auf eine Antwort, so begnügt er sich zu sagen: «Lassen Sie mich zufrieden!» Er vernachlässigt seine Person, geht ohne Rock und Halstuch, das Wetter mag sein, wie es wolle. Im Frühjahr 1834 litt C. mehrere Male an Congestionen, die auf einige Stunden einen Arm lähmten. Er hatte mehrere Monate hindurch eine krampfhafte und fast immerwährende Bewegung der Kinnbacken, die, indem er eine an die andere rieb, ein dem Zähneknirschen ähnliches Geräusch machten.

Die Congestionen, die sich häufig wiederholten, hatten folgende Symptome. C. erhielt sich schwer aufrecht, konnte den einen Arm nicht mehr gebrauchen, sprach nicht mehr, und die Gesichtszüge waren verändert. Zuweilen fühlte er convulsivische Erschütterungen in der nicht gelähmten Seite. Der Aderlass machte diese Symptome zuweilen auf einige Stunden verschwinden; am häufigsten verblieb dann C. bis zum andern Tage in einem comatösen Zustande. Im November 1834 wurde in Folge einer Congestion der rechte Arm gelähmt und konnte nie wieder bewegt werden. Der Kranke wurde schwächer, weigerte sich zu essen, und wurde ganz unfolgsam. Am 17ten Decbr. kam Erbrechen, Fieber, Frösteln dazu, und der Kranke wurde bettlägerig. Er wurde einer strengen Diät unterworfen. In den folgenden Tagen wurde das Schlucken schwer, das Frösteln deutlicher. Den 22ten fanden ein wenig Zusammenziehung und leichte Convulsionen des rechten Armes statt. Am Tage Frösteln und Erbrechen; die Augenlieder sind gesenkt und die Pupillen unbeweglich. Man wendet nach vorangegangenem Aderlass Schröpfköpfe in den Nacken an. Den 23sten findet derselbe Zustand statt, ein Aderlass wird verordnet. Den 24sten: Ein comatöser Zustand wechselt mit allgemeinen Convulsionen, die in den Muskeln des Unterleibs stärker sind, ab. Die Pupillen sind sehr erweitert, der Puls ist sehr frequent, klein, zusammengezogen, nnd der Kranke stirbt im Laufe des Nachmittags.

Leichenöffnung. — Die Hirnschale ist dick und dicht.

Beim Durchsägen wurden die Gehirnhäute der linken Seite mit durchschnitten, und es flossen 5—6 Unzen einer trüben und blutigen Flüssigkeit aus. In der Höhlung der Arachnoidea war eine Sackgeschwulst befindlich. Die innere Seite der Arachnoidea war mit einer Membrane bedeckt. Das Innere dieser Membrane enthielt Blut, hatte eine rothe Farbe, und membranartig geformte Stückchen geronnenen Bluts, die ihr adhärirten. Die Dura mater sah auf der rechten Seite bräunlich aus und enthielt wie auf der linken Seite und die Höhlung der Arachnoidea eine Geschwulst, die mit einer trüben, eiterartigen Flüssigkeit angefüllt war. Die Membrane der Geschwulst bedeckte die Arachnoidea in derselben Ausdehnung, wie die der entgegengesetzten Seite, aber sie war dicker, ungleichförmiger, als die Pseudomembrane der rechten Seite. Die Arachnoidea selbst schien weder dicker, noch gefärbter zu sein, als im gewöhnlichen Zustande. Die Pia mater war gesund. Die beiden Flügel des Gehirns waren sehr comprimirt; die Corticalsubstanz war an einigen Stellen rosenfarbig, die weisse Substanz zeigte keine Verändrung. Die Membrane der Seitenventrikel adhärirte an mehreren Stellen.

M., 40 Jahr alt, kam am 9ten August 1817 in die Salpetrière; sie war eine Nätherin und wohnte auf dem Lande. Ihr Mann war in einem Zustande von Verwirrtheit gestorben; als Mädchen war sie sehr zornig. Diese Frau war von hohem Wuchse, hatte schwarze Haare, braune Augen, eine weisse Haut, und war wohlbeleibt.

Im 7ten Jahre hatte M. die Pocken, im 11ten die Krätze, im 13ten wurde sie plötzlich menstruirt, und der Monatsfluss wurde seitdem regelmässig und reichlich. Im 18ten Jahre litt sie in Folge eines Schlages von einem Pferde am Fieber, im 24sten verheirathete sie sich, ohne Kinder zu bekommen, und war seit ihrer Verheirathung sehr arbeitsam.

Im 39sten Jahre (April 1816) verfiel M. nach vielem häuslichen Kummer in Elend; sie trank viel Wein und Branntwein, und wurde von den Vorwürfen und Drohungen ihres Wirths sehr erschüttert, da sie die Miethe nicht zahlen konnte. Die Menstruation, die gerade im Gange war, wurde sehr reichlich, der Blutfluss dauerte drei Wochen, und als er aufhörte, erlitt M. einen leichten Schlagfluss. Man applicirte Blutegel, gab ein Brechmittel, zwei Abführmittel, die Zunge blieb schwer, das Gedächtniss schwach, die Ideen verwirrt, die Aussprache schwierig.

Gegen Ende des Monats Mai konnte sie ihre Wirthschaft wieder besorgen, aber ihre Ideen waren sehr exaltirt. Sie wollte immer ausgehen, indem sie vorgab, sie habe wichtige Geschäfte; sie magerte sehr ab, und wollte durchaus mit blossem Kopfe in der Sonne bleiben. Den 2ten Juni verliess sie ihre Beschäfti-

gungen, sprach unaufhörlich von ihrem Manne und zeigte sich sehr eigensinnig.

Den 4ten Juni kam sie in ein Hospital. Ihr Gang war schwankend, das Gedächtniss schwach, sie schrie, und alle zwei Tage zeigte sich eine deutliche Remission. Es wurden ein Vesicator in den Nacken, einige Tage darauf China, später Abführmittel angewandt.

Ihr Zustand schien sich zu bessern, ihre Ideen waren folgerechter, M. ging leichter, aber die Sprache wurde ihr immer etwas schwer, und sie verliess am 19ten Juli das Hospital.

Als sie nach Hause kam, fing sie ihre gewohnte Lebensart wieder an, die Lähmung nahm bis in das folgende Jahr immer mehr zu. Den 9ten August 1817 war die Paralysis allgemein; die Kranke konnte nicht gehen, sie musste in das Krankenhaus getragen werden, und konnte kaum einzelne Töne hervorbringen; sie schrie viel und beklagte sich, dass sie besonders am Rücken viele Schmerzen habe.

Verlust des Gedächtnisses, Verwirrtheit, unwillkürliche Stühle, Gefrässigkeit.

Im December: Ausserordentliche Schwäche; es zeigte sich Brand am Os sacrum.

Im Januar: Aphonie, grosse Schwäche. Am 24sten weigert sie sich, Nahrungsmittel zu nehmen und verfällt in einen comatösen Zustand. — Der Tod erfolgte am 27sten Januar 1818 um 3 Uhr Nachmittags.

Die Section wurde den folgenden Tag um 9 Uhr vorgenommen.

Der Kopf. Die Hirnschale ist dick, die Dura mater in dem ganzen mit der linken Hemisphäre correspondirenden Theile bräunlich; in der Höhlung der Arachnoidea befand sich eine beträchtliche Ergiessung einer bräunlichen, eiterartigen, flockigen Flüssigkeit, die einen stinkenden Geruch verbreitete. Diese Flüssigkeit hatte die Windungen der linken Hemisphäre des Gehirns so niedergedrückt, dass man hätte glauben sollen, dass die darunter liegenden Windungen ganz verwischt wären.

Die innere Seite der Arachnoidea war mit einer bräunlichen Membrane umzogen, die eine Sackgeschwulst bildete, in welcher eine Flüssigkeit enthalten war. Die Membrane, welche den Balg bildete, war auf der innern Seite flockig; die Windungen waren sehr abgeplattet.

Bie rechte Hemisphäre des Gehirns war nicht verändert; in der Arachnoidea auf dieser Seite war seröse Flüssigkeit vorhanden.

Der Canalis vertebralis enthielt auch Serum; an einigen Punkten, die augenscheinlich verdickt waren, adhärirte die Arachnoidea an die Pia mater. Diese beiden Membrane waren auf der

untern Hälfte injicirt. Das Rückenmark schien etwas erweicht zu sein. Der Uterus war voluminös, weich, zeigte in seinem Gewebe am Halse einige kleine Bläschen, und enthielt eine ungefärbte Flüssigkeit.

Was soll man aus diesen und so viel andern Thatsachen schliessen, wenn man nicht aus dem Auge lässt, dass die beobachteten Veränderungen im Gehirn und seinen Membranen bei Individuen sich vorfinden, die sonst nicht das geringste Zeichen von Delirium zeigten. Dass die organischen Verletzungen des Kopfes der Paralysis oder den Convulsionen eher zuzuschreiben sind, als der Verwirrtheit; dass der Character und die Intensität des Deliriums nicht im Verhältniss zur Grösse der organischen Verletzung stehen? Was soll man schliessen? Dass die Leichenöffnungen, die so häufig Aufschluss über den Sitz der Krankheiten gegeben haben, kein genügendes Resultat über die Kenntniss des Sitzes und der unmittelbaren Ursache des Deliriums der Verwirrten geben. Alles zeigt in dieser Krankheit die Schwäche, den Collapsus des Kopfes an. Wird dieser Zustand durch die Verstopfung des Gefässsystems oder durch das Nachlassen der Gehirncirculation verursacht? Da die Arterien ihre Elasticität verloren haben, oder verknöchert sind, so wirken sie wohl nicht mehr so energisch auf die Circulation, die langsamer in den zu sehr ausgedehnten Venen wird. Bedingt die Entzündung der Gehirnhäute, indem sie die Membrane verdickt, oder eine zu reichliche seröse Ausschwitzung hervorbringt, nicht die Compression? Die Section giebt uns in dieser Hinsicht wenig Licht, da alle organischen Veränderungen des Gehirns oder der davon abhängenden Theile weniger dem Delirium als seinen Complicationen angehören. Ich habe eine grosse Anzahl von Leichenöffnungen vorgenommen, welche, wenn man sie mit der Krankheitsgeschichte vergleicht, beweisen, dass die Verwirrtheit schon stattfand, ehe irgend eine organische Verletzung des Kopfes vorhanden gewesen war, und dass, wenn ja eine organische Verletzung gefunden wurde, diese durch Convulsionen oder Paralysis entstanden war.

Was wir in Beziehung auf die Symptome, die Ursachen und die Complicationen der Verwirrtheit gesagt haben, rechtfertigt die Eintheilung dieses Zustandes in drei Varietäten, so wie wir sie eben schon angegeben haben.

Erste Varietät. *Acute Verwirrtheit.* — Diese Varietät entsteht in Folge von Fehlern im Regimen, in Folge eines Fiebers, einer Hämorrhagie, einer Metastase, der Unterdrückung einer gewohnten Ausleerung, der schwächenden Behandlung der Manie.

Ihr Ausbruch ist plötzlicher, die Bewegung ist dabei nicht gestört, und sie wird leichter durch strenge Diät und Tonica ge-

heilt. Einreibungen, Reiten, Flussbäder, China, Moschus, Valeriana u. s. w. thun im Allgemeinen gute Dienste.

Man hat diese Varietät der Verwirrtheit dadurch geheilt, dass man die unterdrückte primitive Krankheit wieder hervorrief. Zuweilen endigt sie sich glücklich durch der Ausbruch der acuten Manie, die dann kritisch ist, wie es folgendes Beispiel zeigt.

M., Nätherin, 20 Jahr alt, von mittlerem Wuchse, hatte braune Haare, blaue Augen, eine blasse Gesichtsfarbe, bewegliche Physiognomie. Ihr Vater hatte viel an Flechten gelitten. Als sie acht Monate alt war, litt sie an Convulsionen, die nach dem Ausbruch der ersten Zähne aufhörten. Im 10ten Jahre hatte sie die Pocken; sie war seit dieser Zeit traurig, sehr empfindlich und reizbar. Im 17ten Jahre stellte sich die Menstruation sehr schwer ein, nachdem sie vorher an Kopfschmerzen gelitten hatte. Seit dieser Zeit waren die Menses regelmässig, flossen aber nur sparsam. M. hatte eine grosse Neigung zum Schlafen; wenn sie sich keine Bewegung machte, schlief sie. Obgleich sie gottesfürchtig war, so lass sie dennoch viele Romane.

Im 20sten Jahre, im Monat Juli 1819, hatte M., nachdem sie drei Monate lang heftige Kopfschmerzen gehabt hatte, einen grossen Verdruss wegen einer ihrer Gefährtinnen. Sie leidet mehrere Tage an Schlaflosigkeit, später delirirt sie, will sterben, nennt sich eine Todte, und während dieser Zeit wird das Gesicht sehr roth. In Zwischenräumen schreit, weint sie, ist aufgeregt; es finden Convulsionen des Gesichts statt, und die Kranke sagt, dass sie viel leide.

Vier Tage darauf (den 22sten Juli 1819) wird M. nach der Salpetrière gebracht, und zwar in einem Zustande von Manie, der bis in den Monat September dauerte. Um diese Zeit verfiel die Kranke in vollkommene Verwirrtheit; sie schien ganz unempfindlich für das, was um sie vorging, rührte sich nicht von ihrer Stelle, sprach nicht, und antwortete sogar nicht auf die an sie gerichteten Fragen. Dieser Zustand dauerte bis in den Decbr., ich wandte das Glüheisen in den Nacken an. Dieses Mittel rief eine allgemeine Aufregung und ein Delirium hervor, das mehrere Tage dauerte. Im Januar stellte sich die Menstruation wieder ein. Die Kranke war in der Reconvalescenz, und nach und nach nahm sie ihre alten Neigungen, Ideen und ihre Lebensart wieder an. Pinel erzählt in seinem *Traité de la Manie* die plötzliche Heilung der Verwirrtheit durch den Ausbruch der Manie.

Zweite Varietät. *Chronische Verwirrtheit.* — Die Verwirrtheit entsteht durch Onanie, Abweichungen vom Regimen, Trunkenheit, Missbrauch von Vergnügungen, übermässiges Studiren. Sie folgt auf die Hypochondrie, Melancholie, Manie, Epilepsie und Apoplexie. Diese Art ist sehr selten heilbar. Ist

die Verwirrtheit das Resultat von Excessen und Abweichungen vom Regimen, dann bildet sie sich langsam aus. Endigt sie die Manie und Monomanie, so zeigen sich während der Dauer, ja schon beim Auftreten dieser letztern Krankheiten einige Symptome, welche diesen traurigen Ausgang ahnen lassen. Dies sieht man am häufigsten bei der Monomanie aus Hochmuth, die gewöhnlich mit Paralysis complicirt ist. Di Verwirrtheit, welche der Manie oder Monomanie folgt, behä immer einige Spuren des primitiven Deliriums; deshalb sind a von Zeit zu Zeit einige Verwirrte aufgeregt, wodurch ihre Fähigkeiten erwachen. Bei Andern schimmert mitten in der Verworrenheit der Ideen diejenige durch, welche während der Monomanie vorherrschend war. Die Verwirrtheit, die der Apoplexie folgt, ist gewöhnlich unheilbar. Die Verwirrtheit, welche durch Trunkenheit entsteht, hat einen eigenthümlichen Character, nämlich sie zeichnet sich durch Zittern der Glieder aus, weshalb man ihr auch den Namen «Delirium tremens» beigelegt hat. Ihre Dauer ist kurz, denn nach einigen Tagen wird sie plötzlich geheilt.

Man hat gegen die chronische Verwirrtheit Vesicatore, das Haarseil, die Moxa, das Glüheisen, reizende Einreibungen, Seebäder, Electricität, u. s. w. angerathen. Alle diese Mittel haben leider nur einen sehr seltenen und kurz dauernden Erfolg.

Dritte Varietät. *Die Verwirrtheit aus Altersschwäche.* — Die Verwirrtheit der Greise ist die Folge des vorschreitenden Alters. Der nach und nach alternde Mensch verliert seine Sensibilität mit dem freien Gebrauch der Verständniss, noch ehe er das höchste Alter erreicht. Die Verwirrtheit der Greise bildet sich nach und nach aus. Sie beginnt durch das Schwachwerden des Gedächtnisses, besonders der Erinnerung an neue Eindrücke. Die Empfindungen sind schwach, die anfangs ermüdende Aufmerksamkeit verschwindet ganz, der Wille ist schwankend und ohne Impuls, die Bewegungen sind langsam und werden unmöglich. Dennoch tritt die Verwirrtheit der Greise ziemlich häufig durch eine allgemeine Aufregung auf, die mehr oder minder lange Zeit dauert, und sich durch Exaltation bald der einen, bald der andern Function kund thut. Diese Function geht mit einer neuen und unerwarteten Energie von statten, die häufig den Greis, so wie die ihn umgebenden Personen täuscht. Dies ist der Fall mit Individuen, die, ehe sie in Verwirrtheit verfallen, sehr reizbar, über das Geringste aufgeregt werden; sie sind sehr thätig, wollen Alles unternehmen, Alles thun. Andere fühlen ein Verlangen nach Liebesfreuden, das bei ihnen schon seit langer Zeit erloschen war, und welches sie zu Handlungen treibt, die ihren Gewohnheiten zuwider sind. Einige Andere, die sonst sehr mässig waren, haben einen ungeregelten Appetit auf gewürz-

hafte Speisen, auf Wein und geistige Getränke. Auf diesen Ueberreiz folgt bald die Verwirrtheit. Diese Symptome von allgemeiner Aufregung sind die ersten Zeichen der Verwirrtheit der Greise. Der Uebergang von der Aufregung zur Verwirrtheit geschieht schnell, besonders wenn die Greise bei ihrem unvernünftigen Verlangen Hindernisse finden, oder wenn es unmöglich ist, dasselbe zu befriedigen. Man muss diese Aufregung nicht mit der Manie verwechseln, die bei starken, kräftigen und gut conservirten Greisen ausbricht. Die Manie mit Wuth bricht sogar mitunter noch im 80sten Jahre aus, und wird dennoch geheilt.

Landluft, mässige Bewegung, ein tonisches Regimen können den Verlauf der Verwirrtheit der Greise aufhalten, und einigermassen ihr Ende verzögern.

Complicirte Varietäten. — Die complicirte Verwirrtheit muss als Anhang zu den drei vorhergehenden Arten angesehen werden. Sie kommt mit Melancholie, Manie, Epilepsie, Convulsionen, Scorbut und besonders Paralysis complicirt vor.

Die complicirte Verwirrtheit ist unheilbar. Hippocrates hat die Complication des Deliriums mit jeder Art von Convulsionen für ein tödtliches Zeichen in acuten Krankheiten angesehen. Was der Vater der Medizin von den acuten Krankheiten sagte, ist auch auf die Geisteskrankheit, besonders aber auf die Verwirrtheit anwendbar. Die Complication der Geisteskrankheiten mit Verletzungen der Bewegung widersteht allen Heilmitteln, und hat bald einen tödtlichen Ausgang.

Die so eben erwähnten Thatsachen, so wie die, welche Calmeil,*) Bayle,**) Guislain***) u. A. angeführt haben, bestätigen diese traurige Wahrheit. Im Jahre 1805 machte ich zuerst auf diese traurige Erscheinung aufmerksam, und bestätigte die Unheilbarkeit der mit Paralysis complicirten Geisteskrankheit.****) Diese Paralysis ist häufig das Zeichen einer chronischen Entzündung der Gehirnhäute, und darf nicht mit der Paralysis verwechselt werden, die den Gehirnhämorrhagien, dem Krebs, den Tuberkeln, den Gehirnerweichungen folgt. Sie bricht bald mit den ersten Symptomen des Deliriums, während der so merkwürdigen acuten Periode im Beginn fast aller Geisteskrankheiten aus, bald geht sie dem Delirium voran, bald kömmt sie einigermassen zugleich mit

*) *De la paralysie considerée chez les aliénés. Paris* 1826.

**) *Traité des maladies du cerveau et de ses membranes. Paris.* 1826.

***) *Traité des phrénopathies, ou doctrine nouvelle des maladies mentales. Bruxelles.* 1833.

****) *Les passions considerées comme causes, symptomes et moyens curatifs de l'aliénation mentale. Paris.* 1805.

zum Vorschein. Mag übrigens die Paralysis sich zeigen, in welchem Stadium es sei, so findet ihr Erscheinen zuweilen ohne beunruhigende Symptome statt; manchmal tritt sie nach Congestionen, hitzigen Fiebern, epileptischen Convulsionen u. s. w. auf. Sie ist anfangs partiell, dann dehnt sie sich auf eine grössere Anzahl von Muskeln aus, und wird endlich allgemein. Sie hat einen unaufhaltbaren Verlauf, und greift immer mehr um sich, je schwächer die Intelligenz wird. Welches auch der Character des Deliriums sei, so zeigt die Paralysis einen schnellen Uebergang der Geisteskrankheit zur chronischen Verwirrtheit an. Selten leben paralytische Geisteskranke länger als 1 — 3 Jahre, und von denselben sterben die stärksten und kräftigsten am schnellsten. Beinahe immer werden die letzten Augenblicke dieser Kranken durch Convulsionen, Gehirncongestionen, den Brand, der sich aller Theile bemächtigt, auf welchen der bewegungslose Körper ruht, bezeichnet. Einige Thatsachen werden den Verlauf dieser traurigen Complication deutlicher machen.

Wie bejammernswerth ist jener junge, starke, kräftige, lebensfrohe Monomaniacus, der, für eine glänzende Zukunft bestimmt, im 30sten Jahre sich überredet, ein unermessliches Vermögen zu besitzen, das er unbedachtsam verschwendet, und glaubt, dass er für Jedermann ein Gegenstand des Neides sei. M. kauft Alles, ohne dass er es braucht, Meubles, Pferde, Wagen, Gemälde u. s. w., und überlässt sich von Zeit zu Zeit einem ausschweifenden Leben. Die Rathschläge seiner Freunde und Verwandten können ihn nicht auf den Weg der Mässigkeit, nicht zu den Gedanken, Wünschen, dem Lebenswandel, den man sonst an ihm bewunderte, zurückführen. Da er ausserordentlich empfindlich geworden ist, so reizt und bringt ihn das Geringste auf. Er will keine Arznei einnehmen, indem er versichert, dass er nie so gesund und so glücklich gewesen sei, als jetzt. Er wird durch den Dr. K., einen eben so klugen, als achtungswerthen Arzt nach Paris gebracht. Dieser sagt zu mir: «Ich übergebe hier Ihrer Behandlung einen sehr interessanten Kranken, der nur ein wenig überspannt ist, den ich den Umständen entziehen wollte, die diese Aufregung vermehren, und den Sie schnell heilen werden.» Ich unterhalte mich mit dem Kranken, der mir von seinem Reichthum, seinen Entwürfen für sein Wohl und das der Seinigen, und den zahlreichen Käufen, die er so eben in Paris abgeschlossen hat, u. s. w. erzählt. Nach einer halben Stunde fragt mich K.: «Was glauben Sie?» — «Ich glaube, dass Ihr Kranker unheilbar ist, und dass er kaum noch ein Jahr leben wird. Bleiben Sie vierzehn Tage in Paris, und Sie werden sehen, welchen schnellen Verlauf die Krankheit haben wird.» Als ich mit dem Kranken sprach, hatte ich ein Stocken bei der Aussprache gewisser Worte und die zu grosse Willfährigkeit,

mit welcher er im Krankenhause verblieb, bemerkt. Eine länger fortgesetzte Beobachtung liess mich einige Lücken in seinem Gedächtniss und das Vergessen der Entschlüsse, die er den Tag zuvor gefasst hatte, wahrnehmen. Der Gleichmuth und das zufriedene Wesen des der Freiheit beraubten Kranken frappirte mich. Er schob die Erfüllung seiner Entwürfe, die er anfangs gleich ausführen wollte, immer auf den folgenden Tag auf.

Nach vierzehn Tagen fiel ihm die Sprache schwerer und die Geistesabwesenheit wurde häufiger. Der Kranke magert ab, obgleich er viel isst. Mehrere Male werden Blutegel applicirt; ein Haarseil wird in den Nacken angebracht, Valeriana und Abführmittel verordnet, um der Verstopfung vorzubeugen. Nichts kann den Gang der Entzündung der Gehirnhäute, folglich auch den der Paralysis hemmen. Der Kranke denkt beinahe an gar nichts mehr, er erinnert sich an nichts, spricht nur unzusammenhängende Worte, wiederholt oft die Worte: Million, Pferde, Schloss, Kutsche, u. s. w. Er lässt sich wie ein Kind führen, schwankt auf den Beinen, zuweilen geht der Urin unwillkürlich ab. Nach und nach wird er schwächer; er spricht nur leise, steht vom Sessel nicht mehr auf, ausser wenn er zum Gehen ermuntert und von zwei Armen unterstützt wird. Dabei ist er immer gefrässig. Im fünften Monat bringt der Kranke beinahe keinen Ton mehr hervor, und man versteht nicht mehr, was er sagt. Die Ausleerungen gehen unwillkürlich von statten, obgleich die Excremente fest sind, der Urin fliesst unwillkürlich Tag und Nacht, endlich wird der Kranke im Anfange des sechsten Monats bettlägerig. Er hat zwei Tage hindurch der Epilepsie ähnliche Convulsionen, und stirbt nach sieben Monaten an einer Krankheit, die bei ihrem Beginn sich so leicht gezeigt hatte, dass sie einen sehr erfahrenen Arzt täuschte.

C., ein Advokat, 35 Jahr alt, hat einen geisteskranken Onkel von väterlicher Seite; er ist von hohem Wuchse, hat braune Haare und viele Unannehmlichkeiten in seiner Jugend erlebt. Er hatte sich im 23sten Jahre verheirathet, und die Vergnügungen mit den Studien und den Arbeiten am Schreibtisch zu verbinden gewusst; dabei wurde er sehr geschätzt. Im Monat April 1836 hielt er bei voller Versammlung Reden, die ihm eine Strafe zuzogen. C. wurde zu vierzehntägigem Arreste und Niederlegung seiner Stelle verurtheilt. Während sein Prozess noch schwebte, hatte er eine Gehirncongestion und liess zur Ader. Nach dem publicirten Urtheil zeigte er eine kindische Freude, und scherzte über diese Begebenheit und deren Folgen. Alsbald bemerkte man auch einige Ideen von Hochmuth an ihm. Im August hielt C. mitten in einer Vertheidigung inne, und entschuldigte sich, dass er nicht mehr sprechen könne. Seit diesem Tage stotterte er;

seine Ideen waren unzusammenhängend; es wurde ihm zur Ader gelassen und man brachte ihn in ein Krankenhaus, von wo er zwei Monate später, am 17ten Octbr. 1836, nach Charenton kam. Bei seiner Ankunft war C. mager, bleich, die Aussprache fiel ihm sehr schwer, das Gedächtniss war geschwächt, und die Worte hatten keinen Zusammenhang. Der Kranke spricht von seinen Talenten, die Jedermann bewundert, von seinem Reichthum, der unermesslich ist, von seiner Beförderung, weshalb er dem Könige vorgestellt werden solle, und von seinen Kutschen, die ihn erwarten. Er will das Haus verlassen, um vor Gericht eine Klage durchzuführen, da er mit der Vertheidigung aller seiner Mitbürger beauftragt ist. Er ist glücklich, und preist sein Glück. Er geht unaufhörlich, und zwar als suche er etwas; er spricht fortwährend, seine Worte sind verächtlich, aber nicht drohend. Er will nur deshalb das Haus verlassen, weil er von Geschäften überhäuft ist, und man ihn erwartet. Schlägt man es ihm geradezu ab, so wird er böse, beruhigt sich aber sogleich wieder. Er hat nicht psychische Kraft genug, um darauf zu bestehen; er weint, zeigt nie Anhänglichkeit, noch Bedauern für seine Familie und seine Freunde.

Bei jedem Besuche finden dieselben unzusammenhängenden Reden, dieselben Forderungen, dieselbe Schwäche des Willens statt. Will er etwas, so genügt es, um ihn zu befriedigen, dass man ihm verspricht, man werde ihm das Verlangte im Laufe desselben oder des folgenden Tages verschaffen, und dass er dann ausgehen könne, wenn es ihm beliebe. Da er sehr um seine Nahrung besorgt ist, stellt man ihn zufrieden, wenn man ihm verspricht, das Verlangte zu bringen. Nach und nach hört der Kranke auf von seinem Stande zu sprechen, die Verwirrtheit und die Paralysis machen Fortschritte. Die Aussprache fällt ihm schwer, der Gang ist schwankend; im Februar 1837 werden alle Symptome stärker, der sonst so gewählte Anzug wird vernachlässigt, die Kleider sind zerrissen und schmutzig, und der Urin fliesst unwillkürlich.

Gegen das Ende des Winters scheint der Kranke nur flüchtige Ideen zu haben. Er ist des psychischen Gefühls beraubt, hat keine Erinnerungen mehr, macht keine Entwürfe für die Zukunft mehr, und lebt nur physisch. Einige Monate waren hinreichend, um C. auf diese letzte Stufe der intellectuellen und psychischen Existenz zu bringen. Die ganze Constitution wird schwächer, alle Organe verfallen, und dieser junge Mann, der eine so glänzende Rolle in der Welt spielte, so ausgezeichnet durch seine Intelligenz war, ist nur noch ein Automat.

D., 38 Jahr, hatte den letzten Feldzügen unter dem Kaiserreiche beigewohnt, und war nach der Restauration zum Obristen avancirt; er vereinigte alle physischen und intellectuellen Eigen-

schaften, die zu einer glänzenden Stellung und einem grossen Glück in der Welt führen. Er glaubte, es sei ihm eine Ungerechtigkeit von Seiten der Regierung widerfahren. Seine Eigenliebe war tief verletzt, und nach einigen schlaflosen Nächten gab er sich mit einem Federmesser mehrere Stiche in der Gegend des Herzens. Es wurde ihm bei Zeiten Beistand geleistet, und er nur kurze Zeit am Dienste verhindert. Seit dieser Zeit drückte D. seine Unzufriedenheit mit Bitterkeit aus, war aber nicht minder pünktlich, seine Pflichten als Brigadechef zu erfüllen. Zwei Jahre später hat D. eine Gehirncongestion, und man wendet einen reichlichen Aderlass an. Zwei Tage darauf findet eine neue, aber stärkere Congestion statt, als die erste. D. bleibt aufgeregt, spricht viel, wird aufgebracht, fordert immer, und schläft nicht. Nach einer dritten Congestion zeigt sich ein wirklicher Zustand von Manie. Das Delirium ist allgemein, mit Aufregung und vorherrschenden Ideen von Grösse und Reichthum. D. begeht tausend Ungereimtheiten, er bleibt beinahe nackt, spricht unaufhörlich, schreit, befiehlt tausend Dinge auf einmal, wird ungeduldig, zerreisst Alles und begeht bizarre und unkluge Handlungsn, die sein Leben in Gefahr bringen, ohne dass er Neigung zum Selbstmorde hat. Mehrere Aerzte werden zur Consultation herbeigeholt; die Manie kann nicht verkannt werden. Das Alter des Kranken, das Neue der Krankheit geben den Aerzten Hoffnung zur Heilung. Ich erkläre, dass der Kranke nicht gesund wird: 1) weil der Manie drei starke Gehirncongestionen vorangingen und das Gehirn etwas verletzt sei; 2) weil ungeachtet der Schwatzhaftigkeit des Kranken dieser einige Worte unvollständig ausspricht, und sein, obgleich lebhafter und schneller, Gang dennoch unsicher ist. Ich fügte hinzu, dass eine kräftige Behandlung den Verlauf der Krankheit beschleunigen würde, und dass Landluft, Bewegung, eine strenge Diät und wiederholtes Appliciren von einigen Blutegeln mir die passendsten Mittel zu sein schienen, um neuen Congestionen vorzubeugen. — Einer der Consultirenden theilte nicht meine Ansicht, und schlug einige Mittel zum Versuch vor. Nachdem ein Monat mit fruchtlosen Versuchen vergangen war, musste man jede Hoffnung zur Heilung aufgeben. Die Paralysis hatte Fortschritte gemacht, und die Verwirrtheit war deutlich. Der Kranke behielt unzusammenhängende Ideen von Grösse, die länger als zwei Jahre dauerten. D. hielt sich für den Besitzer mehrerer Provinzen, mehrerer Königreiche; er vertheilte Anstellungen, verschenkte Millionen, und kommandirte eine Armee von Riesen. Die Cavallerie ritt auf Riesenpferden, er besass Schlösser von Diamanten und war 20, 30, 40 Fuss gross. Er sprach Tag und Nacht bald leise, bald sehr laut, schrie heftig, und getäuscht durch Hallucinationen des Gehörs, hörte er eingebildete Personen, ant-

wortete ihnen, pries ihnen seine Person an, stritt sich mit ihnen und beleidigte sie sogar. D. erkannte die Mitglieder seiner Familie, sprach freundschaftlich und höflich mit ihnen, aber nach einigen Worten ging er zu seiner gewöhnlichen Unterhaltung über. Man schickte ihn aufs Land. Obgleich er vollkommen verwirrt ist, häufig Schwindel und der Epilepsie ähnliche Convulsionen hat, nur sehr schwer und zuweilen ganz auf die eine Seite gebeugt geht, und kaum ein Wort hervorbringen kann, so lebt er dennoch schon 12 Jahre in diesem Zustande, und man sieht an ihm noch Spuren seiner alten Höflichkeit und seiner liebenswürdigen und freundlichen Manieren, die ihn vor seiner Krankheit so auszeichneten.

Dieser Kranke verdankt die Erhaltung seiner Existenz der strengen Diät, der er unterworfen ist, der starken Bewegung, die er sich täglich macht, der wiederholten Applicirung von Blutegeln am After und der häufigen Anwendung von leichten Abführmitteln.

Die Paralysis ist häufiger bei geisteskranken Männern, als bei den Frauen. Vor 18 Jahren wurde mir während der Abwesenheit Pariset's, der nach Cadix geschickt worden war, um das gelbe Fieber zu studiren, die Behandlung der Geisteskranken zu Bicêtre übertragen, und ich erstaunte über diesen Unterschied, als ich die Anzahl der paralytischen geisteskranken Männer zu Bicêtre mit der der paralytischen Frauen in der Salpetrière verglich. Dasselbe kann man in allen Irrenanstalten sehen, wo Geisteskranke beiderlei Geschlechts aufgenommen werden. Auch entging dies Foville, Generalarzt zu Saint-Yon in Rouen, nicht. Nach ihm beträgt in diesem Hause die Anzahl der Paralytischen ein Elftel, denn unter 334 Geisteskranken waren 31 paralytisch, nämlich 22 Männer und 9 Frauen. *)

Zu Charenton ist die Zahl der Paralytischen weit beträchtlicher; sie beträgt hier ein Sechstel von sämmtlichen Geisteskranken. In den Jahren 1826, 1827 und 1828 wurden 619 Geisteskranke aufgenommen, worunter 109 paralytisch waren. Aber das Verhältniss der Männer zu den Frauen in Bezug auf Paralysis ist ausserordentlich gross. Unter 366 aufgenommenen geisteskranken Männern waren 95, dagegen von 153 Frauen nur 14 paralytisch. Man findet diese Complication häufiger bei Geisteskranken, die sich den Liebesfreuden zu sehr hingegeben, den geistigen Getränken überlassen, oder zu viel Mercur gebraucht haben, und bei den Individuen, die den Geist zu sehr anstrengten und vom Regimen abwichen. Erklären diese Umstände nicht zur Ge-

*) *Dictionnaire de médicine et de chirurgie pratiques*, *art. Aliénation mentale. T. I, p.* 504.

nüge, weshalb es mehr paralytische geisteskranke Männer, als Frauen giebt? Sie beweisen auch, weshalb es unter den Geisteskranken zu Charenton verhältnissmässig mehr paralytische giebt, als zu Bicêtre. Die zu Bicêtre aufgenommenen Geisteskranken sind arm, sie führen ein sehr arbeitsames Leben, sie reagiren energischer gegen die Ursachen, durch welche, wie wir gesagt haben, die Paralysis entstehen kann. Diese Ursachen haben einen um so geringern Einfluss auf den Handwerker, da dieser Handarbeiten macht, seinen Geist wenig anstrengt, das Gehirn weniger ermüdet. Die zu Charenton aufgenommenen Geisteskranken haben ein gutes Auskommen, mehr Mittel, um ihren Leidenschaften zu genügen, sie treiben eine Arbeit, die den Geist aufregt; ihr materielles Leben ist minder thätig, folglich müssen dieselben Ursachen bei ihnen gefährlicher und häufiger auf das Gehirn wirken. Und dies ist gewiss der Fall, denn es giebt in den reichen und hohen Ständen mehr paralytische Geisteskranke, als in den niedern. Die Paralysis, von der hier die Rede ist, ist im mittägigen Frankreich seltener, als im nördlichen; noch seltener ist sie in Italien und in warmen Ländern. Delaye fand im Hospital zu Toulouse unter 111 Geisteskranken nur 5 paralytische, nämlich 3 Männer und 2 Frauen. Rech versichert, dass er keinen Paralytischen unter den 132 Geisteskranken, die in den Jahren 1822—1825 im allgemeinen Hospital zu Montpellier waren oder aufgenommen wurden, gefunden habe. *) Vulpes, Generalarzt der Irrenhäuser zu Aversa im Königreich Neapel, sagte mir während seines Aufenthalts zu Paris im Jahre 1825 mehrere Male, dass man unter den 500 Geisteskranken beiderlei Geschlechts, die in dieser Anstalt behandelt werden, kaum zwei bis drei Paralytische finde. Während meines Aufenthalts in Italien im Jahre 1834 fand ich es bestätigt, dass sich nur eine ganz geringe Anzahl von paralytischen Geisteskranken nicht nur zu Aversa, sondern auch in allen Irrenanstalten Mittelitaliens und des Lombardisch-Venetianischen Königreichs vorfindet.

Burrows giebt zu, dass man in den englischen Irrenanstalten keine Rechenschaft von den Complicationen der Geisteskrankheit, so wie von den Krankheiten, an denen die Geisteskranken sterben, gebe; er glaubt aber, dass es in England weniger paralytische Geisteskranke gebe, als in Frankreich. Er fügt hinzu, dass er in seiner Privatpraxis unter 20 Geisteskranken nicht einen paralytischen gefunden habe. Dieser achtbare Schriftsteller schreibt die Häufigkeit der Paralysis bei uns dem schlechten Regimen, dem Mangel an Vorsicht, die Geisteskranken vor dem Einfluss der

*) *Ephemérides médicales de Montpellier*, 1827.

Witterung zu schützen, zu, während diese Kranken in England, wie er sagt, sehr gut gepflegt werden. In Deutschland tadelt man auch unsere Behandlungsmethoden. Einige französische Aerzte glauben, dass diese Complication durch irgend einen Fehler der Localität oder der Hygieine entstehe. Ich kenne die Wichtigkeit wohl, die man den Ursachen der Hygieine bei Erzeugung von Krankheiten beimessen muss; ich weiss, dass die Geisteskranken mehr, als die gesunden Individuen dem Einflusse der ungesunden Lokalität ausgesetzt sind, aber ich bemerke hierbei, dass, indem ich die Paralysis der Geisteskranken abhandelte, ich nur von der Paralysis, die sich vor dem Eintritt der Geisteskranken in Irrenanstalten zeigte, sprach, und dass also die paralytischen geisteskranken Frauen, die ich in der Salpetrière beobachtete, die paralytischen geisteskranken Männer zu Bicêtre, die geisteskranken Männer und Frauen zu Charenton, nicht während ihres Aufenthalts in den Anstalten in diesen Zustand verfallen sind, sondern schon paralytisch waren, ehe sie darin aufgenommen wurden. Ich bin überzeugt, dass wenn man die Symptome der Paralysis, welche die Geisteskrankheit complicirt, besser wird unterscheiden können, man in England, und besonders in London, eben so viel paralytische Geisteskranke finden wird, als in Paris.

Burrows scheint zu glauben, dass ich die Paralysis der Geisteskranken für die Wirkung und nicht für die Ursache der Geisteskrankheit ansehe. *) Ich habe aber nichts Aehnliches gesagt, sondern mich begnügt, die Paralysis als eine häufige, die Prognose erschwerende Complication der Geisteskrankheit zu bezeichnen. Ich glaube, dass in dieser doppelten Beziehung diese Beobachtung die ganze Aufmerksamkeit der Aerzte, welche pathologisch-anatomische Untersuchungen über die Geisteskranken anstellen, in Anspruch nimmt.

Bayle **) wollte beweisen, dass die Paralysis und Monomanie mit Ideen von Grösse und Reichthümern die Zeichen einer chronischen Gehirnhautentzündung seien, und dass diese Entzündung drei ganz verschiedene Stadien habe: 1) Das Stadium der Monomanie mit ehrgeizigen Ideen und einigen Spuren von unvollständiger Paralysis; 2) das Stadium der Manie; 3) das Stadium der Verwirrtheit mit gänzlicher Paralysis.

Obgleich ich eine beträchtliche Anzahl von Geisteskranken beobachtet habe, so ist mir die Monomanie mit Ideen von Grösse mit einem so regelmässigen Verlauf nie vorgekommen; ich habe

*) *Commentaries on the causes, formes, symptoms and treatment moral and medical of insanity. London.* 1828.

**) *Traité des maladies du cerveau et de ses membranes. Paris.* 1826.

gesehen, dass ihr Anfälle von Manie, Monomanie und Melancholie vorangingen. Die Paralysis complicirt alle Geisteskrankeiten, mag auch die Form des Deliriums sein, welche sie wolle. Sie complicirt sich mit der Manie, der Melancholie, so wie mit der Monomanie aus Ehrgeiz, aber mit der letztern häufiger; sie complicirt sich beinahe immer mit der Verwirrtheit. Sieht man im Beginn der Manie Symptome von Paralysis, und wenn sie noch so leicht sind, so kann man dreist schliessen, dass die Verwirrtheit der Manie folgt. Dies ist auch der Fall mit der Monomanie, mag der Character des Deliriums sein, wie er wolle, und man kann noch hinzufügen, dass der Tod bald die Krankheit beendigt. Die Maniaci und Monomaniaci haben in diesem Falle weder dieselbe energische Aufmerksamkeit, noch dieselbe Kraft zur Verbindung der Ideen, weder dieselbe Macht des Willens, noch denselben Starrsinn im Entschlusse und dieselbe Hartnäckigkeit im Widerstande. Diese Kranken werden aufgebracht, aber sie gehorchen, geben nach, und begehen Handlungen, die schon die Schwäche der Functionen des Gehirns anzeigen. Es ist mir vorgekommen, dass ein sehr wüthender Maniacus schon paralytisch war und nicht geheilt werden konnte, obgleich mehrere sehr achtungswerthe Aerzte, die weniger mit Geisteskranken zu thun gehabt hatten, die wirklich sehr undeutlichen Zeichen von Paralysis verkannten. Als ich zur Behandlung eines Offiziers gerufen wurde, der in Monomanie aus Ehrgeiz mit Wuth verfallen war, erklärte ich, obgleich der Kranke sonst sehr kräftig war, dass er nicht genesen und bald das Dasein von Paralysis nicht zu verkennen sein werde. Meine Prognose war auf die beiden folgenden Erscheinungen gegründet: 1) mitten in einem Satze sprach der Kranke gewisse Worte langsamer aus; 2) es genügte, ihm etwas zu versprechen, um ihn zu beruhigen und ihn zum Entsagen seiner Entwürfe zu vermögen, an denen er sehr stark zu hängen schien. Ein leichter Strabismus war hinreichend, um über einen Monomaniacus, der noch die Functionen eines Hauptmanns in einem Regimente erfüllte, ein ähnliches Urtheil zu fällen.

Hätte die chronische Meningitis die Monomanie mit Ideen von Grösse und Paralysis zu characteristischen Zeichen, dann würde die Monomanie nie ohne Paralysis vorkommen, aber Beobachtungen beweisen das Gegentheil.

Geisteskranke Frauen sind selten paralytisch. Die geisteskranken Männer und Frauen in warmen Ländern, im mittägigen Frankreich, in Italien, sind selten paralytisch; dennoch aber bricht die Monomanie mit Ehrgeiz unter den geisteskranken Frauen zu Paris aus. Diese Monomanie kommt auch nicht selten im mittägigen Frankreich und Italien unter den geisteskranken Männern und Frauen vor. Es giebt also eine Monomanie mit Ehrgeiz ohne

Paralysis; auf der andern Seite giebt es Paralysis ohne Delirium. Wie kann man also annehmen, dass diese Monomanie und die Paralysis pathognomonische Kennzeichen der Meningitis chronica sind. Es giebt Fälle von Paralysis mit ausschliessendem Delirium, mit Monomanie mit ehrgeizigen Ideen, in denen das Delirium aufhört und die Paralysis fortdauert; ich habe zu Ende des Jahres 1827 zu Charenton einen ähnlichen Fall beobachtet. Ein Offizier den Gendarmerie verfällt plötzlich in Monomanie; der Kranke hält sich für eine wichtige, mächtige und reiche Person, begeht eine Menge Ertravaganzen; zugleich fällt ihm aber die Sprache schwer. Nach fünf Wochen hört die Monomanie auf, aber die Paralysis dauert fort, und ergreift bald die Muskeln der Glieder. Der Kranke leidet an häufigen Gehirncongestionen, die der Epilepsie ähnliche Convulsionen verursachen, aber es ist kein Delirium vorhanden. Er urtheilt vollkommen richtig über den Zustand, in dem er gewesen, in dem er sich noch befindet, und weshalb er ärztliche Hülfe in Anspruch nimmt.

Bei den Leichenöffnungen der paralytischen Geisteskranken, und sogar der Monomaniaci, findet man nicht immer an den Leichnamen die Spuren der Entzündung der Gehirnhäute, während man zuweilen Entzündungen der Gehirnhäute wahrnimmt, obgleich kein Delirium mit Ideen von Grösse vorhanden war.

Calmeil,*) der dieselben Quellen wie Bayle, d. h. die gesammelten Beobachtungen zu Charenton, benutzte, zeigte sich in den Schlüssen über die in seinem Werke, das in vielen Beziehungen so ausgezeichnet ist, aufgeführten Thatsachen zurückhaltender. Er begnügte sich damit, durch zahlreiche Thatsachen zu beweisen, dass die chronische Entzündung der Gehirnhäute die den Geisteskranken eigene allgemeine Paralysis zur Folge habe, aber er sagt nicht, dass er die unmittelbare Ursache des Deliriums mit Ideen von Grösse und Reichthum aufgefunden habe.

Bouillaud **) sagt, die Paralysis der Sprachorgane hänge von der Verletzung der vordern Flügel des Gehirns ab; obgleich dies eine unbestreitbare Wahrheit ist, fügt er hinzu, so rechtfertigt die Beobachtung nicht immer diese Voraussetzung.

Die Natur bewahrt ihr Geheimniss noch immer hartnäckig ungeachtet der fortwährenden Untersuchungen der Aerzte und Philosophen aller Zeiten.

Ich will die Abhandlung über die Paralysis der Geisteskranken nicht schliessen, ohne vorher noch einige practische Bemerkungen angeführt zu haben.

*) *De la paralysie considérée chez les aliénés. Paris.* 1826.

**) *Traité physique et physiologique de l'encéphalite ou inflammation du cerveau. Paris.* 1825.

Die paralytischen Geisteskranken sind gefrässig; sie sammeln die Speisen in dem hintern Theile des Mundes, und können sie zuweilen nicht hinunterschlucken. Dies ist auch der Fall, wenn die Lähmung die zum Schlucken nothwendigen Muskeln ergreift; dann wird dieses Geschäft fast unmöglich, weil die festen Speisen nicht mehr in den Magen herabgedrückt werden können, im Oesophagus bleiben und den Larynx zusammendrücken. In diesen verschiedenen Fällen steht Asphyxie bevor, und solche paralytische Geisteskranke, die schon in den letzten Zügen lagen, wurden dem Leben wiedergegeben, als man den Hintermund und den Oesophagus von den Substanzen befreite, die nicht verschluckt worden waren. Ich habe einen sehr sonderbaren Fall gesehen, der für den Kranken, welcher den Gegenstand folgender Beobachtung ausmacht, sehr traurig ablief.

M., ungefahr 40 Jahre alt, war nach einem langen Anfall von Manie in Verwirrtheit verfallen. Das Bedürfniss zu essen war bei ihm so stark, der Geschmack so verdorben, dass der Kranke die schmutzigsten Substanzen verschlang, und alle Insecten, z. B. Spinnen, Schnecken, Würmer, Raupen, Schmetterlinge u. s. w. ass, die er auf seinen Spaziergängen in dem grossen Garten erhaschen konnte. Eines Tages gab man dem Kranken zum Mittag Kalbskopf; er ass mit Begierde diese Speise, und fiel alsbald besinnungslos von seinem Sitz; das Gesicht war bläulich. Der Diener, welcher ihm das Essen brachte, ahnte die Ursache dieses Zufalls, führte einen fremden Körper in den Oesophagus ein, und stiess die Speise in den Magen. Einige Wochen später wurde demselben Kranken wieder Kalbskopf zu essen gegeben. Da man aber diesmal seine Gefrässigkeit befürchtete, so hatte man die Sorgfalt, die ihm gereichte Speise in kleine Stückchen zu schneiden. Kaum hatte der Kranke eine kleine Quantität davon in den Oesophagus gebracht, als sich die oben erwähnten Zufälle wiederholten. Der Gebrauch dieses Gerichts wurde streng untersagt. Sechs Monate später wurde diesem Kranken entweder aus Versehen, oder aus Vergessenheit wieder Kalbskopf vorgesetzt. Diesmal hatte er ein zu grosses Stück verschluckt, nichts konnte den Oesophagus davon befreien, und der Kranke starb alsbald. Bei der Section fand man den Oesophagus durch ein Stück Kalbskopf stark ausgedehnt. Das Gehirn war sehr roth, die Gehirnhäute waren verdickt und injicirt, und die Lungen strotzten von Blut. —

Auch die Verstopfung ist ein häufiges Symptom bei paralytischen Geisteskranken. Da das Rectum gelähmt ist, so wird die Entleerung fast unmöglich. Die Stoffe verbleiben darin mehr oder minder lange Zeit, zuweilen 20 — 30 Tage, ohne dass die Kranken sich darüber beklagen. Sind die sie umgebenden Per-

sonen nicht darauf aufmerksam, hebt man nicht diese Verstopfung, dann entzünden sich die Eingeweide und werden brandig. Abführmittel wirken nicht, Einreibungen auf den Unterleib haben keinen bessern Erfolg; die Kranken sterben. Zuweilen sind die Stoffe im Rectum so angehäuft und so verhärtet, dass man zu mechanischen Mitteln seine Zuflucht nehmen muss, um den Dickdarm zu entleeren.

Die Urinverhaltung erfordert ebenfalls eine grosse Aufmerksamkeit, und man muss zuweilen den Catheter anwenden. Gewöhnlicher aber leiden die paralytischen Geisteskranken an dem unfreiwilligen Urinabgang. Am Tage beschmutzen diese Kranken ihre Kleider, des Nachts überschwemmen sie ihr Bett, und der Urin zerstört bald alle Bekleidungen bis auf die Knochen. Man muss diese Kranken auf einem ganz besondern Lager liegen lassen, sie müssen häufig Wäsche wechseln, und mit einem sehr gewürzhaften Aufguss, oder sogar mit verdünntem Weingeist gewaschen werden.

Die paralytischen Geisteskranken sind wegen ihrer Schwäche auch einem gefährlichen Zufall ausgesetzt, der ihr Leben bedroht. Ist man nicht vorsichtig, wenn sie am Kamine sitzen, so verbrennen sie sich, ohne darüber zu klagen, und zwar so stark, dass ihr Leben in Gefahr kommt. Liegen diese Kranken, und versuchen sie ihre Lage zu verändern, so haben sie nicht Kraft genug, um den Impuls, den sie dem Körper gegeben haben, zur rechten Zeit aufzuhalten, oder sie haben nicht Intelligenz genug, um den Raum abzumessen, fallen dann gewöhnlich auf den Kopf, und sterben wenige Tage darauf.

Häufig kommt es vor, dass man wüthende, so wie paralytische Geisteskranke auf ein Zwangbette oder einen Zwangstuhl befestigt, die Einen, um sie zu verhindern, ihre Wuth auszuüben, die Andern, um dem Fallen vorzubeugen, dem sie beim Gehen ausgesetzt sind. Hierbei hat man zu befürchten, dass ein solches Mittel üble Folgen habe, denn der Mangel an Bewegung begünstigt die Lähmung. Häufig entsteht bei wüthenden Maniacis durch eine lange Ruhe, zu der man sie zwang, Paralysis. Aus Furcht vor einem ähnlichen Resultat hat man in den Irrenanstalten in Spanien den Gebrauch langer Ketten eingeführt, wodurch die Geisteskranken ans Bett befestigt werden. Auf diese Weise sicherte man sich vor der Wuth der Maniaci, indem man ihnen zugleich die Freiheit liess, ihre Muskeln zu bewegen.

XIV.

Von der Idiotie.

(l'idiotie).

Es herrscht eine grosse Verwirrung in Beziehung auf den Begriff von Idiotie unter allen Schriftstellern, die über Geisteskrankheiten geschrieben haben. Sich an den Schein haltend hat man die Idioten mit den Verwirrten, und umgekehrt, ja sogar mit den Monomaniacis verwechselt. Weil diese von fixen Ideen absorbirt, in Stupor verfallen zu sein scheinen, oder weil die Intelligenz der andern begrenzt oder vernichtet zu sein scheint, so hat man geschlossen, dass alle Idioten wären. Sauvages, Sagar, Vogel nannten die Idiotie *Amentia, imbecillitas ingenii, fatuitas;* Linné gab ihm die Benennung *Morosis,* Cullen und Fodéré «angeborne Verwirrtheit» *(démence innée);* Dufour und Pinel haben daraus eine eigne Art von Geisteskrankheit gebildet, und ihr den Namen Idiotie gegeben. Nichts desto weniger unterscheidet Letzterer die Idiotie von der Verwirrtheit nur durch den Grad der Störung der Intelligenz, und erklärt die Verwirrtheit durch die Vernichtung des Gedächtnisses, und die Idiotie durch Begrenzung der intellectuellen Fähigkeiten und Neigungen. Häufig spricht er von letzterer wie von der tiefsten Stufe der Verwirrtheit, und erzählt Thatsachen, in denen es augenscheinlich ist, dass er über diese beiden Krankheiten des Geistes nicht im Reinen war. Endlich unterscheidet er erlangte und angeborne Idiotie. Fodéré hat diesen Unterschied angenommen.

Das Wort ἴδιος, *privatus, solitarius,* drückt den Zustand eines Menschen aus, der, der Vernunft beraubt, gleichsam allein, von der übrigen Natur abgesondert, dasteht. Aus dem Worte *idiota,* Idiot, hat man Idiotismu gebildet, da aber

dieses Wort schon eine grammaticalische Bedeutung hat, so habe ich es für gut befunden, der Krankheit den Namen **Idiotie** beizulegen, und letzteres Wort in die medizinische Sprache einzuführen.

Die Idiotie ist keine Krankheit, sondern er ist ein Zustand, in dem die intellectuellen Fähigkeiten nie bestanden, oder sich nicht genug haben entwickeln können, damit der Idiot durch Erziehung die Kenntnisse erlange, die Individuen in seinem Alter und unter denselben Bedingungen, wie er, erhalten. Die Idiotie beginnt mit dem Leben, oder in dem Alter, das der gänzlichen Entwickelung der intellectuellen Fähigkeiten und Neigungen vorangeht; die Idioten sind das, was sie ihr ganzes Leben hindurch sein sollen; Alles an ihnen verräth eine unvollkommene oder in ihrer Entwickelung gehemmte Organisation. Man hat bisjetzt keine Möglichkeit gefunden, diesen Zustand zu ändern. Nichts kann den unglücklichen Idioten, selbst auf Augenblicke vernünftiger, intellectueller machen. Die Idioten werden nicht alt; selten überleben sie das 30ste Jahr. Bei der Oeffnung des Schädels findet man fast immer Bildungsfehler.

Die Verwirrtheit und die Idiotie sind wesentlich von einander verschieden, oder die Prinzipien jeder Classification sind illusorisch. Die Verwirrtheit, so wie die Manie und Monomanie beginnen nur erst von der Pubertät an; sie haben eine Periode des mehr oder minder schnellen Zunehmens. Die chronische Verwirrtheit, die Verwirrtheit der Greise nimmt durch die Abnutzung der Organe und den allmäligen Verlust einiger Fähigkeiten von Jahr zu Jahr zu. Alle Symptome verrathen die physische Schwäche, alle Züge sind gedehnt, die Augen trübe, matt, und will der Verwirrte handeln, so wird er durch eine fixe Idee, die den allgemeinen Verlust der Intelligenz überlebt hat, dazu bewogen. Man kann die Verwirrtheit heilen; man sieht die Möglichkeit ein, ihre Zufälle aufzuheben; es findet eine Abnahme der Verwirrtheit, eine Verminderung der nöthigen Kraft zur Uebung der Fähigkeiten statt, aber diese Fähigkeiten sind noch vorhanden. Psychische Erschütterungen, Arzneimittel können Kraft genug erwecken und erregen, um einige Ideen, einige Neigungen hervorzubringen. Stirbt der Verwirrte nicht schnell, dann kann er lange leben und ein hohes Alter erreichen. Bei der Leichenöffnung findet man zuweilen organische Verletzungen, aber diese Verletzungen sind zufällig; denn die Verdickung der Hirnschale, die Absonderung ihrer Blätter, die mit der Verwirrtheit der Greise zusammenfällt, characterisiren die Fehler der Bildung nicht. Eben so ist es mit der Störung und Veränderung der Gehirnsubstanz durch das vorrückende Alter.

Der Verwirrte ist der Güter beraubt, deren er sich sonst erfreute, er ist ein Armer, der früher reich war; der Idiot hat

immer im Unglück und Elend gelebt. Der Zustand des Verwirrten kann sich ändern, der des Idioten bleibt immmer derselbe. Dieser hat viele kindische Züge, Jener behält viel von der Physiognomie des ausgebildeten Menschen. Beide haben keine, oder beinahe keine Empfindungen; aber der Verwirrte zeigt in seiner Organisation und selbst in seiner Intelligenz etwas von seiner vergangenen Vollkommenheit, der Idiot dagegen ist Alles, was er war; er ist Alles, was er in Bezug auf seine primitive Organisation sein kann.

Aus diesem Vergleich kann man mit Recht schliessen, dass eine Krankheit, deren Stadium des Ausbruchs (die Kindheit) immer constant ist, die specielle Symptome hat, deren Prognose immer traurig ist, die ihr eigenthümliche organische Veränderungen zeigt, eine Menge genügender Kennzeichen darbietet, um sie von jeder andern Krankheit zu unterscheiden.

Aber es giebt Individuen, die der Sensibilität und Intelligenz beraubt zu sein scheinen, die ohne Ideen, ohne Sprache und bewegungslos sind, die stehen bleiben, wo man sie hinstellt, die man ankleiden und füttern muss. Sind dies nicht Idioten? Nein, gewiss nicht. Nicht die fortwährenden Symptome, nicht ein einziges Stadium einer Krankheit können auf dieselbe schliessen lassen; man muss im Gegentheil diese Krankheit sehen, in allen ihren Stadien studiren, und jedes derselben muss zur Diagnose beitragen. Ich habe im ersten Bande die Geschichte eines Mädchens erzählt, das alle Symptome zeigte, die man für Kennzeichen der Idiotie hält. Ich habe einen 27jährigen jungen Mann behandelt, der von einer Frau betrogen worden war, und eine Stelle, die er wünschte, nicht erhalten konnte, und nach einem Anfall von Manie in einen der Idiotie ähnlichen Zustand verfiel. Das Gesicht dieses Kranken war sehr geröthet, die Augen waren stier oder sehr ungewiss, die Physiognomie ohne Ausdruck; man musste ihn ankleiden und entkleiden, ihn ins Bett legen, er ass nur, wenn man ihm die Nahrungsmittel in den Mund steckte. Seine Arme hingen herab, seine Hände waren geschwollen, immer stand er, und ging nur dann umher, wenn man ihn dazu zwang; er schien weder Gefühl, noch Gedächtniss zu haben. Blutegel an den Schläfen, laue Bäder, kalte Douchen auf den Kopf, und besonders ein allgemeiner Hautausschlag bewirkten seine Heilung. Dieser junge Mann versicherte mir nach der Genesung, dass eine innere Stimme ihm zugerufen habe: rühre Dich nicht, oder Du bist verloren. Die Furcht machte ihn unbeweglich. Die Sensibilität, die Intelligenz sind also nicht erloschen; das Sichkundthun dieser Fähigkeiten wird nur durch verschiedene Motive verhindert, von denen die Kranken nach ihrer Genesung Rechenschaft ablegen. Während meiner klinischen Vorlesungen im Jahre 1822 hatten

wir in der Salpetrière eine Demoiselle B., die im tiefsten Stupor und vollkommen unempfindlich zu sein schien. Sie blieb unbeweglich bei ihrem Bette und sprach nie. Mehrere Male kniff und stach ich sie, ohne dass sie den mindesten Schmerz verrieth. Ich liess ein Haarseil in den Nacken und Vesicatore an verschiedenen Stellen der Haut appliciren; aber immer war sie unempfindlich dagegen, und weigerte sich hartnäckig zu sprechen, ja sogar zu gehen. Eines Tages erschien diese Demoiselle nicht zum Besuch, und nichts vermochte sie zu bewegen, zur Zeit der Vorlesung in ihrem Schlafzimmer zu bleiben. Als sie hergestellt war, erklärte sie mir, dass ein Eleve sie gekniffen habe. Sie fühlte sich durch diese Unverschämtheit gekränkt, denn was mir erlaubt ist, sei den Eleven nicht erlaubt, und so hatte sie den Entschluss gefasst, nicht wieder zur Zeit der Vorlesung zu erscheinen. Einige Monomaniaci, die durch erotische oder religiöse Ideen beherrscht werden, bieten dieselben Symptome dar. Gewiss sind in allen diesen Fällen die Empfindung und die intellectuellen Fähigkeiten energisch, der Schein täuscht nur, und es findet hier keine Idiotie statt.

Von dem Menschen, der Empfindung und intellectuelle Fähigkeiten besitzt, aber schwach organisirt ist, und auf der niedrigsten Stufe des intellectuellen und geselligen Lebens steht, bis zum Idioten, giebt es unzählige Abstufungen. Wer könnte alle Nüancen des Verfalls, der den denkenden Menschen vom Idioten, der nicht einmal Instinkt besitzt, trennt, bezeichnen und beschreiben? Nichts desto weniger kann man, wenn man die Thatsachen studirt, die Idioten in zwei Klassen bringen, in welche sie sich alle stellen lassen. In die erstere gehören die Blödsinnigen, in die zweite die sogenannten Idioten. In der erstern ist die Organisation mehr oder minder vollkommen, die Empfindungen und die intellectuellen Fähigkeiten sind wenig entwickelt, die Blödsinnigen haben Empfindungen, Ideen, Gedächtniss, Leidenschaften, ja sogar Neigungen; Alles ist jedoch nur schwach. Sie fühlen, denken, sprechen und sind für Erziehung empfänglich. In der zweiten Abtheilung ist die Organisation unvollständig, die Sinne sind kaum angedeutet, die Sensibilität, die Aufmerksamkeit, das Gedächtniss sind gar nicht, oder doch so gut als gar nicht vorhanden. Die Idioten haben nur eine geringe Anzahl begrenzter Ideen; eben so sind ihre Leidenschaften für instinktartige Bedürfnisse, die sie durch einige Geberden, durch einige Worte, einzelne Sylben oder Geschrei ausdrücken, begrenzt. Die Vernunft leitet ihre Handlungen nicht, die, wenig zahlreich, durch Gewohnheit oder Nachahmung wiederholt werden.

Erste Art. ***Blödsinn (Imbecillité).*** — Die Blödsinnigen sind in der Regel gut geformt, und ihre Organisation ist wenig von der normalen Organisation verschieden; sie besitzen intellec-

tuelle und erlernte Fähigkeiten, aber in einem schwächeren Grade, als der vollkommene Mensch, und diese Fähigkeiten können sich nur bis zu einem gewissen Punkte entwickeln. Sie mögen eine Erziehung erhalten, welche sie wollen, so können die Blödsinnigen sich nie bis zu der Höhe von Vernunft, zu der Ausdehnung und Gründlichkeit der Kenntnisse erheben, die ihr Alter, ihre Erziehung, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse eigentlich erforderlich machen. Sie machen unter denselben Umständen, wie andere Menschen, nicht denselben Gebrauch von ihrer Intelligenz.

M., 37 Jahr alt, gehört einer sehr reichen Familie an. Als seine Mutter schwanger war, erlitt sie lange Beunruhigungen und lebhafte Affecte. Der Kopf M's. zeigt nichts Bemerkenswerthes; er hat einen starken Haarwuchs, seine Augen sind klein und ausdruckslos, seine Physiognomie hat etwas Schwankendes, Ungewisses und Trauriges. Seine Organe entwickelten sich viel später, als bei andern Kindern. Kaum konnte er im 4ten Jahre laufen, im 5ten einige Worte vorbringen, im 6sten sprach er. Keiner Aufmerksamkeit fähig, war er ausserordentlich heftig; er lernte erst sehr spät lesen und schreiben, aber nie konnte er fliessend lesen, noch einen Brief schreiben, so kurz er auch sein mochte, noch war er im Stande, das zu behalten, was er las. Man versuchte vergebens, ihn eine mechanische Kunst lernen zu lassen, er lernte dagegen ein wenig Musik, singt jetzt einige Arien, aber sein Repertoir ist sehr beschränkt. Da er ausserordentlich furchtsam ist, so wagte er es bis ins 18te Jahr nicht, allein das väterliche Haus zu verlassen. Seit der Zeit läuft er auf gut Glück in die Felder, spricht viel, ist sogar geschwätzig. Er gebraucht häufig dies Wort für jenes; immer vergnügt, lacht er ohne Beweggrund; einen Theil des Tages bringt er sitzend oder liegend zu, und nur durch Anstrengung setzt er sich in Bewegung; ist er einmal im Laufen, dann weiss er nicht mehr anzuhalten. Nie hat er sich über die gewöhnlichsten Ideen erheben, nie Entwürfe bilden können, sondern er lebt in den Tag hinein. Er ist unfähig, ein Geschäft zu verrichten, eine Unternehmung zu leiten. M. ist 37 Jahr alt, und seine Intelligenz, welche Mühe man sich auch gegeben hat, sie zu entwickeln, geringer, als die eines zehnjährigen Kindes. Bei der Pubertät zeigte sich bei ihm keine diesem Alter eigenthümliche Leidenschaft. M. lebt auf dem Lande, und denkt nicht daran, dass seine Lebensweise angenehmer sein könnte. Wie weit seine Intelligenz sich erstreckt, wird man am besten durch folgenden Zug sehen: Sein Arzt rieth ihm an, ein Pferd zu besteigen, und alle Tage bestieg M. eine Stunde lang ein Pferd im Stalle seines Vaters, ohne zu ahnen, dass ihm der Arzt einen Spazierritt angerathen habe. Durch Zufall wurde die Art und

Weise entdeckt, auf welcher er den Anordnungen seines Arztes nachkam.

Während ich im Jahre 1821 die Geisteskranken im Bicêtre behandelte, starb ein rhachitischer Blödsinnige, der sehr klein war und dessen Kopf einen kleinen Umfang hatte, dessen Gesicht aber sehr entwickelt war; seine Physiognomie war sehr beweglich, selbst geistreich. Das Gesicht drückte ein cynisches Lächeln aus, und hatte viel Aehnlichkeit mit dem des durch die Fruchtbarkeit und den Cynismus seines Geistes berühmtesten Mannes des letzten Jahrhunderts. Dieser Blödsinnige war 34 Jahre alt, als er starb, er war eine lange Reihe von Jahren in Bicêtre gewesen; er brachte sein Leben damit hin, dass er verläumdete, Bosheiten und muthwillige Streiche ausübte; dabei überliess er sich auf eine schreckliche Weise der Onanie; noch den Tag vor seinem Tode überraschte man ihn, als er auf seinem Bette lag, und diese traurige Neigung befriedigen wollte. Nie hat man ihm Lesen, Schreiben, oder ein anderes Geschäft beibringen können. Er war sehr geschwätzig, und gab zuweilen Antworten, die um so mehr Erstaunen erregten, da er gewöhnlich nicht folgerecht, ohne Maass und Ideenverbindung sprach, und immer unvernünftig war. Er ging viel, war gefrässig, schmutzig, und wandte wenig Sorgfalt auf seine Kleidung.

Maass des nach seinem Tode von seinem Kopfe gemachten Gypsabgusses:

Der Umfang	0,425
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,305
Durchmesser von vorn nach hinten	0,169
- von einer Schläfe zur andern .	0,131
Summa	1,030

R. war 11 Jahre alt, als sie nach der Salpetrière kam, und 19, als ich diese Beobachtung niederschrieb. R's. Kopf ist besonders regelmässig, die Stirn hoch und breit, die Stirnhocker sind sehr entwickelt, der Gesichtswinkel nähert sich 90 Graden, die Haare sind dick und schwarz, die Augen gross und blau, die Nase ist ein wenig abgeplattet, die Zähne sind schön und regelmässig. Die Backen sind voll, die Physiognomie ist angenehm, wenig ausdrucksvoll, die Haut weiss und sanft, die Glieder sind gut entwickelt. Die Messung wurde am lebenden Kopfe vorgenommen.

Umfang .	0,497
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,363
Durchmesser von vorn nach hinten	0,181
- von einer Schläfe zur andern .	0,146
Summa	1,187

R. sitzt gewöhnlich die Knie übereinander gelegt, die Hände unter der Schürze und bewegt beinahe unaufhörlich die Schultern, indem sie dieselben hebt und senkt. Physisch gesund hat sie guten Appetit; sie ist gefrässig und darüber unruhig, was sie zu essen bekommen wird. Sieht sie ihre Gefährtinnen essen, so weint sie und fordert sich etwas. Als sie bei ihren Eltern war, entlief sie, rannte zu einem Kuchenbäcker, und biss das erste beste Stück Kuchen an. Auch lief sie zu einem Gewürzkrämer, nahm Flaschen mit geistigen Getränken fort, und widersetzte man sich dem Trinken derselben, dann warf sie die Flaschen auf die Erde. Der Gang dieser Blödsinnigen ist langsam; nähert man sich ihr, so erhebt sie den Kopf schwer, dreht die Augen auf die Seite, um zu sehen, wer sich ihr naht. Sie versteht Alles, was man ihr sagt; sie hat auch etwas Gedächtniss, und erzählt einige Dinge, die sie im väterlichen Hause gesehen hat. Sie antwortet richtig, langsam, indem sie mit dumpfer Stimme schnarrt. Sie frägt wenig, verlangt aber ihre Mahlzeiten, Toilettengegenstände, Puppen u. s. w. Sie singt einige Melodien, kennt den Werth des Geldes, zählt und bewahrt es auf, um Naschwerk und Spielzeug dafür zu kaufen. Sie ist vergnügt, wenn ihre Mutter si besucht, erkenntlich gegen die Dienstmädchen, hat gern Puppen, womit sie spielt, hebt aber nichts auf, und lässt es allenthalben liegen.

R. ist furchtsam, erschrickt vor dem geringsten Geräusch; trägt sie elegantere Kleider, so ist sie entzückt, und zeigt sich Jedermann. Voll Eitelkeit ist sie sehr empfänglich für Schmeicheleien, und lächelt beglückt, wenn man ihre Gestalt lobt. Sie ist arglistig und eigensinnig; häufig lässt sie den Urin ins Bett, dann vertheidigt sie sich und sagt, dass die Dienstmädchen es gethan hätten. Sie verabscheut ihre Stubengefährtinn, die stumm und schlecht gekleidet ist. Man hat sie dabei überrascht, als sie Stecknadeln in die Wunde eines Vesicators, das ihre unglückliche Gefährtin trägt, steckte. Diese Blödsinnige kennt die Buchstaben, und kann einige Worte lesen. Wenn sie schreiben sieht, nimmt sie Federn, als wollte sie auch einen Versuch machen. Nie hat die Mutter ihr gut nähen, stricken und die Wirthschaft führen, noch minder correctes Lesen und Schreiben beibringen können. Obgleich sie sich allein ankleidet, so verlangt sie dazu doch den Beistand eines Dienstmädchens. Sie gefällt sich bei Männern, lächelt, wenn sie dieselben sieht, und läuft ihnen nach. Obgleich sie 19 Jahr alt ist, so ist sie doch noch nicht menstruirt. Als die Mutter mit diesem Mädchen schwanger war, hatte sie einen heftigen Schreck. Das Kind kam schwach auf die Welt, dennoch wuchs es bis zum 2ten Jahre, dann aber stockte die Entwickelung der Organe. Sie lief erst im 4ten Jahre, ihre Intelligenz entwickelte sich noch langsamer, sie sprach erst gegen das 7te Jahr.

Diese Blödsinnige hat nicht mehr Verstand, als ein Kind von 7—8 Jahren. Augenscheinlich ist es, dass R. in günstigeren Verhältnissen die Stufe von Bildung erhalten hätte, die ihr gestatteten, in der menschlichen Gesellschaft zu leben.

P., 22 Jahr alt, kam am 27. August 1812 in die Salpetrière. Als ihre Mutter schwanger war, hatte sie heftigen Kummer. P. war in ihrer Kindheit immer kränklich und lernte sehr spät gehen; im 5ten Jahre hatte sie nach einem Schreck eine gefährliche Krankheit zu überstehen. Seit dieser Zeit stockte die Entwickelung ihrer Intelligenz, obgleich dies mit den Organen nicht der Fall war.

P. ist ziemlich gross, ihr Gang ist leicht, langsam, ein wenig stolz, die Haare sind braun, die Stirn hoch, die Augen blau, das Gesicht geröthet, das Kinn ist dünn und spitz, die Zähne weiss, regelmässig, der Hinterkopf ist sehr entwickelt, die Physiognomie liebreich und angenehm, die Haut weiss, die Gliedmassen sind gut geformt. Das Maass des Kopfes beträgt, wie folgt:

Umfang .	0,855
Durchmesser von vorn nach hinten	0,200
- von einer Schläfe zur andern.	0,155
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupte	0,363
Summa	1,263

Die Menstruation erschien mit dem 13ten Jahre, und wurde mit dem 14ten reichlich und regelmässig. Seit der Zeit wurde P. empfindlicher und weigerte sich zu arbeiten. Der Anblick von Männern trieb ihr Röthe ins Gesicht, sie lief von ihren Eltern fort, um mit kleinen Knaben zu spielen.

Die intellectuelle Fähigkeit dieser Blödsinnigen ist ziemlich bedeutend. P. ist aufmerksam auf das, was sie sieht und hört; sie besitzt ein wenig Erinnerung, urtheilt ziemlich richtig von den gewöhnlichsten Dingen, antwortet richtig, aber zweifelnd auf die an sie gerichteten Fragen. Vergebens hat man versucht, sie lesen und arbeiten zu lehren. Sie kennt einige Buchstaben, dies ist Alles. Sie kann sich Puppen machen und damit spielen; sie kleidet sich an, kämmt, wäscht sich, macht ihr Bett, fordert Wäsche zum Wechseln, holt sich ihre Nahrungsmittel, und will sie nur in besonders zu ihrem Gebrauch bestimmten Gefässen nehmen.

Da sie sehr stolz ist, so verachtet sie ihre Gefährtinnen. Gewöhnlich ist sie sanft, Widerspruch reizt sie, dann ist sie boshaft, beleidigt und schlägt, wenn sie zornig ist. Schlägt man sie, so giebt sie die Schläge mit Zinsen zurück. Sie ist sehr eigensinnig, und giebt nie nach. Sie ist weder furchtsam, noch neidisch; sie geht viel, und spielt mit ihren Gefährtinnen. Sie liebt

ihre Mutter sehr, schmeichelt ihr, und besucht diese sie lange nicht, dann betrübt sich P. Sie beschuldigt ihren Stiefvater, den sie nicht liebt, dass er seine andern Kinder besser behandle, und besonders, dass er denselben schönere Kleider gebe. Sie ist für die Sorgfalt, die man auf sie verwendet, erkenntlich. Der Anblick von Männern macht auf sie einen starken Eindruck; erlaubt man ihr, auf den Höfen des Hospitals herumzugehen, so geht sie den Arbeitern nach. Nie hat man sie an eine lange Arbeit gewöhnen können. Ihre Physiognomie drückt Freude aus, wenn sie neue Kleider bekommt, und sie beeilt sich, dieselben ihren Gefährtinnen und den Beamten des Hauses zu zeigen.

Die Blödsinnigen sind keiner Aufmerksamkeit fähig, ihre Empfindungen sind schwach und flüchtig, ihr Gedächtniss ist wenig thätig und wenig sicher; ihr Wille ist ohne Energie; sie können combiniren, vergleichen, aber sich nicht bis zu allgemeinen und abstrahirenden Bemerkungen erheben. Sie sind der Sprache nicht beraubt, und wenn Einige stumm sind, so drücken sie ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse sehr gut durch ihr Mienenspiel und ihre Geberden aus. Sie lernen lesen, schreiben, Musik, treiben mechanische Künste, aber was sie machen, ist unvollständig. Sie leben in ihrer Familie wie Fremde oder grosse Kinder. Wenn sie in dem, was sie thun, in dem Erfüllen der Gewohnheiten und der gesellschaftlichen Pflichten, in der Führung ihrer Geschäfte nicht geleitet werden, so sind sie ein Opfer ihrer Unfähigkeit, ihrer Unvorsichtigkeit. Da sie wenig Sensibilität besitzen, und doch reizbar sind, so verlieren sie ohne Bedauern ihre Verwandten und die Personen, von denen sie gepflegt werden. Dennoch sind Einige sehr erkenntlich, für Liebe oder Hass empfänglich; aber ihre Neigungen sind nicht von Dauer; sie suchen den Beischlaf oft mit Heftigkeit. Die Functionen des Lebens und der Ernährung gehen gut von statten. In diesem ersten Grade haben die Blödsinnigen Geschicklichkeit, Neigungen, welche mit der Schwäche ihrer Organisation, Sensibilität und Intelligenz im Widerspruch stehen.

Die Blödsinnigen sind nichts durch sich selbst, sie bringen nichts hervor, alle ihre Bewegungen werden durch fremde Eindrücke verursacht. Sie denken und handeln nur durch Andere; ihr Wille ist ohne Energie, sie wollen und wollen nicht, sie können weder einer Unterhaltung, noch weniger einer Erörterung folgen, und können keinen Entwurf ausführen. Sie nehmen die spasshaftesten Dinge für Ernst auf, und lachen bei den traurigsten Dingen. Interessirt sie etwas, so sind die Augen stier, aber sie sehen nicht; sie hören, aber verstehen nichts, obgleich sie thun, als hätten sie gehört und verstanden. Sie antworten richtig, aber man frage sie nicht viel, verlange keine Antworten von ihnen,

die zum Nachdenken zwingen, oder über das Gewöhnliche hinausgehen. Gewöhnlich sind sie sehr zufrieden mit sich, sie sprechen davon in einem sehr spasshaften, vergnügten Tone, oder wählen Ausdrücke, denen ihre Physiognomie nicht entspricht. Ihre Geberden sind bizarr nnd selten mit dem, was sie denken und sagen, in Harmonie. Ihr Anzug verräth sie eben so, wie ihre Haltung, die ohne Anstand und ohne bestimmten Zweck ist. Sie sind verschmitzt, boshaft, Lügner, zänkisch, zornig, aber dabei Hasenfüsse. Aufgeblasen von Anmassungen sind sie dennoch leicht zu führen und zu leiten, zu Fleiss und Arbeit unfähig; es sind Schmarotzerwesen, die ohne Nutzen für sich und ihre Nebenmenschen leben. Arbeiten sie, so muss man sie leiten, unaufhörlich antreiben, denn sie sind sehr faul. In den Hospitälern sind diese Blödsinnigen die Diener oder das Spielwerk aller Welt. Diese Varietät wird von den Schriftstellern *Fatuitas* genannt. Diese Blödsinnigen haben mit den Maniacis ohne Wuth durch die Beweglichkeit, die Veränderlichkeit der Ideen, der Gefühle, der Wünsche und Handlungen einige Aehnlichkeit, sind aber minder energisch.

Es giebt andere Blödsinnige, die nur eine geringe Zahl von Empfindungen und Ideen und wenig Gedächtniss haben. Ihre Sprache ist begrenzt, sie unterscheiden die Personen, mit denen sie leben, sie lieben ihre Verwandten, sind für die Pflege erkenntlich, die man ihnen angedeihen lässt. Sie sind zornig, diebisch, eigensinnig, zänkisch; das Sehen von Personen andern Geschlechts macht auf sie Eindruck und regt sie auf. Sie können auch einigermassen gebildet werden; man kann durch Sorgfalt den Theil der Sensibilität und Intelligenz, womit sie begabt sind, entwickeln, aber diese Bildung erstreckt sich nur auf die gebräuchlichsten Dinge des Lebens. Die Gewohnheit und Nachahmung haben einen grossen Einfluss auf ihre Ideen, Neigungen und Handlungen, und geben ihrer Lebensweise eine Art von Regelmässigkeit, die man mit Unrecht für die Wirkung der Vernunft halten könnte. Sie sorgen für ihre Bedürfnisse, können sich ankleiden, verschaffen sich ihre Nahrung, und können die gewöhnlichen Arbeiten im Innern des Hauses verrichten.

Endlich giebt es Blödsinnige, bei denen einige Fähigkeiten energischer, als die andern sind, bei denen die Intelligenz einer partiellen Entwickelung fähig ist. Diese Blödsinnigen sind nur zu gewissen Dingen geschickt, für die sie einen besondern Geschmack und grosse Neigung besitzen. Sie haben für Alles Intelligenz, was mit ihren Neigungen in Beziehung steht, und urtheilen sehr richtig darüber, zu allem Andern sind sie aber untauglich. Sie erlernen ein Handwerk, aber sie können nur dies; sie lernen lesen, aber können nicht schreiben, sie verstehen Musik, können

aber weder lesen, noch schreiben. Man nöthige sie nicht zum Nachdenken, zu Voraussetzungen, sie bringen nichts hervor, erfinden nichts, vervollkommnen nichts. So sind die partiellen Blödsinnigen.

Die jovialen Manieren, der Frohsinn, die stechenden Antworten, die schmerzhaften und zuweilen sehr treffenden Witze einiger Blödsinnigen haben ihnen Zutritt bei Grossen, ja sogar bei Königen verschafft, um sie bei ihrer Langenweile zu zerstreuen und ihnen Spass zu machen. An einigen Höfen gab es sogar die Charge eines Hofnarren. Alle, die diese Stellung einnahmen, waren zwar nicht blödsinnig, Einige geschickte Betrüger. War Triboulet ein geistreicher Blödsinniger, so waren Angely und Brusquet geschickte Intriguanten, die ihre Intelligenz dadurch zeigten, dass sie grosse Reichthümer zusammenscharrten.

Hofnarren zum Vergnügen der Grossen schreiben sich schon von sehr alten Zeiten her. Die Geschichte sagt, dass Lucius Junius Brutus so gut die Geisteskrankheit nachahmte, dass Aruns und Titus, Tarquin's Söhne, als sie nach Delphi geschickt wurden, um das Orakel zu befragen, den Brutus mit sich nahmen, um ihnen zum Zeitvertreib zu dienen. Dieser lächerliche Missbrauch hat sich beinahe bis auf unsere Tage fortgepflanzt; er war im Mittelalter so allgemein, dass ein Concilium zu Paris im Jahre 1212 den Bischöfen verbot, Narren um sich zu haben, die sie zum Lachen bringen sollten. Carl V., der Weise genannt, liess dem Bürgermeister und den Schöffen zu Troyes schreiben, sie möchten ihm einen Hofnarren schicken, weil Thevenin, der seinige, gestorben sei. Hatten die Grossen ihre Narren, so entschädigte sich das Volk dadurch, dass es in den verschiedenen Städten die sogenannten Narrenfeste feierte. Potemkin hatte Mossé zum Hofnarren, der, wie Ségur sagt, seinem Herrn die Wahrheit nicht verhehlte.

Die Blödsinnigen sind im Allgemeinen furchtsam und gehorsam. Missethäter missbrauchen nur zu oft diese Neigungen und bedienen sich dieser Unglücklichen, um Feuer anzulegen oder ein Verbrechen zu begehen, indem sie dieselben einschüchtern, oder sie durch eine Belohnung, die ihren Sinnen oder ihrem Appetit schmeichelt, locken.

Da die Blödsinnigen nicht aller Intelligenz beraubt sind, so haben sie Wünsche und Leidenschaften, die im Verhältniss zur Entwickelung ihrer Empfindungen und intellectuellen Fähigkeiten stehen. Sie haben mehr oder minder herrschende und zuweilen verkehrte Neigungen. Sie stehlen, um ihre Gefrässigkeit zu befriedigen, um sich Toilettengegenstände zu verschaffen, oder aus einem andern Motive. Wir haben Blödsinnige Brand stiften sehen. Zur Zeit der Pubertät entwickelt sich der Geschlechtstrieb, die

Blödsinnigen werden verliebt, sie überlassen sich der Onanie um so ungezügelter, da sie die Uebel nicht kennen, denen sie diese schreckliche Gewohnheit aussetzt. Die Männer suchen die Frauen auf; die Mädchen sind kokett, und man führt zuweilen Mädchen von 14—18 Jahren in die Hospitäler, die, zur Pubertät gelangt, den Männern nachlaufen, widerspenstig sind und die Stimme ihrer Verwandten verkennen. Wir hatten in der Salpetrière eine Blödsinnige, die sich für eine kleine Belohnung den groben Arbeiten im Hause unterzog; es geschah mehrere Male, dass, wenn sie einige Groschen verdient hatte, sie diese einem Arbeiter hintrug, sich seiner Rohheit überliess, und als sie schwanger war, nicht mehr zu ihm zurückkehrte. Die folgende Beobachtung beweist, dass nicht alle Blödsinnigen der psychischen Sensibilität beraubt sind, und dass sie melancholisch werden können.

Ein Mädchen, Nameus V., von hohem Wuchse, das braune Haare, blaue Augen, ein geröthetes Gesicht, eine stiere Physiognomie hatte, kam am 27sten Mai 1811 in die Salpetrière. Diese Person war damals 22 Jahr alt. Seit ihrer frühesten Kindheit bemerkte man, dass die Entwickelung der Intelligenz mit der der Organe nicht gleichen Schritt hielt. Sie lernte nicht deutlich sprechen, noch sonst etwas anders. Im 14ten Jahre erschien die Menstruation; V. wuchs sehr stark, sie litt an Convulsionen, besonders zur Zeit der Menstruation, obgleich diese sehr reichlich war. Bei ihrer Aufnahme ins Hospital sah sie äusserlich ganz gesund aus, konnte aber nicht auf die einfachsten, gewöhnlichsten Fragen antworten, doch strengte sie sich an und machte Zeichen, dass sie verstehe, und stiess ein Geschrei aus, das zuweilen eine Viertelstunde dauerte. Sie ass und schlief viel, zuweilen gingen die Ausleerungen unwillkürlich von statten; sie konnte sich nicht ankleiden, aber sie legte nichts an einen unrechten Ort; dabei war sie sanft und gehorsam. Aus der Bewegung um sie her schloss sie, dass es Zeit zum Aufstehen, zum Schlafengehen und zum Essen sei. Sie fand ihr Zimmer sehr gut, wenn sie von Spaziergängen zurückkam. Mit einem Worte, sie hatte Intelligenz für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, aber auch nicht mehr. Nie war sie zornig, fühlte aber manchmal Langeweile. Im Juli 1812 wurde V. von einer ihrer Gefährtinnen geschlagen, worüber sie sich so härmte, dass sie weder essen, noch Wasser trinken wollte. Sie magerte sehr ab, es bildeten sich scorbutische Flecke, sie wurde schwächer, im September bettlägerig und brach Blut aus. Sie verweigerte, irgend ein Arznei- und Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, wurde von einem schleichenden Fieber befallen und starb am 31. Octbr. 1812.

Bei der am 1. Novbr. vorgenommenen Leichenöffnung fand ich den Schädel voluminös und dick, die Stirn sehr hervorsprin-

gend, der Gesichtswinkel hatte mehr als 70 Grad, die Medianlinie der Gehirnhöhle war gekrümmt, die Dura mater adhärirte sehr an die Hirnschale, die innere Seite der Arachnoidea war mit einer Pseudomembrane bedeckt, die der Blutfaser glich; in der leicht injicirten Höhle der Arachnoidea war eine seröse Ergiessung. Das Gehirn fand ich sehr dicht, die graue Substanz entfärbt, die weisse Substanz injicirt. Die Membrane, welche die Seitenventrikel bekleidet, adhärirte an mehreren Stellen. Es befanden sich seröse Bälge in dem Gewebe der Plexus chorideus; die Pedunculi des kleinen Gehirns ganz nahe an dem ringförmigen Fortsatz waren desorganisirt; ihre Substanz war hier in der Breite von 2—3 Linien, und in der Tiefe von 6—7 Linien grau. Die Glandula pinealis schien knorplicht; das kleine Gehirn war dicht. Das Peritonaeum war besonders in der Beckenhöhle mit kleinen schwarzen Punkten besäet. Das Colon ascendens und das Coecum waren äusserlich röthlich, während ihre Schleimmembrane eine bräunliche Farbe hatte. Die Gallenblase enthielt dicke, körnige und sehr braune Galle. Das Jungfernhäutchen schloss den Eingang der Vagina; die Eierstöcke waren sehr injicirt.

Die Blödsinnigen haben also Sensibilität, einige Intelligenz und Erinnerung; sie verstehen, was man ihnen sagt, besitzen Sprache, und sind sie stumm, so drücken sie sich durch Zeichen aus. Sie sind einer gewissen Erziehung fähig, haben Neigungen. Aber sich selbst überlassen, verschlimmern sie sich leicht, ernähren sich schlecht, schützen sich nicht vor der Witterung, sind unreinlich, weichen vom Regimen ab, die Gesundheit ändert sich dann, und das Wenige von Intelligenz, womit sie begabt waren, wird schwächer, und es kommt vor, dass ein ins Hospital gebrachter Blödsinniger nach einigen Jahren alle Kennzeichen eines Idioten zeigt. —

Zweite Art. *Idiotie (Idiotie).* — Hier sind wir zu den niedrigsten Stufen der menschlichen Intelligenz gelangt. Hier sind beinahe keine intellectuellen und psychischen Fähigkeiten vorhanden, nicht etwa dass sie zerstört worden wären, nein, sie haben sich nie entwickeln können. Bei den Idioten steht der Mangel an Intelligenz und Sensibilität häufig mit den Fehlern der Organisation in Beziehung. Es sind nur Spuren von Intelligenz da, und der Instinct beherrscht die Fähigkeiten, ja sogar die Sprache fehlt. Ausnahmsweise findet man diese oder jene Fähigkeit entwickelt, und ein natürliches Geschick zu gewissen Dingen.

Queneau kam 1781, zehn Jahr alt, in die Salpetrière. Sie hatte eine gute Constitution, war mittelmässig korpulent, und das Gesicht mehr entwickelt, als die Hirnschale. Der Scheitel des Kopfs war deprimirt, der Hinterkopf klein, die Stirn platt. Folgende Messungen wurden, als sie noch lebte, gemacht:

Umfang	0,510
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,288
Durchmesser von vorn nach hinten	0,176
- von einer Schläfe zur andern	0,143
Summa	1,117

Sie hat eine dumme Physiognomie, die ziemlich gut die Neigung ausdrückt, die sie zum Betteln hatte. Sie ist beständig der Luft ausgesetzt, das Wetter mag sein wie es wolle; sie hält Jedem die Hand hin, um einige Münzen zu erhalten, für die sie sich Nahrungsmittel kauft, denn sie isst stark. Man muss sie ankleiden; versucht sie zu sprechen, dann lässt sie ein rauhes Geschrei oder ein betontes und stossweises Grunzen von sich hören, das sie wiederholt, bis man sie verstanden hat. Sie unterscheidet an den Geberden, was man sagen will, wenn man sich nur nicht zu sehr von den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen entfernt. Sie ist gegen das Mädchen, von dem sie bedient wird, erkenntlich, eben so auch gegen die Personen, welche ihr Geld oder etwas zu essen geben. Sie drückt ihre Dankbarkeit dadurch aus, dass sie ihnen die Finger küsst, und die Augen zum Himmel erhebt. Sie versteht, wenn man leise oder laut mit ihr spricht. Gewöhnlich sanft wird sie zornig, wenn sie ihre Fressbegierde nicht befriedigen kann. Sie zerreisst dann ihre Kleider, ausgenommen das Hemde, das sie aus Scham behält, und bedeckt den Busen mit den Händen. Sie hat nie etwas lernen können.

Diese Blödsinnige ist dennoch musikalisch. Sieht sie tanzen, so springt sie nach dem Tact, hört sie singen, so wiederholt sie mit rauher Stimme nicht die Worte, wohl aber die Melodie, deren sie eine grosse Anzahl weiss. Ein Eleve der Salpetriere spielt die Geige, Quéneau folgt mit einer neugierigen Aufmerksamkeit der Musik, sie sucht, woher sie wohl komme, und nähert sich nach und nach dem Musikus. Guerry improvisirt eine Melodie, Quéneau folgt ihr, behält und wiederholt sie auf Verlangen. Guerry beginnt eine Arie, Quéneau folgt ihr bis ans Ende. Després, ebenfalls ein Eleve des Hospitals, singt eine complicirte Arie, Quéneau verdoppelt ihre Aufmerksamkeit, richtet ihre Augen auf den Eleven, contrahirt ihre Züge, und es gelingt ihr, mit dem Sänger sich in Einklang zu setzen. Früchte, die sie sehr liebt, werden so hingestellt, dass sie dieselben erlangen kann; sie drückt durch ihre Blicke und Geberden das Verlangen sie zu nehmen aus, aber in dem Augenblick, wo sie sich ihrer bemächtigen will, schlägt Després den Tact und singt. Sogleich schlägt Quéneau den Tact, lässt die Früchte liegen, die sie alsbald mit Begierde ergreift, als der Gesang aufhörte. Blässt man die Flöte, so ist Quéneau ganz Ohr, und wiederholt die vorgeblasenen Melodien.

Litz, von Leuret aufgefordert, stellte in Gegenwart Mitivié's in dem Cabinette Pariset's, welcher Arzt in der Abtheilung der Geisteskranken in der Salpetrière ist, folgende Beobachtungen mit ihr an. *) Litz improvisirt mehrere Melodien, Quéneau fasst sie auf, da sie aber einige Schwierigkeit sie zu wiederholen findet, weil ihre Stimme sich nicht zu der Höhe erheben kann, wie die des Sängers, so drücken die Züge dieses Mädchens Anstrengung und Aerger aus. Litz spielt Fortepiano, Quéneau hat die Augen unbeweglich auf die Finger des Spielenden gerichtet, oder sie geräth in eine Art von convulsivischer Bewegung, quält sich ab, beisst sich in die Hände, stampft mit dem Fusse, hebt die Augen gen Himmel, und strengt sich an, um gleiche Töne hervorzubringen. Der Uebergang von den tiefen zu den hohen Tönen bringt eine plötzliche Contraction aller Muskeln Quéneau's hervor, gleichsam als hätte sie ein electrischer Schlag berührt. Dieses letzte Experiment wurde mehr als zwanzigmal wiederholt, und verursachte immer dieselbe Wirkung. Leuret zieht die Quéneau aus dem Cabinet, und zeigt ihr Aprikosen. Alsbald fängt Litz an Fortepiano zu spielen. Quéneau kehrt sich hastig um, richtet ihren Blick so lange fest auf den Spieler, als sie die Musik hört, und geht dann zu den Aprikosen hin, als die Musik aufhörte. Ungeachtet dieser besonderen musikalischen Fassungskraft zeigt der Schädel Quéneau's nicht die Erhabenheit, welche Gall für das Zeichen des Musikorgans angegeben hat.

Am 15ten Januar 1837 starb Quéneau, 66 Jahr alt, an einer acuten Pneumonie. Bei der durch Mitivié gemachten Leichenöffnung fand er den Schädel Quéneau's etwas dicker auf der linken Seite; die Medianlinie wich nach der rechten Seite ab, die Pia mater war leicht infiltrirt, das etwas weiche Gehirn zeigte keine merkliche Verletzung. Die Lunge bot die characteristischen Veränderungen der Krankheit dar, an welcher diese Idiotin gestorben war.

G. kam, 19 Jahre alt, im Jahre 1813 nach der Salpetrière; ihr Wuchs ist klein, und ihre Korpulenz mittelmässig. Ihr Kopf ist sehr voluminös, unregelmässig geformt, die Stirn sehr hoch, sehr breit, sehr gewölbt, die Stirnbeulen sind sehr hervorspringend, besonders die linke. Sie hat blonde Haare, kleine, braune Augen, die unter den Augenbraunen versteckt sind. Der Blick ist schielend, der Mund gross, die Zähne sind weiss, die Gesichtsfarbe ist braun und verbrannt, die Physiognomie ist convulsivisch, und drückt gewöhnlich Milde und Freude aus.

*) Leuret hat eine detaillirte Erzählung dieser Beobachtung, so wie die phrenologische Geschichte Quéneau's in der *Gazette médicale* mitgetheilt.

Folgende Messungen wurden am Kopfe der Lebenden vorgenommen:

Umfang	0,524
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,328
Durchmesser von vorn nach hinten	0,185
- von einer Schläfe zur andern	0,150
Summa	1,187

G. ist gefrässig, ohne einen Unterschied in den Speisen zu machen; sie stösst diese mit den Fingern nach, wenn sie sich im Munde anhäufen; sie kann sich diese auch nicht zu den bestimmten Stunden holen. Die Excremente gehen unwillkürlich fort, die Menstruation ist reichlich und regelmässig. G. geht wenig, alle ihre Bewegungen sind convulsivisch, sie zieht die linke Seite des Körpers nach sich, und kann nur mühsam den linken Arm gebrauchen. Man muss sie, wie ein Kind, ankleiden, wenn sie aufsteht, und sie auch zu Bette bringen. Unempfindlich gegen die Witterung, schützt sie sich weder vor Kälte, noch Regen. Sie erkennt das Mädchen, von dem sie bedient wird, küsst es oft, drückt ihm ihre Freude und Dankbarkeit aus, indem sie ihm lächelnd die Hand küsst, und mit dem Kopf schüttelt. Sie hat einen sehr sanften und guten Character. Entsteht Streit, so benachrichtigt sie das Dienstmädchen davon. Sie ist gehorsam, dennoch aber sehr eigensinnig. Beim Ankleiden bedeckt sie den Busen sorgfältig; thut man, als wolle man ihr die Kleider aufheben, so entfernt sie die indiscreten Hände; dennoch erröthet sie deshalb nicht. Sie hat also kein Schamgefühl, sondern die Zeichen von Scham, die sie giebt, rühren nur von der Gewohnheit seit ihrer Kindheit her. Diese Idiotin spricht nur die folgenden Silben: Pa-pa, Ma-ma, die sie bei jeder Gelegenheit wiederholt, entweder um Zorn, oder Freude auszudrücken. Sie trägt in der rechten Hand beständig in Form einer Puppe zusammengerollte Lappen, und um ihren Kummer, oder ihre Zufriedenheit auszudrücken, bringt sie diese Lappen heftig und mehrere Male hintereinander an die rechte Schläfe. Sie hat eine Strophe einer Volksmelodie behalten, die sie mehrere Male hintereinander mit einem Ausdruck von Zufriedenheit singt.

Der Zustand dieser Idiotin blieb lange derselbe, aber seit vier Jahren macht sie einige kleine intellectuelle Fortschritte. Sie holt sich die Nahrungsmittel, fordert dieselben, wenn man sie vergisst, und wirft die weg, die ihr nicht gefallen. Die Excremente gehen jetzt nur des Nachts unwillkürlich fort; bei Tage geht sie auf den Nachtstuhl. Sie articulirt, aber schlecht, einige Worte, deren sie sich bei Gelegenheit bedient, um ihre Wünsche auszudrücken. Sie strengt sich an das, was sie hört, zu wiederholen, ohne

damit zu Stande kommen zu können. Sie macht viele Grimassen, und scheint daran Ideen zu knüpfen, die sie auf keine andere Weise ausdrücken kann. Ihr Gesicht ist durch die Falten merkwürdig, die bei einem so geringen Alter darauf eingegraben sind. So rasch altern die Idioten.

V. ist von einer Mutter geboren, die während ihrer Schwangerschaft in einem Zustande von Stupor war. Ungeachtet der Pflege, die man dem Kinde angedeihen liess, war dasselbe doch schwach, und sprach im 6ten Jahre eines Tages, als es spielte, plötzlich zum ersten und letzten Male das Wort Papa aus. Im 7ten Jahre litt V. an einem gefährlichen hitzigen Fieber, dies verhinderte jedoch die Entwickelung der Organe nicht, doch folgte darauf eine grosse Störung der intellectuellen Fähigkeiten, die ihre schon so schwache und verspätete Entwickelung aufhielt. Seit der Zeit wird V. reizbar, heftig; er zerreisst, zerschlägt, haut, speit die Personen an, die sich ihm nahen, stösst Tag und Nacht ein durchdringendes Klagegeschrei aus. Er erschrickt leicht; ein Geräusch, das Sehen von Thieren u. s. w. setzt ihn in Furcht. Da ihn Jemand ein Schwein nannte, so behält er dies Wort, wiederholt es oft, und wendet es noch bei Gelegenheit an.

Im 10ten Jahre wird V. in das Taubstummeninstitut nach Paris gebracht, ohne dass sich hier die Resultate für die Entwikkelung seiner Intelligenz günstiger zeigten. Später kommt er in eine Krankenanstalt, und endlich nimmt ihn eine Dame zu sich, die auf dem Lande wohnt und die grösste Sorgfalt auf dieses unglückliche Kind verwendet.

V. ist 17 Jahr alt. Die Wirbelsäule ist in der Rückengegend etwas gekrümmt. Der Scheitel des Kopfs ist ein wenig deprimirt; er hat starkes, hartes, sich sträubendes, dunkelbraunes Haar, blaue Augen; der Blick ist sanft, der Mund breit, die Unterlippe dick. Der gewöhnlich convulsivischen Physiognomie fehlt es nicht an Ausdruck, zuweilen ist sie traurig und schmerzlich. Das Gesicht ist gerunzelt. Die Messungen am lebenden Kopfe geben folgende Dimensionen:

Umfang	0,547
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,330
Durchmesser von vorn nach hinten	0,180
- von einer Schläfe zur andern	0,155
Summa	1,212

Die Gliedmassen V's. sind gut entwickelt, die Haut ist weiss; er hat nur zuweilen Furunkeln an verschiedenen Theilen und Aphthen im Munde, wodurch er viel zu leiden scheint. Sein Appetit ist mittelmässig, er zieht Gemüse dem Fleisch vor, er liebt es, dass man ihm reinlich bediene, obgleich er selbt wenig

reinlich ist; denn während des Essens spuckt er ohne Unterlass um sich, selbst auf sein Couvert. Setzt man ihm eine neue Speise hin, so zeigt er mit den Fingern nach dem Munde, um deutlich zu machen, dass man ihn davon kosten lassen solle; er kostet, und stösst die Speise zurück, wenn sie ihm nicht schmeckt; findet aber das Gegentheil statt, dann bezeugt er eine grosse Ungeduld, davon zu essen. Der Schlaf wird häufig durch Geschrei unterbrochen, und dauert kaum 1—3 Stunden. Dieser junge Mann hat nie lesen, schreiben oder rechnen lernen können. Nichts desto weniger zeigt er einige intellectuelle Fähigkeiten. V. erkennt sehr gut die Personen und Orte. Er combinirt einige Ideen, spricht nicht, aber articulirt auf seine Weise gewisse Töne, woraus er Worte bildet, an die er Ideen knüpft. So sagt er P a p a p a a, M a m a m a a; er richtet diese Sylben an die Dame, welche ihn pflegt. Er sagt auch b o b o j o u r, m é m é, indem er die Hand derer nimmt, die ihn anreden und die er kennt. Er ist ausserordentlich beweglich, und seine Glieder zittern convulsivisch. Er übt immer Schabernack aus, speit die Personen an, kneift, schlägt, stösst sie mit dem Fuss, stösst sie um u. s. w. und lacht hinterher. Will er an Jemandem seine Bosheit ausüben, dann nimmt er einen süssen und schmeichelnden Ton an, damit man sich ihm nähern solle. Geht er auf dem Felde spazieren, so nähert er sich den Personen, die ihm begegnen, speit sie an, läuft fort, lacht und schreit h i, h i, h i. Kommt er vom Spaziergange nach Hause, so beeilt er seine Schritte, um zuerst anzukommen; dann verbirgt er sich, um den Leuten im Hause einen Possen zu spielen. Jeder Gegenstand, jede Person, die er noch nicht gesehen hat, beschäftigt ihn. Kommt ein Fremder in das Haus, das er bewohnt, dann schreit er, bewegt sich heftig hin und her, bis einer von seinen Tischgenossen den Fremden erkannt hat. Ehe er von einem Orte zum andern geht, sieht er sich aufmerksam um, gleichsam als wolle er sich durch diese Untersuchung sicher stellen.

V. fühlt das Gute, das ihm widerfährt, und wird über schlechte Behandlung aufgebracht. Er ist sanft, misstrauisch, furchtsam; wird ihm widersprochen, dann bringt er seine Klagen vor die Dame, die ihn pflegt, indem er die Silben M a m a m a a wiederholt. Eines Tages wird er von einem Dienstmädchen auf den Arm geschlagen; er ist darüber den ganzen Tag aufgebracht, schreit alle Augenblicke Ma ma ma, und zeigt bald den geschlagenen Arm, bald auf das Mädchen, und beruhigt sich nicht eher, als bis dieses darüber betrübt zu sein schien. Hört er einen Wagen, so sagt er b r r r, indem er ohne Zweifel dadurch das Geräusch der Räder nachahmen will. V. hat ein einziges Mal den Namen seines Vaters ausgesprochen, den er seit langer Zeit nicht gesehen hat; früher hatte er vor Thieren Furcht, jetzt fürchtet

er sie nicht mehr, er liebkost die Pferde, und spielt mit dem Stubenhund. Er ist immer in Bewegung und zum Zerreissen geneigt, obgleich er den Schmerz fürchtet. Besonders seit einem Jahre reisst er sich die Lippen auf, stösst den Kopf gegen die Wände und gegen die Möbel, und schlägt sich mit der Faust in die Augen. Er wäre zur Onanie geneigt, wenn er nicht so bewacht würde, und er sucht Männer und Frauen zu betasten. Oft ist man genöthigt, die Zwangsjacke anzuwenden, um den übeln Folgen vorzubeugen, denen der fortwährende Antrieb, sich zu schlagen, ihn aussetzt.

v. G. ist ein anderer Idiot von 36 Jahren, der am 6sten August 1826 nach Charenton kam. Als seine Mutter schwanger war, erlitt sie eine heftige psychische Affection. Sein Wuchs geht etwas über das Mittelmässige, und eben so ist es mit der Wohlbeleibtheit. Sein Kopf ist schön geformt, seine Haare sind braun, seine Augen grau. Seine Stirn ist breit, hoch und offen. Seine Physiognomie ist sanft, dennoch aber ausdrucksvoller, als seine wenige Intelligenz es zuzulassen scheint.

Der grosse Umfang	0,570
Die Krümmung von vorn nach hinten . . .	0,353
- - in der Queere	0,340
Durchmesser von vorn nach hinten	0,400
- in der Queere	0,165
Summa	1,628

Die Gliedmassen sind gut geformt, der Kopf senkt sich gewöhnlich gegen die Erde. Der Rumpf ist etwas nach vorn gekrümmt, die Vorderarme sind gebogen, die Finger beständig zusammengedrückt, nur der Daumen an der linken Hand ist ausgestreckt. Die Hände sind, auf diese Weise geschlossen, in die Höhe gehoben, und bewegen sich gleichsam convulsivisch. Geht G. spazieren, so nähert er sich den Wänden oder den Bäumen, um seine Kleider daran zu reiben. Steigt er eine Treppe herab, oder geht er auf sich senkendem Boden, dann geht er langsam, sucht sich zu stützen, trägt den Rumpf nach hinten und wirft die Arme nach vorn. Die Bewegung seiner Finger und seiner Arme, das Wiegen des Kopfes und des Rumpfes von vorn nach hinten geben seinem Ansehen ganz etwas Eigenthümliches.

Die Gesundheit des G. ist gut, die Functionen der Lebensernährung gehen gut von statten, sein Appetit ist vortrefflich. G. bedient sich seines Löffels, um Suppe zu essen, ist aber das Brot und die andern Nahrungsmittel nicht klein geschnitten, dann wird er ungeduldig, dreht sich rund um und nimmt die Speisen mit den Fingern, legt sie wieder auf den Teller, nimmt sie wieder, bringt sie in den Mund, und wirft sie, nach vergeblichen Ver-

suchen sie zu zermalmen, auf die Erde. Sind die Speisen klein geschnitten, dann isst er sie mit dem Löffel, da er sich der Gabel nicht zu bedienen weiss.

Man hat viel Mühe gehabt, G. daran zu gewöhnen, eine Mütze, Stiefel und Handschuhe zu tragen. Vor einigen Jahren verwundete er sich am Finger, als er seine Toilette machte; seit der Zeit verbirgt er die Hände, wenn man sie anfassen will. Man muss ihm die Handschuhe ans Handgelenk befestigen; dann ist er traurig, besieht die Hände, und macht grosse Anstrengungen, um sich von dieser Bekleidung zu befreien. Ein grosser Aerger für ihn ist es, wenn man ihm die Nägel abschneiden und die Füsse waschen lässt. Will er seine Nothdurft verrichten, dann nähert er sich dem Bedienten oder jedem Andern (nie aber Kranken), fordert ihn durch Zeichen zum Beistande auf, und begiebt sich mit ihnen auf den Nachtstuhl. Hat er keinen Bedienten bei der Hand, so geht er allein hin; da er sich aber nicht allein aufknöpfen kann, so beschmutzt er sich; dann wagt er es nicht, von hier fortzugehen, ehe nicht Jemand ihn gereinigt hat und ihn holt. Des Nachts verlässt er das Bett, beschmutzt die Mitte des Zimmers, und legt sich wieder nieder. G. schläft gut; er legt sich zu bestimmten Stunden nieder, und steht zur bestimmten Zeit auf. Ist die Stunde zum Aufstehen da, dann benachrichtigt er seinen Bedienten durch Zähneklappeln davon. Lässt ihn der Bediente warten, so springt er aus dem Bette, und geht im Hemde spazieren; will man ihn im Bette zurückhalten, dann wird er ungeduldig. Hat er sich niedergelegt, dann nimmt er das Kopfkissen in die Arme, breitet es über den Bauch aus, lacht mehrere Male laut auf, und schläft ein.

G. hat nie lesen, schreiben, noch die geringste Silbe aussprechen können, obgleich er nicht taub ist. Er unterscheidet die Dinge und die Personen, mit denen er täglich in Berührung kommt. Er erkennt sehr gut seinen Bedienten und die Personen, welche Antheil an ihm nehmen; er sucht sie auf, lächelt sie an, während er die Andern flieht, und traurig wird, wenn sie sich ihm nahen. Er ist sehr folgsam der Geberden und der Stimme seines Bedienten, dem er knechtisch gehorcht.

Bis zum 21sten Jahre sang G. unaufhörlich, ohne dabei eine Silbe zu articuliren; seit dieser Zeit hat er nach einem acuten Rheumatismus zu singen aufgehört. Nichts desto weniger macht die Musik auf ihn einen tiefen Eindruck, und regt ihn sehr auf. Die Aufregung ist um so stärker, je zahlreicher und lärmender die Instrumente sind. Bei dem Tone einer Flöte schien er kaum etwas zu empfinden. Hört er aber eine lärmende Musik, dann lacht er laut, tanzt, oder springt beinahe nach dem Takte. Seit der Pubertät üben die Frauen einen merklichen Eindruck auf ihn

aus, der aber geringer ist, als der der Musik. Als ihn eines Tages eine Dame küsste, um ihn zu necken, vermehrte sich seine Freude und Aufregung nicht, obgleich seine Physiognomie Zufriedenheit ausdrückte.

G. treibt Onanie. Er enthält sich dieses Lasters am Tage, weil er bewacht wird; ist er aber im Bette, und lässt man ihn allein, so überlässt er sich dieser traurigen Neigung, hört aber sogleich damit auf, wenn man ihn aufmerksam macht, oder wenn er bemerkt, dass man auf ihn Achtung giebt. Man hat bemerkt, dass wenn man ihn im Bett bloss liegen liess, er sich der Onanie enthielt. Bewirkte dies etwa die Furcht oder die Schaam? Dieses Laster ist nicht seine einzige Neigung. Er stiehlt den Kranken den Wein, und versteckt ihn sorgfältig vor diesen und den Wärtern.

E., 23 Jahr alt, ist von kleiner, aber dicker und untersetzter Statur. Die Stirn erhebt sich in einem rechten Winkel. Die Schläfegegend ist hervorragend. Das reichliche braune Haar ist hart; die kleinen braunen Augen sind schielend und beinahe immer in einer convulsivischen Bewegung, die sie nach oben richtet. Die Physiognomie ist sanft und wenig ausdrucksvoll. Die Arme sind kurz, wenig biegsam, und bewegen sich convulsivisch. E. kann die Hände nicht willkürlich öffnen; die Finger sind beinahe immer gekrümmt, wie contrahirt, sie strecken sich nur einzeln, langsam und mit Anstrengung aus; am gewöhnlichsten bleibt der Zeigefinger ausgedehnt. Der Kopf erhebt sich abgerundet gegen den Scheitel und flacht sich von vorn nach hinten zu ab.

Umfang des Kopfes	0,508
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupt	0,300
Durchmesser von vorn nach hinten	0,155
- von einer Schläfe zur andern.	0,161
Summa	1,124

E. ernährt sich gut, obgleich sie wenig isst, die Entleerungen gehen leicht von statten, und die Menstruation ist regelmässig. Der Gang ist mühsam, wankend, unsicher, auch bleibt sie gewöhnlich in sitzender Stellung. E. hat nur flüchtige Empfindungen, wenig Gedächtniss, sie erkennt die Personen, welche sie gewöhnlich sieht, sie kann bis 20 und darüber zählen; frägt man sie nach einer Zahl, dann zeigt sie so viel Finger, als Einheiten in der gefragten Zahl enthalten sind. Sie kennt den Werth einiger Münzen, unterscheidet die sie zunächst angehenden Geräthschaften, liebt Blumen und Früchte. Sie spricht nicht, aber sie versteht, und holt den Gegenstand, den man ihr nennt. Nie hat sie sprechen lernen können; sie drückt ihre Gedanken und Neigungen durch zwei Laute aus, der erste ist verlängert *hihihii*, den andern, *hehehee*, bringt sie durch Be-

schleunigung der Respiration hervor, und modulirt ihn verschieden nach dem, was sie ausdrücken will.

Sie ist sehr gutmüthig und liebreich; sie bindet sich an die Personen, mit denen sie lebt, und die sie pflegen. Sie kam aus dem Waisenhause mit einer andern Blödsinnigen, gefällt sich mit ihr, theilt ihre Nahrungsmittel und Alles, was man ihr giebt, mit derselben. Begeht eine ihrer Gefährtinnen eine Handlung, die Veranlassung zu Untersuchungen giebt, so bringt E. auf die richtige Fährte. Sie ist furchtsam, sehr schamhaft, und immer decent gekleidet. Sie bezeigt ihre Zuneigung nach Art einiger Thiere, indem sie sich den Personen nähert, sich an sie reibt, und viele Geberden dabei macht.

Aba ist ein Idiot zu Bicêtre von ungefähr 30 Jahren. Er ist ziemlich gross, seine Gliedmassen sind gut geformt, sein Kopf ist gross genug, aber nach hinten zu abgeplattet. Die Stirn ist niedrig, die Nase dick und platt, der Mund gross, und die Physiognomie ungewiss und ohne Ausdruck. Zuweilen scheint Aba nachzudenken, manchmal drückt seine Physiognomie ein leichtes Lächeln, einen Schein von Bosheit, besonders wenn er Fremde sieht, aus. Das Maass seines Kopfes beträgt:

Umfang .	0,533
Durchmesser von vorn nach hinten	0,183
- von einer Schläfe zur andern.	0,155
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopf .	0,320
Summa	1,191

Die physische Gesundheit Aba's ist gut, seine Bewegungen sind frei, er isst langsam, und hält oft inne, indem er die Stellung eines nachdenkenden, fürchtenden, erschreckten oder neugierigen Menschen annimmt; aber dies geht bald vorüber. Er beschmutzt sein Bett.

Die Sensibilität und die Intelligenz dieses Idioten sind, so zu sagen, im Entstehen zurückgeblieben. Die Empfindungen sind leicht und flüchtig. Die Aufmerksamkeit ist sehr schwach, und erstreckt sich nur auf eine geringe Anzahl von Gegenständen; das Gedächtniss ist beinahe gar nicht vorhanden. Aba versteht mehrere Dinge, die man ihm sagt; zuweilen macht er ein geringes Geräusch, indem er die Zähne an einander reibt, woran er Gefallen zu finden scheint. Er kennt den Wärter, der ihn pflegt; er spricht nicht, und wiederholt bei jeder Gelegenheit nur die Silben b a b a b a. Er hat einige Gewohnheiten angenommen; er kleidet sich an, holt seine Nahrungsmittel, geht auch bei Seite, um seine Nothdurft zu verrichten. Ich gab ihm, sagt Leuret, der mir diese Beobachtung mittheilte, eine Münze; er nahm sie lächelnd, besah sie, drehte sie um, wiederholte dies, brachte sie an

den Mund, und gab mir sie wieder. Ich zeige ihm Aepfel, er nimmt sie, bezeigt seine Freude daran; er benagt einen anfangs rund herum, und isst ihn dann bis auf die Kerne. Ich halte die Hand hin, damit er mir etwas davon gebe; er versteht mich, zeigt mir den Apfel, den er isst, aber ohne ihn loszulassen. Ich beginne dies von Neuem, und er hält mir ein Stück Apfel hin, zieht es aber lachend schnell zurück. Ein Wärter nimmt einen seiner Aepfel, und verlässt das Zimmer, in dem wir waren. Aba verfolgt den Schliesser mit den Augen, und als er ihn aus dem Gesicht verloren, scheint er nicht mehr an ihn zu denken. Der Schliesser kommt nach einigen Minuten zurück, und Aba hält ihm die Hand hin, um seinen Apfel wieder zu erhalten.

Aba treibt Onanie und ist diebisch. Er stiehlt sogar mit Kunstfertigkeit, besonders Nahrungsmittel, wenn er dazu kommen kann. Dieses Laster besitzt er in einem sehr hohen Grade. Er hatte eines Tages einem seiner Gefährten Nahrungsmittel gestohlen, der, um sich dafür zu rächen, ihn mit dem Kopf in einen Eimer kalten Wassers tauchen wollte. Indem sie mit einander rangen, fiel Aba, und brach sich den Arm. Während der Anstrengungen, denselben einzubringen, bezeigte Aba keinen Schmerz, und schien sogar dabei zu lächeln. Litt er wohl? Oft zeigte er den kranken Arm, während er einen Verband trug; einige Zeit darauf zeigte er ihn wieder, als der Verband abgenommen worden war.

Matteau kam in einem Alter von 10 Jahren im Mai 1836 in die Salpetrière. Sie ist rhachitisch und epileptisch. Ihr Vater war krummbeinig, und ihre Mutter hat vor und nach der Geburt M's. gesunde Kinder zur Welt gebracht. Ihre Haare sind hellbraun, die Augen blau, die Augenbraunen blond, ihr Blick ist stier und ohne Ausdruck, ihre Augenlieder sind gewöhnlich in Bewegung, zuweilen geschlossen, als wenn sie schliefe. Die Stirn ist kurz, die Nase aufgeworfen und abgerundet. Die Unterlippe ist dick und herabhängend, die Physiognomie gewöhnlich dumm, und belebt nur, um Schmerz auszudrücken.

Die Messung des Kopfes betrug:

Umfang .	0,486
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupt	0,270
Durchmesser von vorn nach hinten	0,174
– von einer Schläfe zur andern .	0,119
Summa	1,049

Man bemerkt bei dieser Idiotin eine Abweichung des Rückgraths auf die linke Seite, ein Geschwür mitten auf dem Rücken, und eine grosse Narbe, die einen grossen Theil der hintern linken Seite des Rumpfes, des Halses, der Brust und den hintern und obern Theil des linken Schenkels einnimmt. Das Geschwür und

die Narben sind die Folge eines Falles ins Feuer während eines Anfalls von Epilepsie, an welcher M. seit dem 7ten Jahre leidet. Sie litt, als sie anderthalb Jahr alt war, an Convulsionen, wodurch die physische und intellectuelle Entwickelung ins Stocken gerieth.

Bei ihrer Ankunft im Hospital weigerte sich M. irgend ein Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, sie liess drei Tage hindurch weder Urin, noch ging sie zu Stuhle, dann stellten sich confluirende Pocken ein. Der Verlauf und das Ende dieser letztern Krankheit waren regelmässig. Seit der Zeit hatte sie alle Tage epileptische Anfälle, und zuweilen 5—6 Mal in 24 Stunden.

M. ist gewöhnlich unbeweglich, der Kopf hängt auf die rechte Seite oder auf die Brust, die Stirn ist auf die Kniee gelegt. Einer ihrer Arme hängt herab, die Hand ist stark nach dem Vorderarm gekrümmt und die Finger sind geschlossen. Die andere Hand hat sie am häufigsten im Munde; die Lippen bewegen sich fortwährend, indem sie entweder an der Hand, oder an dem Arme des Stuhles saugt, auf dem sie sitzt. Lässt man M. stehen, so schwankt sie, und nach einigen Oscillationen setzt sie sich schwerfällig auf die Erde. Dennoch aber kommt es vor, dass sie ihren Stuhl verlässt, und einige Schritte geht.

Berührt man sie, so stösst sie ein durchdringendes Geschrei aus, indem sie den Mund weit öffnet, und die Augenbraunen runzelt. Sie schreit oft des Nachts. Da sie Geräusch, welches man macht, nicht kennt, wird sie weder durch Gesang, noch durch Geschrei, noch durch Lärm bewegt. Sie kennt die Person, von der sie gepflegt wird, und schmeichelt ihr. Zeigt man ihr die Thüre, und sagt, dass ihr Bruder komme, so drehen sich die Augen ein wenig nach der Richtung, die man ihr gezeigt hat. Sie spricht nur die Worte Papa, Mama, und zuweilen die Sylben coc, coc, indem sie dann in die Sonne sieht. Sie ist nicht im Stande, sich anzukleiden, und Sorgfalt auf Reinlichkeit und ihre Bedürfnisse zu verwenden. Sieht sie Speisen unter ihre Gefährtinnen vertheilen, so öffnet sie den Mund und hält die Hand hin, gleichsam als wolle sie ihren Antheil fordern. Uebrigens isst sie viel und ist ohne Unterschied gefrässig. Die Entleerungen gehen unwillkürlich von statten. M. treibt auch Onanie.

Ehe wir die vorhergehenden Beobachtungen analysiren, um daraus allgemeine Schlüsse in Bezug auf die Idiotie zu ziehen, müssen wir erst durch neue Thatsachen zu der untersten Stufe dieser menschlichen Entartung gelangen, wo selbst nicht mehr Instinct vorhanden ist, zu der Stufe der Idiotie, wo der Mensch, aller Fähigkeiten beraubt, nur ein vegetirendes Thier ist.

Pinel *) giebt die Geschichte einer Idiotin, die 1805 in der

*) *Traité de l'aliénation mentale. Paris.* 1809. *pag.* 179.

Salpetrière war. Sie hatte in Hinsicht ihres Geschmacks, ihrer Lebensart und der Form ihres Kopfes etwas von einem Schafe. Sie hatte Widerwillen gegen Fleisch, ass begierig Früchte und Gemüse und trank nur Wasser. Ihre Aeusserungen der Sensibilität, der Freude oder des Kummers beschränkten sich auf die schlecht ausgesprochenen Worte: *bé*, *ma tate*. Ihre Bewegungen waren abwechselnd die Extension und Beugung des Kopfes, indem sie diesen gegen den Bauch des Mädchens rieb, von dem sie bedient wurde. Wollte sie Widerstand leisten oder ihre Unzufriedenheit ausdrücken, so suchte sie mit dem Scheitel ihres Kopfes zu stossen. Sie war sehr zornig; mehrere Male sah ich sie im Bade; sie machte Anstrengungen daraus zu entkommen, und wiederholte mit durchdringender Stimme: *bé*, *bé*, *bé*. Der Rücken, die Lenden und die Schultern waren mit schwärzlichen, biegsamen, ein bis zwei Zoll langen Haaren besetzt. Man hat sie nie dazu bewegen können, sich auf einen Stuhl oder eine Bank zu setzen, selbst wenn sie essen sollte. Setzte man sie hin, dann rutschte sie auf die Erde, schlief darauf zusammengerollt wie die Thiere. Pinel kommt in seinem Werke später wieder auf diese Beobachtung zurück, giebt die Messungen des Schädels dieser 11jährigen Idiotin an, und vergleicht sie mit dem Schädel eines 7jährigen Mädchens:

	11jährige Idiotin			7jähriges Mädchen	
Länge des Schädels	1 Decim.	3 Cent.	—	1 Decim.	8 Cent.
Breite - -	0 -	9 -	—	1 -	3 -
Höhe - -	1 -	3 -	—	1 -	6 -

Gall hat in seiner Sammlung einen Gypsabguss von dem Kopfe einer Idiotin, der dem obigen ganz ähnlich ist.

Der mangelhafte Zustand einiger Idioten geht so weit, dass diese Unglücklichen mehrerer Sinne beraubt sind, dass sie sogar nicht einmal den Instinct für ihre Erhaltung besitzen; ihre Existenz ist rein vegetativ. Wir hatten im Jahre 1812 eine Idiotin in der Salpetrière, die neben dem Leichnam ihrer Mutter liegend gefunden wurde, und die man schon seit drei Tagen für todt gehalten hatte. Sie war, als sie den 20sten Juni von der Polizeibehörde in das Hospital geschickt wurde, 27 Jahr alt, sehr mager, sehr blass, rhachitisch, blind, taub und stumm, und stiess von Zeit zu Zeit nur ein dumpfes, durchdringendes und unartikulirtes Geschrei aus. Die Gliedmassen waren atrophisch; sie konnte nicht gehen, da ihre Füsse unter die Lenden contrahirt waren; man musste ihr die Nahrungsmittel in den Mund stecken, ja sogar bis in den Oesophagus bringen, da sie weder kauen noch schlucken konnte. Sie wurde mit Suppe und Wein genährt, und starb nach einigen Tagen. Der Leichnam wog 43 Pfund. Der Kopf war sehr klein,

die Schädelknochen waren sehr dünn und nur 0,003 bis 0,004 dick; das atrophische Gehirn wog nicht halb so viel als im normalen Zustande. Die Corticalsubstanz war entfärbt, die weisse Substanz sehr dick und gelblich, die sehr wenig entwickelten Seitenventrikeln enthielten keine seröse Flüssigkeit. Ich konnte das Skelett nicht erhalten, da die Knochen durch die Maceration zerstört waren.

Im Jahre 1817 starb in demselben Hospital eine 25jährige Idiotin, die taub, stumm, blind und rhachitisch war, und wegen der fehlerhaften Bildung des Rumpfes nicht auf dem Rücken liegen und ihre Lage verändern konnte. Man musste von Zeit zu Zeit sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite legen. Brachte man sie zum Sitzen, so hatte sie nicht die Kraft, sich in dieser Stellung zu erhalten, und fiel wieder zurück. Brachte man ihr Nahrungsmittel an den Mund, so machte sie eine leichte Bewegung mit den Lippen und mit dem Kopfe, als wolle sie den ihr dargereichten Körper entfernen. Stiess man den Löffel in den Mund, so öffneten sich die Kinnladen, man musste aber jeden Löffel voll bis in den Oesophagus bringen, damit die Speisen in den Magen hinabglitten. Immer in ihrem Bette zusammengekauert, war sie gern, sogar im Sommer, bedeckt. Zog man die Decke zurück, so stiess sie ein heiseres Geschrei aus, und suchte mit ihrer Hand die Decke zurückzuziehen; konnte sie diese aber nicht erreichen, dann hörte sie auf zu suchen, und blieb in ihrem Bette wie ein Knäul ausammengerollt liegen. Sie sprach sehr unvollkommen, sehr selten und ohne Motiv die Sylben: Ma, ma aus, besonders wenn man sie berührte. Fühlte sie, dass Jemand sich ihr nahe, dann stiess sie einen Ton aus, der dem eines bissigen Hundes ähnlich ist. Dies geschah sogar einmal, als man anfing, ihr Nahrungsmittel an den Mund zu bringen. Sie starb nach einem viermonatlichen Aufenthalte im Hospital. Bei der Leichenöffnung schien der Kopf anfangs nicht sehr unregelmässig zu sein, aber er war klein, der Hinterkopf comprimirt und die Stirn hoch. Die beiden Augäpfel zeigten keine Spur von Organisation, die Krystallinse war sehr klein, sehr hart, schattig und mattweiss. Die beiden obern Hundszähne waren doppelt. Die Knochen des Schädels waren dünn und leicht zu zersägen. Man fühlte nach Eröffnung der Dura mater Fluctuationen unter den Gehirnhäuten. Als diese durchgeschnitten wurden, floss eine grosse Menge seröser Flüssigkeit aus den beiden Seitenventrikeln, die auf Kosten der Gehirnsubstanz sich ausgedehnt hatten. Die Pia mater war einigermassen von einer ganz dünnen Schicht Gehirnsubstanz überzogen. Die Falten der Gehirnsubstanz, welche die beiden Ventrikeln trennten, waren zerstört. Der Corpus callosum war sehr dick und etwas gelblich; die Nervi optici waren atrophisch. Das sehr

kleine Herz und die entfärbten Muskeln zerrissen sehr leicht. Ihr Skelett, das ich in meiner Sammlung aufbewahrt habe, ist sehr merkwürdig.

Der Schädel zeigt folgendes Maass:

Höhe des Skeletts	1,060
Umfang des Schädels	0,480
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopf .	0,265
Durchmesser von vorn nach hinten	0,157
- von einer Schläfe zur andern.	0,136
Summa	1,038

Der Rückgrath zeigt eine Krümmung nach der linken Seite, die sich von dem 11ten bis 21sten Wirbelbeine ausdehnt. Die zweite Krümmung im entgegengesetzten Sinne wird durch die Lendenwirbelbeine gebildet. Die Rippen auf der rechten Seite gehen gerade von vorn nach hinten, die Rippen auf der rechten Seise springen, anstatt nach aussen zu convex zu sein, durch ihre Convexität in die Brusthöhle. Das nach vorn gedrückte Sternum ist beinahe horizontal; die Apophyse fehlt. Die Beckenknochen haben nicht mehr die normale Form, sie bilden in der Beckenhöhle eine Convexität. Die Theile des Beckens sind nach vorn getrieben und sich so nahe, dass sie sich an einigen Stellen berühren. Alle Glieder des Unterleibs sind dünn; alle Knochen haben zahlreiche knochige Auswüchse und andere Fehler. Der linke Schenkel ist dicker, kürzer, als der rechte, und nach der untern Extremität zu etwas gewunden. Der Schenkelkopf ist atrophisch. Das Achselbein, die Armspindel und die Ellenbogenröhre haben mehrere Anschwellungen. Die untere Kinnlade, die Rippen, die Schulterknochen, die Knochen der Mittelhand und einige Knochen der Finger, die Knochen des Mittelfusses enthalten eine Menge Fehler in der Bildung. Das Skelett ist sehr leicht, die Knochen haben ihre Politur verloren, sind fett und gelblich. Die Schädelknochen sind diploisch und dünn.

Dasselbe Jahr brachte man in die Abtheilung für Geisteskranke der Salpetrière eine Idiotin, welche man auf einem der Schiffe gefunden hatte, die von Bourgogne nach Paris kommen. Diese Idiotin schien 20 Jahre alt zu sein, und war taub und stumm. Sie hatte einen von seröser Flüssigkeit sehr aufgetriebenen Leib. Der Kopf war klein, und nach der rechten Seite zu geneigt. Die blauen Augen waren offen und stier, die erweiterten Pupillen contrahirten sich nicht, die Augenlieder schlossen sich bei Annäherung des Lichts nicht. Nichts desto weniger sah diese Idiotin nach Art der Kinder, die zu sehen anfangen. Sie gab übrigens kein Zeichen von Sensibilität, man mochte sie berühren, kneifen,

oder die Decke wegnehmen, worin sie gehüllt war. Die Entleerungen waren serös, häufig und unwillkürlich. Brachte man mit einem Löffel flüssige Nahrungsmittel an die Lippen, dann öffnete sie den Mund weit, und liess ihn so lange offen, als man Flüssigkeit eingoss, die man bis in den Hintermund bringen musste, damit sie in den Magen hinablief. Sie schloss erst 2 — 3 Minuten später die Lippen, als man mit Eingiessen der Flüssigkeit aufhörte. Der Rumpf ruhte auf der linken Hüfte, so dass diese Idiotin sich im Bette nicht ausstrecken konnte; sie blieb darin leicht gekrümmt, durch Kopfkissen gestützt, und blieb in dieser Stellung. Sie hatte weder den Instinct, noch die Kraft, sie zu ändern. Nach einem Monate starb sie ohne Todeskampf, und bei der Leichenöffnung fanden wir den linken Ventrikel des Gehirns ausgedehnt von seröser Flüssigkeit, die die Stelle der Substanz auf dieser Seite einnahm. Die Windungen des rechten Lappens waren sehr klein, wenig tief und sehr gedrückt; der rechte Ventrikel war beinahe zerstört. Die Gehirnsubstanz, die sehr dick war, dehnte sich eher aus, ehe sie zerriss, und sah schmutzig weiss aus. Das kleine Gehirn war klein, hart, besonders die graue Substanz, die auf der Oberfläche beinahe zerreiblich war. Die Arachnoidea war infiltrirt, verdickt und adhärirte. Die graue Substanz der erhaltenen Gehirnparthien war entfärbt. Die atrophischen Lungen waren gegen den obern Theil der Brust gedrückt. Die Pleura enthielt seröse Flüssigkeit, eben so wie die Bauchhöhle. Das Herz war klein und sehr weich. Die entfärbten Muskeln zerrissen leicht.

Das Skelett dieser Idiotin, welches in meiner Sammlung ist, ist durch seine Leichtigkeit, seine ungeheure Krümmung der Rükkenwirbelsäule, die seltsam Richtung des Beckens und die Enge der linken Brusthöhle merkwürdig. Der Kopf ist klein, neigt sich etwas auf die rechte Seite, und ist mehr in der Höhe, als in der Breite entwickelt. Der Schädel ist an den Seiten abgeplattet, nach vorn zu etwas deprimirt. Die Stirn ist schmal.

Messung des Kopfes:

Umfang .	0,440
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupt	0,255
Durchmesser von vorn nach hinten	0,152
- von einer Schläfe zur andern	0,117
Summa	0,964

Die Idioten sind rhachitisch, scrophulös, epileptisch oder paralytisch. Ihr Kopf, entweder zu gross oder zu klein, ist schlecht geformt, der Hinterkopf ist abgeplattet und im Verhältniss zum Gesichte klein. Die Züge des Gesichts sind unregelmässig, die Stirn ist kurz, schmal, beinahe spitzig, auf der rechten Seite mehr

hervorrpringend, als auf der linken. Die Augen sind convulsivisch, schielend, von ungleicher Grösse; die Lippen sind dick. Der weit gespaltene, halb offene Mund lässt Speichel ausfliessen; das Zahnfleissh ist schwammig, die Zähne sind cariös. Die Fehler der Bildung oder der Symmetrie der Sinneswerkzeuge zeigen schon genügend, dass die Sinne unvollkommen sind. Die Idioten sind taub, halb taub, oder sie hören schlecht; sie sind stumm, oder articuliren schwer einige Sylben. Ihre Stummheit hängt von der Taubheit, von der schlechten Bildung der Sprachorgane und davon ab, dass sie nicht im Stande sind, die Bewegungen nachzuahmen, die zur Articulirung von Tönen nothwendig sind. Einige stossen ein mehr oder minder durchdringendes, dumpfes oder heiseres Geschrei aus. Eines Auges beraubt, sehen sie schlecht, oder sind blind. Der Geschmack und Geruch ist auch nicht besser, denn diese Unglücklichen unterscheiden die Eigenschaften der salzigen oder riechenden Körper nicht; sie kollern sich auf dem grössten und stinkendsten Schmutz herum. Sie verschlucken die unschmackhaftesten Nahrungsmittel, essen Gras, Stroh, Leinwand, Wolle, Taback, entleerte Stoffe; sie trinken Urin, Wasser aus dem Rinnstein. Ich fand in dem Magen eines Idioten Stücke Leinwand, die einen Theil seiner Bekleidung ausgemacht hatten. Bei einem Andern war das Coecum angefüllt und ausgedehnt von einem Strohstöpsel, der eine Entzündung und den Brand der Eingeweide verursacht hatte; sie verschlingen Alles, was ihnen in die Hände fällt. Eine Idiotin, der ich Aprikosen gab, brachte diese in den Mund und ass das Fleisch davon; da sie die Kerne nicht zerbeissen konnte, so verschluckte sie diese ebenfalls. Sie ass auf diese Weise neun Aprikosen, und hätte deren noch mehr gegessen, wenn ich nicht befürchtet hätte, dass sie davon krank werden würde.

Das Gefühl, anstatt die andern Sinne zu berichtigen oder zu ersetzen, ist nicht sicher. Die Arme der Idioten sind ungleich lang, contrahirt, atrophisch; die Hände sind unförmlich, gewunden, dünn; die Finger sind krumm, oder bewegungslos; die Haut ist dick, runzlich und unempfindlich. Die Idioten halten die Arme und Hände schwankend und convulsivisch, sie ergreifen die Körper linkisch, können sie nicht festhalten, und lassen sie aus den Händen fallen. Sie gehen schwer, schwankend u. s. w. und können leicht umgeworfen werden. Es giebt welche, die in der Stellung bleiben, die man ihnen giebt. Die, welche gehen, bewegen sich ohne Ziel, und ohne dass man errathen könnte, was sie sich vornehmen.

Da auf diese Weise die Sinne der Idioten nur ganz schwach sind, so werden die Empfindungen unvollkommen aufgefasst, ihre Intelligenz kann sich nicht nach aussen ausbreiten, da ihre Werkzeuge mangelhaft sind. Die äussern Sinne, die in keiner Bezie-

hung zur Welt stehen, können ihre Empfindungen nicht berichtigen; die Erziehung kann so vielen Nachtheilen nicht abhelfen, weil die Idioten ganz verschieden von den Blinden, Tauben und Stummen sind, bei denen die übrigen Sinne bis auf einen gewissen Punkt die fehlenden ersetzen. Die Ideen, welche der Mensch durch die Sinne empfängt, deren die Blinden oder Taubstummen beraubt sind, fehlen diesen gewiss; da aber die Intelligenz nicht verletzt ist, obgleich einige ihrer Werkzeuge fehlen, so übt sie ihren Einfluss ganz aus, um allgemeine Schlüsse ziehen und Ideen abstrahiren zu können. Deshalb kann man auch die Blinden, die Taubstummen durch verschiedene Mittel, die Itard so gut bei der Erziehung des Wilden von Aveyron *) angewandt und angegeben hat, aufmerksam machen; sie sind einer Erziehung fähig, während das Gegentheil bei den Idioten stattfindet. Die Idioten, keiner Aufmerksamkeit fähig, können ihre Sinne nicht lenken; sie verstehen, aber hören nicht, sie sehen, aber nehmen nicht wahr, u. s. w. Da sie keine Ideen haben, an nichts denken, so haben sie keine Wünsche, sie gebrauchen keine Zeichen, sie sprechen nicht. Die Sprache ist dem unnöthig, der nicht denkt, der keinen Wunsch hat. Man kann von der Vielfältigkeit ihrer Worte auf die Grösse ihrer Intelligenz schliessen. Sie stossen einige schlecht articulirte Töne, Geschrei oder ein langes Gebrüll aus, welches sie unterbrechen, um die Lippen zu bewegen, als wenn sie lachen wollten. Sprechen sie einige Worte, so knüpfen sie kaum einen Sinn daran. Einige haben nur einen Laut für Freude und Schmerz. Dennoch giebt es Einige, die, wie die Kinder, durch Gewohnheit sich eine handelnde, ja sogar artikulirte Sprache bilden, die aber nur denen verständlich ist, mit welchen sie leben. Diese Sprache drückt nur die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, und die Naturtriebe, die die Idioten nicht durch sich selbst befriedigen können, aus. Welchen Nutzen könnte die Sprache auch für den haben, der nicht denkt und der seinem Nebenmenschen nichts mitzutheilen hat? Die Idioten sind stumm, weil sie nichts zu sagen haben; die, welche eine Geberden-Sprache haben, besitzen nur eine geringe Anzahl von Geberden als Zeichen für ihre instinktartigen Bedürfnisse. Handeln die Idioten, so machen sie Alles verkehrt; man erkennt sie an der Unordnung, dem Linkischen, der Langsamkeit ihrer Handlungen. Die Intelligenz bleibt bei ihnen so, wie sie in ihrem Entstehen oder zu dem Zeitpunkte war, als ihre Entwickelung stockte. Die Verdauungsfunctionen sind bei den Idioten gewöhnlich sehr gut, sie essen viel und sind

*) *De l'éducation d'un homme sauvage. Paris.* 1807. — *Rapport sur les nouveaux développemens du sauvage de l'Aveyron. Paris.* 1807.

sogar gefrässig. Bei den Frauen ist die Menstruation reichlich und regelmässig. Diese Unglücklichen bezeugen nicht immer das Bedürfniss zu essen; sie scheinen nur Hunger zu fühlen, wenn sie Nahrungsmittel sehen. Zuweilen muss man ihnen, um sie zu ernähren, die Nahrungsmittel in den Muud, ja sogar bis in den Hintermund bringen. Ihre Excremente gehen unwillkürlich von statten, und sie entledigen sich derselben überall und ohne Scham.

Zuweilen fühlen die Idioten nicht einmal die instinktartigen Bedürfnisse; sie stehen noch unter dem Thiere, denn dieses hat Instinkt für seine Erhaltung, für seine Reproduction, und diese Idioten besitzen weder diesen Trieb, noch das Gefühl ihrer Existenz. Sie fühlen weder Schmerz noch Freude, weder Hass, noch Liebe; es sind nicht zur Reife gekommene Wesen, Missgeburten, die einem nahen Tode geweiht wären, wenn die Zärtlichkeit ihrer Verwandten oder das öffentliche Mitleid nicht über ihre Existenz wachte. Wen sollte es aber nicht befremden, dass die meisten Idioten mit Leichtigkeit singen und die Melodien behalten? Ausser den oben angeführten Beispielen muss ich hier erwähnen, dass beinahe alle idiotischen Kinder, bei denen ich consultirt wurde, einige Melodien oder wenigstens einige musikalische Strophen mehr oder minder gut sangen, obgleich ihnen die Sprache fehlte. —

Einige Idioten haben sehr sonderbare Launen, sie scheinen aufgezogene Maschinen zu sein, die immer dieselben Bewegungen hervorbringen; bei ihnen nimmt die Gewohnheit die Stelle der Intelligenz ein. Ein Idiot, der 23 Jahr alt war, als ich ihn beobachtete, der von gewöhnlichem Wuchse, mager war, eine flache Stirn hatte, blass war, schielte, kaum einen Laut hervorbringen konnte, dessen Secretionen unwillkürlich fortgingen, ging immer auf derselben Stelle umher; zuweilen belebte er seinen Gang, indem er den Rumpf zusammenzog und dann lebhaft ausdehnte, einen seiner Arme bewegte, und laut lachte. Setzte man ihm auf der Stelle, für die er eine solche Vorliebe hatte, ein Hinderniss entgegen, dann wurde er böse und aufgebracht, bis man das Hinderniss aus dem Wege geräumt hatte. Nie aber that er dies selbst. Unter den Idioten in der Salpetrière giebt es mehrere, die nicht im Stande sind, sich anzukleiden, sich zu nähren. Ihre Entleerungen sind unwillkürlich; sie bleiben im Hemde, und sind gegen Regen, Kälte, Sonnenhitze gleichgültig. Unter ihnen befindet sich eine, die, sobald sie aufgestanden ist, sich auf das Ende einer und derselben Bank setzt, und sich hier hin und her wiegt, indem sie dabei die Schultern heftig gegen die Wand stösst. Dieses Wiegen ist anhaltend und regelmässig, zuweilen aber rascher, stärker, dann stösst sie ein dumpfes Geschrei aus; auf diese Weise bringt sie ihre Lebenstage, der Witterung ausgesetzt, und jedem äussern

Eindrucke fremd, zu. Vor 20 Jahren fand ich in dem Hospital zu Poitiers in einem Gemache zwei kleine Idioten auf Stroh liegend, von denen der eine immerwährend lachte, der andere unaufhörlich weinte. Die Idioten sind der Onanie sehr unterworfen, und sie überlassen sich diesem abscheulichen Laster ohne Scham und vor Jedermanns Augen. Ich sah einen 13jährigen Idioten, der vom 7ten Jahre an alle Zeichen der Mannbarkeit hatte, der Penis war sehr dick und die Scham mit Haaren bedeckt. Er schien nur für die Onanie zu leben. Haindorf, der vor 25 Jahren ein schätzbares Werk über die Geisteskrankheiten geschrieben hat, erzählt ein merkwürdiges Beispiel von dem Eigensinne eines Idioten. Dieser Idiot war in den Gebirgen geboren, und stumm; man brachte ihn in das Juliushospital zu Würzburg. Man liess ihn in dem Garten dieser Anstalt mit einem Leinwandkittel bekleidet herumgehen. Er drehte sich mit Wohlgefallen in einem Kreise herum, und aus der Mitte desselben rupfte er Gras aus, und sammelte Steine auf einen Haufen, die er sodann wegwarf. Er beschäftigte sich auf diese Weise ohne Zweck und ohne Ziel. Während dieser Bewegung zogen sich alle seine Muskeln convulsivisch zusammen. Verhinderte man ihn an dem Umdrehen oder an dem Werfen der Steine, dann verzog er die verschiedenen Theile seines Körpers und höhlte die Erde mit seinen nackten, mit Schwielen bedeckten Füssen aus. Verhinderte man ihn auch hieran, dann gerieth er in Wuth und suchte die Freiheit zu gelangen. War er frei, dann begann er die kreisförmige Bewegung und das Steinwerfen von Neuem. Er ass und trank Alles, was man ihm reichte, und kam immer an dieselben Orte zurück, um zu essen und zu schlafen. Oft benagte er ein Stückchen Holz und verschluckte es. Sprach man mit ihm und sah ihn scharf dabei an, dann floh er und verbarg sich. Das leiseste Geräusch jagte ihm Furcht ein, dann ging er, kam aber bald wieder, um seine gewohnte Bewegung wieder zu beginnen. Man nahm nicht wahr, dass er Onanie getrieben hatte. Alle seine Handlungen wiederholten sich zu einer bestimmten Tageszeit.

Die Gesichtszüge dieses Idioten waren verwirrt, die Lippen hervorstehend, die Zähne mattweiss, das unter dem Augenliede erhobene Auge liess die Pupille nicht sehen. Sein Mund verzog sich bis in die Augengegend, die Physiognomie war ohne Ausdruck. Der Kopf war sehr klein, aber vom Scheitel her merklich eingedrückt.

Die Idioten zeigen manchmal eine grosse physische Unempfindlichkeit, obgleich sie ihrer Sinne mächtig sind. Man hat diese Unglücklichen sich beissen, zerfetzen, die Haare ausraufen sehen. Ich sah eine Idiotin, die mit ihren Fingern und Nägeln sich die Backe durchbohrt hatte, einen Finger in die Wunde

stecken, und sie bis an den Mundwinkel aufreissen, ohne dass sie Schmerzen dadurch zu fühlen schien. Es giebt welche, die sich die Füsse erfrieren, ohne dass sie darauf merken. Eine Idiotin, die schwanger geworden war, wird ohne zu wissen, was mit ihr vorgeht, entbunden, und will ihr Bett verlassen, indem sie sagt, dass sie gesund sei. Diese Unglücklichen sind so unempfindlich und in einem solchen Zustande thierischer Dummheit, dass sie die Ursache ihres Schmerzes nicht errathen und nicht unterscheiden können, ob diese Ursache in ihnen ist, oder von aussen her kommt. Sie haben so wenig Gefühl ihres eigenen Selbst, dass sie nicht wissen, ob der leidende Theil ihnen gehört. Auch verstümmeln sich mehrere; sind sie krank, so klagen sie nicht, sondern bleiben liegen, rollen rich zusammen, ohne den geringsten Schmerz zu verrathen, ohne dass man die Ursachen und den Sitz des Uebels errathen kann, und sie sterben, ohne das man ihnen hätte beistehen können.

Ihre psychische Abstumpfung steht mit dem Mangel der physischen Sensibilität im Verhältniss. Ein Idiot, sagt Haindorf, der in der Anstalt zu Salzburg sich befand, schien für keinen Schreck empfänglich zu sein. Man wollte versuchen, ob er beim Anblick eines Menschen, der einen wieder erwachenden Todten vorstellen sollte, nicht erschrecken würde. In dieser Absicht legte sich ein Wärter, der in ein Betttuch gewickelt war, auf die Bank, und man befahl dem Idioten, den Todten zu bewachen. Da der Idiot bemerkte, dass der Todte einige Bewegungen machte, so bedeutete er ihm, er möchte ruhig bleiben. Ungeachtet dieser Warnung steht der angebliche Todte auf, der Idiot holt eine Axt und haut ihm anfangs einen Fuss ab, und ohne sich durch das Geschrei des Unglücklichen irre leiten zu lassen, haut er ihm mit einem zweiten Hiebe den Kopf ab, worauf er ruhig bei dem Leichnam verbleibt. Als man diesem Idioten Vorwürfe darüber machte, antwortete er kalt: «Wäre der Todte ruhig geblieben, so hätte ich ihm nichts gethan.» Eine Melancholische wollte sterben, aber sich nicht selbst das Leben nehmen, weil dies ein Verbrechen ist, wohl aber wollte sie sich dem Tode weihen, indem sie ein den Tod nach sich ziehendes Verbrechen beging. Als man sie eines Tages bei einer Idiotin liess, überredete sie diese, sich den Hals abschneiden zu lassen, was auch geschah. Die Mittel, welche diese Melancholische dazu gebrauchte, waren beschränkt genug, um jedem andern Individuum, als einer Idiotin Zeit zur Reue zu lassen, und sich den Versuchen entziehen zu können. Gall erzählt, dass, nachdem ein Idiot zwei Kinder seines Bruders getödtet hatte, er hinging und dem unglücklichen Vater das Geschehene erzählte. Harder erwähnt eines Idioten, der einen Menschen tödtete, nachdem er ein Schwein hatte schlachten sehen.

Jede dieser erwähnten Beobachtungen würde Stoff genug zu einem langen Commentare geben; ich will aber nur aus allen zusammen folgende Schlüsse ziehen:

Die Idiotie hat unzählige Varietäten in Bezug auf Sensibilität, intellectuelle und moralische Fähigkeit.

Einige Idioten haben Geschick, Neigungen; beinahe alle, selbst die stummen, singen und behalten Melodien.

Obgleich keine directe und constante Beziehung zwischen den Fehlern der Organisation und den verschiedenen Abstufungen der Sensibilität und Intelligenz der Idioten statt findet, so kann man doch nicht in Abrede stellen, dass, je bedeutender die organischen Missbildungen sind, um so stärker die Mangelhaftigkeit der Sensibilität und der Intelligenz ausgedrückt ist.

Der Kopf hat bei der Idiotie weder eine bestimmte Grösse, noch Form; dennoch aber muss man gestehen, dass die Idioten die kleinsten und missgestaltetsten Köpfe haben. Obgleich es Idioten mit grossen Köpfen giebt, so sind die Formen, so wie das Volumen des Kopfs nichts weniger als untrügliche Zeichen der Empfindung und intellectuellen Fähigkeit.

Die Erziehung der Idioten, welche nur eine Nachahmung ist und sich auf die nothwendigsten Bedürfnisse des thierischen Lebens erstreckt, ist kein hinreichendes Zeichen, um die vorzüglichsten Varietäten der Idiotie zu characterisiren, was auch Voisin *) darüber sagen mag.

Da die Sprache, dieses wesentliche Kennzeichen des Menschen, das ihm gegeben ist, um seine Gedanken auszudrücken, das Zeichen ist, welches am beständigsten mit der intellectuellen Fähigkeit der Idioten im Verhältniss steht, so giebt sie den Character der hauptsächlichsten Varietäten der Idiotie an.

In dem ersten Grade des Blödsinns ist die Sprache leicht, im zweiten fällt die Sprache schwerer, die Wortmasse ist mehr beschränkt.

Im ersten Grade der wirklichen Idiotie kann der Idiot nur einige Worte und sehr kurze Sätze sprechen.

Die Idioten des zweiten Grades articuliren nur einzelne Sylben und stossen Geschrei aus.

Im dritten Grade der Idiotie endlich sind weder Sprache, noch Sätze, weder Worte, noch einzelne Sylben vorhanden.

Die Ursachen der Idiotie, die beinahe immer local und physisch sind, verhindern die Entwickelung der Organe, und machen sie unfähig, Intelligenz zu zeigen. Hierdurch unterscheidet sich

*) *Application de la physiologie du cerveau à l'étude des enfans, qui nécessitent une éducation spéciale Paris.* 1830.

die Idiotie von der Geisteskrankheit, deren Ursachen gewöhnlich intellectuell und psychisch sind, das Gehirn überreizen, die Empfindungen exaltiren, und dieses Organ erschöpfen. Zu den physischen und praedisponirenden Ursachen der Idiotie muss man zählen: den Einfluss des Klima's, der Gewässer und der Luft, die Lebensart der Mütter, die Erblichkeit, gewisse den Scropheln günstige Oertlichkeiten, Gebirgsländer, z. B. Schottland, Norwegen. Es giebt mehr Idioten auf dem Lande als in den Städten. Nicht selten findet man mehrere Idioten in einer und derselben Familie; ich kannte zwei junge Leute, die einzigen Erben einer angesehenen Familie, die Idioten waren. Wir haben in der Salpetrière eine Idiotin, deren Mutter nur drei Kinder gezeugt hat, die aber alle dasselbe Schicksal theilen. Zuweilen findet man auch in einer Familie, dass ein Kind Idiot nnd die andern geisteskrank sind. Ich habe Idiotinnen Mutter werden sehen, konnte aber nicht erfahren, was aus den Kindern geworden ist. Die excitirenden Ursachen der Idiotie sind sehr zahlreich. Gemüthsbewegungen der Mutter während der Schwangerschaft wirken auf die Organisation der Frucht; falsche Behandlung bei der Entbindung, der schon von Hippokrates bezeichnete Gebrauch mancher Matronen, den Kopf des Neugebornen zusammenzudrücken, können, imdem sie das Gehirn verletzen, Idiotie hervorbringen. Schläge oder das Fallen auf den Kopf, Convulsionen, Epilepsie bringen ebenfalls diese Krankheit hervor. Zuweilen ist ein Anfall von Convulsionen oder Epilepsie hinreichend die Entwickelung der Organe und die ferneren Fortschritte der Intelligenz bei einem Kinde zu hemmen, das bis dahin sehr geistreich schien. Der acute und chronische Hydrocephalus wirken eben so betrübend. Man hat Idiotie nach einem Gehirnentzündung oder einer Meningitis in der Kindheit entstehen sehen.

Die Wirkung dieser Ursachen macht sich schon seit der Kindheit fühlbar, und dies ist die angeborne Idiotie. Diese Neugebornen haben einen sehr grossen oder kleinen Kopf, zarte Gesichtszüge, sie nehmen die Brust schwer, saugen schlecht, werden nicht stärker, und ihre Augen folgen erst spät dem Licht und sind schielend. Sie sind mager, blass, gehen vor dem 5—7ten Jahre, zuweilen vor der Pubertät nicht. Sie können nicht sprechen lernen, oder behalten nur einige Worte, und dies auch noch sehr spät.

Zuweilen werden die Kinder sehr gesund geboren, wachsen, während ihre Intelligenz sich entwickelt, sind sehr empfindlich, lebhaft, reizbar, zornig, haben eine lebhafte Einbildungskraft, eine entwickelte Intelligenz und einen thätigen Geist. Da diese Thätigkeit nicht mit den physischen Kräften im Verhältniss steht, so stumpfen sich diese Wesen ab und erschöpfen sich, ihre Intelligenz

bleibt stehen, nimmt nicht mehr zu, und die erregten Hoffnungen verschwinden; dies ist die zufällige oder erworbene Idiotie. Zuweilen hält auch eine zufällige Ursache die Entwickelung der Organe und der Intelligenz auf.

Der Schädel der Idioten zeigt gewöhnlich Fehler in der Bildung. Das Volumen und die Form des Schädels bei den Idioten sind eben so verschieden, wie bei den vollkommen geistig gesunden Menschen. Die Idiotie hat also keine bestimmte Form des Kopfes. Ein im Verhältniss der Höhe des Körpers zu kleiner, oder zu grosser Kopf kann der eines Blödsinnigen oder eines Idioten sein, eben so ist es mit einem regelmässigen und einem ungestalteten Kopfe.

Die zahlreichen Untersuchungen, die über die Bildung des Kopfes unternommen worden, hatten das Volumen, die Form der Hirnschale und die Gesichtszüge zum Gegenstande.

Hippokrates bezeichnete einen zu kleinen Kopf, den er Microcephalus nennt, als eine der Ursachen der Idiotie. Willis beschreibt das Gehirn eines Idioten, das nur die Hälfte von dem Volumen im normalen Zustande hatte. Brown zu Amsterdam besitzt ein ähnliches Gehirn und mehrere Schädel von Microcephalen. Pinel erwähnt des Schädels einer Idiotin, der durch seine schlechte Bildung merkwürdig ist, und dessen eines Idioten, der beinahe gar keine Hirnschale hatte, während das Gesicht sehr entwickelt war. Richerand theilt in seiner Physiologie mehrere Fälle von sehr wenig entwickelten Hirnschalen mit. Gall hat zwei sehr kleine Hirnschalen abgebildet, und heftet die Grenzen der Intelligenz an die Hirnschalen, die nur 14 — 17 Zoll im Umfange haben.

Vesal behauptet, die Deutschen hätten einen nach hinten zu abgeplatteten Kopf, weil sie gewöhnlich die Kinder auf den Rücken legen, und giebt die Zeichnung des Schädels eines Idioten, dessen Hinterhauptbein sehr abgeplattet ist.

Prochaska, Malacarne, Ackermann haben Beschreibungen von Schädeln und vom Gehirn von Idioten gegeben, die sehr von einander abweichen.

Nach Cuvier zeigen die Verhältnisse des Schädels zu dem Gesicht den Grad der Intelligenz bei den Thieren und bei dem Menschen an. Ein kleiner Schädel und ein grosses Gesicht sind das Zeichen einer minder grossen Intelligenz.

Pinel suchte durch mathematische Berechnungen die Capacität des Gehirns zu finden. Er zeigt als den Idioten eigenthümlich einen abgeplattenen Schädel und Mangel an Symmetrie zwischen der rechten und der linken Seite des Schädels an. Bei einem Idioten hatte der Kopf nur den zehnten Theil der Höhe des Körperbaues. Kann man diese fehlerhafte Bildung,

diesen Mangel an Entwickelung des Schädels nicht der Rhachitis oder den Scropheln zuschreiben, da man diese beiden Affectionen so häufig bei den Idioten findet?

Die an Hydrocephalus Leidenden sind nicht alle der Intelligenz beraubt, aber die erwähnten Beobachtungen beweisen, dass die Idioten häufig an Hydrocephalus leiden, wenn der Schädel auch nur klein ist. Diese Idioten sind rhachitisch, die Glieder atrophisch, missgestaltet und contrahirt.

Ich besitze eine grosse Anzahl von nach dem Tode gegossenen Büsten und Schädeln von Idioten. Gewöhnlich ist der Scheitel des Schädels eingedrückt, der Durchmesser von der Stirn nach dem Hinterhaupte ausgedehnt, und die Seitenwandbeine gegen die sutura temporalis abgeplattet, wodurch die Stirn einiger Idioten beinahe spitzig erscheint. Die Abplattung des Hinterhaupts, die des Scheitels, die Ungleichheit der rechten und linken Hälfte der Schädelhöhle sind die constantesten Erscheinungen, und vielleicht die besten Zeichen für die, welche eine Aufklärung dieser Krankheitszustände suchen.

Man führte am 15ten Decbr. 1815 eine blödsinnig Geborne in die Salpetrière, welche bettelte und im Jahre 1813 von fremden Soldaten genothzüchtigt und gemisshandelt worden war. Ihre mittelmässige Statur erscheint wegen der rhachitischen Krümmung der Wirbelsäule, welche nach der linken Hüfte zu gekrümmt ist, klein. Ihr Kopf ist voluminös, das Gesicht lang, breit und wie abgeplattet. Sie hatte starkes, braunes Haar, braune, bisweilen schielende Augen. Der grosse Mund scheint viereckig zu sein, wenn er sich öffnet, die Zähne sind cariös, das Zahnfleisch ist schwammig, die Wölbung des Gaumens bildet nach der Vereinigung der Kieferknochen einen zurückgehenden Winkel, und der Gaumenseegel ist gespalten.

Die Messungen des Kopfs ergeben folgende Verhältnisse:

Der Umfang .	0,535
Von der Stirn bis zum Hinterhaupt	0,323
Durchmesser von vorn nach hinten	0,167
- von einer Schläfe bis zur andern	0,162
Summa	1,287

Dieser sonderbare Kopf übertrifft um Vieles die mittlere Grösse gut geformter Köpfe.

Die Hände und Füsse dieser Blödsinnigen zeigen eine aussergewöhnliche Bildung in der Ausdehnung. Die Finger sind an ihren Spitzen durch Hautverwachsungen verbunden, die Nägel berühren sich, und sind doch immer getrennt. Man unterscheidet unter der Haut fünf Finger an der rechten und sechs an der linken Hand. Die Finger, so verbunden, können sich nicht biegen, noch

von einander entfernen. Die Füsse sind eben so fehlerhaft gebildet; ungeachtet dieser Missgestaltung kann diese Blödsinnige, wenn auch nur unvollkommen, spinnen, die Nadel führen, eine Nadel einstecken und einen Knoten schürzen.

Obgleich ihre Intelligenz sehr beschränkt ist, so kennt diese Idiotin doch die sie bedienenden Personen; sie besorgt selbst ihre ersten Lebensbedürfnisse, isst viel, schläft, und ihre Menstruation ist regelmässig. Sie hat ihren Vater gleichgültig verlassen und spricht nicht von ihm. Sie sieht die Männer gern, hat keine Scham, und ist sehr eigennützig. Zeigt man ihr einige Geldstücke, so thut sie Alles, was man will. Sie fordert auch oft Zierathen, Ohrgehänge, um sich den andern Tag zu verheirathen. Sie artikulirt schwer einige Worte, aber mit Lebhaftigkeit; sie ist zornig, aber furchtsam; sie lacht und weint über das Geringste. Sie starb ein Jahr nach ihrer Aufnahme. Ich fand in dem Darmkanal 73 Eingeweidewürmer.

Foville *), Arzt der Irrenanstalt zu Rouen, bezeichnet in einer sehr interessanten Abhandlung einen Fehler der Bildung des Schädels, den er häufig beobachtet hat. Er hat eine kreisrunde Depression des Kopfes bemerkt, die von der Stirn über die Schläfegegend bis zur Protuborantia occipitalis sich erstreckt. Diese Depression ist die Folge des Drucks einer Binde um den Kopf des Kindes, die durch Schnüre auf dem Scheitel festgehalten wird und den Kopf kreisförmig zusammenschnürt. Dieser Gürtel, der die regelmässige Entwickelung des Schädels verhindert, verbildet ihn, und lässt die regio occipitalis sehr hervorspringen, während die Stirn sehr abgeplattet wird. Dieser Fehler in der Bildung wird auch im mittägigen Frankreich beobachtet, und muss der Entwickelung der Intelligenz nothwendig schaden.

In den Untersuchungen Parchappe's, Arztes der Irrenanstalt zu Rouen, vergleicht dieser Arzt das Volumen und die Gestalt des Schädels, modificirt durch den Wuchs, das Alter, das Geschlecht, den physiologischen und pathologischen Zustand der Intelligenz mit der Masse und dem Volumen des Gehirnes, und schliesst, dass wenn hierin ein allgemeines Verhältnisss statt findet, es an Thatsachen fehlt, um mit Gewissheit auf die verschiedenen Grade der intellectuellen und moralischen Fähigkeit Schlüsse ziehen zu können. Lelut, Arzt in der Salpetrière, der sehr interessante Abhandlungen über die Geisteskrankheit geschrieben, hat ebenfalls das Volumen und die Form des Schädels bei den Gesunden und bei den Idioten untersucht. Er glaubt, dass der Schädel bei diesen etwas weniger entwickelt, dass aber dieser Unterschied nicht so

*) *Déformation du crâne. Paris.* 1834.

gross sei, als er scheine, und als man es von alten Zeiten her sagt. Dieser Schriftsteller meint, je mehr das Volumen des Schädels abnimmt, um so näher kommt man dem letzten Grade der Idiotie. Das Stirnbein an dem Schädel der Idioten ist eben so breit und eben so hoch, als bei gewöhnlichen Menschen, und endlich haben die Idioten einen eben so länglichen Schädel, als die andern Menschen. Wie viele Arbeiten, wie viele Untersuchungen sind nicht noch zu machen, ehe man das Verhältniss des Volumens und der Form zur intellectuellen Fähigkeit bestimmen kann!

Bei jeder Beobachtung in diesem Kapitel habe ich immer das Maass des Kopfes, das während des Lebens genommen wurde, angegeben. Vergleicht man diese Resultate mit denen meiner jüngern Collegen, was mir leider meine Zeit nicht gestattet hat, so kann man hierdurch die Durchschnittszahl erlangen. Ich füge hier eine Tabelle von Schädelmessungen hinzu, die an gesunden Frauen, an 36 Geisteskranken, 17 Blödsinnigen und 17 Idioten angestellt wurden.

	Umfang.	Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupte.	Durchmesser von vorn nach hinten.	Durchmesser von einer Schläfe zur andern.	Total
Frauen im gesunden Zustande.	$0{,}555\frac{6}{10}$	$0{,}338\frac{1}{10}$	$0{,}177\frac{5}{10}$	$0{,}134\frac{5}{10}$	$1{,}205\frac{7}{10}$
Geisteskranke .	$0{,}529\frac{20}{34}$	$0{,}292\frac{31}{34}$	$0{,}177\frac{19}{34}$	$0{,}144\frac{16}{34}$	$1{,}144\frac{18}{34}$
Blödsinnige	$0{,}513\frac{10}{17}$	$0{,}292\frac{3}{17}$	$0{,}170\frac{9}{17}$	$0{,}143\frac{13}{17}$	$1{,}119\frac{1}{17}$
Idioten . .	$0{,}506\frac{4}{17}$	$0{,}286\frac{2}{17}$	$0{,}171\frac{1}{17}$	$0{,}137\frac{15}{17}$	$1{,}101\frac{5}{17}$
Microcephalen .	$0{,}383\frac{1}{3}$	$0{,}191\frac{2}{3}$	$0{,}124\frac{2}{3}$	$0{,}106\frac{1}{3}$	0,807.

Morgagni fand das Gehirn sehr dicht; Meckel sagt, dass die Gehirnsubstanz der Idioten trockner, leichter, zerreiblicher als die der gesunden Individuen sei.

Malacarne versichert, dass die Windungen des Gehirns um so zahlreicher sind, je grösser die Intelligenz ist, und dass um so weniger Lappen in dem kleinen Gehirn enthalten sind, je weniger die Intelligenz entwickelt ist.

Die Windungen sind klein, atrophisch, genährt und nicht tief. Vielleicht hat man den Umfang der Seitenhöhlen des kleinen Gehirns übersehen. Ich fand beinahe bei allen Idioten, deren Section ich vornahm, die Seitenventrikel sehr verenget und klein an Umfang.

Die Blödsinnigen und Idioten haben eine ganz eigenthümliche Physiognomie, wodurch man sie sogleich erkennen kann. Lavater sagt, dass eine nach hinten zurückgedrängte Stirn, deren Biegung

die eines Sphäroids ist, dass grosse, hervorragende und geöffnete Lippen, deren Mundwinkel sehr zurückgezogen sind, und dass ein eine Wölbung bildendes, oder nach hinten zurückgezogenes Kinn Kennzeichen der Idiotie sind.

Camper, der übrigens in der Gesichtslinie nur ein Zeichen der Schönheit suchte, bestimmt den äussersten Punkt des Winkels der Gesichtslinie auf 90 Grad. Es giebt Idioten, deren Gesichtslinie mehr als 90 Grad hat, und sehr vernünftige Individuen, deren Gesichtslinie nicht 80 hat.

Es versteht sich von selbst, dass ich nichts über die Behandlung eines constitutionellen Zustandes zu sagen habe; nichts desto weniger aber kann man das Schicksal der Blödsinnigen bis zu einem gewissen Punkte verbessern, indem man ihren Gewohnheiten, ihren Handlungen eine gute Richtung giebt, und sie an eine Arbeit gewöhnt, die dem armen Blödsinnigen Nutzen bringt, dem reichen aber zur Zerstreuung dient. Die Idioten erfordern sehr aufmerksame und angestrengte häusliche Pflege.

Ohne die Art von Verehrung zu billigen, die man den Idioten und Cretins in einigen Gegenden zollte, wo man es als eine Gunst des Himmels betrachtete, einen Idioten oder Cretin in der Familie zu haben, bemerke ich, dass man diese Unglücklichen, die, sich selbst überlassen, ein Opfer der Zerstörung werden, sorgsam pflegen müsse. Man gewöhne sie an eine passende Lebensart; ihre Faulheit, ihre Theilnahmlosigkeit, ihr Widerwille gegen jede Bewegung, ihre die Unreinlichkeit vermehrende Unsauberkeit und Schwäche, ihre Neigung zur Onanie, Alles dies erfordert eine kluge Wachsamkeit. Nichts kann dem Blödsinn und der Idiotie vorbeugen; aber die Schriftsteller, die über Cretinismus geschrieben haben, und besonders Fodéré, geben vortreffliche Rathschläge, um der Fortpflanzung dieser letztern Gebrechlichkeit Einhalt zu thun.

Man hat die Cretins, Cagot's und sogar die Albino's zu den Idioten gezählt. Der Cretinismus ist eine merkwürdige Varietät der Idiotie. Die Cretins sind die Idioten der Gebirge, obgleich man deren auch in den Ebenen findet. Sie sind in Bezug auf Schwäche der Sensibilität und der intellectuellen Unfähigkeit nicht wesentlich von den Idioten verschieden, im übrigen aber finden zwischen beiden wesentliche Verschiedenheiten statt.

Man giebt den Namen Cretin den Idioten und Blödsinnigen, die gewöhnlich enge Schluchten und Gebirgspässe bewohnen. Man sagt, dieser Name komme von dem Worte Chrétien (Christ) her, weil sie als einfältige und unschuldige Leute als Heilige verehrt wurden. Man erlaube mir, hier eine Hypothese aufzustellen. Sollte der Name Cretin nicht von dem veralteten Worte *Cretine* herrühren, welches so viel als Anschwemmung heisst? Hat man

diesen Namen nicht etwa deshalb auf gebrechlich gewordene Individuen übertragen, weil sie angeschwemmte Länder bewohnen? Und ist der Cretinismus nicht in der That in mehr oder minder sumpfigen und der feuchten Luft ausgesetzten Gebirgsschluchten endemisch?

v. Maugiron, Mitglied der *Société de sciences* zu Lyon, beobachtete zuerst die Cretins mit einiger Aufmerksamkeit und schrieb eine Abhandlung über den Cretinismus. v. Saussure*) spricht in seiner «Reise in den Alpen» weitläuftig von den Cretins und den Ursachen ihrer Gebrechlichkeit. Richard Clayton**) versichert, dass die Cretins selten grösser als 4 Fuss 2 Zoll werden, dass der grösste Theil derselben beinahe taub und stumm ist, und dass sie sehr schnell altern. Clayton spricht gewiss nur von den Cretins, die auf der niedrigsten Stufe der Intelligenz stehen. Ramond***) hat die Cretins in den Pyrenäen beschrieben, sie mit denen in den Alpen verglichen, und bewiesen, dass die Ursachen, welche den Cretinismus in den Alpen bedingen, in den Pyrenäen nicht vorhanden sind. William Cox****) hat die verschiedenen Abstufungen der Intelligenz der Cretins, von der Stufe an, die dem normalen Zustande am nächsten kommt, bis zu dem Zustande, wo der Cretin nichts weiter als ein organisches Wesen ist, das vegetirt, beschrieben. Fodéré*****) hat ein vortreffliches Werk über die Cretins in den Alpen, die er lange gesehen und gut beobachtet hat, herausgegeben. Paw will in seinen «*Recherches sur les Americains*» viele Cretins und Albino's auf dem Isthmus in Panama beobachtet haben.

Die Cretins zeigen dieselben Zeichen, dieselben Varietäten der intellectuellen Unfähigkeit, der physischen und psychischen Insensibilität, welche man bei den Idioten bemerkt; sie unterscheiden sich von diesen aber dadurch, dass sie gewöhnlich in Gebirgsschluchten und unter örtlichen und materiellen Verhältnissen, die man wo anders nicht antrifft, geboren werden, dass sie einen mehr oder minder grossen Kropf haben, dass sie alle augenscheinlich scrophulös u. s. w. sind.

Die Cretins sind klein, ihre Haut ist blass, braun und blau, schlaff, runzlich. Ihre Muskeln sind weich, abgespannt, kraftlos, ihre Gliedmassen sind dick, ihr Bauch ist sehr aufgetrieben. Der Kopf ist oft dick, bald nach hinten zu abgeplattet, bald nach dem

*) *Voyage dans les Alpes.*

**) *Memoirs of the litterary and philosophical society of Manchester.*

***) *Voyage aux Pyrénées.*

****) *Lettres sur l'état politique civil et naturel de la Suisse.*

*****) *Traité du goitre et du cretinisme. Paris, an VIII.*

Scheitel zu eingedrückt. Die Haare sind dünn und blond. Die Augen sind herumirrend, tiefliegend und triefend, die Augenlieder roth und voll Thränen, der Blick ist schielend und dumm, die Nase ist platt, die Lippen sind dick, die Zunge hängt heraus, der halbgeöffnete Mund ist voll Schleim, welcher auf die Kleider fliesst; die untere Kinnlade ist verlängert, das Gesicht aufgedunsen, wodurch es ein viereckiges Ansehen bekommt und die Physiognomie ohne Ausdruck und dumm erscheint. Einige Cretins haben einen kurzen und dicken, andere einen langen und dünnen Hals; nicht alle haben einen Kropf. Der grösste Theil hat ungleiche, kurze Füsse; ihr Gang ist langsam, linkisch und unsicher. Sie sind ausserordentlich unreinlich. Uebrigens gehen die Verdauungsfunctionen gut von statten. Die Cretins sind gefrässig und geil.

Die Cretins können, wie die Idioten, in drei Klassen getheilt werden. In der ersten tragen die Cretins den Kopf gut, sie haben einen lebhaften Blick, der Gang ist leicht, sie haben wenige und unvollständige Ideen, aber sie unterscheiden die gewöhnlichsten Dinge im Leben, das Gute vom Bösen, sie können keinem Schlusse folgen, fragen wenig, antworten richtig, aber ihre Sprache ist convulsivisch. Diese Cretins sind die zahlreichsten.

Die Cretins der zweiten Klasse haben eine braun und blaue Haut, missgestaltete Züge, einen langen Hals, weiches und schlaffes Fleisch, einen Kropf; ihr Kopf ist verunstaltet, ihre Gliedmassen sind dick und schwer; sie drücken sich nur durch Geberden oder durch convulsivisches Geschrei aus. Sie besitzen wenig Sensibilität, fühlen physische Bedürfnisse und drücken sie aus. Ihre Intelligenz erstreckt sich nicht über einen groben Instinkt; sie halten sich zu Niemandem.

In der dritten Klasse sind die Cretins stumm, taub oder blind, der Blick zeigt schon, dass sie schlecht sehen, sie haben keinen Geschmack, essen Alles, was man ihnen in den Mund steckt, sind unempfindlich gegen gute, wie gegen schlechte Behandlung. Man muss sie tragen; sie sind starr und in den tiefsten Stupor versunken.

Nicht alle Kinder werden als Cretins geboren. Erst im 2ten, 3ten oder 4ten Jahre bleibt die Entwickelung der Intelligenz stehen. Dennoch aber werden die Kinder, die Cretins werden sollen, mit einem kleinen Kropfe geboren; sie saugen schwer, sind aufgedunsen und immer schläfrig. Sie laufen und sprechen nicht in demselben Alter, wie andere Kinder. Erst gegen das 10—12te Jahr können sie gehen, einige Silben aussprechen und Nahrungsmittel in den Mund führen. Die Pubertät tritt später ein. Diese Unglücklichen sitzen gewöhnlich vor ihrer Wohnung; von ihrem Bett im Winter zum gemeinschaftlichen Heerde und im Sommer

vor die Hausthüre zu gehen, ist für sie eine weite Reise, denn sie gehen sehr wenig.

Es wäre sehr zu wünschen, die verschiedenen Formen des Schädels der Cretins mit denen der Idioten aus den Ebenen und den Städten vergleichen zu können. Ich habe mir nur einen einzigen Schädel eines Cretins verschaffen können, obgleich ich, um welche zu holen, nach den Pyrenäen und den Alpen gereist bin, und obgleich mehrere Aerzte mir welche versprochen haben.

Der Cretinismus ist, sagte ich, endemisch in den Gebirgsschluchten und in einigen Ebenen. Man findet Cretins in den Alpen, in den Pyrenäen, in Asturien, Schottland, in den Karpathen, der Tatarei, den Cordilleren u. s. w. Die Zahl der Cretins ist in den Ländern, wo der Cretinismus endemisch ist, weit grösser, als die der Idioten in den Ebenen und Städten.

Die Cretins sind in diesen Ländern so zahlreich, dass man im Jahre 1812 in dem Departement der Alpen allein 3000 zählte, während die Idiotie eine seltene Erscheinung bei uns ist. In der That sind in den Irrenanstalten kaum der dreissigste Theil Idioten. Nach der von Pinel bekannt gemachten Tabelle der während $3\frac{3}{4}$ Jahren in der Salpetrière Aufgenommenen ergiebt sich, dass auf 1002 Geisteskranken nicht mehr als 36 Idioten kamen. Die Auszüge derselben Anstalt von den Jahren 1804 — 1814 ergeben 98 Idioten auf 2804 geisteskranke Frauen. Eben so verhält es sich zu Bicêtre; nach einer im Drucke nicht erschienenen Abhandlung Pussin's, so wie nach den von Hebreard, Arzt dieser Anstalt, gemachten Auszügen kamen auf 2154 geisteskranke Männer, die während zehn Jahren im Bicêtre aufgenommen wurden, nur 69 Idioten von Geburt.

Ein Vergleich dieser Auszüge beweist das, was ich schon oben gesagt habe, nämlich dass die Idiotie eine seltene Erscheinung bei uns ist, da auf 7950 Geisteskranke beiderlei Geschlechts nur 203 Idioten kommen.

Pinel sagt, dass zu Bicêtre und in der Salpetrière der vierte Theil Idioten seien; es ist aber augenscheinlich, dass hier ein Druckfehler obwalten muss, da die statistischen Tabellen in demselben Werke das Gegentheil beweisen.

Reil und die Schriftsteller, die nach Pinel geschrieben, haben denselben Irrthum wiederholt. Das Umfassende des Wortes Idiotie erklärt diesen scheinbaren Widerspruch.

Die verschiedenen Schriftsteller, welche die Cretins beobachtet und über Cretinismus geschrieben, haben verschiedene und oft widersprechende Meinungen über die Ursachen dieses Gebrechens aufgestellt; man findet Cretins in tiefen, niedrigen, engen Thälern, in von hohen Bergen umgebenen Schluchten. Ein berühmter italienischer Reisender, dessen Namen mir entfallen ist,

versichert, dass man in den Schluchten der Talksteingebirge bei weitem weniger Cretins antrifft, als in denen der Kalksteingebirge. Saussure hat beobachtet, dass in einer Höhe von 600 Klftr. keine Cretins mehr gefunden werden. Er theilt die Meinung der Schriftsteller nicht, die das Schneewasser oder das geschmolzene Eis, und die schwefelsaure Kalkerde enthaltenden Wässer als Ursache des Cretinismus ansehen. Die Bewohner hoher Gebirge, sagt er, trinken dasselbe Wasser, und haben keinen Kropf. Dieser Gelehrte hält die sumpfigen Ausdünstungen, schlechte Nahrung, die Trunkenheit, die Lüderlichkeit nicht als Ursachen der Erzeugung dieses Gebrechens, weil die Wirkung eben derselben Einflüsse sich auf die Bewohner von Ebenen nicht fühlbar macht. Er schreibt den Cretinismus der stehenden, erhitzten und verdorbenen Luft zu, welche die Thalbewohner einathmen, denn die gegen Mittag liegenden Dörfer, fügt er hinzu, enthalten eine grössere Anzahl Cretins.

Die Cretins in den Pyrenäen, die von Ramond beobachtet worden sind, bewohnen die Thäler im Norden; sie athmen trockne und milde Luft ein, und trinken reines Quellwasser. Man muss also den Cretinismus andern Ursachen, als den von Saussure angegebenen, beimessen. Faulheit und Nachlässigkeit kann man auch nicht als Ursache ansehen; denn obgleich die Bewohner Bearn's und Navarra's sehr thätig sind, so leiden sie doch am Kropfe und am Cretinismus. Oder kann man mit Ramond annehmen, dass das Elend, der verächtliche Zustand, die Geringschätzung, deren Gegenstand die Cretins sind, durch die Länge der Zeit den Cretinismus unter den Bewohnern der Pyrenäen hervorgebracht habe? Nein, gewiss nicht. Die Cretins im Walliser Lande werden mit einer Art von Achtung behandelt, man steht ihnen liebreich bei, und sie sind nicht arm.

Foderé ist nicht der Meinung, dass das Wasser, welches die Bewohner von Thälern in den Alpen trinken, Ursache des Cretinismus sei, da die Bewohner hoher Gebirge auch nicht anderes Wasser trinken. Dieser Schriftsteller glaubt, der Cretinismus entstehe durch warme, feuchte, concentrirte und stehende Luft, die man in den Schluchten einathmet.

In einer nicht gedruckten Abhandlung, die der Graf von Rambuteau im Jahre 1812 dem Minister des Innern schickte, und die ich häufig benutzt habe, glaubt dieser ehemalige Präfect des Simplon, dass die Rhone, welche im Frühjahr durch den geschmolzenen Schnee aus ihrem Bette tritt, in den Ebenen des Walliser Landes sumpfige Gewässer zurücklasse, die schädliche Dünste aushauchen, dass die vom Gebirge herabkommenden Wässer salz- und kohlensaure Kalkerde aufnehmen, wodurch sie der Gesundheit nachtheilig würden. Diese Umstände sind aber nicht die einzigen

Ursachen der Erzeugung des Cretinismus. Er verwirft die Meinung derer, welche die Schuld dem Eis- oder Schneewasser beimessen. In Wallis selbst, sagt Rambuteau, enthalten die Wohnungen, die auf hohen Bergen, wo man eine reine, gesunde Luft einathmet, liegen, eine kräftige Bevölkerung. In dem Rhonethal giebt es mehrere breitere Streifen, wo die Luft mehr bewegt ist; in dem grösseren Theile der Seitenthäler findet man den Kropf und den Cretinismus nicht, wenn erfrischende Nordwinde dasselbe durchstreichen können, wenn sie von Sümpfen entfernt sind, und gutes Trinkwasser enthalten; während die Cretins zahlreicher in den Dörfern sind, die in Thälern von hohen Gebirgen umgeben liegen, und vier Monate hindurch den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Die durch die nackten und brennenden Felsen zurückgeworfene Hitze ist hier so gross, dass man nur eine erstickende und glühende Luft einathmet, und der Südwind, den schon Hippokrates seiner entkräftenden Wirkung wegen beschreibt, herrscht dort gewöhnlich. Merkwürdig ist es, dass die Thäler, deren Bewohner bloss einen Kropf haben, an die grenzen, deren Bewohner Cretins sind, und dass, so wie man sich diesen nähert, die Kröpfe anfangs seltener, dann aber häufiger angetroffen werden, bis man beides, Kropf und Cretinismus, vereinigt findet. Die Wohnungen der Walliser sind niedrig, eng und schmutzig; die frische Luft hat keinen Zutritt, eben so kann das Licht nicht hineindringen. Die Hausthiere verweilen mit dem Menschen unter einander darin, die Nahrung ist schlecht; sie besteht aus Pökelfleisch, Kartoffeln, Mais und Kastanien. Die Sorglosigkeit, die Faulheit, die Trunkenheit und die Lüderlichkeit, die schlechte Pflege der neugebornen Kinder, so wie die Folgen, wenn man diese sich selbst überlässt, sind ebenfalls secundäre, aber mächtige Ursachen, welche die Wirkung des traurigen Einflusses des Klimas, des Wassers und der Luft vermehren.

Allen diesen Meinungen stellt Bailly die Resultate seiner Beobachtungen entgegen. Der Kropf entsteht, sagt dieser Arzt, von dem rohen, harten Wasser, das vor der Sonne und dem Zutritt der Luft geschützt ist, wie z. B. Wasser, das aus hohlen Felsen, Gebirgen oder dem Innern der Erde entspringt, und bald nach dem Ausfluss getrunken wird. Es ist so wahr, fügt er hinzu, dass der Kropf durch die Eigenschaft des Wassers und nicht durch den Zustand der Atmosphäre entsteht, dass es Quellen in Leman giebt, deren Wasser so schädlich wirkt, dass wenn man davon nur acht Tage hindurch geniesst, diese Anschwellung bedeutend sich vermehrt. Die, welche unter den Einwohnern ein und desselben Dorfes von diesem Wasser nicht trinken, bleiben vom Kropf befreit und verfallen nicht in Idiotie, obgleich sie nur einen Flintenschuss weit von den andern entfernt wohnen.

Vyn beschreibt in seinem vortrefflichen Reisetaschenbuch durch die Schweiz die verschiedenen Meinungen, die über die Ursachen des Cretinismus aufgestellt worden sind, und er wird von keiner befriedigt. Er glaubt, dass dieses Gebrechen durch den plötzlichen und häufigen Uebergang der Wärme zur Kälte entstehe. Dieser Uebergang wird durch die sehr kalte Zugluft, die aus den schmalen Schluchten und durch die zu grosse Kühle der Temperatur nach dem Untergange der Sonne in Beziehung zur grossen Hitze des Tages entsteht, bedingt.

Die unmittelbaren organischen Ursachen des Cretinismus sind eben so wenig, als die praedisponirenden und entfernten bekannt und bestimmt; daher giebt Mancher dem kleinen Schädel der Cretins und der Eindrückung des Scheitels und des Hinterkopfs die Schuld. Malacarne behauptet, dass das Gehirn, da der geringe Umfang des Schädels die Entwickelung nicht zulässt, seine Functionen nicht erfüllen kann. Ackermann zieht den Schluss, dass die Eindrückung des Hinterkopfs, die man bei vielen Cretins wahrnimmt, indem sie die Nervenbündel von ihrer Stelle drängt, ihrer Thätigkeit, und folglich auch der Entwickelung der Intelligenz schade. Einige Beobachter fanden das Gehirn sehr fest, und einige Andere mit Wasser angefüllt. Noch Andere messen den Cretinismus dem Drucke der Carotiden, der durch die von Scropheln sehr entwickelten Glandula submaxillaris ausgeübt wird, bei.

Ist der Cretinismus die Folge eines angebornen Fehlers? Ist die Unförmlichkeit des Schädels immer die Ursache dieses Gebrechens, oder ist er vielleicht oft eine nach der Geburt entstandene Krankheit? Josias Simler, ein Historiker, der um das Jahr 1574 die Geschichte von Wallis schrieb, sagt, dass die Hebammen seiner Zeit es sogleich bei der Geburt eines Kindes sahen, ob es ein Cretin werden sollte. Ist dem so, dann müssten die Cretins mit irgend einem wahrnehmbaren Fehler in der Bildung geboren werden, und dann würde die Bewohnung feuchter und warmer Thäler, die Atmosphäre, die Eigenschaft des Wassers, schlechte Lebensart nur einen secundären Einfluss ausüben. Aber Rambuteau versichert, dass man es selten bei einem neugebornen Kinde erkennen könne, ob es ein Cretin wird; und wie soll man übrigens die Verbesserung in der Bildung erklären, wenn Thalbewohner ihre Wohnungen verändern und mit hohen Bergen vertauschen? Wie soll man die beträchtliche Verminderung der Cretins erklären, die seit einer langen Reihe von Jahren stattfindet? Es lässt sich also mit mehr Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Einflüsse, denen die Kinder ausgesetzt sind, die erzeugenden Ursachen dieser Krankheit sind; denn, wie ich schon erwähnt habe, die Kinder werden nicht als Cretins geboren, sondern sie werden es erst im 2ten und zuweilen im 4ten oder 5ten

Jahre. Ein anderes interessantes aufzulösendes Problem ist das folgende: Entsteht der Cretinismus und der Kropf aus gleichen Ursachen? Da die meisten Cretins Kröpfe haben, so beantworten mehrere Beobachter diese Frage bejahend. Dennoch aber giebt es Thatsachen, die dagegen wieder Zweifel erregen müssen. Die Cretins werden gewöhnlich von Eltern geboren, die Kröpfe haben, jedoch findet auch das Gegentheil statt, und man sieht nicht selten in einer und derselben Familie Kinder, deren Intelligenz entwikkelt ist, und solche, die Cretins sind, obgleich sie von demselben Vater und von derselben Mutter abstammen. Nicht überall, wo Kröpfe sind, findet man Cretins, und eben so umgekehrt. Nicht überall, wo Idioten sind, giebt es Cretins. Folglich übt der Kropf keinen Einfluss auf die Entwickelung der Organe und der intellectuelleu Fähigkeiten aus, aber er kommt in einigen Ländern mit Idiotie complicirt vor. Es ist bewiesen, sagt Rambuteau, dass Cretins, die sich mit Individuen verheirathen, die vom Cretinismus befreit sind, körperlich und geistig gesunde Kinder zur Welt bringen, während gesunde und intellectuelle Individuen Cretins gebären. Man weiss nicht, was aus der Verheirathung zweier Cretins entstehen würde, weil ähnliche Verbindungen nicht vorkommen. Notorisch ist es, dass Väter und Mütter, welche stottern (was man im Walliser Lande sehr häufig findet), oft Idioten das Leben geben, und dass in den Familien, wo das erstgeborne Kind ein Idiot ist, die nachfolgenden es auch sind. Noch hat man beobachtet, dass die Walliserinnen, welche sich an geflüchtete Franzosen oder Savoyarden verheirathen, weit eher Cretins gebären, als wenn sie sich mit ihren Landsleuten verbinden. Man kann sich diese Erscheinung erklären, wenn man bedenkt, dass die Franzosen und Savoyarden, die nach Wallis flüchten, Menschen ohne Grundsätze, ohne Erziehung, ohne Mittel sind, die durch die übermässige Hitze in den Thälern, durch die Trunkenheit und Lüderlichkeit entnervt und apathisch werden, verwildern, und die, weil sie sich verheirathen, ehe sie an das Klima gewöhnt sind, schwache, scrophulöse Kinder erzeugen, welche dem traurigen Einflusse aller der Ursachen ausgesetzt sind, die die Entstehung des Kropfes und des Cretinismus begünstigen; während die Walliserinnen, an wohl erzogene und bemittelte Franzosen oder an Bewohner von hohen Gebirgen verheirathet, starke und kräftige Kinder gebären.

Was auch die entfernten oder nahen Ursachen des Cretinismus sein mögen, so gewährt es eine grosse Beruhigung, dass man mit Gewissheit weiss, dass die Anzahl der Cretins seit 40 Jahren nach und nach in den Alpen und den Pyrenäen sich vermindert. Der ehemalige Präfect des Simplon misst diese Verminderung den Dämmen, die den Ueberschwemmungen der Rhone

vorbeugen, dem Austrocknen der Sümpfe, der Urbarmachung des Landes und endlich der bessern Lebensart bei, welche die Alpenbewohner angenommen haben, indem sie arbeitsamer, der Völlerei und dem Trunke minder ergeben geworden sind. Foderé versichert, dass die Vorsicht, die Kinder auf hohen Gebirgen zu erziehen, die Industrie, der Handel, der Gebrauch des Kaffees mächtig dazu beigetragen haben, die Zahl dieser Unglücklichen zu vermindern. Ramond theilt die Meinung dieser Schriftsteller in Bezug auf die Verminderung der Cretins. Vielleicht thut die Aufklärung, die bis in diese Gegenden ebenfalls gedrungen ist, auch hierbei das Ihrige. Das Vorurtheil, die abergläubischen Rücksichten, die man für diese Unglücklichen hegte, die schlecht verstandene Pflege, die man an sie verschwendete, trugen dazu bei, Unglückliche, denen es heut zu Tage nicht an der Pflege fehlt, die man Wesen, die von der Natur so stiefmütterlich behandelt worden, schuldig ist, und die jetzt besser erzogen werden, unempfindlich, schwächlich, dumm, mit einem Worte zu Cretins zu machen.

Albinos nennt man Individuen, die zufällig und in Folge einer gewöhnlich angebornen Krankheit, eine milchweisse Haut, blendend weisse Haare und rosenfarbige Augen haben.

Die Haut der Albinos ist blass, milchweiss, mit weissem Flaum bedeckt, die Haare, die Augenwimpern, die Augenbraunen, der Bart und die Haare an den übrigen Theilen des Körpers sind blendend weiss. Die Hornhaut ist des Pigments beraubt und lässt die Blutgefässe durchscheinen, welche durch den Augapfel gehen, wodurch das Auge rosenroth gefärbt erscheint; ein beständiges Blinzeln bewegt die Augenlieder; die Pupillen ziehen sich zusammen und dehnen sich häufig aus. Diese Kranken fliehen das Licht, dessen Glanz sie verhindert die Gegenstände zu sehen; sie sehen nur in der Dämmerung und bei Mondschein gut. Dieser Zustand ist oft mit Blödsinn oder Idiotie complicirt. Da, wo man Albinos antrifft, findet man auch Menschen mit Kröpfen und Idioten.

Die Albinos sind keine besondere Raçe von Menschen, wie man sonst geglaubt hat. Der Albino wird ganz zufällig geboren; er kann schwarze, kupferfarbene und olivenfarbene Eltern haben. Bei uns wird er von gewöhnlichen weissen Eltern, deren andere Kinder wie ihre Eltern beschaffen sind, geboren. Die Albinos haben im Allgemeinen eine schwächliche Constitution, eben so schwach ist ihre intellectuelle Fähigkeit. Erzeugen Albinos eben solche Kinder? Dieses weiss man nicht, da hierüber noch Beobachtungen fehlen, aber so viel ist gewiss, dass, wenn sie sich mit gesunden Individuen verheirathen, sie gesunde Kinder erzeugen. Die Kakerlaken in Asien werden für fruchtbar gehalten. Der Missionair Dubois, der das Evangelium während 30 Jahre in

Indien predigte, hat das Kind einer Kakerlakin und eines europäischen Soldaten getauft.

Dieses Gebrechen des menschlichen Geschlechts kommt in den Tropenländern häufiger, als in Europa vor. In Ceylon heissen die Albinos Bedas, in Amerika Kakerlaken, im mittägigen Afrika Dandos.

Die Albinos waren den Alten schon bekannt. Man liest in den Fragmenten des Ctesias, dass die Indier von Natur und nicht durch die Einwirkung der Sonne schwarz sind; aber ich habe, sagt dieser Schriftsteller, zwei Frauen und fünf Männer gesehen, die weiss waren. Plinius erzählt, dass man in Albanien, am Fusse des Kaukasus, Individuen antrifft, die schwache Augen, welche seit ihrer Geburt weiss sind, haben, und die des Nachts besser als bei Tage sehen. Vor 50 Jahren ungefähr zeigte man in Paris zwei Albinos, die in den Gebirgen von Auvergne geboren waren. Blandin*) erzählt, dass einer seiner Freunde eine Familie Albinos in der Gegend von Paris kenne. Wir alle haben vor ungefähr 15 Jahren einen Albino gesehen, der, wie man sagte, aus dem Schwarzwalde kam; er war gut gebildet, obgleich sein Wuchs klein und seine Statur hager war, sprach mehrere Sprachen, war verheirathet, und hatte zwei Kinder, welche das Gebrechen des Vaters nicht theilten.

D., ungefähr 50 Jahr alt, ist von ganz gesunden Eltern geboren, er irt jedoch ein Albino. Er entwickelte sich wie andere Kinder, obgleich er eine schwache Constitution und eine gewöhnliche Intelligenz besitzt. Sein Character ist sehr gut, umgänglich, aber furchtsam. Bis zum 7ten Jahre konnte D. bei Tage nichts sehen, aber seit dieser Zeit gewöhnte er sich nach und nach an das Licht; er unterscheidet die Gegenstände, die ihm zu Gesicht kommen. Er ist kurzsichtig und muss die Gegenstände, die er betrachten und lesen will, sehr nahe vor die Augen bringen. Er hat eine äusserst sorgfältige Erziehung genossen und sie benutzt, ohne gerade ausgedehnte Kenntnisse zu erlangen. Bis zu seinem Eintritt in die Welt gegen das 18te Jahr trug er sein schneeweisses Haar über die Schultern hängend; seit der Zeit trägt er eine Perücke, so wie eine Brille, besucht Gesellschaften, scheint aber immer etwas genirt darin zu sein. Dieser Mann verheirathete sich, und hat zwei Kinder, die ganz braun sind.

Alle Aerzte haben Roche, einen Albino, besucht, der Bicêtre seit einer langen Reihe von Jahren bewohnt. Er war ungefähr 34 Jahre alt, als ich ihn im Jahre 1821 beobachtete. Roche ist

*) *Dictionnaire de médicine et de chirurgie pratiques, art. albinie*, p. 454.

von mittelmässiger Statur, ziemlich korpulent, seine Haut fein, milchweiss und leicht rosa gefärbt. Das Volumen des Kopfes scheint im Verhältniss zu seiner Gestalt zu stehen, der Kopf ist ziemlich gut gebildet, obgleich die Stirn flach ist. Maass des Kopfes:

Umfang .	0,550
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,305
Durchmesser von vorn nach hinten	0,184
– von einer Schläfe zur andern.	0,155
Summa	1,194

Dieser Albino hat blendend weisse Haare, seine Augenlieder sind unaufhörlich in Bewegung; hört das Blinzeln auf, dann bleiben sie halb geschlossen. — Roche sieht helle Gegenstände schlecht, er ist kurzsichtig, sieht im Schatten besser, und gefällt sich in seinem Zimmer. Seine Physiognomie ist ohne Ausdruck, selbst dann, wenn er böse wird; sein Gang ist schwerfällig, ungewiss, seine Bewegungen sind heftig, er geht im Hemde, barfuss spazieren, läuft ohne Strümpfe umher, singt, schreit, zerschlägt, was ihm in den Weg kommt. Er hat eine kreischende Stimme, und diese wird durchdringend, wenn man ihn ärgert. Dieser Albino hat keine folgerechten Ideen, spricht die wenigen gelernten Worte schlecht aus, kaum versteht man ihm, was er sagen will. Er versteht es, wenn man mit ihm von Gegenständen spricht, die mit seinen Gewohnheiten und gewöhnlichen Bedürfnissen in Verbindung stehen. Er streckt die Hand aus, um Taback zu fordern, er hebt sein Hemde auf; wahrscheinlich ist er durch den Reiz des Geldes, das ihm die Neugierigen, die ihn besuchen und sehen wollen, geben, hieran gewöhnt worden. Er isst viel, hebt auf, was er findet, wird böse, ist aber nicht bösartig; er ist der Onanie sehr ergeben. Seit einiger Zeit verliert Roche die Haare.

Cagots *(Cagots)*. — Dies ist der Name einer Menschenraçe, die, ins tiefste Elend versunken, von Verachtung, Beleidigung und Herabwürdigung verfolgt, sich an der Meeresküste vom nördlichen bis zum südlichen Frankreich zerstreut vorfindet. «In den Einöden der Petite Bretagne,» sagt Ramond, «sieht man sie seit den ältesten Zeiten barbarisch behandelt. Kaum erlaubt man ihnen in einem civilisirten Zeitalter, dass sie Schuhmacher oder Böttcher werden dürfen. Das Parlament zu Rennes ist genöthigt, Unterhandlungen anzuknüpfen, um ihnen ein ehrliches Begräbniss zu gestatten. Man hat sie auch mit dem Namen Cacous bezeichnet nud die Herzöge der Bretagne befahlen, dass sie nicht ohne ein Unterscheidungszeichen erscheinen durften. Gegen den Aunis zu

findet man ihresgleichen auf der Insel Maillezais verborgen. La Rochette ist von Coliberts oder Sklaven bevölkert. Sie kommen in Guyenne und in der Gascogne unter dem Namen Cahets vor, und haben sich in die Moräste, Lachen und Steppen dieser Gegend geflüchtet, die lange unbewohnt gewesen sind. In den beiden Navarra's heissen sie zuweilen Caffos. So nennt sie For um das Jahr 1074. Man findet sie endlich in den Gebirgen Bearn's, Bigorre's, des quatre vallées und der Grafschaft Comminges. Dies sind jene Cajots oder Capots, die im 11ten Jahrhundert verschenkt, vermacht oder als Sklaven verkauft wurden, die hier wie überall für aussätzig und inficirt gehalten wurden, in die Kirche durch ein verstecktes kleines Pförtchen hineingingen und darin ihren eigenen Weihkessel und ihre eigene Stelle hatten, die an mehreren Orten von den Geistlichen nicht zum Abendmahl angenommen wurden, denen For zu Bearn eine grosse Gnade zu erzeigen glaubte, wenn er sieben Zeugen von ihnen für ein Zeugniss einer andern Person gelten liess, die im Jahre 1460 der Gegenstand von Reclamationen in dem Staate Bearn waren, indem man wollte, es solle aus Furcht vor Ansteckung ihnen verboten werden, barfuss in den Strassen zu gehen, dagegen aber sollten sie an ihren Kleidern ihr altes Unterscheidungszeichen, einen Gänse- oder Entenfuss, tragen.

Die Cagots waren seit undenklichen Zeiten dem Unglück, dem Elend, der Schmach geweiht. Sie galten für ehrlos und verflucht, wurden vom Volke verabscheut, an entlegene Orte verbannt, durften sich nicht mit andern Einwohnern verbinden, noch ein anderes Handwerk als das eines Holzfällers oder Zimmermanns treiben, mussten bei Feuersbrünsten zuerst da sein und der Commune die schimpflichsten Dienste leisten.

Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erliess das Parlament zu Bordeaux einen Befehl, in dem verboten wurde, Keinen zu beleidigen, der von den Giézi abstamme, noch ihn als Agot, Cagot, Gahet oder Aussätzigen zu behandeln. Dieselbe Behörde setzte durch die Verfügungen vom 9ten Juli 1723 und 22sten Novbr. 1735 eine Strafe von 500 Franken auf die Uebertretung dieses Verbots. Dieselbe Verfügung befiehlt, dass die Gahets zu allen öffentlichen und Privatgesellschaften, die unter den Einwohnern stattfinden, zu obrigkeitlichen Aemtern und Kirchenehren so gut wie Andere gelangen könnten. Das Parlamentsgericht zu Toulouse gab am 11ten Juli 1746 eine ähnliche Verordnung, um die beiden früheren vom August 1703 und 11ten August 1745 zu bestätigen. Ramond hat eine gelehrte Abhandlung über den Ursprung dieser Menschenrace geschrieben, die dieselben physischen Charactere und dieselbe intellectuelle und psychische Entartung in den verschiedenen Provinzen zeigten. Dieser konnte

hierüber auch nur Muthmassungen aufstellen. Sind es etwa Ueberreste alter Völker, die sich in Gallien gesammelt haben? Sind es Ueberreste der Saracenen, die dem Schwerte Carl Martells entgingen? Sind es endlich von der Gesellschaft verbannte Aussätzige, die sich in entlegene und öde Orte flüchteten, wo sie ausarteten, indem sie es nicht wagten, ihre Schlupfwinkel zu verlassen? Unerklärbar bleibt es immer, wie so entartete, gesunkene Wesen, die fern von der Gesellschaft, die sie verabscheut und beleidigt, lebten, sich so viele Jahrhunderte hindurch haben erhalten können. Da übrigens seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts die Vorurtheile gegen sie und die Verfolgungen dieser Unglücklichen aufgehört haben, der Dr. Noguès zu ihren Gunsten seine Stimme erhoben und erklärt hat, dass sie starke, kräftige, intellectuelle Menschen seien, die Obrigkeit ihrem sklavischen Zustande ein Ende gemacht hat, findet man beinahe keine Cajots mehr und ich habe hier nur von ihnen gesprochen, um einen Beweis zu liefern, welche traurige Wirkung das Elend, die Verachtung und Unwissenheit auf die menschliche Intelligenz ausüben.

Wie natürlich stehen hier einige Betrachtungen in Bezug auf Wilde am rechten Orte. Giebt es wilde Menschen? Nein, gewiss nicht, wenn man von einem Menschen sprechen will, der Intelligenz besitzt, aber allein, isolirt lebt, jeder Civilisation fremd und ohne Erziehung ist, und nie in Verbindung mit andern Menschen gestanden hat. Aber es giebt Völker, die ein in Wäldern, Gebirgen, an Flussufern herumirrendes Leben führen, die Wohlthaten der Civilisation entbehren, und die man Wilde nennt. Diese Menschen haben wenige Ideen, um sich verständlich zu machen; um ihre Gedanken, Wünsche an den Tag zu bringen, haben sie nur eine geringe Anzahl von Wörtern, aber sie haben Empfindungen, Leidenschaften, sie vergleichen, sie haben einen Willen, sie leben in Gesellschaft. Ohne Zweifel haben sie weniger Empfindungen, weniger Ideen, weniger Bedürfnisse, als wir, und ihre Intelligenz ist minder kultivirt; sie sind minder civilisirt, als die Menschen, die in unsern Städten wohnen, aber die Wilden haben dieselben Fähigkeiten. Sie unterscheiden sich nur von uns, wie ein Mensch, der Erziehung empfangen hat, von einem, der keine hat, wie ein Unwissender von einem Unterrichteten, wie ein Mensch ohne Erfahrung von einem Erfahrenen, wie ein Mensch, der sich seinen Leidenschaften überlässt, von einem, der sie zu zügeln gelernt hat

Die unglücklichen Menschen, die man in den Wäldern gefunden hat, und die so viel Aufsehen im vorigen Jahrhundert machten, waren nicht Wilde, sondern Idioten, Blödsinnige, die nur ihrem Erhaltungstriebe folgten, was man auch von ihnen gesagt haben mag, und wie sie auch die Augen der gebildeten Welt auf sich gezogen haben.

Statistische Abhandlungen

über die

Geisteskrankheiten.

Einleitung.

Das Irrenhaus ist schon ein Werkzeug zur Heilung, und steht es unter der Leitung eines geschickten Arztes, so ist es das grösste therapeutische Mittel gegen die Geisteskrankheiten; daher darf man sich nicht wundern, wenn ich mich längere Zeit bei der Beschreibung der Irrenanstalten, wie sie früher waren, wie sie jetzt sind und wie sie sein sollten, aufhalte. Ich werde nicht nur von den Mauern, dem Mobiliar, den Bewohnern, dem Regimen sprechen, sondern ich werde auch der Directoren, der Assistenzärzte, der Wärter und der Kranken gedenken.

XV.

Von den Anstalten, die den Geisteskranken in Frankreich gewidmet sind, und von den Mitteln, sie zu verbessern.

(Diese Abhandlung wurde dem Minister des Innern im Jahre 1818 überreicht.)

Howard nahm sich vor, das Schicksal der Unglücklichen, die sich zu Feinden ihrer Nebenmenschen und der geselligen Ordnung gemacht hatten, zu verbessern. Glücklicher als er in dem Gegenstande meiner Untersuchungen drang ich in die Zufluchtsorte des Unglücks, wo häufig die Tugend vergeblich seufzt. Ich durchwanderte alle Städte Frankreichs, um die Anstalten zu besuchen, wo die Geisteskranken eingeschlossen sind.

Die, für die ich hier bitte, sind die interessantesten Glieder der Gesellschaft; sie fielen fast stets als Opfer der Vorurtheile, der Ungerechtigkeit und des Undanks. Es sind Familienväter, treue Gatten, umsichtige Kaufleute, geschickte Künstler, ausgezeichnete Krieger, angesehene Gelehrte; es sine treue und empfindsame Seelen, und diese Individuen, die ein ganz besonderes Interesse erwecken sollten, diese Unglücklichen, die das tiefste menschliche Elend erleiden, werden noch schlechter behandelt, als Verbrecher, und noch fast unter die Stufe der Thiere gestellt.

Ich sah sie nackt, mit Lumpen bedeckt, nur noch Stroh habend, um sich gegen die Kälte und Feuchtigkeit der Witterung zu schützen; ich sah, wie sie auf eine gemeine Weise ernährt wurden; der Luft beraubt, um zu athmen, des Wassers, um ihren

Durst zu stillen, und der nöthigsten Dinge zum Leben. Ich sah sie wahrhaften Kerkermeistern überlassen, und ihrer brutalen Wachsamkeit übergeben. Ich sah sie in engen, schmutzigen, feuchten Buchten, die ohne Licht und ohne Luft waren, angekettet, wo man sich schämen würde, die wilden Thiere, die die Regierung in grossen Städten mit grossen Kosten unterhält, einzusperren. So sah ich es fast überall in Frankreich, und so werden die Geisteskranken fast überall in Europa behandelt.

Folgendes schrieb Reil im Jahre 1803 über den Zustand der Geisteskranken in Deutschland: «Diese Unglücklichen werden wie Staatsverbrecher in Buchten, in Gefängnisse geworfen, wo nie das Auge der Humanität durchdringt. Dort kommen sie unter der Last der Ketten, die ihre Glieder zerreissen, in ihrem eigenen Schmutze um. Ihr Gesicht ist bleich, abgemagert, und sie erwarten mit Ungeduld den Augenblick, der ihrem Unglück ein Ende macht, und unsere Schande bedeckt. Man giebt sie der öffentlichen Neugier preis, und gefühllose Wärter lassen sie wie wilde, seltene Thiere sehen. Bunt sind diese Unglücklichen unter einander geworfen, nur die Furcht hält sie in Ordnung. Peitschenhiebe, Ketten sind die einzigen Ueberzeugungsmittel, die von eben so barbarischen, als unwissenden Aufsehern bei diesen Unglücklichen angewandt werden.»

Joseph Frank sagt; «Die, welche Irrenanstalten in Deutschland besucht haben, werden sich mit Schrecken erinnern, was sie gesehen. Man wird von Abscheu ergriffen, wenn man in die Zufluchtsorte dieser Unglücklichen tritt, und da nur das Geschrei der Verzweiflung hört, wo ein Mensch, der durch seine Tugenden und Talente ausgezeichnet ist, wohnt. Es ist schrecklich, sich von Unglücklichen, die mit Lumpen bedeckt, und durch Unreinlichkeit widerlich sind, angelaufen zu sehen; während man nur Ketten und die Brutalität der Wärter bemerkt.

Max Andrée sagt im Jahre 1810 dasselbe von den Geisteskranken und den Irrenanstalten in Deutschland.

Chiarruggi, d'Aquin behaupten dasselbe von Italien und Savoyen.

Bennet sagte im Jahre 1815 im Unterhaus: «Wenn irgend eine öffentliche Anstalt England mit Schmach bedeckt, so ist es das Hospital Bedlam.»

Wäre es uns erlaubt, hier in die Details einzugehen, so würden wir überall die schlechten Einrichtungen der Gebäude für Geisteskranke, die schändlichste Nachlässigkeit, die empörendste Barbarei nachweisen, und überall, mit Ausnahme einiger Städte, denen Paris das Beispiel gegeben hat, die Schmach der Ketten vorfinden.

Da ich den Zustand der Geisteskranken in Frankreich zu

kennen lernen wünschte, und den Einfluss sehen wollte, den die zu Paris eingeführten Verbesserungen ausgeübt hatten, so besuchte ich alle Irrenanstalten Frankreichs. Ich zeichnete was ich gesehen Haus für Haus, Hospital für Hospital, Gefängniss für Gefängniss sorgfältig auf. Ich liess mir den Plan von mehreren dieser Anstalten entwerfen; ich verglich das, was bei uns geschieht, mit dem der übrigen Nationen, und besonders mit England.

Diese Thatsachen haben als Basis zur gegenwärtigen Adhandlung gedient, die selbst nur einer grösseren Abhandlung über diesen Gegenstand, die ich einst veröffentlichen will, vorangehen soll. *)

Die Geisteskranken sind in Frankreich fast alle in öffentlichen Anstalten untergebracht. Ihre Zahl beträgt 5153, die sich in 59 Häusern befinden; von diesen kommen mehr als 2000 auf die drei grossen Anstalten zu Paris. Es giebt im Allgemeinen mehr geisteskranke Frauen, als Männer; aber es ist merkwürdig, dass die Anzahl der geisteskranken Männer in den mittägigen Provinzen beträchtlicher ist, als die der Frauen, während im Norden die Zahl der geisteskranken Frauen in Beziehung zu der der Männer stärker ist. In den Anstalten in Spanien ist die Anzahl der geisteskranken Männer stärker, als die der Frauen. **)

In Frankreich giebt es nur acht Anstalten, ***) wo man ausschliesslich Geisteskranke findet, von denen mehrere den Namen *Maison royale de santé* angenommen haben, nämlich:

Armentières, nur für Männer *(Département du Nord)*.
Avignon *(Département de Vaucluse)*.
Bordeaux *(Département de la Gironde)*.
Charenton *(Département de la Seine)*.
Lille, nur für Frauen *(Département du Nord)*.

*) Seit dem Drucke dieser Abhandlnng habe ich eine grosse Anzahl fremder Anstalten besucht, Pläne, Beschreibungen und die wichtigsten Notizen erhalten.

**) Dasselbe kommt iu den Irrenanstalten des nördlichen Europa vor, wenn man sie mit denen im südlichen vergleicht.

***) Seit 1818 haben die Ortsbehörden in mehreren Städten Irrenanstalten gegründet, wie z. B. zu Saint-Vincent, Rouen, le Mans, la Charité-sur-Loire, Strasburg, u. s. w. und der Bericht an die Deputirtenkammer im Jahre 1837 zählt deren 34 auf. Unter dieser Zahl sind die Anstalten begriffen, wo man ausser den Geisteskranken auch noch andere Individuen aufnimmt, wie in der schönen Anstalt le Bon-Sauveur zu Caen, die zugleich ein Taubstummeninstitut, eine Erziehungsanstalt und ein stark besetztes Nonnenkloster mit der Irrenanstalt vereinigt.

Marseille *(Département des Bouches-du-Rhône).*
Mareville bei Nancy *(Département de la Meurthe).*
Rennes, Saint-Mein *(Département d'Ille-et-Vilaine).*

Diese Häuser nehmen im Allgemeinen nur Geisteskranke auf. Ich sage, im Allgemeinen, denn Charenton hat eine Abtheilung, die arme Kranke des Viertels aufnimmt. Zu Mareville werden auch Greise und Kinder aufgenommen.

In diesen Häusern nimmt man auch Epileptische auf, die man mit Geisteskranken verwechselt; auch manchmal Taugenichtse, die in eine Strafanstalt gehören. In diesen Häusern nimmt man auch die unheilbaren Geisteskranken auf, and behält nach Willkür die, welche nicht genesen. Und so ist es wahr, dass wir in Frankreich keine Anstalt haben, die einzig und allein zur Behandlung von Geisteskranken bestimmt ist.

Es wäre wohl passend, eine geringe Anzahl von Anstalten zu gründen, in denen man 150 — 200 Geisteskranke aufnehmen könnte, und diese Anstalten würden zugleich als Muster und zum Unterrichte dienen. In diese Anstalten kann man nur unter gewissen Bedingungen aufgenommen werden, wie z. B. zu Bedlam. Wir geben hier diese Bedingungen an:

1) Der Geisteskranke darf nicht anderswo behandelt worden sein.

2) Die Krankheit darf nicht älter als ein Jahr sein.

3) Der Kranke darf ausserdem nicht an einer ansteckenden oder syphilitischen Krankheit leiden.

4) Der Kranke wird fortgeschickt, sobald er für unheilbar erklärt ist.

5) Der Kranke darf nicht länger als zwei Jahre im Hospital verbleiben. Ich sage deshalb zwei Jahre, weil nach meiner Erfahrung eben so viele Geisteskranke im zweiten Jahre genesen, als im ersten.

Es liegt nicht hier in meiner Aufgabe, die Mängel, die Fehler der acht jetzt bestehenden Spezialanstalten anzugeben, jedoch sind sie noch so, wie sie jetzt sind, den übrigen Anstalten, von denen ich sprechen werde, vorzuziehen. Ich muss aber hier die Wachsamkeit der Behörden auf die Wohnungen der wüthenden Geisteskranken leiten, die sich in den Untergeschossen zu Mareville und Armentières befinden.

In allen Hospitälern hat man den Geisteskranken alte, feuchte, schlecht eingerichtete Gebäude überlassen, die gar nicht zu dieser Bestimmung aufgeführt sind, ausgenommen einige Zimmer, einige Verstecke, die ausschliesslich für Wüthende, die diese entfernten Orte bewohnen, gebaut sind. Die ruhigen Geisteskranken, die Blödsinnigen, die man für unheilbar hält, werden mit den Dürftigen, Armen zusammengeworfen. In wenigen Anstalten, wo man Gefangene in dem sogenannten *quartier de force* einschliesst,

leben diese Unglücklichen mit den Gefangenen zusammen, und sind derselben Behandlung unterworfen.

In den 33 folgenden Städten werden die Geisteskranken zu gleicher Zeit mit Greisen, Schwachen, Krätzigen, Venerischen, Kindern, mit Frauen, die einen schlechten Lebenswandel führen, und Verbrechern aufgenommen:

Aix	*Limoges*	*Poitiers*
Alby	*Lyon*	*Reims*
Angers	*Mâcon*	*Rouen*
Arles	*Martigue*	*Saintes*
Blois	*Montpellier*	*Saumur*
Cambrai	*Moulins*	*Sedan*
Clermont	*Nantes*	*Strasbourg*
Dijon	*Nismes*	*Saint-Servan*
Le Havre	*Orléans*	*St. Nicolas*, près *Nancy*
Le Mans	*Paris*	*Toulouse*
Lille	*Pau*	*Tours*

In der Salpetrière und im Bicêtre ist die Abtheilung der Geisteskranken in mancher Beziehung unabhängig von dem übrigen Theile des Hauses. Die Geisteskranken haben dort ein besonderes Regimen, besondere Diener und einen andern Arzt.

In den Städten, wo man Armenhäuser errichtete, hat man auch zugleich einen Theil der Häuser für Geisteskranke gelassen, dort die Wüthenden aufgenommen, und ein Theil dieser Abtheilungen hat schon den Namen *quartier de force* erhalten. Die Städte, wo sich Geisteskranke in Armenhäusern befinden, sind folgende:

Auxerre	*Châlons*	*Mousson*
Alençon	*Charité-sur-Loire*	*Dôle*
Amiens	*Laon*	*Troyes*
Besançon	*Montpellier*	*Tournus*

Hier werden die wüthenden Geisteskranken fortwährend in ihren Zellen gelassen; die andern sind mit Bettlern oder Landstreichern vermischt, und entbehren der besonderen Pflege, die ihr Zustand erheischt.

Endlich hat man sich auch nicht gescheut, die Geisteskranken in Gefängnisse unterzubringen:

Im Fort du Ha zu Bordeaux.
In der Maison de force zu Rennes.
Im quartier de force im allgemeinen Hospital zu Toulouse.
Im Bicêtre zu Poitiers, Caen, Amiens u. s. w.
Im Gefängniss für die Nationalgarde.
Im Schlosse zu Angers.

Zu Saint-Venant (einem kleinen festen Ort) sind die Geisteskranken in Gebäuden, die zum Militairgefängniss und Hospital dienen.

Uebrigens giebt es wenige Gefängnisse, in denen man nicht wüthende Geisteskranke findet, und diese Unglücklichen werden neben Verbrecher an Ketten befestigt.

Wie vielen Missethaten sind nicht diese Geisteskranken von Seiten der Uebelthäter ausgesetzt, die sich ein Spielwerk aus ihrem Zustande machen. Welch eine tiefe Erniedrigung ist es nicht für einen kranken Menschen, wenn er einige lichte Augenblicke hat, sich mit Verbrechern verwechselt zu sehen. Und welch ein Gefühl wäre es für einen Genesenden, wenn überhaupt unter solchen Umständen Genesung möglich wäre.

Die Geisteskranken, die so in einer Anstalt mit Schwachen, Vagabunden und Gefangenen zusammen sind, haben es, wie wir aus folgenden Umständen ersehen, in jeder Beziehung schlecht.

1) Die Häuser oder die Theile der Häuser, welche für diese Kranken bestimmt sind, sind ihren Bedürfnissen nicht angemessen. Beinahe überall, ausgenommen in der Salpetrière und im Bicêtre, bewohnen die Geisteskranken die entlegensten, ältesten, feuchtesten, ungesundesten Gebäude. In den Armenhäusern und in einigen Hospitälern sind die neuaufgeführten Gebäude nicht dem Zwecke angemessen, und bei einigen ist der Hof, der die Zimmer für Rasende von der umgebenden Mauer trennt, nicht eineKlafter breit.

2) Die besonderen Wohnungen, die Zellen, welche Logen, cachots, cages, cachelots u. s. w. genannt werden, erregen Entsetzen; die Luft und das Licht haben keinen Zutritt; sie sind feucht, eng, nach Art der Strassen gepflastert, oft tiefer liegend als die Erde, und zuweilen im Souterrain. Gewöhnlich haben diese Wohnungen keine Oeffnung weiter als die Thüre, und darin ein viereckiges kleines Loch; zuweilen keine weiter als die Thüre. Die Luft kann sich nicht darin erneuen, tritt man hinein, so benimmt der üble Geruch den Athem. Es giebt Zellen, die Käfigen ähnlich sind; andere sind von Holz und der Witterung ausgesetzt. In meiner Abhandlung über die Irrenhäuser werde ich mehrere dieser verschiedenen Wohnungen beschreiben, die zur Herabwürdigung des Menschen erbaut zu sein scheinen, und ihn der nothwendigsten Elemente zu seiner Lebenserhaltung berauben.

3) Oft fehlen die Betten, oder das Gestell ist von Stein 18 Zoll über der Erde; auf dieee Weise haben Unglückliche, die von Schlaflosigkeit gequält werden, zuweilen nur Steinpflaster und Stroh, um ihre Glieder darauf auszuruhen.

4) Beinahe überall sind die armen Geisteskranken, und auch oft die, welche Kostgeld bezahlen, nackt oder mit Lumpen bedeckt; man giebt ihnen die Fetzen von den Kleidern der Armen, Gebrechlichen, Gefangenen, die mit ihnen in derselben Anstalt wohnen. Dies ist, sagt man, für Narren immer gut genug. Eine grosse Anzahl von ihnen hat nur Stroh, um sich vor der Feuch-

tigkeit der Erde nnd Kälte der Luft zu schützen; dieses wird nicht oft genug erneuert, und manchmal entbehren sie sogar auch desselben. Ich sah einen unglücklichen Blödsinnigen, der ganz nackt und ohne Stroh auf dem Steinpflaster lag. Als ich hierüber mein Erstaunen ausdrückte, sagte mir der Schliesser, dass ihm die Verwaltungsbehörde nur alle vierzehn Tage ein Bund Stroh für jedes Individuum gebe. Ich machte diesem Barbaren bemerklich, dass der Hund, der vor der Thüre des Geisteskranken lag, ein besseres Lager habe, worauf der Wärter mich mitleidig belächelte. Und dies geschah in einer der grössten Städte Frankreichs. *)

5) Das ganze Regimen, die Nahrungsmittel sind nicht für diese Kranken geeignet. Gewöhnlich bekommen sie Schwarzbrot oder in ausgesuchten Fällen trockne schlecht gekochte Gemüse und Käse. In den Gefängnissen bekommen die Geisteskranken sogar nur Brot und Wasser, und letzteres auch nur, wenn es dem Schliesser so gefällt. Und wie geschieht diese Austheilung der Nahrungsmittel? Gewöhnlich täglich nur einmal, ja in einer Stadt giebt man den Geisteskranken und den Gefangenen einen Tag um den andern ein dreipfündiges Brot und einen Topf voll Wasser. Welch ein Regimen für Kranke, die durch Hitze, Durst und Verstopfung gequält werden!

6) In keinem Hause ist Raum genug zu der so nöthigen Bewegung für Geisteskranke. Oft gehen sie nur auf Treppen oder engen und dunkeln Corridors spazieren, und oft findet man nur für die Geisteskranken verschiedenen Geschlechts einen einzigen kleinen Hof. Die Wüthenden sind stets eingeschlossen und manchmal findet man Ketten an den Mauern, die den sogenannten Hof bilden, befestigt, woran man diese Geisteskranken befestigt, um sie frische Luft athmen zu lassen. Finden sich irgend wo Gesellschaftssäle, so sind sie niedrig, eng, schwarz, und mehr dazu geeignet, Traurigkeit als Zerstreuung hervorzubringen.

7) Die Geisteskranken werden nicht oder sehr schlecht bedient. Sie haben fast nirgends Wärter, und wo solche vorhanden sind, ist ihre Anzahl ungenügend. Sie werden barbarischen und harten Schliessern überlassen. Dieser Mangel ist um so trauriger, da diese Unglücklichen nicht Intelligenz genug besitzen, ihre Wünsche auszusprechen, und so der Pflege entbehren, die man jedem Kranken widmet. Was kann man auch von einem Schliesser erwarten, der 30, 50, ja 60 Kranken zu bewachen hat?

8) Fast überall sind die Ketten im Gebrauch, und zwar weil

*) Der Leser bedenke stets, in welchem Jahre diese Abhandlung geschrieben. Die glücklichen Reformen, die seit dieser Zeit geschehen, werde ich in der folgenden Abhandlung mittheilen.

die Wohnungen schlecht eingerichtet sind, weil nicht eine gehörige Anzahl von Wärtern vorhanden ist, weil man kein anderes Mittel kennt, und weil die Anwendung von Zwangsjacken zu kostbar ist. Ich habe nach mehreren Städten Zwangsjacken als Muster geschickt, und man bedient sich derselben aus Sparsamkeit nicht. Wahr ist es wohl, dass die Ketten weniger Unterhaltungskosten machen, und deshalb sagt auch Monro, dass der Gebrauch der Ketten bei Armen vorzuziehen ist. Aber der Missbrauch der Ketten ist empörend. In einer der grössten Städte, die ich aus Abscheu nicht nennen will, werden die Wüthenden an ein eisernes Halsband, das durch eine lange Kette in der Mitte der Diele befestigt ist, geschlossen, und man gab mir die feste Versicherung, dass dies das beste Mittel sei, um die Wuth zu beruhigen.

9) Die Aerzte haben in allen Städten vergebliche Eingaben gemacht; denn da ihnen die ersten Mittel uur Heilung fehlen, so werden sie entmuthigt, und besuchen die Geisteskranken nur, wenn sie an heftigen Krankheiten leiden. Selten geschehen die Besuche, um auf die Geisteskrankheit einzuwirken, und in manchen Häusern verordnen sogar die Schliesser.

10) Die Behörde besucht nur sehr selten die Geisteskranken, denn man hält die Krankheit für unheilbar, die Kranken für böswillige Menschen, für die man schon genug thut, wenn man ihnen Wasser und Brot zukommen lässt.

So lange die Geisteskranken so gepflegt, so behandelt, so logirt werden, kann für sie kein glücklicheres Loos entstehen.

Wie soll man diesen Unglücklichen die Sorgfalt, die sie fordern können, zukommen lassen? Wie den Wünschen der Localbehörden und der Regierung genügen?

Man ist von dem Unpassenden ihrer jetzigen Wohnungen überzeugt, aber die Meinungen sind getheilt, ob man die Gebäude, in denen sie sich jetzt befinden, vergrössern, verbessern, oder ob man eigene Gebäude für sie erbauen soll.

Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich schon meine Meinung gegen den ersten Vorschlag, und ich stimme unbedingt für die Errichtung von eigenen Hospitälern. Was die Frage anbelangt, ob man Anstalten für Heilbare und Unheilbare errichten soll, so habe ich sie schon beantwortet, nnd es bleibt nur noch die Frage zur Beantwortung übrig, ob man in jedem Departement ein Hospital errichten müsse, oder ein Hospital für mehrere Departements. Die Errichtung eines Hospitals in jedem Departement kann grosse Vortheile haben, aber sie werden von der Errichtung einer kleinen Anzahl von Hospitälern bei weitem überwogen.

1) Es würde eine enorme Ausgabe machen, wenn man für jedes Departement ein Hospital einrichten wollte; denn man glaube nur nicht, dass man alte Gebäude hierzu benutzen kann, denn wir

sind hiervon durch die Erfahrung zurückgekommen. Wenn man für jedes Departement ein Hospital erbaut, so braucht dies nur für eine geringe Anzahl von Individuen, z. B. für 30, 40, 60 zu geschehen. Und wie sollte man hier die nöthigen Unterabtheilungen bewirken können?

2) Lässt man die Geisteskranken in ihrem Departement, so werden sie noch immer Opfer der Vorurtheile sein, die in vielen Provinzen herrschen, wo man diese Unglücklichen für unheilbar hält. Ich würde diesen Anstalten einen andern Namen, z. B. Zufluchtsort geben. Und alle die, welche wissen, welchen Einfluss ein Wort auf den Geist des Menschen hat, werden mir beistimmen.

3) Wenn man die Zufluchtsorte für die Kranken vervielfacht, so können keine grössere Anstalten errichtet werden, die immer mehr ein grösseres Zutrauen erwecken und mehr Kranke herbeiziehen.

4) Glaubt man in jedem Departement Männer zu finden, die fähig sind, einer solchen Anstalt vorzustehen? Man täusche sich hierin nicht, denn die Pflichten eines Dirigenten sind gross. Zwar fehlt es uns nicht an tüchtigen Männern, nur können sie doch nicht allen Irrenanstalten vorstehen. Es bedarf hierzu einer eigenthümlichen Richtung des Geistes, eines grossen Zeitaufwandes und vieler Selbstverläugnung. Wird ein Arzt, der einen grossen Ruf, folglich eine ausgedehnte Praxis hat, die Aufsicht über ein kleines Hospital annehmen, welches seine ganze Zeit in Anspruch nimmt?

Indem man grosse Anstalten errichtet, und sie passend vertheilt, wird man bessere Resultate für die Aufgenommenen, günstigere für die Oeconomie erhalten.

Den Plan zu einer Irrenanstalt darf man nicht allein dem Architecten überlassen, denn die Anstalt ist schon selbst ein Heilungsmittel. Ich will hier meine Erfahrungen über diesen Punkt mittheilen.

1) Die Anstalten müssen ausserhalb der Stadt gebaut werden; man muss sich hierzu ein etwas höheres Terrain aussuchen, dessen Boden vor Feuchtigkeit geschützt, welches aber dennoch reichlich mit Wasser versehen ist.

Die Anstalt muss aus einem Mittelgebäude bestehen, wo sich die Wohnungen der Beamten und der Aerzte befinden. An den beiden Seiten dieses Gebäudes werden die Häuser für die Kranken errichtet, und zwar so, dass die Männer rechts, die Frauen links sind. Diese Häuser müssen geräumig genug sein, um die Kranken nach ihrem Character und der Periode der Krankheit vertheilen zu können. Sie müssen in einem Viereck gebaut werden, inwendig einen Hof haben, der von einer Gallerie umgeben ist, wo sich die Thüren und Fenster der Zimmer öffnen. Die Zimmer

gehen parallel auf beiden Seiten des Vierecks. Auf der dritten Seite befindet sich der Versammlungssaal und der Speisesaal. Die vierte Seite ist durch ein Gitter geschlossen, welches eine grosse Aussicht auf Gärten oder Acker gestattet, und der Hof muss bepflanzt sein, und einen Springbrunnen in der Mitte haben. Mitten in diesen Gebäuden müssen sich kleine, von einander getrennte Gebäude befinden, die zu Werkstätten, Badesälen, Dampfapparaten u. s. w. dienen. Wie ich schon oben angeführt, müssen die Kranken von verschiedenem Character getrennt werden. Die Reconvalescenten müssen so vertheilt sein, dass sie weder die übrigen Kranken sehen, noch hören können.

Die einzelnen Stuben dürfen nicht alle auf dieselbe Weise eingerichtet sein. Die Wohnungen, die für Wüthende bestimmt sind, müssen fester gebaut sein, und Sicherheitsmittel darbieten, die für die übrigen Kranken unnütz, ja selbst schädlich sind. Es giebt Geisteskranke, die sich beschmutzen; daher muss der Boden der Zimmer, die sie bewohnen, gepflastert und gegen die Thür zu gesenkt sein. Die Zimmer der übrigen Kranken müssen gedielt sein. Die Abtheilung der Reconvalescenten darf sich in nichts von Privathäusern unterscheiden.

Die Zimmer für die Geisteskranken müssen sich alle im Parterre befinden. Diese Anordnung scheint mir sehr wichtig und ist nicht willkürlich; ich gestehe jedoch, dass sie beinahe allen bis jetzt bestandenen Einrichtungen entgegengesetzt ist. Ueberall wohnen die Wüthenden zur ebenen Erde, ja sogar im Halbsouterrain, besonders in England, zu Armentières, Mareville und in den Städten Frankreichs, wo es Verstecke unter der Erde giebt; die andern Geisteskranken bewohnen aber die obern Stockwerke.

Die Anstalten, in denen die Geisteskranken im ersten, zweiten, dritten Stockwerke wohnen, haben zahlreiche und grosse Uebelstände. Die Fenster müssen von allen Seiten gut vergittert sein um dem Ausbrechen und dem Selbstmorde vorzubeugen. Man muss die Treppen mit Gittern umgeben, wie dies im neuen Gebäude im Bicêtre geschehen.

2) Das häufige Scheuern, das so nöthig ist, schadet den Dielen.

3) Die Geisteskranken werden in ihren Zimmern oder auf ihrer Gallerie eingeschlossen, weil man fürchtet, dass sie sich herunterstürzen können. Wollen sie aus dem Corridor, so bedürfen sie hierzu erst der Erlaubniss, die von dem Willen der Wärter abhängt, und dies ist sehr schädlich, denn die Kranken ziehen es dann lieber vor, in ihren Zimmern, ja selbst in ihren Betten zu bleiben.

4) Der Dienst bei den Kranken ist viel beschwerlicher, und die Aufsicht des dirigirenden Arztes fast unmöglich.

Die Anstalten, deren Zimmer sich im Parterre befinden, haben unzählige Vortheile:

1. Die Fenster und Treppen bedürfen keiner eisernen Stäbe, die Wohnzimmer können offen bleiben und die Geisteskranken können nach Belieben herausgehen.

2. Der Dienst ist weit leichter, weil man nicht stets die Treppe steigen muss. Die Wärter bewachen sich besser gegenseitig und werden leichter vom Dirigenten des Hauses beobachtet, da sie nicht auf den Gallerien und Corridors eingeschlossen sind, wo man erst nach vielem Klingeln Eintritt hat.

3. Der Arzt kann mit grösserer Bequemlichkeit seinen Besuch machen, er kann jeden Augenblick ohne Geräusch zu den Kranken und Dienern kommen, und diese sind, aus Furcht überrascht zu werden, emsiger, aufmerksamer und gefälliger.

Nach der Anzahl der Geisteskranken, die in den bisherigen Anstalten sich befinden, kann man 20 neue Anstalten als genügend annehmen. Die erste Ausgabe für jede dieser Anstalten kann sich auf 500,000 Franken belaufen, und die Anstalten selbst können von hier ab in drei Jahren beendet sein.

XVI.

Von den Irrenanstalten.

Ehe ich die allgemeinen Prinzipien angebe, die bei Errichtung von Irrenanstalten geltend gemacht werden müssen, muss ich im Allgemeinen den vergangenen Zustand mit dem jetzigen vergleichen. Man wird mich der Vorliebe für mein Vaterland anklagen, aber ich versichere, dass ich nichts angeben werde, was ich nicht selbst gesehen oder durch Documente belegen kann.

Plato nimmt eine Geisteskrankheit an, die von den Göttern kommt. Die griechischen Aerzte theilten diese Meinung, die in Griechenland allgemein war. Hippokrates bekämpfte sie, so wie die bizarren und abergläubischen Sitten seiner Zeitgenossen. Plato hatte diesen Glauben durch die aegyptischen Priester bekommen. An den beiden Endpunkten Aegyptens gab es Tempel, die dem Saturn geheiligt waren, wohin sich die Monomaniaci in Masse begaben, und wo Priester durch alle mögliche Mittel die Heilung bewerkstelligten. Die Griechen und Römer hatten gleichfalls ihre religiösen Ceremonien, um die Geisteskrankheit zu heilen.

Als der Sensualismus des Heidenthums von den ernsten und und beinahe melancholischen Principien des Christenthums verdrängt worden war, und die herrschenden religiösen Ideen sich geändert hatten, nahm das Delirium bei den meisten Geisteskranken einen andern Character an. Diese Kranken zeigten sich nicht mehr mit Blumen bekränzt als von den Göttern Inspirirte, um die Zukunft vorherzusagen; sondern die Geisteskranken wurden unglücklicher, von Schrecken ergriffen, sie zerrissen ihre Kleider, drangen in ganz einsame Orte, irrten auf den Gräbern umher, und schrien, dass sie in der Macht des Teufels wären. Man hielt

die Geisteskranken nicht mehr für Günstlinge der Götter, sondern für das Opfer der Macht böser Geister, und die Geistlichen nahmen es auf sich, sie davon zu befreien. Es gab geheiligte Orte, die eine grosse Berühmtheit erlangt hatten, und wo man sich nur mit Heilung der Besessenen beschäftigte. Im Jahre 1207 oder 1209 wurde zu Paris das Kloster zur Loskaufung von Gefangenen begründet. Saint Mathurin war lange Zeit Patron dieses Klosters, und genoss einen grossen Ruf in der Heilung dieser Kranken. Der Dr. Haldat, ein sehr ausgezeichneter Arzt zu Nancy, hat eine Abhandlung herausgegeben, worin er die Heilungen bekannt macht, die der Pastor des Dorfes Bonnet früher bewerkstelligte. Früher führte man die Geisteskranken in die Kirche von Castel-Sarrasin, einer kleinen Stadt von Ober-Languedoc, um dort sie vom bösen Geiste zu befreien. Ehemals war zu Besançon das Fest des Schweisstuches Christi *(Fête du saint-suaire)* sehr berühmt, und es kamen dort alle Geisteskranken hin, da man glaubte, dass der Dämon aus dem Körper der Besessenen durch diese religiöse Ceremonie vertrieben werden müsse.

Aus den alten Schriften ersehen wir nicht, ob die Geisteskranken eingeschlossen waren; sie sagen uns nichts, wie die Unglücklichen wohnten, bedient und behandelt wurden. Nur im Orient findet man zuerst einige Spuren hierüber.

In Leo dem Afrikaner liest man die Namen der verschiedenen Hospitäler, die in der Stadt Fez in Afrika im 7ten Jahrhundert existirten. Man liest darin auch, dass zu Fez ein besonderes Gebäude bestand, in welchem die Geisteskranken mit Ketten angeschlossen waren. Sonst findet man keine andere Spuren weder in alten, noch in neueren Zeiten darüber, und erst zu Anfang des 17ten Jahrhunderts beschäftigte man sich mit diesen Unglücklichen ganz besonders.

Man weiss nur zu gut, was ehemals aus den Geisteskranken wurde, und es ist wahrscheinlich, dass eine grosse Anzahl derselben umkam. Die wüthendsten wurden, falls sie nicht als Besessene oder Hexenmeister verbrannt wurden, eingesperrt; die ruhigeren liefen frei in den Städten und auf dem Lande umher, und waren dem Spotte und den Beleidigungen ihrer Mitbürger ausgesetzt.

Die eifrigen Predigten Vincent's von Paulus über das Mitleid bewirkten viel Gutes; man errichtete allgemeine Hospitäler für Bettler, und da man die Geisteskranken als Vagabunden ansah, so hielt man sie fest.

Im Jahre 1600 leitete ein Prediger die Irrenanstalt zu Marseille; im Jahre 1657 gab es 44 angezeigte unheilbare Geisteskranke im Petite-maison zu Paris. Ein Befehl des Parlaments zu Paris vom 7ten Septbr. 1660 verordnete, dass die Geisteskran-

ken in das allgemeine Hospital gebracht werden sollten. In vielen Provinzen waren die Geisteskranken in Klöstern eingesperrt. Gegen das Jahr 1780 machte Howard eine Reise durch Europa, um sich zu überführen, wie die Gefangenen wohnen und behandelt werden. *) Er beförderte die philanthropischen Gesinnungen und humanen Gefühle mächtig; Howard hatte beinahe in allen Gefängnissen Geisteskranke gefunden, und drückte kräftig seinen Unwillen gegen eine solche Genossenschaft aus. Die Regierung unserer Könige, die in Allem was nützlich ist, nie zurückblieb, unterstützte diese wohlwollenden Gesinnungen.

Der schlechte Zustand der Hospitäler zu Paris, und die bedauernswerthe Lage der Geisteskranken hatten schon lange die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ein edler Eifer für die Erleichterung der Gebrechlichen und Krüppel bemächtigte sich Aller; es entstand eine Art von Wetteifer in Verbesserung der Hospitäler, und ausgezeichnete Namen glänzten auf den Listen. Eine grosse Anzahl von Abhandlungen wurden publicirt, und Commissarien nach England geschickt. Im Jahre 1774 hatte Anton Petit das Verlegen des Hôtel-Dieu zu Paris vorgeschlagen, später machte der Architekt Poyet einen grossen Entwurf bekannt; das Hospital Beaujon wurde nach den in den verschiedenen Schriften angedeuteten Ansichten erbaut, aber das Schicksal der Geisteskranken änderte sich nicht. Man hörte nicht auf, in diesen Kranken nur Rasende zu sehen, vor denen man auf seiner Hut sein müsse; man liess sie in Gefängnissen, in Käfigen an Steine gekettet.

Ludwig XVI. erliess im Jahre 1785 eine Ordonnanz wegen der Reform des Hôtel-Dieu, und eine Instruction über die Art und Weise, die Geisteskranken zu leiten. Diese Instruction war von Colombier redigirt worden. Er sagt hierin, die zahlreichen Anstalten, die zu jener Zeit bestanden, hatten nur den Zweck, das Publikum gegen die Wuth der Geisteskranken zu sichern; diese Kranken waren in Häusern unter einander eingesperrt; die Ruhigen mit den angekelteten Wüthenden gemischt, ohne dass man daran dachte, diesen Kranken das geringste Hülfsmittel zu reichen. Colombier beklagt sich, dass die Geisteskranken herumlaufen, er giebt diess dem Mangel an Anstalten, dem bösen Willen der Communen Schuld, die aus Furcht Kosten zu bezahlen, die Regierung nicht unterstützen. Er sagt aber doch, dass man in jedem Armenhause besondere Wohnungen einrichten wolle, wo Geisteskranke aufgenommen und behandelt werden sollten. Sehr inte-

*) *Etat des prisons, des hôpitaux et des maisons de force. Paris* 1788.

ressant ist es, welche Ideen man damals über passende Wohnungen für Geisteskranke hegte.

Dieser Arzt will, dass eine solche Anstalt frische Luft, gesundes Wasser, mit Bäumen bepflanzte Spaziergänge enthalte, dass sie in vier Abtheilungen zerfalle, damit man die verschiedenen Formen der Geisteskrankheit trennen könne. Er verlangt eine besondere Abtheilung für die Wüthenden, eine andere für die Ruhigen, eine dritte für die Blödsinnigen, eine vierte für die Reconvalescenten, u. s. w.

In dieser Instruction steht auch, dass die meisten der Leute, die die Geisteskranken bewachen, nach längerer oder kürzerer Zeit in Blödsinn oder in Manie verfallen, wie es Colombier im Bicêtre und in der Salpetrière gesehen haben will. Ich habe seit 40 Jahren Geisteskranke beobachtet, und nichts Aehnliches gefunden, obgleich diese Meinung noch in mehreren Ländern, besonders in Deutschland, verbreitet ist.

Im Jahre 1786 sagt Tenon, dass die Hospitäler, die der Hauptstadt am nächsten sind, und wo man Maniaci behandelt, Lyon und Rouen sind. In Paris wurden die Reichen und die Armen im Hôtel-Dieu in zwei Sälen behandelt, und zu ihnen auch die an Hydrophobie Leidenden gelegt. So bestand also zu Paris noch keine eigentliche Anstalt zur Zeit Tenon's für die Behandlung der Geisteskranken, und er hatte den Plan, eine eigene Anstalt für 200 derartige Kranke zu gründen.

Jetzt wurde die Abtheilung für geisteskranke Frauen in der Salpetrière erbaut, und Ludwig XVI. befahl zu gleicher Zeit die Errichtung einer neuen Salpetrière, die der berühmte Architekt Viel ausführte.

Im Jahre 1792 wurde Pinel als dirigirender Arzt im Bicêtre ernannt. Er beschäftigte sich sogleich mit den Geisteskranken, die als unheilbar in diesem Hause aufgenommen worden waren, und wurde in seinem ausserordentlichen Eifer durch Pussin unterstützt. Die Verwaltung bewilligte eine besondere Anstalt für Geisteskranke, verbesserte das Regimen, und 80 Maniaci wurden von ihren Ketten befreit, von denen auch mehrere geheilt wurden. Die Revolution, die fast Alles zerstörte, verschonte auch nicht die Anstalt zu Charenton. Ein Befehl des Directoriums (15ten Juni 1797) stellte dieses Haus wieder her, und Gastali wurde zum Arzt dieses Hauses ernannt.

Pinel konnte sich nicht entschliessen, die Salpetrière zu verlassen, und zwei Tage später erschien ein neuer Befehl, worin die Aufnahme der Geisteskranken im Hôtel-Dieu untersagt wurde. Zu gleicher Zeit erschien auch die Ordonnanz, die die Entlassung der Geisteskranken aus den Petites-maisons vorschrieb, und befahl, dass 30 Frauen und 50 arme und geisteskranke Männer auf

Kosten der Bürgerhospitäler zu Paris und Charenton behandelt werden sollten, und dass die Geisteskranken, die nach drei Monaten nicht geheilt sind, nach Bicêtre und der Salpetrière gebracht werden. Vergeblich kam der Gesundheitsrath der Hospitäler hiergegen ein. Pinel organisirte unterdessen in der Salpetrière Alles nach seinen Principien. Die Epileptischen dieses Hospitals wurden von den geisteskranken Frauen getrennt, und so nahm die Behandlung der Geisteskranken eine regelmässigere Gestalt, einen sicherern Gang unter der Leitung Pinel's mit Hülfe Pussin's an.

Im Jahre 1806 wurden die geisteskranken Männer im Bicêtre, welches erweitert ward, die Frauen wie früher in der Salpetrière behandelt. Im Jahre 1819 setzte der Minister des Innern dem Känige den schlechten Zustand der Geisteskranken in Frankreich aus einander, und schug Mittel vor, um den Zustand dieser Unglücklichen zu verbessern.

Im folgenden Jahre ernannte der Nachfolger dieses Ministers eine Commission, die mehrere Fragen vorlegte, welche an sämmtliche Präfecten gesandt wurden, und die Vieles zur Verbesserung des Regimens der Kranken feststellte. Grosse Anstalten wurden projectirt, und selbst in mehreren Provinzen erbaut; unendlich viele Verbesserungen wurden angefangen, und veränderten gänzlich die Abtheilungen der Geisteskranken im Bicêtre und in der Salpetrière.

Aus folgenden Notizen über die vorzüglichsten Anstalten Frankreichs kann man den alten Zustand der Geisteskranken bei uns erkennen, und die Verbesserungen seit 40 Jahren abschätzen.

Avignon. — Der Einfluss, den die ersten Arbeiten Pinel's hatten, hat sich nicht nur auf Paris beschränkt. Seit dem Jahre 1800 hat sich das Hospital zu Avignon merklich verbessert, und seit 10 Jahren ist es bedeutend vergrössert worden. Durch die Lage dieser Anstalt am Fusse eines Felsens ist es vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, und hat hierdurch einen sehr unangenehmen Anblick. Wegen des steinigen Bodens können weniger Anpflanzungen gedeihen, und man ist dort nicht so vor der Sonnenhitze geschützt. Die Zellen im Erdgeschoss öffnen sich zwar auf eine Gallerie, können aber doch nicht gehörig gelüftet werden. Im Allgemeinen sind die Thüren zu viel mit Eisen beschlagen. Uebrigens ist die Anstalt durch Reinlichkeit und durch ausgezeichnete Leitung merkwürdig.

Rouen. — Die Geisteskranken zu Rouen waren in einem Gefängnisse, das Bicêtre genannt wurde, und im allgemeinen Hospitale eingeschlossen. So schlecht auch diese Wohnungen waren, so machte doch der Dr. Vintrigné im Jahre 1800 mehrere glückliche Versuche zur Heilung. Im Jahre 1802 erbaute man zwei neue Höfe im allgemeinen Hospital, wo sich schlechte hölzerne Zellen befanden, die für die Wüthenden bestimmt waren. Hier

wirkte der ausgezeichnete Arzt Vigné ungeachtet aller schlechten örtlichen Verhältnisse. Er führte die Zwangsjacke und eine regelmässige Behandlung ein, aber dessen ungeachtet wurde ihm Vieles in den Weg gelegt, und er nahm seinen Abschied. Im Jahre 1821 wurde Saint-Yon als Irrenanstalt für das Departement der Seine inférieure bestimmt, und der Bau so schnell betrieben, dass das Gebäude am 11ten Juni 1825 fertig war. Das Gebäude ist eine der besten Irrenanstalten, und man bewundert dort die Ordnung und Disciplin, die durch Dr. Foville, früheren Eleven der Salpetrière, eingeführt wurden. Dieser Zufluchtsort steht unter der Leitung eines Directors und unter der Obhut einer von dem Präfecten ernannten Commission, und Nonnen verrichten die Dienste. Nach einer im Jahre 1835 von dem Director der Anstalt, Dr. Boutteville, bekannt gemachten statistischen Notiz hat sich die Zahl der aufgenommenen Geisteskranken sehr schnell vergrössert, denn am 1sten Decbr. 1825 zählte man zu Saint-Yon 81 Geisteskranke, nämlich 39 Männer und 42 Frauen, während am 31sten Decbr. 1835 sich daselbst 455, nämlich 221 Männer und 234 Frauen befanden. Auch bemerkt Boutteville, dass die Cholera im Jahre 1832 die Geisteskranken nicht verschonte, und dass 2 Männer und 11 Frauen daran starben. Von 1825 bis 1834 wurden in dieser Anstalt 1438 Geisteskranke, nämlich 737 Männer und 701 Frauen aufgenommen.

Die Geisteskranken zu Saint-Yon zerfallen in vier Klassen: 1) in Pensionaire, die jährlich 450 — 1500 Franken Pension bezahlen; 2) in Geisteskranke, die aus den benachbarten Departements dort hingeschickt worden sind, und 450 Franken zahlen; 3) in solche, die von den Communen oder Hospitälern hingebracht worden sind, und 350 Franken zahlen, und 4) in solche, die Communen angehören, welche nicht 10,000 Franken Einkünfte und kein Hospital haben.

Bordeaux. — Die Irrenanstalt zu Bordeaux befindet sich im Südosten der Stadt; sie hat eine schöne Lage und ist von den bevölkerten Theilen getrennt. Sie ist im Allgemeinen unter dem Namen Couvant de force bekannt; dieses Haus war in alten Zeiten zum Gefängniss für Mädchen und Frauen bestimmt. Die Geisteskranken hatten hier, wie in dem Hospital des Enfans trouvés, einen Theil inne. Diese Unglücklichen wurden auch im Rathhause und im Fort Hâ eingesperrt, bis im Jahre 1803 alle Geisteskranken in das Couvent de force kamen. Man erbaute sodann Zellen an den vier Seiten eines viereckigen, bepflanzten Hofes, der durch ein Gitter in zwei Theile zerfällt und in der Mitte ein Badehaus enthält; später fügte man noch drei von Zellen umgebene Höfe hinzu. Dieser Theil wurde nur für Männer bestimmt, als man in den Jahren 1819 und 1820 eine

Abtheilung für Frauen erbaute. Die Frauen sind von den Männern durch einen grossen Garten und die genannten alten Gebäude getrennt. Alle Zellen sind im Parterre, gross, und dadurch merkwürdig, dass ein Leibstuhl unter jedem Fenster ist, der, geöffnet, den Schmutz auf den Hof entleert.

Die Nonnen in der Anstalt gehören zur Congregation zu Nevers; sie erhalten daselbst eine bewunderungswerthe Ordnung und Reinlichkeit, und überall herrscht Milde, Humanität und Wohlwollen. Die Kranken haben alle mögliche Freiheit. Ein Oberarzt, Dr. Révolat, ein Adjunct und zwei Chirurgen sind das ärztliche Personal.

In diese Anstalt werden ausser den Armen auch Pensionaire aufgenommen, die verschiedenes Kostgeld zahlen; 22 gaben im Jahre 1818 1200 Franken. Lange Zeit hindurch durften die Kranken nicht eher darin aufgenommen werden, als bis sie für unmündig erklärt worden waren. Hieraus entstanden viele Uebelstände, die aber durch die Annullirung dieser Verordnung beseitigt worden sind. Im Jahre 1809 zählte man im Couvent de force zu Bordeaux 58 Geisteskranke, nämlich 27 Männer und 31 Frauen, dagegen befanden im Jahre 1817 sich 125, nämlich 47 Männer und 78 Frauen darin. Im Jahre 1826 konnten die Geisteskranken aus dem Departement de la Gironde in der Anstalt zu Bordeaux nicht aufgenommen werden, daher wurden die Armen, die Wüthenden, die Gebrechlichen in das Hospital nach Cadilhac, einer kleinen 7 Stunden von Bordeaux entfernten Stadt, geschickt. Hier hatten es diese Kranken schlecht; jedoch hat man seit einigen Jahren beträchtliche Verbesserungen vorgenommen. Diese Anstalt enthielt den 21sten December 1835 209 Geisteskranke, die der Dr. Villain behandelt.

Montpellier. — Die Geisteskranken zu Montpellier waren in den Hospitälern Saint-Eloy und Saint-Esprit, so wie in dem Armenhause eingesperrt. In ersterem, das zugleich zum Klinikum dient, befanden sich 18 Zellen um bie beiden kleinen Höfe, die hinter den grossen Gebäuden versteckt liegen. Die Wüthenden waren angekettet, die Ruhigen aber mit den Armen vermischt. Die Geisteskranken zu Saint-Eloy hatten zwei sehr kleine Höfe inne; selten durften die Männer aus ihren Zellen gehen, da die Frauen auf denselben Höfen wohnten. Uebrigens wurden sie von einer Nonne, die bei ihnen wohnte, gut gepflegt und mit Sanftmuth behandelt. Endlich befahl die Administrationsbehörde der Hospitäler die Erbauung eines besonderen Gebäudes für Geisteskranke im Hospital du Saint-Esprit, und der Grundstein dazu ward im Jahre 1821 gelegt. Ein Jahr darauf wurden die Männer in den für sie bestimmten Theil gebracht. Im Jahre 1823 wurde das Gebäude durch einen Schlafsaal für ruhige Geisteskranke und

mehrere Gesellschaftssäle, später aber noch bedeutend vergrössert, als die Frauen im Jahre 1824 von ihrem Theile Besitz nahmen. Dem Professor Rech zu Montpellier wurde die Gesundheitspflege übertragen, der dieser umsichtige Mann mit grossem Eifer und gutem Erfolge vorsteht. Zugleich hat er dort auch einen klinischen Cursus über die Geisteskranken eingerichtet. Die Anstalt hob sich sehr schnell; denn Rech hatte anfangs nur 29 Kranke darin gefunden; am Ende des Jahres 1825 war aber die Zahl schon auf 75 gestiegen; in den drei folgenden Jahren wurden 106 aufgenommen, und im Decbr. 1835 waren schon 158 Geisteskranke, nämlich 75 Männer und 63 Frauen dort.

Marseille. — Schon seit mehreren Jahrhunderten hatte die Hauptstadt der Provence ein Hospital, wo man Geisteskranke und verschiedene andere Kranke, die in den Hospitälern der Stadt nicht aufgenommen werden konnten, unterbrachte. Nach mehreren Veränderungen wurde dieses Hospital dahin verlegt, wo es heute noch ist, nämlich in ein altes Krätzhaus, das in der Vorstadt Saint-Lazare liegt; es erhielt denselben Namen, den die Vorstadt hat, und liegt an der grossen Strasse nach Aix. Im Jahre 1698, in welches seine letzte Bestimmung fällt, setzten der Bürgermeister und die Schöffen ein Reglement auf, das 1699 bestätigt wurde. Raymond sagt, dass 96 Geisteskranke im Jahre 1769 dort gewesen sind. Diese Anstalt, die in einem traurigen Zustande war, wurde 1816 durch zwei an die alten Gebäude stossende Häuser vergrössert. Seit beinahe 30 Jahren ist der Dr. Liotard Arzt dieser Anstalt. Da seit zehn Jahren die Zahl der Geisteskranken sich beträchtlich vergrössert hat, so wurde das Hospital Saint-Joseph, in der gleichnamigen Vorstadt, für die Idioten, Epileptischen und ruhigen Geisteskranken eingerichtet. Hier ist Guiaud Arzt. Die Wüthenden und die aufgeregten Geisteskranken blieben zu Saint-Lazare. In beiden Anstalten verrichten Nonnen die Dienste. Der Maire, der Präfect und der königliche Procurator bestimmen die Aufnahme, die nur dann definitiv stattfindet, wenn die Kranken für unmündig erklärt sind. Es werden von den benachbarten Departements auf deren Kosten auch arme Pensionaire dort untergebracht; der Preis ist verschieden. Im Jahre 1811 befanden sich 121 Geisteskranke, nämlich 70 Männer und 51 Frauen, zu Saint-Lazare. Seit 1797 — 1818 hatten 696 Aufnahmen stattgefunden, nämlich 345 Männer und 351 Frauen. Im Durchschnitt sind in diesem Zeitraum jährlich 33 Kranke, nämlich 16 Männer und 17 Frauen aufgenommen worden. Im Jahre 1823 wurde der Plan zu einer neuen Irrenanstalt durch den Architecten Pinchot bei der Regierung eingereicht. Dieser Plan wurde nach vielen Jahren bestätigt und im Jahre 1833 auszuführen begonnen. Jetzt ist das Haus bis auf die Hälfte

beendet. Die Stadt wird sich rühmen können, eine ausgezeichnete Irrenanstalt errichtet zu haben.

Aix. — Die Irrenanstalt zu Aix liegt nahe an dem Hospital auf einen Hügel. Die wüthenden Geisteskranken werden dort durch eine lange Kette an der Mauer befestigt, und man hat sowohl in baulicher als administrativer Hinsicht vielfache Verbesserungen vorgeschlagen, die hoffentlich recht bald in Erfüllung gehen werden.

Lyon. — Als ich zum ersten Male im Jahre 1809 die Stadt Lyon besuchte, befanden sich die Geisteskranken im Hôtel-Dieu und in der Charité. Sie bewohnten in letzterer Anstalt das Untergeschoss, und hatten im Hôtel-Dieu 38 Zimmer. Auf einen Bericht des Dr. Amard *) wurden die Geisteskranken in einem alten Kloster vereint, obgleich die Wahl dieses Gebäudes, das man jetzt merklich verbessert hat, im Ganzen nicht glücklich war. Im Jahre 1821 befanden sich 185, im Jahre 1822: 235, im Jahre 1829: 136, im Jahre 1836: 291 Geisteskranke in der Anstalt. Der Dr. Martin d. J. war hier lange Zeit Arzt, und er hat zuerst die Drehmaschine Darwin's in Frankreich eingeführt. Vom Jahre 1821 — 1835 war Pasquier Arzt, und seit einigen Jahren steht Bottex der Anstalt vor. Durch die genannten drei Aerzte wurde viel zu Gunsten dieser armen Kranken gethan.

Saumur. — Die sonderbarste Anstalt, die in Frankreich, ja selbst in Europa existirt, ist ohne Zweifel das Hospital Providence zu Saumur, wo Greise, Kinder, Epileptische und Geisteskranke aufgenommen werden. Es liegt im Osten der Stadt und am Ende der Vorstadt Fénet, von der Loire durch eine grosse Strasse getrennt. Die Wohnungen in diesem Hospital zerfallen in zwei sehr verschiedene Sectionen: 1) in die Gebäude, die früher den heiligen Vätern des Oratoriums zu Wohnungen dienten, und 2) in die Keller. Das alte Gebäude der heiligen Väter des Oratoriums, das an dem Abhange eines Hügels steht, bildet ein Viereck, auf dessen drei Seiten sich schöne dreistöckige Häuser erheben. Hier sind die Schlafsäle, Gesellschaftssäle, die Wohnungen für Greise und Gebrechliche, ferner für die Beamten und die Nonnen, so wie auch die Kapelle. Hier hat man auch sechs Zimmer für Geisteskranke eingerichtet, die eine grosse Pension zahlen. Im Osten von diesem Gebäude ist ein grosser Garten; ist man diesen durchgegangen, so kommt man an eine breite in den Felsen am Abhange des Hügels gehauene Treppe; diese Treppe endet auf eine Rampe, von wo man eine herrliche Fernsicht hat, und wo sich in dem Felsen, der dieselbe umgiebt, eine grosse

*) *Traité analytique de la folie. Lyon.* 1807.

Zahl kleiner Zellen oder Logen befinden, wo die Maniaci, die ruhigen Geisteskranken und einige Greise wohnen. Rechts von der Treppe ist ein Hof, der zu den Kellern führt; am Ende dieses Hofes befindet sich ein in den Felsen gehauener Keller, worin sich die Wohnungen für die Nonnen, die der Anstalt vorstehen, und die Küche befinden. Ausserdem findet man hier 60 blödsinnige, epileptische oder paralytische Frauen. Seitwärts von diesem ersten Keller befinden sich mehrere kleinere, wo geisteskranke und epileptische Frauen sind, die isolirt werden müssen. Obgleich das Licht und die Luft hier wenig erneuert werden kann, so sind die Wohnungen doch vollkommen trocken und gesund, und man findet die grösste Reinlichkeit, das beste Regimen in dieser Anstalt, der der Dr. Gaulay mit grossem Eifer vorsteht.

Angers. — Hier findet man mehrere Anstalten: das Schloss, die Maison des Pénitentes und das Hospital, wo die unheilbaren Geisteskranken aufgenommen werden. Man sollte hier eine eigene Irrenanstalt errichten.

Saint-Venant. — Hier wurde im Jahre 1824 durch den Präfecten des Departements, Simon, das erste Reglement für Geisteskranke entworfen, wo seit dieser Zeit die armen Kranken eine bessere Pflege erhalten.

Armentières. — Die Irrenanstalt zu Armentières bildet ein langes Viereck; die eine der Seiten ist für die Wohnung des Directors, für die Gesellschaftssäle, für die Reconvalescenten, für die Küche, u. s. w. bestimmt. Die gegenüberstehende und die rechte Seite haben zwei Etagen und ein Untergeschoss. In diesem Souterrain befindet sich ein Corridor, wo sich die Logen, die 6 Fuss 6 Zoll breit, und 7—8 Fuss hoch sind, öffnen. Die beiden oberen Etagen haben gleichfalls einen Corridor, von dem man in die Zellen tritt. Auf der vierten Seite befinden sich Zimmer und Gesellschaftssäle.

Caen. — Hier befinden sich die Geisteskranken in dem Maison du bon Sauveur, wo zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andere für Frauen sind. Die Abtheilung der Männer ist wiederum aus drei Theilen zusammengesetzt, von denen sich in dem einen die ruhigen Geisteskranken, in dem zweiten die Idioten, Verwirrten und Epileptischen, und in dem dritten die Wüthenden befinden. Die Abtheilung der Frauen nimmt ein grosses dreistöckiges Gebäude ein, und vor demselben ist ein grosser Garten, der Spaziergänge für jede Art von Geisteskranken darbietet. Im Untergeschoss befindet sich eine Gallerie, von wo aus man in die Zellen eintritt. Die beiden oberen Etagen haben grosse Corridors, von wo aus man in grosse geräumige Zimmer tritt. In jeder Abtheilung befindet sich ein Badesaal, Douchen, Versammlungssäle und Arbeitssäle, und in der Mitte der Anstalt ist eine Kapelle, wo die

Männer ganz getrennt von den Frauen dem Cultus beiwohnen können. Nonnen aus dem Orden des Bon-Sauveur verwalten das Haus. Dr. Trouvé, der im Jahre 1837 starb, war lange Zeit Arzt dieser Anstalt. Er wurde seit mehreren Jahren von dem Dr. Vastel unterstützt, der sehr umsichtig und thätig ist. Im Anfange des Jahres 1829 befanden sich hier 251 Geisteskranke; am 1sten Juli 1833 dagegen 300, und bis zum 1sten Jan. 1835 hatten im Ganzen 422 Aufnahmen stattgefunden. Diese Anstalt zeichnet sich durch ihre Ausdehnung und Reinlichkeit aus.

Die Anstalt Bon-Sauveur ist nicht nur sehr gut für Geisteskranke, sondern es sind auch noch mehrere andere zweckmässige Institute damit verbunden: nämlich das Nonnenkloster des Bon-Sauveur mit einem beträchtlichen Noviciat; eine Pensionsanstalt für junge Mädchen, ein Taubstummeninstitut für beiderlei Geschlechter, wo die Kranken nach der Methode Jamet's Unterricht erhalten.

Toulouse. — Die Geisteskranken zu Toulouse sind nicht, wie man gesagt hat, aus den Gefängnissen in das Hospital de la Grave gebracht worden, sondern im Gegentheil, die Gefangenen wurden aus diesem Hospital entfernt; denn es befand sich hier, wie beinahe in allen allgemeinen Hospitälern Frankreichs, ein quartier de force, wo Epileptische, Geisteskranke beiderlei Geschlechts, Taugenichtse, Freudenmädchen, Verbrecher eingesperrt waren. Die Verwaltung der Hospitäler liess im Jahre 1819 neue Wohnungen für die Geisteskranken aufbauen, und mit diesen wurde in den Jahren 1826 und 1827 noch ein altes Kloster vereint, dessen Mauern man wegreissen und geräumigere Zimmer machen liess. Dr. Delaye, einer meiner Schüler aus der Salpetrière, wurde zum Director dieser Anstalt ernannt. Diese Anstalt lässt zwar noch Vieles zu wünschen übrig, hat aber gegen früher schon bedeutende Fortschritte gemacht.

Alby. — Hier wurde im Jahre 1832 eine Anstalt zu bauen angefangen, deren Plan ich im Ganzen nicht billigen kann.

Nantes. — Nirgends habe ich so viel Schlösser, Riegel und Eisenstangen, um die Thüren zu versichern, gesehen, als in dem Sanitat zu Nantes. Da sich die Kranken dort in einem bedauernswerthen Zustande befanden, so besahen der Dr. Tréluyet, Oberarzt der Anstalt und ich das alte Kloster de Saint-Jacques im Jahre 1821, das so lange zu einem Armenhause gedient hatte. Auf unsern Bericht wurden endlich im Jahre 1832 die alten Gebäude des Klosters für Kranke, Gebrechliche, Greise, Epileptische, Waisen, u. s. w. eingerichtet, und für die Abtheilung der Geisteskranken ein neues Gebäude erbaut. Dr. Bouchet, ehemaliger Eleve in der Salpetrière, ward im Jahre 1834 zum Arzt zu St.-Jacques ernannt, und hat daselbst eine bewundernswerthe Ordnung einge-

führt. Am 1sten Januar 1835 waren daselbst 171 Geisteskranke, wozu noch 106 im Laufe des Jahres gekommen sind.

Aurillac. — Die Anstalt, die hier im Jahre 1836 gegründet wurde, hat die grösste Aehnlichkeit mit der von Nantes. Es können hier 200 Kranke aufgenommen werden. Ein Arzt steht derselben vor, und Nonnen bedienen die Kranken.

Rennes. — Als ich das Hospital hier zum ersten Male besuchte, bestand das Lager der Kranken aus Stroh. Im Jahre 1835 wurden alle Kranken zu Saint-Méen, welches in der Vorstadt von Rennes liegt, untergebracht. Hier kann man mit Recht den Eifer und die Hingebung der barmherzigen Schwestern bewundern, die die Dienste in der Anstalt, der der Dr. Chambeyron, ein ehemaliger Eleve der Salpetrière, vorsteht, verrichten. Das Haus selbst ist schlecht, und der Architect scheint andere Irrenanstalten nicht gesehen zu haben.

Lafond. — Hier befindet sich eine kleine, schöne Anstalt, wo nicht nur die Geisteskranken nach dem Geschlecht, sondern auch nach der Krankheitsform von einander getrennt sind. Die Anstalt wurde am 1sten Decbr. 1829 eröffnet und der Dr. Fromentin Despeux steht derselben mit eben so vielem Geschick als Eifer vor.

Le Mans. — Hier waren die Geisteskranken früher in dem bedauernswerthesten Zustande. Jetzt befinden sich diese Unglücklichen in einem schönen Hause, welches nicht besser für das Wohl der Geisteskranken erbaut sein kann. Das Haus zerfällt in zwei Gebäude, von denen das eine zur Aufnahme von Männern, das andere zur Aufnahme von Frauen bestimmt ist. Jede Abtheilung zerfällt wiederum in vier Unterabtheilungen, die durch bepflanzte Höfe von einander getrennt und durch eine bedeckte Gallerie mit einander verbunden sind. Der Dr. Etoc, ehemaliger Eleve der Salpetrière, steht dieser Anstalt, die im Jahre 1834 eröffnet wurde, vor.

Strasburg. — Es ist befremdend, dass in dieser Stadt die Geisteskranken so lange Zeit in einem so traurigen Zustande sich befanden. Seit dem Jahre 1836 befindet sich eine Anstalt 3—4 Stunden von Strasburg in einem alten Kloster, und Dr. Ristelhüber steht derselben mit grossem Eifer vor.

Poitiers. — Hier waren die armen Kranken früher in dem bedauernswürdigsten Zustande. Seit einem Jahre ist dort ein neues Hospital, wo mehrere Unterabtheilungen für jedes Geschlecht und gute Zimmer, die sich auf eine Gallerie öffnen, sind. Der Dr. Lamarque steht dieser Anstalt mit Umsicht vor.

Maréville. — Hier liess der Herzog Leopold von Lothringen im Anfange des 18ten Jahrhunderts eine Besserungsanstalt für Taugenichtse erbauen, in der man später auch die Geisteskranken unterbrachte.

Diese Anstalt wurde später durch eine Feuersbrunst eingeäschert. Jetzt ist hier eine neue Anstalt, der der Dr. Bonfils d. A. eine Reihe von Jahren, und später dessen Sohn, der leider zu früh den Wissenschaften entrissen ward, vorstand.

Aus diesen Notizen lernt man die verschiedenen Anstalten Frankreichs kennen, und man sieht, dass man seit 40 Jahren grosse Sorgfalt auf diese armen unglücklichen Kranken verwandte. Ich kann hier nicht von den Privatanstalten sprechen, die von Privatleuten oder religiösen Corporationen verwaltet worden, denn diese Anstalten nehmen in Vergleich zu den öffentlichen wenige Kranke auf. So findet man im Departement der Seine 20 Privatanstalten, die nur 400 Geisteskranke enthalten; während sich in den drei öffentlichen Anstalten zu Paris nahe an 3000 Geisteskranke befinden. Zu Toulouse hat man 300 Geisteskranke im Hospital und nur 30 in der sich dort befindenden Privatanstalt. In England verhält es sich ganz anders. Der Dr. Hallidai schrieb mir im Jahre 1832, dass sich in den öffentlichen Anstalten dort 4077 Geisteskranke und in Privatanstalten 2453 befänden.

Soll ich etwa noch von den Gefängnissen reden? Wenn man auch jetzt noch Geisteskranke dort antrifft, so werden sie doch nur auf kurze Zeit und in sehr geringer Anzahl aufgenommen; denn der 6te Artikel des Finanzgesetzes von 1836 und der Entwurf, der der Kammer 1837 vorgelegt wurde, haben diesem Skandal ein Ende gemacht.

Ich habe den ersten Verbesserungen beigewohnt, bin seit 40 Jahren diesen Verbesserungen, denen ich nicht ganz fremd war, gefolgt, habe sie durch meine Schriften, Unterweisungen und Reisen unterstützt, wurde häufig von der Regierung, von den Präfecten, von den Architecten consultirt, und ich habe ihnen die Resultate meiner Beobachtungen, meiner Versuche und meiner langen Praxis mitgetheilt, und hatte das Vergnügen, meine Rathschläge, meine Prinzipien in mehreren Irrenanstalten befolgt zu sehen.

Das Beispiel Frankreichs ermuthigte auch ganz Europa, und wir sahen, wie überall Irrenanstalten zur Aufnahme und Behandlung dieser Kranken errichtet wurden.

§. 1.

Von dem Zusammenwohnen der Geisteskranken.

Ungeachtet so vieler Verbesserungen giebt es dennoch wenige Anstalten, die ausschliesslich diesen Kranken gewidmet sind, und

nirgends findet man eine Klinik zum Unterricht für junge Aerzte.*) Woher mag es wohl kommen, dass man für die Krankheit, die den Menschen in seinem wichtigsten Seyn ergreift, die weder den Armen, noch den Reichen verschont, die sich auf die achtungswürdigsten Mitglieder der Gesellschaft erstreckt, deren Studium das tiefste Nachdenken veranlasst, keinen anständigen Zufluchtsort hat? In den grössern Städten Frankreichs und Europa's bestehen Hospitäler zur Behandlung Krätziger und Venerischer, selten aber zur Behandlung Geistetkranker. Und dennoch sagt mit Recht der Herzog von Liancourt, dass der Geisteskranke am meisten unser Mitleid, unsere Beachtung verdient, dass er unsere grösste Sorgfalt erfordert, und dass, wenn auch keine Hoffnung zur Heilung vorhanden ist, uns doch noch Mittel genug übrig bleiben, diesen armen Unglücklichen wenigstens eine erträgliche Existenz zu verschaffen.

Betrachten wir jetzt einmal die Uebelstände näher, die aus dem Zusammenwohnen aller Arten von Kranken entstehen.

1) Nichts ist in solcher Wohnung für den Zustand dieser Kranken passend und geordnet, Alles ist ihrem Geiste entgegen. In den allgemeinen Hospitälern und Armenhäusern sind die Geisteskranken in ihren Logen, Zellen, Gefängnissen, Käfigen ganz verlassen, ohne dass sich Jemand mit ihnen beschäftigt; sie sind zu den niedrigsten Arbeiten im Hause und zu der drückendsten Verachtung bestimmt. In den Gefängnissen und Zuchthäusern wird man von dem abgeschmackten Scherz empört, dem diese Kranken ausgesetzt sind, da sie von Elenden, Lüderlichen und Missethätern umgeben sind, die ein grausames Spiel mit ihnen treiben, und sich über die groben Misshandlungen, Schläge und schlechte Behandlung, die an diesen Unglücklichen ausgeübt werden, freuen. Harten und barbarischen Schliessern überlassen, die sie oft noch mehr zu fürchten haben, als ihre Mitgenossen, sind die Geisteskranken dem strengen Regimen der Gefangenen unterworfen, ohne, wie letztere, von ihrer Arbeit Nutzen ziehen zu können.

Welches peinliche Gefühl muss es für die Geisteskranken sein, einen Aufenthaltsort zu haben, der sie aufreizt und erniedrigt? Welchen drückenden Gedanken müssen sie sich nicht überlassen, wenn sie irgend einen lichten Augenblick haben? Sie finden nur

*) In Deutschland bestehen zwar seit längerer Zeit in mehreren Universitätsstädten klinische Vorträge, aber leider ist der Antheil von Seiten der Studirenden so gering, dass, als ich vor mehreren Jahren dem klinischen Unterrichte eines ausgezeichneten Lehrers dieser Disciplin beiwohnte, Letzterer sich genöthigt sah, das *tres faciunt collegium* auf sich selbst, auf den Kranken und auf mich anzuwenden.
Der Uebers.

in der Rückkehr zur Ruhe traurige Erinnerungen, und hierin nur ein schreckliches Erwachen und Ursache zur grössten Verzweiflung. Verhindert dieser Zustand nicht jede psychische Reaction, die zur Heilung so nützlich ist? Und entgeht der Kranke wie durch ein Wunder so vielen traurigen Einflüssen, und wird gesund, wie viele peinliche Erinnerungen und Gedanken verfolgen ihn dann nicht, wenn er wieder in die Welt tritt?

2) Eine grosse Anzahl von Irrenanstalten, die aus Klöstern errichtet worden, sind ganz planlos, für die Bewohner schlecht eingetheilt, unbequem für den Dienst und nicht leicht zu bewachen. In den zu diesem Zwecke erbauten Anstalten stehen die Gebäude zu nahe an einander; es fehlt darin an Abtheilungen, um die Geisteskranken nach dem Character und der Periode ihres Deliriums trennen zu können. Dieser Uebelstand ist bei den am meisten gerühmten Anstalten in England, bei mehreren in Deutschland und Amerika sehr bemerkbar. Es giebt nur sehr wenige Anstalten, wo die Wüthenden von den ruhigen Geisteskranken streng gesondert sind. Man begnügt sich damit, Erstere im Parterre, Letztere in den höheren Stockwerken unterzubringen; die Reconvalescenten sind nicht immer von denen getrennt, die noch behandelt werden; die Epileptischen habe keine besondern Locale, eben so wenig die Geisteskranken, die an intercurrenten Krankheiten leiden. Im Bedlam zu London war man genöthigt, das oberste Stockwerk dazu einzurichten.

In vielen Anstalten, besonders in England, bestimmt die Höhe der Summe, die das Individuum zahlt, seine Stelle; dieser Unterschied ist nur für ruhige und reinliche Geisteskranken wirklich vorhanden; denn die Wüthenden und die, welche sich beschmutzen, theilen das allgemeine Loos, mögen sie auch noch so viel bezahlen, um besser gepflegt zu werden, und besser zu wohnen. In England gründen sich die Abtheilungen auf die Höhe der zu zahlenden Pension. Zu Glasgow, Wakefield, Prag, Siegburg u. s. w. giebt es zwei Abtheilungen, eine für Reiche und eine für Arme. Diese Eintheilung ist mindestens ungerecht; der Character und die Periode der Krankheit darf allein zur Klassification der Geisteskranken dienen.

§. 2.

Was haben die verschiedenen Irrenanstalten mit einander gemein, und in wiefern erfüllen sie ihre Bestimmung?

1) Die meisten Anstalten liegen in den Städten, einige auf dem Lande in Ebenen oder auf Bergen. In den Städten mangelt der Raum; die Kranken werden durch das Geräusch mehr aufge-

regt; sie empfangen zahlreichere und häufigere Besuche, die Wärter werden mehr zerstreut, sind eher zum Ausgehen geneigt, während auf dem Lande mehr Raum vorhanden ist, die Kranken mehr Ruhe haben, aus der Anstalt treten können, um spazieren zu gehen, oder um Feldarbeiten zu verrichten, und die Besuche dort seltener sind. Endlich finden auch noch ökonomische Verhältnisse statt. Die beste Lage für eine Irrenanstalt ist der ebene Platz auf einem nicht zu hohen Berge, aber dieser Platz muss hinlänglich gross sein, sonst fehlt es in den Gebäuden an Raum, und Terrassen und Treppen sind alsdann wegen der Ungleichheit des Bodens nothwendig. War der glückliche Erfolg, den die Anstalt zu Pirna in Sachsen erzielte, in dieser Beziehung nicht ein trauriges Beispiel für Deutschland, wo die meisten Irrenanstalten, die seit einiger Zeit in alten Klöstern begründet wurden, auf Höhen liegen?

2) Die Form der Gebäude ist sehr verschieden. Im Allgemeinen sind sie zu nahe an einander gedrängt, und die Kranken zu sehr einander genähert. Bald befinden sich alle Gebäude auf einer und derselben Linie, wie zu Saint-Luc, bald findet man ein Centralgebäude, von wo vier Flügel mit drei Stockwerken ausgehen, wie z. B. zu Glasgow und zu Genua. Zu Turin stehen auf dem Mittelgebäude von jeder Seite parallel mit einander zwei Flügel, die nicht die Linie des Centralgebäudes überschreiten. — In Norwegen ähneln die Irrenanstalten der zu Glasgow. — Zu Wakefield haben die Gebäude die Gestalt eines H; zu Wien hat man in dem Garten des Hospitals eine Rotunde von fünf Stockwerken errichtet, und um das Hauptgebäude liegen symmetrisch Pavillons, vor deren jedem sich ein Hof befindet, und die mit einander durch Gallerien verbunden sind.

3) Es fehlen Höfe, und manchmal können die Frauen erst spazieren gehen, wenn die Männer den einzigen Hof der Anstalt verlassen haben. Fast nie sind die Höfe gross, noch so zahlreich genug, dass die Kranken von verschiedenen Klassen zu allen Tageszeiten darauf spazieren gehen könnten. Auch sind die Höfe dunkel, durch hohe Mauern eingeschlossen, feucht, kalt im Winter, brennend warm im Sommer. Sie sollten mit einem Spaziergange versehen sein, der mit Bäumen bepflanzt ist, damit die Kranken vor den Sonnenstrahlen geschützt seien. Besonders ist der Mangel an Höfen in England sehr fühlbar.

Fehlt es an Höfen, so muss man die wüthenden Geisteskranken, die Alles zerbrechen, zerreissen, stets eingeschlossen halten, und diese Kranken bedürfen am meisten der freien Luft und der Bewegung. In manchen Hospitälern sieht man noch Ketten an den Mauern der Höfe hängen, um hieran die zu befestigen, denen man die frische Luft zu athmen gestattet. Bei Regenwetter können die Kranken nur auf den oft engen und finstern Corridors

spazieren gehen; hiervon muss man die grossen Gallerien ausnehmen, von denen man zu Bedlam in die Zellen tritt, so wie die in den meisten Hospitälern, die auf diese Weise eingerichtet sind, wie zu Saint-Luc in London, und die neuen Anstalten zu Caen, Genua, Turin, u. s. w.

Ich nenne die Vereinigungssäle, die man in vielen Irrenanstalten findet, nicht Spaziergänge; diese Säle dienen im Winter als Wärmstuben, sind aber gewöhnlich zu klein, und mit Kranken zu überfällt, als dass man darin spazieren gehen könnte.

4) Mögen die Gebäude ein einziges Ganze ausmachen oder eingetheilt sein, wenn sie mehrere Stockwerke haben, so bieten sie doch unzählige Uebelstände dar. In einigen Anstalten liegt die unterste Etage halb in der Erde, die Wohnungen sind nicht hell, und die Luft hat nur durch die Zuglöcher Zutritt, welche auf den Corridor gehen. Hier sind die Wüthenden in den meisten Anstalten Englands, so wie auch zu Lille, Armentières, wo man die englische Bauart in einigen Stücken nachgeahmt hat, untergebracht. Die ruhigen Geisteskranken bewohnen in den meisten Anstalten das erste, zweite, ja zuweilen auch das dritte Stockwerk, und in mehreren Anstalten wohnen die Frauen par terre und die Männer über ihnen. Diese schlechte Einrichtung konnte zu Prag und zu Siegburg auch nicht vermieden werden. Diese Etagen haben einen mehr oder minder breiten Corridor, von wo aus man in die Zellen eintritt, die gewöhnlich auf einer Seite, manchmal auch auf beiden Seiten liegen. Die Geisteskranken, die die oberen Etagen bewohnen, sind eingesperrt, bestimmen sich schwer, spazieren zu gehen, weil sie die Mühe des Hinab- und Hinaufsteigens fürchten. Die Diener verlieren so viel Zeit, und werden leicht ermüdet. Da die Thüren der Gallerie und der Corridors verschlossen sind, so sind die Wärter allein, entbehren allen Beistand, und können sich schwer gegen einen Geisteskranken, der von Wuth befallen wird, vertheidigen. Soll ein Kranker ins Bad, auf den Hof oder nach dem Spaziergang, so muss man zu Zwangsmaassregeln seine Zuflucht nehmen. Sind die Wohnungen zu ebener Erde, so gehen die Kranken lieber aus ihren Gemächern, und werden hierzu durch das Beispiel ihrer Mitgenossen, die gehen und kommen, aufgefordert. Sie glauben sich freier, und sind es auch wirklich, weil die Wachsamkeit scheinbar geringer ist. Sie hören nicht immerwährend die Riegel öffnen und schliessen, können ausgehen, ohne um Erlaubniss zu fragen und ohne dass man nöthig hat ihnen die Thüre zu öffnen, eine Abhängigkeit, die der grössten Anzahl von Kranken nicht zusagt. Da die Wohnungen offen sind, so werden die Kranken leichter bewacht, die Wärter können sich gegenseitig beistehen, sich beobachten, und dieses beugt vielen bösen Zufällen, vieler Unzufriedenheit vor.

In den Häusern mit mehreren Stockwerken ist eine genügende Wachsamkeit fast unmöglich; sie ist sicherer, leichter im Erdgeschoss. Und kann man es wohl in der That von dem Director einer Anstalt verlangen, unaufhörlich zahlreiche Treppen auf- und ab zu steigen? Die physischen Kräfte würden sich hier dem Eifer entgegen stellen; während bei unserem Systeme der Director das Local ohne Mühe durchgehen und die Kranken, und besonders das dienende Personal bewachen kann. Jeder der letztern bleibt dann auf seinem Posten, und Niemand kann den Zustand der Unglücklichen, die ihm anvertraut sind, missbrauchen. Auch betrachte ich die Stockwerke als die Ursache einer grossen Anzahl von Selbstmorden, die in einigen Anstalten statt finden.

5) Die Wohnungen der Kranken müssen nicht minder sorgfältig beobachtet werden; sie sind oft schlecht. In einigen zu Irrenanstalten eingerichteten Klöstern und in einigen Hospitälern hat man einige alte Gebäude benutzt, um Schlafsäle, Säle, Zimmer mit einem, zwei, drei und mehreren Betten, endlich Zellen einzurichten. Die Wohnungen im ersten und zweiten Stockwerk sind für ruhige, reinliche Geisteskranke und Pensionaire bestimmt. Die Säle und Zellen sind in den verschiedenen Abtheilungen unregelmässig vertheilt. Man hat Logen und Zellen zu ebner Erde, ja zuweilen unter der Erde erbaut. Die Wüthenden und die Geisteskranken, die sich beschmutzen, werden in einen wirklichen Käfig gesperrt, der aus Holz verfertigt ist, und nach allen Seiten hin eine Aussicht eröffnet. Diese Käfige werden in grosse Säle gestellt, und zwischen den Stäben wirft man diesen Unglücklichen die Nahrungsmittel und Stroh zu. Die Käfige, die einen Fuss über der Erde hervorragen, sind manchmal ganz von Holz und 5 Fuss hoch. Diese Käfige waren zu Maréville in Kellern. Zu Saumur waren die Zellen und gemeinschaftlichen Säle in Felsen gehauen. In den Gefängnissen sind die Wüthenden in Buchten, die manchmal unter der Erde sind, und durch ein Kellerloch oder die Thür erleuchtet werden.

6) Die Zellen, die Zimmer sind in den Anstalten nicht immer gross genug; oft gehen sie auf Höfe, und sind nicht gehörig vor Regen und Feuchtigkeit geschützt. In den obern Stockwerken gehen die Zellen auf Corridors aus, die oft eng und schlecht erleuchtet sind, und manchmal sind die Zellen gegeneinander gebaut, wodurch die Luft nicht gehörig erneuert werden kann. Befinden sich zwei Reihen von Zellen auf einem Corridor, so hört der gegenüberwohnende Kranke den Lärm seines Nachbars. Zu London und in allen Irrenanstalten, die nach demselben Princip gebaut sind, befinden sich nur eine Reihe von Zimmern auf dem Corridor, und dieser ist breit, hoch, gedielt, durch grosse Fenster erleuchtet, aber der Ausgang ist leider zu sehr mit Eisen beschla-

gen. Die Zimmer sind gewölbt, mehr tief als breit, das Fenster, das der Thür gegenüber liegt, ist mit einem Gitter versehen; das Bett steht unter dem Fenster. Die ganze Einrichtung zeigt dieselben Zwangs- und Sicherheitsmittel, gleichsam als wäre Alles für Wüthende gemacht, obgleich es unter hundert Geisteskranken kaum zehn giebt, deren Delirium eine besondere Vorsicht erfordert.

Ehemals waren die Thüren der Zellen im Allgemeinen klein und sehr niedrig, und mit grossen Schlössern und Riegeln versehen. Alles dies wurde in den neuen Anstalten aufgegeben. In der Salpetrière sind die Riegel ganz platt, und man kann sie so machen, dass sie nur die Dicke vom Holze haben.

Die Thüren waren und sind noch im Allgemeinen mit einem innern Ausschnitte versehen, der verschlossen wird, wodurch man die Nahrungsmittel giebt, und von wo aus man die Geisteskranken den Neugierigen zeigte.

Die Zellen oder Zimmer werden durch ein Fenster erleuchtet und gelüftet. Das Fenster ist bei der Thür, selten gegenüber, wenigstens in Frankreich. In England, in Amerika, in Deutschland ist es sehr hoch und liegt der Thür gegenüber. Die halb unterirdischen Zimmer in Bedlam, Armentières und in andern Anstalten sind nur durch Luftlöcher erleuchtet. Die Käfige erhalten Luft und Licht von dem Saale, wo sie hingestellt sind. Manchmal fehlen die Fenster ganz, und die Logen werden nur durch die Thür erleuchtet. Die Oeffnung neben der Thür ist gewöhnlich klein, mit eisernen Stäben und einer Klappe versehen, und ohne Fensterscheiben. Zuweilen ist auch die Oeffnung über der Thür. Fenster an der Seite der Thür taugen zur Erneuerung der Luft nicht; sehr hohe Fenster über der Thür, oder derselben gegenüber, gehen selten auf oder zu, wenn sie Scheiben oder Fensterladen haben. Ihre Höhe macht die Zimmer finster, traurig, und die Bewohner derselben werden durch keinen äussern Gegenstand zerstreut. Es scheint, als hätte man es sich absichtlich vorgenommen, dem Geisteskranken die ihm so nothwendige Luft, das Licht, welches sie beleben kann, und die Aussicht zu nehmen. Man glaubt Häuser zu sehen, die bestimmt sind, die zu tödten, welche sie zu bewohnen verdammt sind.

Die hier so eben besprochenen Oeffnungen sind nicht nur der Gesundheit nachtheilig, sondern sie setzen auch die Diener der grössten Gefahr aus, und verhindern eine genaue Wachsamkeit. Man müsste sonst, wie der Dr. Jacobi es will, eine kleine Leiter nehmen, und die Kranken durch ein Loch über der Thür beobachten.

7) Grosse, niedrige Fenster, der Thür gegenüber, haben unzählige Vortheile. Die Zimmer sind besser erleuchtet, gelüftet, reinlicher, der Kranke ist bewacht. Denn ist der Geisteskranke,

der von Morgen bis auf den Abend eingesperrt ist, und den man nur beobachten kann, indem man die Thür öffnet, nicht hierdurch vielfachen Gefahren ausgesetzt? Darf man hier nicht Masturbation, Selbstmord u. s. w fürchten? Sind im Zimmer kleine oder vergitterte Fenster, so kann man nicht so leicht in die Wohnung treten, und wenn sich ein Wüthender eingeschlossen, und sich mit einer für sich und Andere gefährlichen Waffe versehen hat, wer wagt es dann, in sein Zimmer zu gehen? Jacobi erwidert zwar: «zwei starke und muthige Männer.» Aber wenn auch diese beiden Männer eine grosse Gefahr vermeiden, werden sie dann auch einen Kampf vermeiden können? Wenn in einem ähnlichen Falle die Fenster gross, niedrig, der Thür gegenüber sind, so stellen sich die Diener, als wollen sie durch eine der Oeffnungen, z. B. durch's Fenster eintreten. Der Wüthende, der stets unvorsichtig ist, leitet sodann auf diesen Punkt alle seine Vertheidigungsmittel, während man, wenn die Schlösser gut sind und sich leicht und ohne Geräusch öffnen, zu ihm durch die Thür gelangt, und zwar ohne Gefahr für den Kranken und die Diener; ja ausserdem sah ich auch noch, dass die Wuth augenblicklich durch Ueberraschung aufhörte.

Es wird die Beobachtung während der Nacht leichter; der Arzt kann durch das Fenster nicht nur für den Kranken, sondern auch für das Allgemeine nützliche Erfahrungen sammeln, Nachlässigkeit und schlechte Behandlung der Wärter leichter erfahren. Bei Tage sieht und beobachtet der Arzt im Spazierengehen den Kranken, der in seiner Wohnung geblieben ist und das Geräusch vor dem Fenster trägt manchmal dazu bei, die Kranken von ihren Ideen abzuziehen.

Da die Wüthenden, und manchmal auch die Monomaniaci Mittel finden, durch einen Knochen, Nagel, Messer, ja selbst durch die ihnen angelegten Ketten die dicksten Mauern zu zerstören, so hat man die Zimmer mit Holz bekleidet, um sie sicherer zu machen. Diese Zimmer sind wärmer und trockener; sind sie aber von einem schlechten Geruch durchdrungen, so ist es nicht leicht, diesen wieder fortzubringen; ist der Urin in das Holz gedrungen, und haben sich in die Spalten Insekten festgesetzt, so muss man aufs Neue die Zimmer bekleiden lassen. Einige Geisteskranken zerstören die Mauern, den Fussboden, mehrere zerschlagen die Scheiben, und können sich mit den Scherben verwunden. Um die Scheiben zu bewahren, wendet man in einigen Anstalten Deutschlands Kreuzhölzer an. Jacobi will, die Fenster sollen 9 Fuss über dem Fussboden sein und die Mauer sich neigen, damit die Kranken nicht zu den Fenstern gelangen können. Wir haben in Charenton, Caen, Bordeaux und in mehreren andern Anstalten grosse, niedrige Fenster, zu welchen die Kranken sehr leicht ge-

langen können, und die Scheiben werden selten zerschlagen; und dies wird selten geschehen, wenn die Kranken ungehindert ihre Zimmer verlassen können.

Es giebt Geisteskranke, die den Kopf gegen die Wand stossen, um sich zu tödten. In diesem Falle ist es weit besser, sie in ein ganz finsteres Zimmer zu bringen, und dasselbe mit Matratzen zu umgeben, als sie zu binden. Dies ist ein herrliches Mittel, kann aber nur momentan angewandt werden; denn liesse man die Kranken lange darin, so würden sie das Zimmer so beschmutzen, dass es nicht mehr bewohnbar wäre.

Nicht immer sind die Wüthenden in einzelnen Zimmern; im Hôtel-Dieu zu Paris waren sie sonst in einem Saale vereinigt. In mehreren Irrenanstalten Italiens, die übrigens sehr wohl geordnet und dirigirt sind, ist dieses noch gebräuchlich.

8) Die Decke ist gewöhnlich platfonirt, oft gewölbt. Zu Armentières und Lille sind die Gebäude der Anstalten ganz gewölbt.

Der Fussboden zu ebener Erde ist entweder mit Ziegeln oder mit breiten Steinen ausgelegt, oder mit Bruchsteinen gepflastert; ziemlich oft ist er gedielt. Das Letztere ist in England, Holland und Belgien der Fall. Der gedielte Fussboden lässt Feuersgefahr befürchten, ist aber wärmer und passt besser in den oberen Stockwerken für ruhige und reinliche Geisteskranke. Am unzweckmässigsten ist ein gepflasterter Fussboden. Die Stoffe, von denen er beschmutzt wird, dringen bald durch die Fugen, und es entsteht ein Gestank in dem Zimmer, den sogar die Kleider annehmen; überdiess kann man das Pflaster unmöglich trocken und rein erhalten. Der Boden der wenigen Zellen für unreinliche Wüthende muss daher mit grossen Steinplatten ausgelegt und etwas abschüssig nach der Thür zu sein. In den Schlafsälen, wo die Paralytischen schlafen, hat man in der Salpetrière und im Bicêtre jedes Bett auf eine breite Steinplatte gestellt, die etwas ausgehöhlt ist, um den Urin aufzunehmen, und ein Loch hat, durch das er in einen Kanal unter der Erde abläuft. Diese Steinplatte kann nach Willkür gereinigt werden.

Das beste Zimmer ist das, welches den gewöhnlichen Wohnstuben am meisten gleicht.

9) Alles, was sich auf die Reinlichkeit der Geisteskranken bezieht, ist zu wichtig, als dass ich nicht noch etwas über die Nachtstühle sagen sollte. Man hatte solche Vorrichtungen beinahe überall in den Logen, Zimmern, ja sogar in den obern Stockwerken eingerichtet. Obgleich dies anfangs zweckmässig erscheint, so ist es doch überflüssig, und es giebt viele Anstalten, wo keine sind. Die meisten Geisteskranken gewöhnen sich daran, auf die allgemeinen Nachtstühle zu gehen; die ruhigen und reinlichen

Geisteskranken schliessen die Sitze sorgfältig, andere bedienen sich derselben, um Alles, was sie sammeln, darin aufzubewahren. Diejenigen Kranken, deren Vernunft so verirrt ist, dass sie ganz gleichgültig gegen ihre Lage sind, verunreinigen den Nachtstuhl; Andere verlassen die Corridors, den Hof, um ihr Bett und den Fussboden ihres Zimmers zu beschmutzen. Zu Bordeaux stehen die Nachtgefässe unter den Fenstern, und können vom Hofe aus herausgenommen werden. An andern Orten befinden sich die Nachtstühle auf den Gallerien oder Corridors. Oft sind die Gefässe schlecht gesetzt, und der Urin fliesst vorbei, wenn nicht, wie in der Anstalt zu Siena, die Sitze von Marmor und ausgehöhlt sind, damit der Urin dort abfliessen kann. In mehreren Anstalten mündet sich der Ausfluss aus den Nachtgefässen in einen Rinnstein, der unter den Wohnungen der Geisteskranken fortläuft; hierdurch entsteht im Winter durch Oeffnung der Nachtstühle eine kalte, feuchte Luft in den Zimmern, und im Sommer ein fürchterlicher Geruch, weil durch die Rinnen nicht immerwährend Wasser fliesst. Auch geschieht es, dass Ratten durch die Oeffnungen kommen, die Geisteskranken erschrecken und sie selbst verstümmeln, wenn diese Unglücklichen in die tiefste Unempfindlichkeit verfallen sind. Ich habe diese Erfahrung gemacht.

Sicher ist es, dass es sehr schwer hält, die Abtritte reinlich zu halten, wo sich viele Menschen vereint befinden, und dies wird um so weniger in einer Irrenanstalt möglich sein, da die Geisteskranken unbesorgt und selbst zu allen Arten von Schmutzereien geneigt sind. Aus allen Versuchen, die ich in dieser Beziehung habe machen sehen, und die ich selbst angestellt habe, habe ich den Schluss gezogen, dass die Abtritte von den Gebäuden entfernt sein müssen. So entgeht man dem bösen Geruch und erhält die Reinlichkeit. Die Kranken müssen durch offene Corridors zu den Nachtstühlen gelangen, und bei gehöriger Bewachung gehen alle Kranke dorthin. Der Nachtstuhl muss aber so beschaffen sein, dass er leicht gereinigt werden kann. In einigen Anstalten Englands sind die Nachtstühle so eingerichtet, dass sich durch das Schliessen der Klappe ein Ventil öffnet, welches Wasser enthält und den Schmutz mit fortführt. Es würde mich zu weit führen, hier in Details einzugehen, daher wollte ich hier nur angeben, was man vermeiden muss, und was man thun kann.

10) Oft fehlten den Geisteskranken die Betten, und die Wüthenden lagen auf Stroh, manchmal auch nur auf dem Boden, und hatten nur Stroh, um sich vor Feuchtigkeit zu schützen. Waren Betten vorhanden, so waren sie von jeder nur möglichen Form. In der Salpetrière sind die Bettstellen für wüthende Frauen von Holz, 6 Fuss lang, $2\frac{1}{2}$ Fuss breit, 18 Zoll tief, stehen auf Füssen, und befinden sich in einem Winkel der Zelle, durch eiserne Bänder

an den Mauern befestigt. Die ruhigen Geisteskranken und die Reconvalescenten haben fast überall gewöhnliche Bettstellen von Holz oder Eisen. Im Allgemeinen stehen die Bettstellen an einer, ja an zwei Mauern, was aber unpassend ist, da, wenn man z. B. einen wüthenden oder eigensinnigen Kranken hineinlegen will, dieser einen Stützpunkt an der Mauer findet, und wenn man einen Kranken bedienen will, man durch die Mauer daran gehindert wird. Daher müssten die Bettstellen für die Wüthenden durch die Füsse am Boden befestigt und von den Mauern entfernt sein. Für die Geisteskranken, die unreinlich sind, wünschte ich Bettstellen mit doppeltem Boden. Der unterste Boden müsste stark mit Holz und Blei belegt, vom Kopf- nach dem Fussende geneigt sein, und an dem abhängigsten Punkte ein Loch haben, durch welches der Urin in ein darunter stehendes Gefäss sich ansammeln könnte. Der zweite, von dem untersten 2 Zoll entfernte Boden müsste gegittert sein, und das Stroh und die übrigen zum Bett nöthigen Dinge enthalten.

Das Stroh muss täglich, und so oft es beschmutzt ist, erneut werden.

11) Die Wäsche und die Bekleidung der Geisteskranken sind fast überall in schlechtem Zustande. Die Kranken, die Alles zerreissen und unreinlich sind, sind mit Lumpen bedeckt, und manchmal sogar ganz nackt. In gut geleiteten Irrenanstalten zieht man diesen Unglücklichen die Zwangsjacke oder ein langes Kamisol an. Im Bicêtre und in der Salpetrière werden die Kleidungsstücke den Geisteskranken bei ihrem Eintritt abgenommen, gewaschen, gereinigt, und erst wiedergegeben, wenn sie aus der Anstalt treten. Im Bicêtre bekommen die Unglücklichen grosse Ueberröcke; dasselbe geschieht in London. In Spanien tragen sie eine Blouse von grünem Tuch; in vielen Anstalten haben die Geisteskranken eine Uniform; so z. B. hat man in Aversa im Königreich Neapel für jede Art der Geisteskrankheit einen bestimmten Anzug. Häufig klagt man darüber, dass es ungeachtet der grössten Wachsamkeit unmöglich ist, gewisse Kranke angezogen zu erhalten, und man bindet sie daher; jedoch scheint mir dieses Mittel schlimmer als das Uebel selbst zu sein.

12) Die Mittel zur Erwärmung, besonders für die Wüthenden, fehlen fast überall in Frankreich; die Logen zu ebner Erde werden nirgends geheizt. In einigen Anstalten hatte man die Maniaci in Keller untergebracht, um sie vor der Kälte zu schützen. In einigen Anstalten im Norden werden die Zimmer durch Oefen erwärmt, die vom Corridor aus geheizt werden. In London und beinahe in ganz England erwärmen Röhren, deren Feuerung im Souterrain ist, die Gallerie, von wo aus die Wärme in die Zimmer dringt. Diese Heizungsart hat man im nördlichen Deutsch-

land auch angenommen. In vielen Anstalten haben einige Zimmer Kamine; dies ist z. B. in Charenton und Caen für einige Pensionaire der Fall. — Nicht die Geisteskranken, welche dieses Vorrecht haben, nicht die, welche in die Wärmzimmer gehen können, erfordern die meiste Sorgfalt, um vor Kälte geschützt zu sein, sondern die Wüthenden, die ihr Zimmer nicht verlassen dürfen, die Melancholischen, welche liegen bleiben, die Idioten, die sich nicht von der Stelle rücken, alle diese sind der grossen Kälte ausgesetzt. — Weil einige Maniaci für die grösste Kälte unempfindlich sind, so hat man schnell den Schluss gezogen, dass gar kein Geisteskranker sich zu erwärmen brauche; und dennoch suchen diese Kranken die Sonne auf, fürchten die Kälte, und wärmen sich sehr eifrig. Glaubt man etwa, dass die Maniaci, weil ihre Zimmer eng und klein sind, strenge Kälte aushalten können? Wenn dies auch der Fall ist, so geschieht es nur dadurch, dass die Luft in ihren Wohnungen von Miasmen und schädlichen Ausdünstungen angeschwängert wird, und auf ihr Leben einen traurigen Einfluss ausübt. Kann man wohl glauben, dass der spontan entwickelte Wärmestoff hinreichend sei, um das Pflaster zu erwärmen, auf dem der Maniacus sich rollt? Nein, gewiss nicht. Deshalb findet man, wenn auch der Winter gelind ist, sogar bei uns einige Unglückliche mit erfrornen Gliedern. Da die Zimmer verschlossen bleiben, so erneut sich nicht die Luft darin, und so gesellen sich zu der Geisteskrankheit noch der Scorbut und andere heftige Krankheiten.

Am besten geschieht die Erwärmung durch Wärmeröhren, die eine angenehme Temperatur auf den Gallerien und Corridors, von denen man in die Zellen tritt, unterhalten. Die Geisteskranken öffnen dann lieber ihre Zimmer, sie hocken dann nicht, von Kälte erstarrt, auf ihrem Bette, und machen sich eher Bewegung. Diese klugen Anordnungen beugen den so eben besprochenen traurigen Folgen vor.

Man muss aber auch auf den Grad der Temperatur Acht haben, denn die Diener werden aus Nachlässigkeit zu jeder Zeit gleich stark heizen. Dies kann durch ein Thermometer leicht verhütet werden.

Die allgemeinen Wärmstuben können als Arbeitssäle benutzt werden, und alle Arbeiter müssen sich dahin begeben. Diese Versammlungsorte dürfen aber nicht durch eiserne Oefen oder durch Blechröhren erwärmt werden, denn beide verbreiten einen unangenehmen Geruch, und die Kranken, die sich denselben nahen, können sich verbrennen; daher sind thönerne ode von Ziegeln erbaute Oefen vorzuziehen. Eine gute Verwaltung muss, nachdem sie für passende Erwärmungsmittel gesorgt hat, streng alle Instrumente, deren sich einzelne Individuen bedienen, um sich vor Kälte

zu schützen, untersagen. Kohlenbecken, die in Frankreich so sehr im Gebrauch sind, taugen nichts; sie verbreiten einen unangenehmen Geruch und schädlichen Kohlendampf; überdiess kann dadurch Feuersgefahr entstehen, und die sich Wärmenden können sich daran verbrennen. Von den für die Gesundheit so nachtheiligen Folgen, die der Gebrauch der Kohlenbecken nach sich zieht, sage ich nichts, da hierüber alle Aerzte einstimmig sind.

Es müssen wenigstens so viel Wärmstuben sein, als es Abtheilungen im Hospital giebt. Die Oefen dürfen nicht von einem enormen eisernen Käfig, noch von an den Fussboden befestigten Bänken umgeben sein, auf denen die Wüthenden, zuweilen beinahe nackt oder von Schmutz bedeckt, angekettet werden. In einem solchen Saale wird man unter den von so einer Behandlung aufgeregten Unglücklichen keine ruhigen, reinlichen Geisteskranke, ja sogar keinen Reconvalescenten finden. Ein solches Schauspiel boten die Wärmstuben in England dar. In Manchester wurden die Geisteskranken durch eine kurze Kette am Fuss befestigt, und so verhindert, sich dem Ofen zu sehr zu nahen. Das Anketten der Geisteskranken um die Oefen, das sonst in England so gebräuchlich war, ist heut zu Tage gewiss ausser Gebrauch gekommen.

13) Ich habe so eben gesagt, dass die Wärmstuben als Arbeitssäle benutzt werden; man kann deren nicht zu viel errichten. In der Salpetrière hören die geisteskranken Frauen unaufhörlich das Wort Arbeit, und treiben sich gegenseitig dazu an. Hält man die Geisteskranken zur Arbeit an, so zerstreut man sie, richtet ihre Aufmerksamkeit auf vernünftige Gegenstände, gewöhnt sie an Ordnung, beschäftigt ihre Intelligenz, und verbessert das Loos der Dürftigsten. Nicht selten werden Kranke nach der Salpetrière geführt, die durch das tiefste Unglück geisteskrank geworden sind und sie treten vollkommen verständig und mit einer kleinen Summe Geld aus der Anstalt, wodurch sie die ersten Lebensbedürfnisse befriedigen und ein kleines Geschäft beginnen können. In vielen Irrenanstalten hat man Werkstätten für die Männer eingerichtet, woselbst verschiedene Handwerke getrieben werden. Jeder kann das wählen, welches am meisten mit seinem Geschmack und seinen Gewohnheiten übereinstimmt. Auch beschäftigt man die Geisteskranken mit Haus- und Gartenarbeiten, so wie mit Ackerbau. Sagen diese Beschäftigungen den Reichen nicht zu, so muss man ihnen Zerstreuungen verschaffen, die ihrer Erziehung analog sind, sie gymnastische Uebungen, Spiele unternehmen lassen, die ihre Muskelkräfte üben.

14) Das Regimen der Geisteskranken war ehemals wie das der Gefangenen beschaffen, d.h. man gab ihnen Brot und Wasser; höchstens war das Regimen so gut, wie das der Armen in den

Hospitälern. Seit der Verordnung vom Jahre 1819 hat sich das Regimen verbessert. Man giebt ihnen täglich eine Suppe, Gemüse und Fleisch, zu Paris Wein, in der Normandie Cider, im Norden Bier, im mittägigen Frankreich Wein. In einigen Anstalten giebt man nur den Pensionairen Wein, und in andern mischt man den Wein mit Wasser. Im Allgemeinen ist die Nahrung in den Irrenanstalten sehr gut, und den Sitten jedes Landes analog.

Die Quantität, die Qualität, die Bereitung und die Vertheilung der Nahrungsmittel bedürfen noch mancher Verbesserungen. Das Regimen ist zu einförmig; man wechselt zu selten mit den Speisen, giebt zu oft trockene Gemüse, und das Fleisch, das vorher gekocht wird, ist hart und kalt, wenn man es aufträgt. Dasselbe ist mit den Gemüsen der Fall, die selten weich sind. Die Wüthenden, die die ihnen dargereichten Speisen wegwerfen, haben oft nur Brot zu essen. Wie vielen Qualen, wie vielen Widerwärtigkeiten, wie vielem Geschrei, wie vielen Ausbrüchen von Wuth kommt man nicht in wohl eingerichteten Anstalten zuvor, wo die gut bereiteten Nahrungsmittel an gemeinschaftlichen Tafeln, die man bewachen kann, verzehrt werden.

Ehemals assen die Geisteskranken in ihrem Gefängniss; heut zu Tage versammeln sie sich fast überall an gemeinschaftlichen Tische, und es giebt Irrenanstalten, wo man ihnen sogar Messer anvertraut. En England giebt man ihnen dünne Messer, die am Ende abgerundet sind, und deren Klinge nur in der Mitte ungefähr 2—3 Zoll scharf ist.

§. 3.
Von der Leitung der Irrenanstalten.

1) In jeder Irrenanstalt zerfällt die obere Leitung in zwei ganz bestimmte Theile. Dem Director, dem Oeconoman kommen die allgemeine Verwaltung des Innern der Anstalt, das Rechnungswesen, die Aufnahme und der Austritt der Kranken, und die Wachsamkeit über das Verfahren der verschiedenen Angestellten zu. Die Vorsteher dieser Anstalten müssen in innigen Verhältnissen mit dem dirigirenden Arzte stehen, und sich mit ihm über alle Veränderungen und Verbesserungen, die im Interesse der Kranken gemacht werden können, verständigen. Dem Arzte allein muss die obere Leitung über Alles, was unmittelbar die Kranken und den ärztlichen Dienst betrifft, überlassen sein.

2) Fast überall waren die Geisteskranken Opfer des traurigen Vorurtheils, wodurch sie für gefährliche, übelwollende und vornehmlich für unheilbare Wesen galten. Sie wurden nur in einigen grossen Städten ärztlich behandelt. Oder kann man Blutentziehungen, Aderlässe im Monat Mai und Juni, wöchentlich genommene Vo-

mitive, Pulver, die durch einen Apotheker ausgetheilt wurden, oder Bäder, Douchen, die man bei allen Geisteskranken zu einer gewissen Jahreszeit anwandte, eine ärztliche Behandlung nennen? Der Arzt oder Chirurg wurde nur bei einer intercurrenten Krankheit gerufen, und auch dann nur, wenn die Kranken dem Sterben nahe waren. Regelmässige ärztliche Besuche wurden nur in wenigen Anstalten gemacht. In Bedlam wurden die Besuche nur zweimal wöchentlich gemacht, die täglichen Besuche nahmen erst ihren Anfang im Bicêtre und in der Salpetrière.

In allen Städten Frankreichs, in ganz Europa wird der arme Kranke durch einsichtsvolle Aerzte behandelt. Der Eifer und die Einsicht dieser Aerzte ging für die Geisteskranken verloren. Man gebe aber nicht den Aerzten die Schuld; sie wurden entmuthigt, da ihnen Alles fehlte; überall haben sie neue Wohnungen, ein besseres Regimen für die Geisteskranken gefordert, selten aber wurden ihre Wünsche erfüllt.

Der Arzt muss einigermassen das Lebensprincip in einer Irrenanstalt sein. Durch ihn wird Alles in Bewegung gesetzt; er leitet alle Handlungen, regulirt alle Gedanken. Der Arzt muss mit einer Auctorität versehen sein, der sich Niemand entziehen kann. In Preussen und Oesterreich ist der dirigirende Arzt Director des Hospitals. Ich kenne in Frankreich nur den Doctor Aurillac, der zu gleicher Zeit Verwalter ist. Ich brauche hier nicht noch einmal von den Eigenschaften zu sprechen, die der Arzt einer solchen Anstalt haben muss; eben so wenig will ich seine Pflichten hier angeben, denn die Würde unsers Standes legt uns strengere Pflichten auf, als alle Verordnungen.

Der Arzt dictirt bei seinem Besuche seine Verordnungen einem Studiosus der Medicin und einem Lehrling der Pharmacie. Zugegen ist der Wärter oder die Wärterin des Kranken, stattet Bericht über denselben ab, und beantwortet die vorgelegten Fragen. Der Arzt giebt bei der Aufnahme den Zustand eines jeden Geisteskranken an, befiehlt, wohin er gebracht werde, und ordnet allein seinen Uebergang von einer Wohnung zur andern an. Er verordnet Zwangsjacke, Bäder, Douchen, die Art der Zerstreuung, die Arbeit, die einem jeden Kranken zukommt; er bewilligt Belohnungen, erlaubt Besuche; mit einem Worte, ihm allein gehört die medizinische Polizei des Hauses an.

3) In mehreren Anstalten Frankreichs beschäftigen sich Nonnen mit der Bedienung der Geisteskranken. Diese unglücklichen Kranken erhalten von diesen achtbaren, uninteressirten, wohlwollenden und mitleidigen Schwestern die beste Pflege; denn wer könnte besser als sie Geduld und Sanftmuth ausüben, da sie den Freuden des Lebens entsagen, und auf eine Belohnung hoffen, welche Menschen nie gewähren können. In einigen Irrenanstalten

Italiens und des mittägigen Deutschlands besteht die Bedienung aus Mönchen, die zu verschiedenen religiösen Orden gehören.

In ganz Europa sind Geistliche bei den Irrenanstalten angestellt, die den Arzt in der religiösen Leitung, die er zur Heilung der Kranken nöthig hält, unterstützen. Die religiösen Eindrücke wirken manchmal sehr energisch ein, und sind oft von grossem Nutzen für den Kranken.

4) Ueberall ist der Mangel an Wärtern fühlbar. Ihre Zahl steht nicht mit den unzähligen Bedürfnissen der Kranken im Verhältniss. Im alten Bedlam waren nur 5 Wärter für 120 geisteskranke Männer, und 2 Wärterinnen für 110 Frauen. Man hat ihre Zahl im neuen Bedlam vermehrt. In Frankreich bewilligen die Verwaltungen einen Wärter für 10 Geisteskranke. In Deutschland wendet man oft Invaliden in Irrenanstalten an, im Sonnenstein nimmt man Leute, die wegen leichter Verbrechen bestraft werden, als Wärter an. Reil, Joseph Frank, Andrée klagen über die geringe Anzahl und über die Brutalität der Wärter. Die unwissenden, harten und barbarischen Wärter sind widrig costümirt, sie tragen ein Bund von Schlüsseln, die herumklappern, gebrauchen die Unglücklichen als Spielwerk, verläumden die Kranken, um einen Vorwand zu haben, ihnen Entbeerungen aufzulegen, sie eingeschlossen zu halten, und in Ketten zu legen. Da nicht eine genügende Anzahl von Dienern vorhanden ist, so haben sie zu viel zu thun, und thun deshalb nichts. Sie öffnen die Corridors und Zellen so spät als möglich, und schliessen sie, sobald die Sonne untergeht; sie können nicht bei den Kranken sein, die nach ihnen verlangen, und wird ein Melancholischer von der Idee zum Selbstmorde gequält, so hat er Zeit, die Mittel dazu vorzubereiten. Hat ein Geisteskranker einen Anfall von Wuth, so muss der Wärter sich vertheidigen, da er Niemanden hat, der ihm hilft, und dem Wüthenden imponiren oder ihn bändigen kann.

Grobe Wärter reden mit diesen schüchternen, furchtsamen Unglücklichen nur im rauhen und drohenden Tone; anstatt sie an sich zu ziehen, ihr Zutrauen durch Sanftmuth und gutes Beispiel zu gewinnen, reizen sie diese auf, und stossen sie durch Schreck, den sie ihnen einjagen, zurück. Man will, dass die Geisteskranken, gleichviel ob sie zufrieden oder nicht zufrieden sind, ruhig seien; man ruft diese Ruhe durch Einschliessen, Ketten und Schläge hervor, denn man hält dies für das sicherste und bequemste Mittel.

Kann man auch Sorgfalt, Reinlichkeit von einem Wärter verlangen, der 20, 30, 50 Geisteskranke zu bewachen hat? Soll er es wissen, ob Jeder seinen Durst, seinen Hunger befriedigt hat? Je mehr Wärter man hat, einen um so grössern Schein von Macht kann man zeigen, und um desto weniger wird man

dieselbe gebrauchen. Ein Geisteskranker schlägt sich gegen einen oder zwei Wärter, aber wenn sich mehrere seiner Wuth entgegen stellen, so wird er durch Furcht bekehrt und beruhigt sich. Ist aber sein Delirium so blind, dass die Wuth nicht weicht, so können sich mehrere Individuen seiner bemächtigen, ohne genöthigt zu sein, mit ihm zu kämpfen.

Die Wärter dürfen nicht aus der untersten Klasse genommen werden. Man bezahlt sie im Allgemeinen zu schlecht. Sie müssen ein angenehmes Aeussere, eine liebevolle Sprache haben, und reinlich und decent gekleidet sein. Nie müssen sie mit Stöcken oder andern Instrumenten bewaffnet sein, noch Bündel von Schlüsseln haben, die erschrecken, zur Vertheidigung und manchmal auch zur Angriffswaffe dienen. Im Allgemeinen wird es gut sein, aus den Reconvalescenten oder geheilten Geisteskranken die Wärter zu wählen, denn diese sind gelehriger, wohlwollender; sie haben gelernt, das Uebel mitzufühlen, unterstützen besser die Anstrengungen des Arztes, und ihr Beispiel belebt das Zutrauen der Kranken.

Die Wärter müssen einer strengen Disciplin unterworfen und absolut gehorsam sein; sie dürfen nie in Gegenwart der Geisteskranken über ihren Zustand Rechenschaft ablegen; und nicht in derselben Abtheilung des Hospitals alt und grau werden.

In einigen Anstalten verordnen die Wärter die Bäder, Douchen und kalten Begiessungen, die Zwangsjacken, ohne davon Anzeige zu machen; daher muss man über dieselben Leute setzen, die sie unaufhörlich bewachen, die unterrichtet und von erprobter Rechtlichkeit sind.

5) Diese müssen eine grosse Auctorität über die Wärter haben, und letztere dürfen durchaus mit dem Kranken nichts ohne ausdrücklichen Befehl der erstern thun. Wenn es nöthig ist, Zwangsmaassregeln gegen einen Geisteskranken anzuwenden, so muss der Oberwärter stets gegenwärtig sein; er lässt die ärztlichen Verordnungen und Vorschriften ausführen. Die Oberwärter müssen Alles sehen, von Allem den Aerzten und dem Director Rechenschaft ablegen; sie müssen unterrichtet sein, weil sie stets mit den Geisteskranken leben, sie unterhalten, ihre Klagen mit anhören, sie trösten und ermuthigen müssen.

6) Es ist nur zu wahr, dass einige sehr heftige, sehr gefährliche Geisteskranke ausser Stand gesetzt werden müssen, Andern und sich selbst zu schaden. Diese Nothwendigkeit hat vielfache Missbräuche herbeigeführt. Es ist hier nicht der Ort, darüber ausführlich zu sprechen, aber ich wiederhole es, dass die Zahl dieser Unglücklichen viel beschränkter ist, als man es glaubt, besonders seitdem man ihnen eine sorgfältigere, menschlichere Pflege widmet.

7) Der Gebrauch der Ketten ist sehr alt. Alexander von

Tralles will, dass man die Geisteskranken binde. Coelius Aurelianus, Calsus, Galen schreiben gleichfalls Ketten vor. Bis zum Jahre 1794 wurden die Geisteskranken überall in Europa angekettet, und man glaubte nichts Besseres thun zu können. Pinel brach die Ketten, unter denen diese Unglücklichen schmachteten. 80 Geisteskranke im Bicêtre wurden entfesselt, alle übrigen mit der grössten Sanftmuth behandelt. Hierdurch wurden Mehrere, die man für unheilbar hielt, geheilt, und die übrigen ruhiger und leichter zu leiten. Frankreich war das erste Land, welches zeigte, wie man nahe an 3000 Geisteskranke in den drei öffentlichen Anstalten zu Paris ohne Ketten, ohne Schläge und schlechte Behandlung behandeln könne. Und dennoch erwiderte der Dr. Monro, als er von der Commission des Unterhauses gefragt wurde, ob man die Geisteskranken anketten müsse, dass man die Ketten bei Edelleuten nicht anwenden dürfe, aber dass sie für Arme und in öffentlichen Anstalten nothwendig seien. Und in England wurde eine solche Antwort gegeben, und ein solcher Unterschied gemacht! Ein Verwalter von Bedlam hat mir die feste Versicherung gegeben, dass die Ketten das sicherste Mittel seien, die wüthenden Geisteskranken zu bändigen, und dass sie zugleich auch die Geisteskranken am wenigsten afficiren. Auch wurde noch im neuen Bedlam an jedem Bette eine Kette befestigt, glücklicherweise aber dieselbe abgenommen, nachdem man die Anstalten zu Paris besucht hatte. Was geschah aber, als man die Ketten im Bedlam abschaffte? Ganz dasselbe, was 18 Jahre früher im Bicêtre geschehen war, die Geisteskranken wurden ruhiger, gelehriger, und mehrere geheilt. Nirgends aber wurde der Gebrauch und Missbrauch der Ketten stärker getrieben, als in England. Hierzu möge folgendes Beispiel dienen: Ein Seeoffizier, der Reconvalescent war, hatte Haslam gedroht, und wurde eingekettet. Er riss die gewöhnlichen Ketten ab, und man liess deshalb eine 23 Pfund schwere eiserne Maschine kommen. Hieran wurde dieser Unglückliche mit Hals und Füssen befestigt, so dass er sich kaum 8 Jahr lang (so lange er lebte) ausstrecken konnte.

Nachdem die Ketten überall verworfen waren, hat man zu geeigneteren unzähligen Zwangsmitteln seine Zuflucht genommen. Macbride hat zuerst die Zwangsjacke angegeben; Cullen zieht sie jedem andern Mittel vor; Pinel wandte nur das Camisol an, welches mir auch immer genügend war. Man hat viel gegen die Anwendung des Camisols gesprochen. *) Man sagt, der Geisteskranke könne sich selbst desselben entledigen, oder durch seine Gefährten losgebunden werden, er könne seine Hände nicht ge-

*) *The moral menagement of insane persons. J. Haslam.*

brauchen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen; er werde unreinlich, könne sich nicht kratzen, um den Reiz der Haut zu vertreiben, noch die Fliegen fortzujagen; endlich erhitze das Camisol, erschwere das Athmen, rufe Schweiss hervor, u. s. w.

Auf alles dies erwidere ich, dass dieses Mittel uns in Paris genügt, und dass die Uebelstände, die es mit sich führen soll, nur darin liegen, dass man es nicht anzuwenden versteht, und es missbraucht.

Sehr achtungswerthe Schriftsteller haben angerathen, die Geisteskranken zu schlagen, um ihren Widerstand zu überwinden und sie gelehriger zu machen. Diesss Mittel ist zu erniedrigend und zu gefährlich, und verdient deshalb wohl schon keine Berücksichtigung. Die Drehmaschine, die ehemals ein therapeutisches Hülfsmittel war, ist jetzt nur noch ein Strafmittel. Ich habe schon von derselben gesprochen. Die Einschliessung auf einige Augenblicke, das Camisol auf kurze Zeit angewandt, der Zwangsstuhl, die Douche, die Bäder, kalte Uebergiessungen, das Versagen von einigen Zerstreuungen genügen dem geschickten Arzt als Zwangsmittel, nie dürfen sie aber ohne speciellen Befehl des Arztes und ohne Aufsicht desselben oder des Oberwärters angewandt werden.

XVII.

Historische und statistische Abhandlung über Charenton.

Durch eine bewundernswerthe Lage, grosse Gärten, geräumige Spaziergänge, neuerlich beendete Einrichtungen, eine Apotheke im Hause, eine väterliche Verwaltung und einen weit ausgedehnten ärztlichen Wirkungskreis gehört Charenton zu den besten Irrenanstalten. Charenton liegt zwei Stunden östlich von Paris auf einem kleinen Hügel, und besteht aus einer grossen Menge von Gebäuden, die sich am Fusse des Hügels erheben und nach und nach erbaut sind. Die Wohnungen der Geisteskranken sind von dem Gebäude, in dem die Verwaltung und das Dienstpersonal sich befindet, getrennt. Die Abtheilung der Männer befindet sich beim Eintritt in das Haus auf der linken, die der Frauen auf der rechten Seite. Die Gärten, die Spaziergänge sind auf der Seite des Hügels, und enthalten schöne Pflanzungen.

Ich will hier nicht eine vollständige Geschichte von Charenton geben, da es schon 200 Jahre besteht. Ich will genau angeben, was gut ist, ich werde aber auch nicht das Schlechte verhehlen, damit man hieraus schliessen könne, was diese Anstalt noch bedarf, um sie ihres grossen Rufes würdiger zu machen.

Erste Periode, von 1641 bis 1795.

Catharina von Medicis liess im Jahre 1602 sieben Mönche, die zum Orden St Jean de Dieu gehörten, der sich in Spanien seit dem Jahre 1540 zur Bedienung der armen Krsnken gebildet hatte, von Florenz nach Paris kommen. Diese Mönche liessen sich im Faubourg Saint-Germain nieder, und dies war der Anfang des Hospitals der Charité zu Paris.

Nach einiger Zeit begaben sich zwei Brüder von demselben Orden mit einem Fond von 4000 Franken nach Charenton.

Durch den Contract vom 12ten und 13ten September 1641 gab Sebastian Leblanç, Ober-Kriegs-Controlleur, den barmherzigen Brüdern ein ganz meublirtes Haus beim Dorfe Charenton gelegen, um dort ein Hospital für 14 arme Kranke zu gründen. Am 13ten Febr. 1644 erhielten die Mönche die Erlaubniss, sich zu Charenton St. Maurice niederzulassen, in der Umgegend Almosen zu sammeln, und eine Kapelle unter dem Schutze von Notre Dame de la paix zu erbauen. Am 10ten Mai 1645 wurden die barmherzigen Brüder ins neue Hospital eingeführt. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts wurde zum Hospital ein neues Gebäude zugebaut, das zur Aufnahme von geisteskranken Männern bestimmt war, die eingesperrt werden mussten. Hier befanden sich eine besondere Kapelle, ein Badesaal und zwei Krankenstuben, die im Jahre 1732 errichtet wurden. Am 30sten Juli 1795 erschien ein Befehl des Gesundheitsrathes, wodurch das Haus zu Charenton aufgelöst werden sollte. Drei bis vier Geistliche führten einige Pensionnaire mit sich, flohen anfangs nach Villejuif, von da nach Choisy, wo die meisten sehr alten und schwachen Geisteskranken starben.

Zweite Periode. Von 1795—1814.

Die zweite Periode beginnt mit der Wiederherstellung des Hauses zu Charenton. Am 15ten Juni 1797 befahl das Directorium, dass das Hospital zu Charenton wieder zu seiner früheren Bestimmung eingerichtet werden solle, und dass alle Maassregeln gebraucht werden sollten, um eine vollständige Behandlung zur Heilung der Geisteskrankheit einleiten zu können; dass Geisteskranke beiderlei Geschlechts darin aufgenommen werden sollen, und endlich, dass die Anstalt unter der Obhut des Ministers des Innern stehen solle, der autorisirt sei, Alles, was er für zweckmässig finde, zur Organisirung der neuen Anstalt zu Charenton zu thun.

Die Leitung der Anstalt wurde Coulmier, einem ehemaligen Prämonstratensermönch, mit dem Titel eines Régisseur général anvertraut. Gastaldy, ehemaliger Arzt der Irrenanstalt zu Avignon, wurde zum Arzt in Charenton ernannt; Dumoutier ward Oberaufseher, und Deguise erhielt die Stelle eines Chirurgen. Diese Ernennungen sind vom 21sten Septbr. 1798.

Durch eine Verordnung des Directoriums vom 17ten Juni 1797 wurde bestimmt, dass künftig kein Geisteskranker mehr im Hotel-Dieu aufgenommen werden solle. Eine Verordnung vom 17ten Juni 1802 setzt fest, dass man in dem Hospital zu Charenton 40 Betten für arme geisteskranke Männer und 30 für arme

geisteskranke Frauen, die den Hospitälern zu Paris zur Last lägen, eingerichtet werden sollen. Auch bestimmte diese Verfügung, dass die Geisteskranken aus den Petites-Maisons fortgebracht werden sollten, und zwar die Pensionnaire nach Charenton, die armen in den Bicêtre oder in die Salpetrière.

Von 1807 an schickte die verwaltende Behörde der Hospitäler zu Paris keine armen Geisteskranken mehr nach Charenton, sondern die Frauen in die Salpetrière, die Männer in den Bicêtre.

Der ausgebreitete Ruf, den die Irrenanstalt zu Charenton nach der Wiedereinrichtung hatte, die schöne Lage und die Umsicht des Directors zogen aus allen Gegenden Frankreichs Geisteskranke hin. Dieser Zufluss war so stark, dass die Zahl der aufgenommenen Geisteskranken, die sich in den ersten fünf Jahren auf 202 belief, in den folgenden fünf Jahren von 1802 — 1807 um das Doppelte stieg und 435 betrug.

Um Geisteskranke beiderlei Geschlechts in einem Hause, wo man zur Zeit der barmherzigen Brüder nur Männer aufgenommen hatte, unterzubringen, und die von allen Seiten zuströmenden Geisteskranken aufnehmen zu können, musste man nothwendigerweise eine Abtheilung für Frauen einrichten. Da die Anzahl der Kranken immer stärker anwuchs, so wurden die alten, engen Gebäude restaurirt und vergrössert, im Jahre 1803 am südöstlichen Ende der alten Gebäude eine Reihe Logen und eine Gallerie erbaut. Diese Logen lehnen sich an die Wand der Terrasse.

Am Ende der Gallerie befand sich eine Wärmstube, die durch zwei mit eisernen Stäben vergitterte Fenster erhellt wurde. In dieser Wärmstube war ein Kachelofen, der von einem starken Drathgitter umgeben war; sie war für aufgeregte und lärmende Maniaci bestimmt.

Unmöglich war es, sich eine schlechtere Anlage zu denken, und doch fand man sie herrlich. Man kannte damals die wahren Bedürfnisse der Geisteskranken und die Prinzipien noch nicht, nach denen solche Wohnungen errichtet werden müssen.

Im Jahre 1808 und 1810 erbaute man für aufgeregte Frauen Logen auf den drei Seiten des Hofes. So wurden beträchtliche Summen zu fehlerhaften Erbauungen verwandt, die nie ihren Zweck, ihre Bestimmung erfüllen konnten. Die Ungleichheit des Bodens, die schlechte Einrichtung der alten Gebäude, die die Brüder angelegt hatten, und drei bis vier Stock hoch sind, die Fehler in den neuen Gebäuden sind schuld, dass man sie nie für die wahren Bedürfnisse der Geisteskranken, für die Abtheilungen der Kranken, für den Dienst der Wärter und für die Aufsicht der Obern passend einrichten kann.

Der Director nahm die Einkünfte des Hauses ein, ohne davon Rechenschaft abzulegen, und sagte, dass er sie väterlich verwalte.

Da kein Reglement vorhanden war, so hatte der dirigirende Arzt keine Auctorität. Da er die psychischen Mittel als eine wichtige Bedingung zur Heilung hielt, so glaubte der Director in den theatralischen Vorstellungen und im Tanze ein mächtiges Heilmittel der Geisteskrankheit gefunden zu haben. Man gab in dem Hause Bälle und Schauspiele, wozu ganz Paris mehrere Jahre lang mit grosser Neugier lief, um die Geisteskranken zu Charenton Komödie spielen zu sehen. Die Geisteskranken, die diesen theatralischen Vorstellungen beiwohnten, waren der Gegenstand der Aufmerksamkeit und Neugier, ja sogar des Hohnes, wodurch in vielen Fällen die Manie und Wuth wieder ausbrach, und wohl mit Recht können wir sagen, dass nie ein Individuum durch diese Behandlungsart geheilt worden ist. Fremde Aerzte, wie Frank im Jahre 1802 und Max Andrée im Jahre 1808 machten zuerst in ihren medizinischen Reisen auf diesen Missbrauch aufmerksam, und der Minister verbot im Jahre 1811 auf die dringenden und wiederholten Eingaben des damaligen Arztes zu Charenton, Royer-Collard, das Komödienspiel und den Ball zu Charenton.

Wenn theatralische Vorstellungen den Geisteskranken nützen sollen, so müssten für jeden einzelnen Kranken ein Theater, Stücke, Musik, Zuschauer vorhanden sein, denn die Anwendung des psychischen Einflusses bei Behandlung der Geisteskranken muss so vielfach verschieden sein, als es verschiedene Arten zu empfinden giebt. Ich habe mehrere mir zur Behandlung anvertraute Geisteskranke, ruhige Maniaci, friedliebende Monomaniaci, Melancholische ins Schauspiel geführt, wählte erheiternde Stücke, die geeignet waren, angenehme Eindrücke und keine böse Ideen, noch gefährliche Leidenschaften hervorzurufen. Ich consultirte den Geschmack jedes Kranken, und liess ihn lange diese Zerstreuung wünschen, aber nie habe ich gesehen, dass das Schauspiel ein Mittel zur Heilung sei. Von den Kranken wurden Einige aufgereizt, Andere traurig, und beinahe Alle verlangten den Saal zu verlassen. Einer von ihnen glaubte in allen Damen, die er kommen sah, seine Frau, und in den Männern seine Nebenbuhler zu sehen. Ein Anderer wünschte sobald als möglich den Saal zu verlassen, weil er das Delirium sich nahen fühle. Ein Dritter versicherte, dass er auf das Spiel aufmerksam sei, dass er aber gar nichts dabei fühle. Das Schauspiel ist nur bei vollkommener Reconvalescenz nützlich, und dann sind ein Freund, die Familie, das Land und Reisen weit mehr vorzuziehen. Ich habe gesagt, was ich durch Erfahrung belehrt vom Theater als therapeutischem Mittel gegen die Geisteskrankheit halte. Bei dieser Gelegenheit will ich auch der Resultate meiner zahlreichen Versuche mit der Musik erwähnen.

Zu Charenton wurden wöchentlich einmal Concerte und Bälle

gegeben; dieses Mittel ist minder gefährlich als das Schauspiel, obgleich es auch seinen Uebelstand hat. Die Musik muss gewählt sein. Fremde dürfen zu diesen Versammlungen nicht zugelassen werden, sondern die Zuhörer müssen aus der Familie des Kranken und aus den Personen, die sie leiten und gewöhnlich pflegen, bestehen, damit jeder Nervenreiz, jedes Erwachen der Leidenschaften vermieden werde

Ich weiss, dass einige Schriftsteller, besonders unter den Alten, über die Macht der Musik geschrieben haben; ich habe auch von glaubwürdigen Aerzten erzählte Thatsachen gelesen, und musste daher Versuche mit der Musik als Heilungsmittel der Geisteskrankheit machen. Ich habe dies Mittel auf alle mögliche Art und unter den günstigsten Umständen versucht. Zuweilen regte es bis zur Wuth auf, oft schien es zu zerstreuen, aber nie habe ich gefunden, dass es zur Heilung etwas beitrage; den besten Erfolg hatte es noch bei den Reconvalescenten.

Ein Lypemaniacus, dessen Bruder mit den besten Meistern von Paris musicirte, wurde wüthend, obgleich die Musici in einem andern, von dem seinigen getrennten Zimmer waren. Er wiederholte den Personen, die um ihn waren: Es ist abscheulich, sich Vergnügen zu machen, da ich in einem so schauderhaften Zustande bin. Der so zärtlich geliebte Bruder wurde jetzt von dem Kranken gehasst. Ich habe mehrere Geisteskranke, die sehr geschickte Musiker waren, beobachtet, die während der Krankheit nur falsche Töne hörten; die beste Musik ärgerte sie anfangs, und dann regte dieselbe sie auf. Eine Dame, welche die Musik leidenschaftlich geliebt hatte, fing an, die ihr bekanntesten Melodien zu spielen und zu singen; einige Augenblicke darauf hörte der Gesang auf, und die Kranke fuhr fort, einige Noten auf dem Fortepiano zu spielen, die sie mehrere Stunden hindurch auf die einförmigste und langweiligste Weise immer wiederholte, bis man sie zu zerstreuen und vom Fortepiano fortzubringen suchte.

Das Hospital der Salpetrière bot mir ein unermessliches Feld zu therapeutischen Versuchen dar, und ich habe nichts unversucht gelassen. Mehr als 1200 geisteskranke Frauen sind hier vereinigt, mehr denn 200 sind alle Tage einer strengen Beobachtung und einer mehr oder minder kräftigen Behandlung unterworfen Ich hatte die Musik häufig bei Einzelnen angewandt, und wollte nun auch sehen, wie sie auf die Menge wirke; daher machte ich damit während des Sommers 1824 und 1825 Versuche. Mehrere ausgezeichnete Musiker der Hauptstadt versammelten sich mehrere Sonntage hinter einander in diesem Hospital. Die Harfe, das Fortepiano, die Geige, einige Blaseinstrumente und herrliche Sänger wetteiferten, diese Concerte so angenehm als interessant zu machen.

Achtzig geisteskranke Frauen, bestehend aus Reconvalescenten, Maniacis, ruhigen Monomaniacis und einigen Lypemaniacis, sassen bequem im Schlafsaal der Reconvalescenten den Musicis gegenüber. Kein Fremder hatte dabei Zutritt, nur Liebe zur Wissenschaft und Humanität beseelte uns, besonders die Musiker mit gleichem Eifer. Stücke aus allen Tonarten, mit verschiedenartigem Takt wurden gespielt und gesungen, indem die Zahl und Instrumente abwechselten; auch mehrere grosse Musikstücke wurden aufgeführt. Die Geisteskranken waren aufmerksam, ihre Physiognomie wurde belebt, die Augen wurden glänzender, aber Alle blieben ruhig; Einige weinten; zwei von ihnen wollten eine Arie unter Begleitung singen; dieser Wunsch ward ihnen gewährt.

Dieses neue Schauspiel war nicht ohne Einfluss auf die Kranken, aber es bewirkte keine Heilung, ja nicht einmal Besserung. Nachdem diese Concerte zwei Stunden gedauert hatten, begaben sich die Musiker in das Innere der Abtheilung; sie führten mit Blaseinstrumenten bekannte Volks-, Kriegs- oder Liebeslieder aus. Viele Frauen wurden beim Ton der Instrumente aufgeregt, mehrere Wüthende bildeten sogar Kreise zum Tanz. Diese Aufregung war aber nur vorübergehend, und hörte gleich auf, als die Musik sich nicht mehr hören liess. Man sprach den Abend wenig darüber, und den folgenden Tag bei dem ärztlichen Besuch war nicht mehr die Rede davon. Man wird mir vielleicht einwenden, dass, da die Frauen in der Salpetrière nicht selbst musikalisch sind, die Musik auch keine Wirkung auf sie ausüben könne; aber ich habe die Anwendung der Musik bei Geisteskranken, die früher dieselbe längere Zeit mit Erfolg getrieben hatten, und selbst bei sehr geschickten Musikern versucht, aber der Erfolg war hier auch nicht glücklicher. Ich will hieraus nicht schliessen, dass es unnütz ist, diesen Kranken etwas vorspielen zu lassen, oder sie selbst zum Musiciren zu bewegen; denn wenn die Musik auch nicht die Heilung herbeiführt, so zerstreut sie doch, und erleichtert hierdurch den Zustand. Sie ist augenscheinlich für die Reconvalescenten nützlich, und man darf daher ihre Anwendung nicht gänzlich verwerfen.

So schlecht auch die Gebäude waren, und obgleich auch jede regelmässige Verwaltung fehlte, und Royer-Collard und Coulmier sehr uneinig lebten, so nahm dennoch die Aufnahme zu Charenton von Jahr zu Jahr zu.

Dritte Periode. Von 1815—1834.

Während dieser letzten Periode vergrösserte sich Charenton immer mehr und mehr; die Verwaltung nahm einen regelmässigen Gang, musste Rechenschaft ablegen, und die ärztliche Behandlung wurde durch Erfahrung und feste Principien geleitet.

Roulhac Dumaupas, der Director, und Royer-Collard, der dirigirende Arzt, waren durch dieselben Prinzipien geleitet, von demselben Eifer beseelt, und trugen gegenseitig zu vielfach gewünschten Verbesserungen bei. Eine Commission zur Oberaufsicht wurde gewählt, die Verwaltung wurde regelmässiger, Alles wurde einregistrirt.

Ehe wir von den Resultaten der Verwaltung Dumaupas und seines Nachfolgers Palluy reden, müssen wir die Veränderungen und Verbesserungen, die in den älteren Gebäuden vorgenommen wurden, und die neuen Bauten beschreiben.

Im ersten Stockwerk des Gebäudes, in einem Saale, der ehemals zum Speisesaal diente, errichtete man einen Altar.

Die Armen des Kantons hatten bis zum Jahre 1814 den grossen Saal Saint-Michel über der Meierei eingenommen. Am Ende dieses grossen Saales waren einige Betten, die für die Eleven der Thierarzneischule von Alfort aufbewahrt waren. Zu dieser Zeit gründete man eine Krankenanstalt in der Schule, und die Armen des Kantons wurden in einem Gebäude untergebracht, welches von dem der Geisteskranken getrennt ist.

Im Jahre 1815 machte man aus dem Saale, der früher zum Schauspiele bestimmt war, und der nahe bei der Wohnung des Directors liegt, einen Versammlungssaal. In diesem befinden sich ein Pianoforte, mehrere Spieltische, mehrere Lehnstühle, eine grosse Anzahl anderer Stühle, und hier versammeln sich jeden Abend die dazu geeigneten Geisteskranken und Reconvalescenten, die dabei streng bewacht und zu Vergnügungen angeregt werden.

Im Iahre 1819 errichtete man im dritten Stockwerk ein Billardzimmer.

Von den Jahren 1824—1827 errichtete man noch ein grösseres Gebäude, das zum Besuchzimmer der Anverwandten der Geisteskranken dient.

Nachdem wir so im Allgemeinen flüchtig die Verbesserungen, die seit dem Jahre 1815 stattgefunden, migetheilt haben, müssen wir hier die Verbesserungen, die in den einzelnen Abtheilungen der Männer und Frauen stattfanden, anführen.

Die Latrinen, die in den Corridors der Männer einen unerträglichen Geruch verbreiteten, wurden im Jahre 1821 von den Gebäuden getrennt. Einige Käfige, die dazu bestimmt waren, die heftigsten Geisteskranken aufzunehmen, wurden zerstört. Wärmstuben wurden in den Abtheilungen, wo sie noch fehlten, errichtet, und die bestehenden so eingerichtet, dass sie besser gelichtet werden können. Im Allgemeinen sind die Wärmstuben für die Anzahl der Personen, die sich hier versammeln, zu klein; sie sind zu dunkel, zu niedrig, einige sind gepflastert und können nicht gehörig gelüftet werden.

Indem man die grosse Treppe hinaufgeht, kommt man zu einem Saale, der ehemals zur Vorrathskammer diente, und sehr geräumig und gut erleuchtet ist. Hier befinden sich 25 Betten, die für ruhige Geisteskranke eingerichtet sind, falls dieselben anderweitig erkranken.

Die Bäder für die Abtheilung der Männer, die sich zur Zeit Coulmier's im Parterre befanden, wurden nach einem gemeinschaftlichen Saale verlegt, der gepflastert ist und wo die einzelnen Badewannen durch Verschläge von einander getrennt sind. Der Kessel zur Erwärmung des Wassers liegt der Thür gegenüber und bleierne Rinnen führen sowohl warmes, als kaltes Wasser zu jeder Badewanne. Rechts an jeder Wanne ist ein Reservoir zu kaltem Wasser und ein Lehnstuhl für die Douche. Unter diesem hat man auch einen Apparat für die aufsteigende Douche angebracht.

Wenn auch schon die Abtheilung für die Männer merkliche Verbesserungen erfahren hat, so wurde doch die der Frauen noch reichlicher bedacht, und man errichtete daselbst noch ein grosses Gebäude, welches anderswo schon allein für eine schöne Irrenanstalt gelten könnte. Ein besonderer Garten wurde westlich von der Anstalt angelegt, und noch vielfache andere Verbesserungen vorgenommen.

Im Jahre 1830 bekam Roulhac Dumaupas seinen Abschied und wurde durch Palluy ersetzt. Die Güte, die Sanftmuth, die Gerechtigkeit Dumaupas liessen seinen Abgang tief bedauern, und nur Palluy, der seit dem Jahre 1830—1834 der Anstalt mit vorstand, konnte denselben würdig ersetzen.

Wir wollen jetzt die Prinzipien, die die Verwaltung leiten, auseinander setzen, und mit dem Reglement von 1814 beginnen, welches von Montesquieu, damaligem Minister des Innern, gegeben wurde, und im Wesentlichen jetzt noch befolgt wird.

§. 1. Die Anstalt zu Charenton bestand bei ihrer Einrichtung aus einem Hospital für 14 arme Kranke des Kantons. Man nimmt dort Geisteskranke beiderlei Geschlechts auf, von denen einige bezahlen, andere frei aufgenommen werden. Die Zahl der Freistellen ist auf 24 bestimmt, jedoch steht es dem Minister frei, noch an 20 eine Minderung der Summe zu gestatten. Die Zahl dieser Freistellen hat sich häufig geändert. Wir wollen diese Veränderungen hier angeben, um den Nutzen, den Charenton gewährt hat, näher bezeichnen zu können.

1sten Decbr. 1815:	Freistellen	21
	Pension gemindert	48
1sten Decbr. 1816:	Freistellen	23
	Pension gemindert	43
1sten Decbr. 1827:	Freistellen	27
	Pension gemindert	32

1sten Decbr. 1828: Freistellen 37
Pension gemindert 32.

Diese Vermehrung der Anzahl der Freistellen für das Jahr 1828 kommt daher, weil durch einen Ministerialbefehl vermittelst einer Summe von 6000 Franken zehn neue Freistellen eingerichtet wurden.

1830: Freistellen 54
Pension herabgesetzt 24.

Durch eine Bestimmung vom 18ten Januar 1830 wurden 15 neue Freistellen eingerichtet, und die Zahlung, für jede mit 700 Franken, auf den Unterstützungsfonds des Ministerii des Innern angewiesen.

1833: Freistellen 65
Pension herabgesetzt 38.

Auf den Vorschlag des Directors und in Folge einer Verordnung vom 31sten Decbr. 1832 wurden noch 14 neue Freistellen und durch den Minister in demselben Jahre noch drei errichtet.

Der vierte Artikel des Reglements besagt, dass es drei Klassen von Pensionnairen geben solle:

Die erste zu 1200 Franken und darüber
Die zweite zu 900 -
Die dritte zu 600 -

Ueberdiess muss für jeden Pensionnair ein Zuschuss von 5 Procent gezahlt werden.

Die Theuerung aller Dinge, besonders der Nahrungsmittel, machte die Pension der dritten Klasse, wie sie im Jahre 1814 festgestellt worden war, unzulänglich, und der Minister des Innern bestimmte am 10ten Januar 1831, dass der Preis bei jeder Klasse um 100 Franken erhöht werden solle.

Kein Pensionnair, sagt das Reglement, kann aufgenommen werden, wenn er seine Pension nicht wenigstens einen Monat voraus bezahlt, wenn seine Verwandten und Vormünder sich nicht verpflichten, später für ihn zu zahlen, und ihn aus der Anstalt zu nehmen, wenn es der Director verlangt. Ein angefangener Monat wird für einen ganzen gerechnet.

Schema zur Aufnahme.

Ich der Unterzeichnete bin heut in Charenton gewesen, handle im Namen und als versprechen und verpflichte mich jährlich praenumerando in vierteljährlichen oder monatlichen Raten, nach meiner Wahl, an den Director zu Charenton oder an den Rendanten der gedachten Anstalt, mit Inbegriff der Wäsche die Summe von als Pension für zu zahlen, der in die genannte Anstalt aufgenommen worden ist; dies so lange zu thun, als er daselbst bleibt, so wie

auch für den Monat, in dem er austritt oder stirbt. Ausserdem verpflichte ich mich, den nach der ersten Aufforderung des Directors aus der Anstalt zu nehmen.

Charenton den

Nur halb oder ganz invalide Militairpersonen und Seesoldaten werden auf tägliche Bezahlung aufgenommen. Der geringste Preis auf den Tag ist für die Soldaten 1 Frank 50 Centimen, der höchste für die Offiziere 3 Franken.

Die Anstalt wird durch einen Director unter der Auctorität des Ministers des Innern, und durch eine Special-Commission, die durch den Minister ernannt wird, verwaltet. Der Director wird durch einen Oeconomen, durch einen Einnehmer, einen Architekten und mehrere Commis unterstützt.

Da sich die Correspondenz mit der Aufnahme vermehrt hat, so wurde 1816 ein Secretair für die Verwaltung ernannt. Da viele rückständige Schulden waren, so wurde hierzu ein eigener Agent am 10ten Februar 1830 angestellt.

Der Director, der dirigirende Arzt und der Oberchirurg werden von dem Minister des Innern erwählt, die Andern auf Vorschlag, theils des Arztes, theils des Directors ernannt.

§. 2. Niemand wird in Charenton aufgenommen, wenn nicht von Seiten der Behörde ein von zwei Aerzten unterzeichnetes Zeugniss eingereicht wird, dass er wirklich krank ist.

Schema zu einer Requisition des Maire.

Der Maire zu Arrondissement Departement bittet und fordert auf Verlangen des (das Haupt der Familie, sein Stand und seine Wohnung) und auf das Zeugniss des Herrn Arztes zu vom den Herrn Director zu Charenton auf, den (die Namen, Vornamen, Stand und Wohnung des Geisteskranken, so wie seinen Grad der Verwandtschaft mit dem Haupte der Familie, die die Aufnahme verlangt) aufzunehmen, um daselbst auf seine oder seiner Familie Kosten die Geisteskrankheit, wovon er befallen ist, zu behandeln.

Geschehen zu den

Die See- und andern Soldaten werden nur auf ein Hospitalbillet oder auf eine Vorstellung von Seiten der Behörde, von der sie abhängen, aufgenommen.

Die Formel zum Austritt ist dieselbe, die Kranken mögen geheilt sein oder nicht. Der dirigirende Arzt bezeugt den Gesundheitszustand des zu Entlassenden, wobei die Heilung, wenn sie statt gefunden, angegeben wird. Hierbei wird die Art der Geisteskrankheit, die Gefahren, denen der Kranke ausgesetzt ist, die seiner Umgebung drohen, und die Uebelstände, die daraus entstehen

können, wenn der Austritt des Kranken vor seiner Genesung verlangt wird, angegeben.

Wenn ein Individuum, das entlassen wird, unter Vormundschaft steht, so muss dem Procurator vor seiner Entlassung Anzeige gemacht werden.

Der dritte Paragraph handelt von der Commission, welche die Oberaufsicht führt, und die aus fünf Mitgliedern besteht, die von dem Minister ernannt werden, und die dieser Stelle gratis vorstehen. Diese Commission wacht über die geringsten Umstände der Verwaltung, bekümmert sich um die Rechnung, die Ausgaben, macht dem Minister Vorschläge zur Verbesserung, giebt die statt findenden Missbräuche an, und macht einen jährlichen Bericht über die Angestellten der Anstalt.

Der 4te Paragraph stellt die Functionen des Directors fest. Der Director ist der allgemeine Chef der Anstalt, besonders aber des administrativen Theils derselben. Alle Angestellte sind ihm untergeordnet, und Alles, was die Aufführung, gute Ordnung und Genauigkeit betrifft, wird durch ihn bewacht. Er bestimmt alle Ausgaben, aber er kann keinen Ankauf bestimmen, der sich über 3000 Franken beläuft. Er inspicirt monatlich den Rendanten und sämmtliche Effecten; er lässt alle Reparaturen machen, die nicht über 3000 Franken betragen; er consultirt mit dem dirigirenden Arzt über alle Einrichtungen und Verbesserungen, die zur Reinlichkeit, Klassification und Behandlung der Kranken nothwendig sind.

Der 5te Paragraph handelt vom Oeconomen. Dieser hat das ganze Mobiliar unter sich, steht der Verwaltung der Küche, der Austheilung der Speisen vor.

Der 6te Paragraph handelt vom Cassirer. Dieser hat alle Einnahmen des Hauses zu verwalten, und muss eine Caution von 10,000 Franken stellen. Er darf keine Ausgabe ohne Befehl des Directors machen, und sein Kassenbuch wird monatlich durch den Director und alle drei Monate durch ein Mitglied der Commission revidirt.

Der 7te Paragraph handelt von dem Beamten, der die Aufsicht über die Aufnahmen führt. Er muss genau den Namen, das Alter, das Geschlecht, den Stand, den Geburtsort, den Tag der Aufnahme, des Austritts oder des Todes, den Namen und die Wohnung der Eltern oder der Correspondenten des Kranken aufzeichnen; eben so die Behörde, die den Befehl zur Aufnahme erlassen, den Preis der Pension, u. s. w. Derselbe registrirt auch alle Angestellten und ihren Gehalt genau ein. Diese verschiedenen Register werden monatlich durch den Director controllirt, und alle drei Monate durch ein Mitglied der Commission unterzeichnet.

§. 8. Vom Regimen. Dies entspricht den drei früher angegebenen Klassen der Pensionen. An der gemeinschaftlichen

Tafel befindet sich der Director mit allen Angestellten des Hauses, mit den Reconvalescenten oder mit den Erkrankten, die zu der ersten Klasse gehören, und mit den Militairpersonen, die das Maximum der Summe bezahlen. Die Geisteskranken der zweiten Klasse haben das Recht, zweimal wöchentlich an dieser Tafel zu speisen. Der dirigirende Arzt bezeichnet die Kranken und Reconvalescenten, die an der Tafel des Directors essen.

Tabelle für das Regimen.

Das Frühstück an der gemeinschaftlichen Tafel wird um 11 Uhr, das Mittagessen um 6 Uhr eingenommen.

Das Frühstück wird in den Corridors, den Schlafsälen und einzelnen Zimmern um 6 Uhr, das Mittagessen um 11 Uhr und das Abendbrot um 5 Uhr vertheilt.

Erste Klasse.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag 22 Unzen
Wein auf den Tag $\frac{3}{5}$ Pinte.

Die Frauen erhalten nur $\frac{2}{3}$ so viel Wein als die Männer.

Frühstück für die Männer.

Käse 1 Unze 2 Drachmen

Oder eben so viel Butter, frische oder trockene Früchte.

Frühstück für die Frauen.

Kaffee mit Milch. $\frac{1}{2}$ Pinte

Mittagessen für Männer und Frauen.

Fleischbrühe $\frac{1}{2}$ Pinte
Rindfleisch 4 Unz. 2 Dr.
Vorgericht von Fleisch 5 Unz. $1\frac{1}{2}$ Dr.
Braten 5 Unz. $1\frac{1}{2}$ Dr.

Oder so viel frische Fische oder Geflügel, als der Braten kostet.

Käse zum Dessert 1 Unz. 2 Dr.

Oder für denselben Preis Früchte, wie sie die Jahreszeit liefert, oder auch trockene Früchte.

Abendbrot.

Braten 5 Unz. $1\frac{1}{2}$ Dr.
Trockene Gemüse $\frac{1}{3}$ Metze
Oder frische Gemüse 12 Unz. 6 Dr.

Dessert.

Käse 4 Unz. 2 Dr.

Oder für denselben Preis frische oder trockene Früchte.

An Fasttagen.

Brot, Wein, Frühstück, wie gewöhnlich.

Mittagessen.

Bouillon $\frac{1}{2}$ Pinte
Frische Fische oder Stockfisch . 8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.
Eier 2 Stück
Trockene Gemüse $\frac{1}{3}$ Metze
Oder frische Gemüse 12 Unz. 6 Dr.

Dessert.

Käse 1 Unz. 2 Dr.
Oder für denselben Preis Früchte.

Abendbrot.

Frische Fische 8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.
Trockene Gemüse $\frac{1}{3}$ Metze
Oder frische Gemüse, Salat . . 8 Unz. 5 Dr.

Dessert.

Käse 1 Unu. 2 Dr.
Oder für denselben Preis Früchte.

Zweite Klasse.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag 23 Unzen
Wein auf den Tag $\frac{3}{5}$ Pinten
Die Frauen erhalten nur $\frac{2}{3}$ so viel Wein.

Frühstück für die Männer.

Den dritten Theil von dem Brot und Wein, den sie auf den ganzen Tag erhalten.

Frühstück für die Frauen.

Wie das der Männer, gewöhnlich wird aber anstatt des Weins $\frac{1}{2}$ Pinte Milch gereicht.

Mittagessen.

Fleischbrühe $\frac{1}{2}$ Pinte
Fleisch 4 Unz. 2 Dr.
Fleischragout 5 Unz. $1\frac{1}{2}$ Dr.
Oder frische Gemüse 12 Unz. 6 Dr.

Abendbrot.

Braten 4 Unz. 2 Dr.
Trockene Gemüse $\frac{1}{3}$ Metze
Oder frische Gemüse 12 Unz. 6 Dr.

Dessert.

Dessert nnr Sonntags und Donnerstags.

Käse 1 Unz. 2 Dr.
Oder für denselben Preis Früchte.

An Fasttagen.

Brot, Wein, Frühstück wie gewöhnlich.

Mittagessen.

Suppe ½ Pinte
Häring oder Eier 2 Stück
Oder für eben so viel frische Fische.
Trockene Gemüse ⅓ Metze

Abendbrot.

Trockene Gemüse ⅓ Metze
Oder frische Gemüse 12 Unz. 6 Dr.
Eier 1½ Stück.

Dritte Klasse.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag 32 Unz.
Wein auf den Tag ⅗ Pinte
Die Frauen erhalten nur . . . 24 Unz. Brot.

Frühstück.

Den dritten Theil des Brots und Weins.
Brot allein für die gratis Aufgenommen.
Die Frauen erhalten statt des Weins
Milch ½ Pinte

Mittagessen.

Suppe ½ Pinte
Fleisch 4 Unz. 2 Dr.
Frische Gemüse 8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.

Abendbrot.

Trockene Gemüse ⅓ Metze
Oder frische Gemüse 12 Unz. 6 Dr.
Oder Salat 8 Unz. 1 Dr. 18 Gr.
Sonntags und Donnerstags
Braten oder Ragout 4 Unz. 2 Dr.

An Fasttagen.

Brot, Wein, Frühstück, wie gewöhnlich.

Mittagessen.

Suppe ½ Pinte
Häring (eingesalzener) 1
Trockene Gemüse ⅓ Metze

Abendbrot.

Trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze
Käse	1 Unz. 2 Dr.

Die armen Kranken des Cantons, so wie die gratis Aufgenommenen und die, welche ein herabgesetztes Kostgeld bezahlen, gehören gleichsam zur dritten Klasse, und führen dasselbe Regimen. Dies ist auch der Fall mit den Militairpersonen und Seesoldaten, die das Minimum zahlen.

Der Arzt hat während des Besuchs das Recht, das Regimen zu modificiren, und ein Nahrungsmittel statt des andern, Fleisch anstatt der Fastenspeisen, und umgekehrt, anzuordnen; dann müssen aber die Vorschriften des Regimens alle Tage auf den Besuchsblättern geschrieben werden.

Ausser dem für jede Klasse der Kranken bestimmten Regimen sind zwei allgemeine Tafeln in der Anstalt, die eine für die Beamten und die Geisteskranken beiderlei Geschlechts, die der Arzt dazu bestimmt, die andere für die Dienstboten der Anstalt. Das Regimen für diese beiden Tafeln ist folgendes:

Erste allgemeine Tafel.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag	23 Unz.

Frühstück für die Männer.

Wein	1 Glas
Käse	1 Unz. 2 Dr.

Frühstück für die Frauen.

Schwacher Kaffee mit Milch . .	$\frac{1}{2}$ Pinte

Mittagessen.

Suppe	$\frac{1}{2}$ Pinte
Wein	$\frac{3}{5}$ Pinte
Fleisch	4 Unz. 7 Dr. 16 Gr.
Ein Vorgericht von Fleisch . .	5 Unz. 1 Dr. 36 Gr.
Braten oder Geflügel	4 Unz. 2 Dr.
Frische Gemüse als Zwischengericht	12 Unz. 6 Dr.
Oder für eben so viel Backwerk oder Crême.	
Käse zum Dessert	1 Unz. 2 Dr.
Oder für eben so viel frische oder trockene Früchte.	

Abendbrot.

Frische Gemüse	1 Unz. 6 Dr.
Oder trockene Gemüse . . .	$\frac{1}{3}$ Metze
Oder Eier	2 Stück

Oder Milchreiss	$\frac{3}{8}$ Pinte
Wein etwas über	$\frac{1}{4}$ Pinte
Zweimal wöchentlich Braten .	4 Unz. 7 Dr. 16 Gr.

Dessert wie beim Mittagessen.

An Fasttagen.

Brot, Wein, Frühstück wie gewöhnlich.

Mittagessen.

Suppe	$\frac{1}{2}$ Pinte
Gesalzene oder frische Fische	8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.
Trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze
Oder frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.
Eier	2

Dessert wie gewöhnlich.

Abendessen.

Frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.
Oder trockene Gemüse . . .	$\frac{1}{3}$ Metze
Oder Eier	2
Oder Milchreiss	$\frac{1}{2}$ Pinte

Dessert wie zu Mittag.

Zweite allgemeine Tafel.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag	2 Pfund
Wein auf den Tag	$\frac{3}{5}$ Pinte

Mittagsessen.

Suppe	$\frac{1}{2}$ Pinte
Fleisch	4 Unz. 7 Dr. 16 Gr.
Frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.
Oder trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze

Abendessen.

Trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze
Braten oder Ragout	2 Unz. 5 Dr.

An Fasttagen.

Mittagessen.

Suppe	$\frac{1}{2}$ Pinte
Gesalzene Häringe	2
Trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze
Frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.

Abendessen.

Eier	2

Frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.
Oder trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze
Oder Salat	8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.

§. 9. Von der Kleidung und dem Abonnement durch die Verwandten. — Die Geisteskranken bekleiden sich auf ihre Kosten, entweder unmittelbar durch ihre Verwandten oder Vormünder, oder mittelbar durch die Anstalt.

Die Verwandten oder Vormünder können deshalb jährlich abonniren.

Die Kleider und Wäsche, welche die Verwandten oder die Anstalt liefern, werden dem Oeconomen übergeben, in das Wäschregister eingetragen und mit der Nummer bezeichnet, die das Fach hat, in dem diese Gegenstände aufbewahrt werden. Bei dem Austritt oder dem Tode der Pensionnaire wird Alles, was noch in gutem Zustande ist, den Kranken oder deren Verwandten zurückgegeben. Dies thut ebenfalls der Oeconom.

Die Anstalt liefert Bett, Laken, Decken und Nachtjacken; für Hemden, Westen, Strümpfe, Servietten, Schnupftücher, Halstücher, Mützen, Nachtmützen muss die Familie sorgen.

Die Militairpersonen, Invaliden und Seesoldaten werden von der Anstalt bekleidet; auch muss sie für Leibwäsche und andere Kleidungsstücke sorgen. Bei ihrem Austritt erhalten sie nur den Werth von dem, was sie in die Anstalt gebracht haben, zurück.

Die Kranken des Cantons bekleiden sich auf ihre Kosten, wenn sie nicht zu arm sind; sonst erhalten sie Wäsche und Kleidung von der Anstalt.

Die Anstalt sorgt für Reinigung und Instandhaltung der Wäsche, wofür aber die Verwandten der Pensionnaire eine Vergütigung zahlen, die nicht den 30sten Theil der Pension übersteigen darf.

Die Verwandten oder Vormünder bezahlen Taback, Kaffee, Chocolade und andere ähnliche Gegenstände; dies ist auch der Fall mit Feuerungsmaterial bei den Kranken, die Kamine in ihren Zimmern haben.

§. 10. handelt vom ärztlichen Dienst. Dieser steht unter der Leitung eines dirigirenden Arztes, dem ein Adjunct, ein Inspector und die Eleven zur Seite stehen.

Der dirigirende Arzt ist nicht verpflichtet, im Hause zu wohnen; er ist mit der Behandlung der Geisteskranken beiderlei Geschlechts, so wie auch der innerlichen Krankheiten, in den verschiedenen Abtheilungen, Zimmern und dem Saale für die Armen des Cantons beauftragt.

Der dirigirende Arzt ordnet Alles, was sich auf die physische und psychische Lebensart der Geisteskranken bezieht, an. Er leitet

die medizinische Polizei, schreibt die Klassification der Kranken bei ihrem Eintritt oder ihrem Aufenthalt vor; bestimmt den Grad von Freiheit, den Jeder innen oder aussen haben soll; er bewilligt den Besuch der Verwandten, weist Jedem Belohnungen und Strafen, die Art der Arbeit und der passenden Zerstreuung an. Er stellt alle Abgangszeugnisse aus, und sagt darin, ob die Abgehenden geheilt sind oder nicht; er unterschreibt die medizinischen Berichte, die alle 14 Tage an die Verwandten der Kranken geschickt werden. Ich füge das Schema eines solchen Berichts bei.

M.

Irrenanstalt zu Charenton.

Aerztlicher Bericht.

Geistiger Zustand . {

Physischer Zustand. {

Prognose {

Charenton, den 183

Der dirigirende Arzt.

Der dirigirende Arzt oder dessen Adjunct besucht den Kranken täglich. Der inspicirende Arzt und der wachhabende Eleve machen alle Abend eine Visite.

Während des Besuchs stehen dem dirigenden Arzt oder dessen Adjuncten der Inspector, der Pharmaceut, die Eleven und in der Abtheilung für Männer der Oberschliesser, in der für Frauen die erste Aufseherin, die Unteraufseherinnen und Wärterinnen zur Seite. Das Besuchsbuch wird von einem Eleven und dem Pharmaceuten in Ordnung gehalten.

Hierin lässt der Arzt die Arzneimittel, die Diät, den Namen der Pensionnaire, die an der gemeinschaftlichen Tafel essen sollen, einschreiben; jedoch werden nur die Namen der Geisteskranken eingetragen, denen eine besondere Diät vorgeschrieben ist. Die andern werden alle unten auf das Blatt geschrieben, zum Zeichen, dass sie ganze Portionen haben sollen.

Alle Jahr macht der dirigirende Arzt einen statistischen Bericht über die zu Charenton aufgenommenen Geisteskranken, wel-

cher der Commission vorgelegt und dann dem Minister des Innern übersandt wird.

Der dirigirende Arzt muss eine strenge Aufsicht über die Eleven, Wärter und Wärterinnen, über die Aufseher in der Abtheilung für Männer und über die Aufseherinnen in der für Frauen führen. Er revidirt die Arzneimittel, so oft er es für gut findet. Er wird zu Rathe gezogen, wenn Veränderungen an den Gebäuden und in ihrer innern Eintheilung für nützlich gehalten werden, eben so, wenn man neue Bauten aufführen will.

Der Badesaal, der Doucheapparat werden alle sechs Monate vom Director, dem Architecten und dem dirigirenden Arzt inspicirt. Auf Verlangen des letztern werden für zweckmässig gehaltene Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen.

Der Adjunct muss in der Anstalt wohnen. Er vertritt in allen Theilen des ärztlichen Dienstes den dirigirenden Arzt, wenn dieser abwesend ist. Auch führt er die specielle Aufsicht über die Apotheke.

Der Oberchirurgus, welche Stelle durch das Reglement von 1814 geschaffen wurde, ist mit der Behandlung der äussern Krankheiten bei den Geisteskranken und den Armen des Cantons beauftragt. Im Jahre 1833 erhielt er durch einen Ministerialbefehl einen Adjuncten.

Der Oberchirurg schreibt das Regimen der Kranken vor, die er in der Anstalt und im Armenhospital behandelt. Der Eleve der Chirurgie ist bei den Besuchen zugegen, und trägt die Diät und andere Verordnungen täglich in das Besuchsbuch ein. Deguise, der seinem Vater in dieser Stelle folgte, erfüllt die Pflichten eines Oberchirurgen ganz vortrefflich.

Alle sechs Monate versammeln sich der dirigirende Arzt, der Oberchirurgus, der Adjunct, der Inspector und der Pharmaceut bei dem Director, um ihm ihre Ansichten über die Mittel, den ärztlichen Dienst zu verbessern, mitzutheilen.

Der Inspector (gegenwärtig Dr. Cameil) steht unter der unmittelbaren Autorität des dirigirenden Arztes; er giebt ihm täglich Rechenschaft von dem, was er beobachtet, unterrichtet ihn von Allem, was sich auf den ärztlichen Dienst bezieht. Er hilft ihm in seinen Untersuchungen, beobachtet die Veränderungen, die in dem Verlaufe des Deliriums bei jedem Geisteskranken statt finden; er merkt sich die zufälligen Krankheiten, die sich manifestiren und mit den Gehirnaffectionen compliciren, um den Arzt beim Besuche davon zu unterrichten. Er versichert sich über die richtige Anwendung der Arzneimittel und andere Vorschriften, begleitet die Aerzte bei ihren Besuchen, ist allemal zugegen, wenn die Douche oder Zwangsmittel angewendet werden, verordnet, was nöthig ist, in der Zwischenzeit von einem Besuche zum

andern, muss aber den folgenden Tag beim Besuche Rechenschaft davon ablegen. Er macht in den verschiedenen Theilen täglich mehrere Besuche, besonders bei den Geisteskranken, die gerade in der Behandlung sind.

Der Inspector hat die directe Aufsicht über die Eleven; er leitet sie in ihren Functionen, in ihren Beobachtungen, bei den Sectionen, die sie in seiner Gegenwart machen müssen, wenn der Arzt abwesend ist. Zugleich inspicirt er auch die Besuchsbücher und die Register.

Die Bereitung, Aufbewahrung und Vertheilung der Medicamente kommt dem Pharmaceuten zu. Der Pharmaceut folgt dem Besuche des Arztes und des Chirurgus, und schreibt die Verordnungen in das Besuchsbuch ein. Die einfachen Medicamente werden dem Kranken durch den Wärter gegeben, die gefährlicheren giebt der Pharmaceut selbst im Beisein eines Adjuncten ein. Seit dem Jahre 1832 sind auf meine Vorstellung in dem Hause drei Eleven, die drei Jahre lang darin verbleiben. Der eine ist dem Chirurg, die beiden andern sind dem dirigirenden Arzte attachirt. Sie folgen den ärztlichen Besuchen und führen die Besuchshefte, die in mehrere Colonnen getheilt sind, worin sich der Name des Kranken, der Tag der Aufnahme, der Character des Deliriums, das Regimen, die ärztlichen Verordnungen, die Bäder, die Douchen, die Belohnungen, die Besuche der Verwandten, die Erlaubniss ausser dem Hause spazieren zu gehen, die Wachsamkeit, die ein jeder Kranke erfordert, aufgezeichnet finden.

Die Eleven ordnen nach den Besuchen die Tagesblätter; sie schreiben die Diät vor, geben die Recepte dem Pharmaceuten, und was die medicinische Polizei angeht, dem wachhabenden Arzte. Die drei Eleven haben abwechselnd die Wache 24 Stunden hindurch. Der wachhabende Eleve darf nicht ohne specielle Erlaubniss des Directors das Haus verlassen, und macht alle Abend einen Besuch in allen Abtheilungen. Tritt in dem Zustande eines Kranken eine bedeutende Veränderung ein, so unterrichtet er sogleich den inspicirenden Arzt davon; auch muss er sich, sobald er von dem Wärter gerufen wird, sogleich zum Kranken begeben.

Soll ein Kranker im Hospital aufgenommen werden, so muss der wachhabende Eleve zu den Eltern oder Vormündern gehen und so viel als möglich Erkundigungen über die Ursache und Natur der Geisteskrankheit einziehen. Hierauf muss er selbst zu dem Kranken gehen, und genau den physischen und psychischen Gesundheitszustand untersuchen.

Die Eleven assistiren dem Arzt und dem Inspector bei den Sectionen, und der genaue Sectionsbericht wird von den Eleven einregistrirt.

Der Oberaufseher ist hauptsächlich mit der Beaufsichtigung

des Materials der Anstalt in Beziehung auf das Wohl der Kranken beauftragt. Er sieht auf die Reinlichkeit der Höfe, der Spaziergänge, der Corridors, der Zimmer, des Bettzeuges u. s. w. Er macht mehrere Umgänge in den verschiedenen Abtheilungen, prüft die Klage der Kranken, unterrichtet den Arzt von allen Missbräuchen, besonders auch von der Führung der Wärter. Er ist bei den Besuchen, die die Eltern, Verwandten oder Freunde den Geisteskranken machen, gegenwärtig, und sieht daranf, dass hierbei nichts Unpassendes gesprochen wird und geschieht. Auch ist er mit der Aufbewahruug und Vertheilung der Bücher des Hauses beauftragt.

Die Geisteskranken werden durch Wärter und Wärterinnen, die durch den General-Inspector gewählt und durch den Director bestätigt werden, bedient. Den Wärtern steht ein Oberwärter, den Wärterinnen eine Oberwärterinn and zwei Unterwärterinnen vor. Der Oberwärter und die Oberwärterin bewachen die Wärter und Wärterinnen und muntern sie durch ihr Beispiel und ihre Reden auf, die Kranken mit Sanftmuth und Höflichkeit zu behandeln. Sie müssen sich unaufhörlich in ihrer Abtheilung aufhalten und die verschiedenen Abtheilungen inspiciren. Sie sind beim Reinigen der Zimmer, der Corridors, der Treppen und Höfe gegenwärtig, sehen nach, ob die Betten gehörig gemacht, die Kranken gehörig gewaschen sind und ihre Wäsche gewechselt haben. Sie müssen die Wärter begleiten, wenn sie einen wüthenden Maniacus nach dem Bade führen, oder auf Befehl einen Geisteskranken von einer Abtheilung in die andere bringen, wenn er in seine Zelle eingeschlossen, oder ihm die Zwangsjacke angelegt wird, um so jede Rohheit zu vermeiden. Sie sind beim Aufstehen und Niederlegen der aufgeregten Geisteskranken zugegen, und sind auch gleichfalls bei der Austheilung der Nahrungsmittel gegenwärtig. Sie machen eine Stunde nach dem Schlafengehen einen Umgang in allen Abtheilungen, um zu sehen, ob das Licht ausgelöscht, ob jeder Kranke in seinem Bette, jeder Wärter in seinem Zimmer ist und ob die Thüren gehörig verschlossen sind.

Nach dem Reglement sollen immer zehn Kranke einen Wärter haben; das ist augenscheinlich nicht genügend; denn wenn man sich recht klar die Bedürfnisse der Geisteskranken und die Pflege, die sie erfordern, vor Augen stellt, so erlangt man bald die Ueberzeugung, dass diese Kranken mehr als alle übrigen eine grosse Anzahl von Wärtern erfordern. Dies gilt für Charenton um so mehr, da dieses Haus aus einer grossen Anzahl getrennter Gebäude zusammengesetzt ist, die meist mehrere Stockwerke haben, und hier die Wärter mit dem Treppensteigen viel Zeit verlieren; und so übersteigt auch die Zahl der Wärter und Wärterinnen bei weitem die durch das Reglement festgesetzte Zahl.

Die Zahl der unmittelbar zum Dienste der Kranken gebrauchten Wärter beläuft sich auf 73, nämlich 41 Männer und 32 Frauen, so dass zwei Wärter auf neun Kranke kommen. Sie sind folgendermassen eingetheilt:

Wärter	1ster Klasse	10
-	2ter Klasse	15
-	überzählige	6
-	bei einem Kranken allein	5
-	bei den Pensionnairen	1
Wärterinnen	1ster Klasse	10
-	2ter Klasse	18
-	überzählige	6
-	bei einer einzigen Kranken	2
		73

Zwei Wärter müssen in den Gärten verbleiben, um ein wachsames Auge auf die Kranken, welche spazieren gehen, zu haben.

Die Wärter sind in drei Klassen getheilt. In jedem Corridor und in jedem Krankensaale befindet sich ein Wärter erster Klasse, dem Wärter zweiter Klasse und überzählige beistehen.

Der Wärter erster Klasse erhält mehr Lohn, als die zweiter Klasse; die überzähligen werden nicht bezahlt. Der Wärter erster Klasse ist für das Mobiliar des Hauses, für die den Pensionnairen gehörigen Sachen, und für die Ordnung und Reinlichkeit in dem Theile, der ihm anvertraut ist, verantwortlich. Er beobachtet und leitet die Wärter zweiter Klasse, so wie die überzähligen; er sieht darauf, dass sie sich nicht entfernen, die Kranken gut behandeln, und vertheilt unter die Kranken die Nahrungsmittel.

Die Wärter zweiter Klasse und die überzähligen sind unter der Leitung eines Wärters erster Klasse jedem Viertel nach Verhältniss der Anzahl und des Characters der Kranken, die es bewohnen und zu deren Dienst sie bestimmt sind, attachirt. Es sind also in einem Schlafsaal oder Corridor, wo sich ruhige und reinliche Geisteskranke aufhalten, nicht so viele Wärter, als bei einer gleichen Anzahl aufgeregter, wüthender, unreinlicher oder gebrechlicher Geisteskranken, die zusammenwohnen, erforderlich.

Die überzähligen Wärter werden der Ersparung wegen angenommen. Dies sind aber gewöhnlich äusserst arme Individuen, die nur aus Mangel an Arbeit und jedem andern Mittel zu ihrer Subsistenz in die Anstalt zu Charenton unterzukommen wünschen. Gewöhnlich ist ein Mensch, der keine Arbeit findet, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse befriedigen zu können, lasterhaft oder faul; daher ist es unmöglich, einem dieser beiden Uebelstände zu entgehen, wenn man auch noch so sorgfältig wählt. Hieraus entsteht noch ein dritter Uebelstand, nämlich der, dass

diese Wärter während ihrer Ueberzähligkeit, anstatt auf ihrem Posten zu bleiben, die Zeit dazu benutzen, einen Dienst zu suchen, und das Haus verlassen, wenn sie einen bessern finden. Ich muss hier noch sagen, dass das Gehalt der Wärter, besonders der bei den wüthenden Geisteskranken angestellten, im Allgemeinen zu gering ist; daher gute Subjecte sich nicht dazu melden, und die in der Anstalt schon angestellten muthlos werden. Wenn man das Gehalt derselben erhöhte, so könnte man auch die Wärter verpflichten, monatlich etwas Bestimmtes dem Oeconomen zu geben und eine Sparkasse für die errichten, welche nach einer langen Dienstzeit der Ruhe bedürften oder untauglich geworden sind. Dies wäre ein sehr gutes Mittel, die Wärter zu ihrem Dienste anzufeuern und sie an die Anstalt zu fesseln.

Wird ein Wärter in der Anstalt angenommen, so erhält er, wie alle Diener und Handwerker zu Paris, ein Buch, in dem der Name, das Alter, der Stand, der Geburtsort, die vorige Wohnung des Wärters und der Tag seiner Annahme eingezeichnet wird. Verlässt er die Anstalt, so wird seine Aufführung, so wie der Tag, an dem er abgeht, in dasselbe Buch eingetragen. Es enthält auch noch eine kurze und fassliche Instruction über die Pflichten jedes Wärters, über die Stellung zu den Vorstehern und den Kranken.

Man würde sich eine ganz falsche Vorstellung von Allem, was zum Dienste einer Irrenanstalt erforderlich ist, so wie von den nöthigen Ausgaben machen, wenn man nur die unmittelbar zum Dienste der Kranken bestimmten Leute aufzählte, und wenn man nicht auch die zu allgemeinen Diensten bestimmten und die Beamten dazu rechnen wollte. Die Zahl der Wärter, der Beamten und Chefs der Anstalt, zusammen genommen, beweist, dass, statt dass sechs Kranke auf einen Diener kommen, wir ein gesundes Individuum für noch nicht drei geisteskranke haben, wie aus folgender Zählung der Beamten der Anstalt zu ersehen ist:

Koch und vier Gehülfen	5
Bäcker und sein Gehülfe	2
Weinküper und sein Gehülfe . .	2
Kuhhirt, Stalljunge u. Stallmagd.	3
Fuhrmann	1
Gärtner 7, Gärtnerinnen 4 . . .	11
Arbeitsleute	5
Dienstmädchen	1
Apothekergehülfe	1
Bureaugehülfe	1
Frottirer	1
Wärter in den Sälen	4
Portier und Gehülfen	4
Diener im Sprechzimmer	1
Friseurs	2
Schneider	1
Wäscherinnen	12
— überzählige	4
Aufseher, Aufseherinnen	4
Beamte bei der Verwaltung . . .	23
- für den ärztlichen Dienst	9
Summa	97

Die Gesammtzahl der Personen, die, unter welchem Namen es auch sei, zum Dienste der Kranken zu Charenton bestimmt *sind, bel*äuft sich auf 170.

§. 11. Es befindet sich in der Anstalt ein Beetsaal für den katholischen Cultus, und hierbei ist ein Almosenier angestellt. Die Priester anderer Religionen werden auf Verlangen der Verwandten oder Kranken in die Anstalt gelassen.

Die Geisteskranken und die Reconvalescenten beiderlei Geschlechts wohnen, wenn es der Arzt zulässt, dem Gottesdienste bei.

Der Almosenier wohnt in der Anstalt und kann mit den Kranken, die es verlangen, zusammenkommen, aber er muss, ehe er sich das erste Mal zu dem Kranken begiebt, erst Erkundigungen über denselben bei dem Arzte einziehen, damit er das Delirium desselben kennt.

Ehemals wurden die Geisteskranken, die in der Anstalt starben, durch den Almosenier beerdigt, aber nach einer Consistorialbestimmung geschieht dies seit dem Jahre 1819 durch den Geistlichen zu Saint-Maurice-Charenton auf dem Kirchhof des Kirchspiels, wenn die Verwandten nicht etwa von der competenten Behörde die Erlaubniss erhalten, die Todten abzuholen, um sie anderswo zu beerdigen.

Dies war die Organisation der Anstalt zu Charenton nach dem Reglement vom Jahre 1814, die so genau und weise eingerichtet ist, dass der Dienst so richtig als möglich vertheilt ist, und dass eine so strenge Wachsamkeit als möglich im Hause statt findet. Diese neue Organisation, die weise Verwaltung Dumapas, die Kenntnisse und das Verdienst Royer-Collard's trugen zu gleicher Zeit dazu bei, den Ruf der Anstalt zu vergrössern, wodurch Geisteskranke aus allen Theilen Frankreichs kamen, und sich die Bevölkerung um ein Drittheil vermehrte.

Im Septbr. 1803 zählte man zu Charenton 311 Individuen; 1810: 326. Seit 1815 hat sich die Zahl auf 450, 470, 510 vergrössert; die mittlere Zahl ist seit dieser Zeit 480 bis 490. Auch hat sich seitdem die Einnahme bis zum Jahre 1831 inclusive um ein Viertel vermehrt. Sie betrug im Jahre

1815	—	344,819	Franken	40	Cent.
1820	—	434,116	-	55	-
1825	—	458,622	-	36	-
1830	—	449,778	-	2	-
1831	—	449,650	-	87	-

Diese Einnahme entsteht aus dem Ertrage der Güter, die der Anstalt wiedergegeben, Renten, die ihr vermacht worden, Pensionen, die von den Familien oder von verschiedenen Ministerien für die Freistellen gezahlt werden.

Obgleich die Anstalt zu Charenton immer mehr gedieh und Dumaupas sehr ökonomisch mit dem Gelde der Anstalt umging, so sah sich doch dieser sehr tüchtige Verwalter zu beträchtlichen Ausgaben genöthigt, um die Gebäude zu verbessern und das Ganze im Stande zu halten.

Ich hätte gern eine vollständige Statistik von Charenton vom Jahre 1815 bis 1825 gegeben, aber die Elemente dieser Arbeit sind nicht mein Eigenthum, daher werde ich mich nur an die Aufnahme von 10 Jahren, von 1815—1825 halten, dann die Tabelle der Heilungen und Sterbefälle, die durch meinen Vorgänger, Royer-Collard, am 27sten Februar 1823 veröffentlicht worden sind, mittheilen. *)

*) Leider befinden sich im Originale vielfache Druckfehler in den Tabellen, die ich, so viel es möglich war, zu berichtigen suchte.
Der Uebers.

Tabelle

der Aufnahmen in Beziehung auf das Alter und Geschlecht der Kranken,

die vom Jahre 1815 bis 1825 in Charenton statt gefunden

Das Alter.	1815		1816		1817		1818		1819		1820		1821		1822		1823		1824		1825		Totals.	
	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
Vor dem 20. Jahre	5	—	3	3	4	3	1	7	4	1	7	4	8	2	2	2	1	3	4	2	1	3	40	30
Von 20—25	10	3	3	6	13	5	10	8	20	14	13	10	11	5	18	8	12	6	8	5	17	5	135	77
Von 25—29	8	8	8	5	14	5	12	8	6	12	14	10	14	8	18	7	15	11	21	7	24	10	154	91
Von 30—34	15	4	14	13	12	14	12	14	16	16	16	8	21	10	9	10	10	8	11	14	21	13	157	126
Von 35—39	11	6	9	10	11	8	12	11	16	9	19	6	9	11	15	10	16	7	17	13	13	10	148	98
Von 40—44	4	9	12	14	5	11	13	7	12	7	22	7	15	6	16	8	16	8	12	6	16	8	143	93
Von 45—49	5	3	10	7	7	8	8	15	12	12	11	11	16	13	10	5	11	9	12	4	16	8	118	100
Von 50—54	12	7	4	3	13	2	3	4	11	8	7	8	13	1	1	3	11	5	8	10	12	4	105	60
Von 55—59	3	3	6	3	7	1	8	6	6	6	7	7	5	9	5	—	12	6	11	3	7	1	73	49
Von 60—64	6	2	4	2	1	4	5	6	3	4	2	3	3	2	3	—	3	1	6	3	5	3	43	31
Von 65—69	—	1	1	—	3	1	7	3	3	3	7	3	2	—	1	—	4	—	2	—	1	2	33	15
Von 70—74	1	2	1	—	1	1	4	1	1	1	1	—	1	—	2	2	3	—	2	1	2	2	17	9
Von 75—79	1	—	1	—	1	—	1	—	2	—	—	—	1	—	1	—	2	1	—	—	1	—	12	3
Von 80—84	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—
Unbekanntes Alter	22	9	11	2	12	9	5	—	2	1	1	—	2	1	3	—	7	—	—	—	—	—	65	22
Total	103	59	87	68	105	72	101	90	114	94	127	78	121	68	114	74	123	65	114	67	136	69	1245	804

Summa 2049

Royer-Collard führt in einem langen Bericht an den Minister des Innern über den Ab- und Zugang der Geisteskranken während der Jahre 1815, 1816 und 1817 nur die Zahl der Sterbefälle derjenigen Kranken auf, die im Laufe dieser drei Jahre aufgenommen sind, ohne die Sterbefälle der Kranken anzuzeigen, die am 1sten Januar 1815 in der Anstalt waren und während der genannten drei Jahre starben.

		Abgang:				
1815	—	67 Männer	—	41 Frauen		
1816	—	61	-	—	54	-
1817	—	77	-	—	68	-
		Geheilt wurden:				
1815	—	41	-	—	20	-
1816	—	38	-	—	37	-
1817	—	45	-	—	51	-
		Gestorben:				
1815	—	36	-	—	11	-
1816	—	32	-	—	9	-
1817	—	35	-	—	8	-

Am 1sten Januar 1815 waren in der Behandlung 286 Männer, 132 Frauen; am 1sten August 1818: 283 Männer, 157 Frauen.

Ich komme jetzt zu dem interessantesten Theil meiner Arbeit. Ich muss nun Rechenschaft von meiner Behandlung ablegen und offen über meine glückliche und unglückliche Behandlung sprechen. Nach einem Paragraph des Reglements muss der dirigirende Arzt jährlich eine ärztliche Rechenschaft über sein Amt ablegen. Aus diesen jährlichen Berichten, die ich während der acht Jahre meiner Praxis von 1826 bis inclusive 1833 eingesandt, habe ich nun die medizinische Statistik von Charenton gebildet. Es giebt zwar Aerzte, die nicht viel von der Statistik halten, aber haben sie wohl darüber nachgedacht, dass eine Erfahrungswissenschaft sich nur durch die Statistik vervollkommnen kann? Was ist die Erfahrung anders, als häufig beobachtete Thatsachen, die das Gedächtniss inne hat? Aber das Gedächtniss ist manchmal untreu, die Statistik registrirt Alles ein und vergisst nichts. — Bevor ein Arzt seine Prognose stellt, hat er innerlich eine Wahrscheinlichkeitsrechnung gelöst, eine statistische Aufgabe, nämlich, ob er dieselben Symptome 10, 30, 100 Mal unter denselben Umständen beobachtet hat. Jede andere Combination täuscht den Arzt, und wenn die Medizin dieses Mittel zum Fortschritt nicht vernachlässigt hätte, so würde sie eine grössere Anzahl positiver Wahrheiten besitzen, und man würde sie nicht eine Wissenschaft ohne bestimmte Prinzipien nennen können. Andere lieben die Statistik nicht, weil man häufig eine falsche

Anwendung von derselben macht, und weil die Resultate manchmal untreu und falsch sind. Dies geschieht aber meist nur, wenn man statistische Tabellen von Thatsachen sammelt, die man nicht selbst beobachtet hat. Und darf man wohl eine Sache verwerfen, weil sie gemissbraucht wird? Andere verwerfen die Statistik, weil sie eine zu beschwerliche Arbeit ist. Sie ziehen Wörter, schaale ihrem Geiste ähnliche Phrasen den wahren Beobachtungen vor, und einige oberflächliche Köpfe behaupten, dass die statistischen Untersuchungen über das Alter, Geschlecht und Stand der Geisteskranken ganz ohne Nutzen sind. Pinel meinte dieses nicht, denn er hat eine genaue Statistik in der zweiten Ausgabe seines ausgezeichneten Werkes *(Traité de l'aliénation mentale)* gegeben, und Rush in Amerika, Burrow und Halliday in England, Holst in Norwegen, Guallandi in Italien, Rech in Montpellier und noch viele Andere dachten so wie Pinel. Statistische Tabellen, die gewissenhaft über eine grosse Anzahl von Geisteskranken, die unter denselben Bedingungen leben, geführt werden, und die mit andern Tabellen über andere Geisteskranke in einem andern Klima, unter andern Sitten, Gesetzen, bei einem andern Regimen verglichen werden, liefern die interessantesten Daten, und können zu den wichtigsten Schlüssen Veranlassung geben. Ich liebe die statistischen Berechnungen in der Medizin, weil ich grosses Heil von denselben erwarte, und so habe ich mich derselben seit 30 Jahren bei meinen Arbeiten über die Geisteskrankheiten bedient, weil ich sie für das beste Mittel halte, um den Einfluss der Localität, des Regimens und der Behandlungsart abschätzen zu können. Wir haben täglich die Elemente zu unsern jährlichen statistischen Berichten aufgenommen; ich sage wir, weil ich hierbei durch Bleynie und Calmeil unterstützt worden bin.

Ueber die Localität und über die genauen Verhältnisse, unter denen unsere Geisteskranken hier leben, habe ich schon früher gesprochen; ich muss hier noch hinzufügen, dass man in Charenton Geisteskranke von jedem Alter, jedem Geschlecht, jedem Stande, was auch die Ursachen der Krankheit, der Character derselben sein möge, aufnimmt.

Da ich die genauesten Resultate erlangen wollte, so gab ich in meinen statistischen Tabellen von allen aufgenommenen Geisteskranken Rechenschaft, gleichviel wie ihr Gesundheitszustand zur Zeit der Aufnahme war. Man kann also bei der Genesung nicht die günstigsten Resultate verlangen, weil wir ausser den Idioten, Epileptischen und Paralytischen in Charenton viele Geisteskranke aufnehmen, die seit einer Reihe von Jahren ihrer Vernunft beraubt sind.

Tabelle der Aufnahmen im Allgemeinen.

Jahre	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	Summa
Männer	121	123	122	121	112	109	118	106	932
Frauen	89	82	82	71	74	82	79	66	625
Summa	210	205	204	192	186	191	197	172	1557

Die Durchschnittszahl der Aufnahmen während der acht Jahre, von denen wir Rechenschaft ablegen, beträgt 194. In den vier ersten Jahren ist die Anzahl grösser, als in den vier letzteren. Soll man diesen Unterschied allgemeinen Ursachen, die Personen von der Hauptstadt entfernt haben, welche vor 1830 sich hinbegaben oder vielmehr der Gründung und Verbesserung von Irrenanstalten in mehreren der Hauptstadt benachbarten Departements, in welche die Geisteskranken, die sich sonst nach Paris wandten, aufgenommen werden, beimessen? Ist die neue und fremdartige Erlaubniss, auch bemittelte Geisteskranke in den Bicêtre und in die Salpetrière aufzunehmen, nicht eine dritte Ursache zu diesem Unterschiede? Erfüllt man wohl, indem man wohlhabende Geisteskranke in diesen Hospitälern aufnimmt, ihren früheren Zweck, da sie für Arme eingerichtet wurden? Glaubt man nicht das Gefühl zu verletzen, welches alle Glieder einer Familie verbinden soll, indem man den Geiz einiger Verwandten begünstigt, die es vorziehen, ihre Angehörigen in Hospitälern behandeln zu lassen, als in Charenton, wo man bezahlen muss?

Tabelle
der Aufnahmen in Bezug auf die Jahreszeiten.

Monat.	1826		1827		1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total.	
	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
Januar . .	3	3	10	4	12	4	6	2	11	2	11	5	7	9	7	3	67	32
Februar . .	11	8	4	4	12	9	13	5	9	3	11	4	6	9	7	10	73	52
März . . .	11	7	13	5	11	6	7	7	13	10	7	1	8	5	8	4	78	45
April . . .	11	6	16	6	13	6	14	6	4	9	12	5	12	7	7	11	89	56
Mai	10	10	8	8	6	2	9	6	14	8	11	8	15	7	9	7	82	56
Juni	12	13	11	12	14	8	11	10	12	3	9	11	8	7	15	3	92	67
Juli	17	7	13	8	9	8	17	11	6	4	9	5	12	7	10	9	93	59
August . .	14	12	14	8	12	5	10	1	9	5	6	8	6	7	14	3	85	49
September.	6	5	13	7	7	9	11	5	11	5	6	10	9	4	8	2	74	47
October . .	9	8	8	7	9	8	10	8	8	10	7	16	12	8	7	5	70	70
November.	8	3	7	8	5	4	8	7	7	6	11	3	14	9	7	3	67	37
December.	9	7	6	5	12	13	5	3	5	9	9	6	9	6	7	6	62	55
Total	121	89	123	82	122	82	121	71	112	74	109	82	118	79	106	66	932	625
																	1557	

Theilt man die Aufnahmen in Bezug auf die Jahreszeiten, so stellt sich folgendes Verhältniss dar:

Frühjahr	406
Sommer	445
Herbst	365
Winter	341

Aus den beiden vorhergehenden Tabellen muss man schliessen: 1) dass die Aufnahmen im Sommer zahlreicher, im Winter aber geringer sind; dass die Geisteskrankheit, die im Frühjahr häufiger zu erscheinen begann, im Sommer die höchste Frequenz erlangte; dass die Zahl im Herbst abnimmt und im Winter am geringsten ist; 2) dass, wenn die Aufnahmen für beide Geschlechter im Sommer häufiger sind, im Winter weniger Männer, im Frühjahr aber weniger Frauen aufgenommen werden.

Tabelle
der Aufnahmen in Bezug auf das Alter.

Das Alter	1826		1827		1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total.	
	M.	F.	M.	F.	M	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F	M.	F.
Bis zum 20. Jahre	19	9	22	12	17	10	4	4	1	5	10	1	3	1	6	0	82	42
Von 20—25	21	11	16	10	17	11	12	2	17	8	8	1	13	5	15	7	119	55
Von 25—30	14	10	15	18	28	13	18	8	11	4	16	9	14	4	19	6	135	72
Von 30—35	16	14	20	8	15	18	16	9	13	9	16	7	16	13	18	9	130	77
Von 35—40	16	19	18	13	7	6	11	14	13	12	9	15	15	13	17	10	106	102
Von 40—45	7	9	18	8	16	4	11	9	17	14	16	14	15	13	5	9	105	90
Von 45—50	14	7	8	9	9	5	16	11	9	5	7	13	10	7	10	8	83	65
Von 50—55	6	1	4	2	4	4	15	7	12	7	10	9	11	9	6	7	68	46
Von 55—60	1	6	1	0	3	8	8	4	7	5	8	4	4	4	5	3	37	36
Von 60—65	1	3	0	2	1	1	5	2	10	3	3	4	11	5	4	4	35	22
Von 65—70	6	0	1	0	5	2	3	1	1	1	4	4	4	2	1	0	25	10
Von 70—85	0	0	0	0	0	0	2	0	1	0	0	1	1	1	0	0	4	2
Von 75—80	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	2	0	0	1	0	2	2	4
Von 80—85	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	1	0	0	1	1
Von 85—90	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	1
Total	121	89	123	82	122	82	121	71	112	74	109	82	118	79	106	66	932	625
																	1557	

Tabelle
der Aufnahmen, nach ihrer Frequenz geordnet, in Bezug auf das Alter und Geschlecht.

Männer.			Frauen.		
Von 25—30 Jahren	—	135	Von 35—40 Jahren	—	102
- 30—35 -	—	130	- 40—45 -	—	90
- 20—25 -	—	119	- 30—35 -	—	77
- 35—40 -	—	106	- 25—30 -	—	72
- 40—45 -	—	105	- 45—50 -	—	65
- 45—50 -	—	83	- 20—25 -	—	55
Vor dem 20sten Jahre	—	82	- 50—55 -	—	46
Von 50—55 -	—	68	Vor dem 20sten Jahre	—	42
- 55—60 -	—	37	Von 55—60 Jahren	—	36
- 60—65 -	—	35	- 60—65 -	—	22
- 65—70 -	—	25	- 65—70 -	—	10
- 70—75 -	—	4	- 70—75 -	—	2
- 75—80 -	—	2	- 75—80 -	—	4
- 80—85 -	—	1	- 80—85 -	—	1
- 85—90 -	—	0	- 85—90 -	—	1
		932			625

Vergleichen wir das Alter der Geisteskranken, die in den verschiedenen Jahren aufgenommen worden sind, so muss man aus den beiden vorhergehenden Tabellen schliessen: 1) dass die meisten Aufnahmen von 30—35 Jahren stattfinden; 2) dass die Aufnahmen bei den Männern vom 25—30sten Jahre und bei den Frauen vom 35—40sten Jahre zahlreicher sind. Nach diesen folgen bei den Männern die Aufnahmen am häufigsten vom 30sten bis 35sten, bei den Frauen vom 40—45sten Jahre. Die Aufnahmen bei den Männern vom 20—25sten Jahre nehmen in Beziehung auf Frequenz den dritten Rang ein, während dasselbe Alter bei den Frauen erst die sechste Stelle einnimmt. Hieraus schliesse ich, dass die Geisteskrankheit frühzeitiger bei Männern, als bei Frauen ausbricht. Vom 50—55sten Jahre sieht man die Geisteskrankheit minder häufig. Die Aufnahmen nehmen nach beendigtem 55sten Jahre bei beiden Geschlechtern sehr schnell ab, obgleich sie noch ein wenig zahlreicher bei Frauen statt finden. Diese Resultate sind in Beziehung zur absoluten Zahl der Aufnahmen richtig; aber wenn wir die Aufnahmen mit der Bevölkerung eines jeden Alters vergleichen, so erhalten wir den Beweis, dass sich beim Aelterwerden das Gehirn, so zu sagen, abnutzt, die intellectuellen Fähigkeiten schwächer werden und erlöschen.

Um streng aus der absoluten Zahl in Beziehung zum Alter schliessen zu können, genügt der Beweis nicht, dass es numerisch mehr Geisteskranke giebt, die 30—40 Jahr alt sind, sondern man

muss die Zahl der Geisteskranken im Verhältniss zur Bevölkerung eines jeden Alters aufzufinden suchen. Wir wollen hier die allgemeinen Resultate, die wir aufgefunden haben, angeben.

Die absolute Bevölkerung vermindert sich mit Zunahme des Alters. Diese Verminderung findet graduell und fast in gleichen Verhältnissen vom 20sten bis zum 35sten Jahre statt; sie ist vom 35sten bis 45sten Jahre stärker, minder stark vom 45sten bis zum 60sten, und besonders stark vom 65sten Jahre.

Die Frequenz der Geisteskrankheit im Vergleich zu dem Alter folgt nicht demselben Gesetze, wie die Bevölkerung; sie zeigt ganz besondere Anomalien, obgleich sie immer zunimmt. Je älter der Mensch wird, je mehr ist er dem Verlust der Vernunft ausgesetzt, aber in Beziehung auf das Alter in verschiedenen Abweichungen. Es giebt weniger Geisteskranke vom 20—30sten Jahre, wenn man sie mit der Bevölkerung von diesem Alter vergleicht; dagegen giebt es vom 30—40sten Jahre mehr, obgleich die Bevölkerung sich schon vermindert hat, und dennoch ist die Zahl der Geisteskranken minder stark, wenn man sie mit der Bevölkerung in den folgenden Lebensabschnitten vergleicht. Vom 40—45sten Jahre vermindert sich die Bevölkerung und die relative Zahl der Geisteskranken steigt; eben so ist es vom 45sten bis 50sten Jahre. Die relative Vermehrung der Zahl der Geisteskranken tritt vom 50—55sten Jahre noch deutlicher hervor. Vom 70—80sten Jahre ist die Zahl der Geisteskranken in Beziehung auf die Bevölkerung sehr gross. In dieser Zeit tritt Verwirrtheit aus Altersschwäche ein.

Obgleich es nun wohl numerisch und absolut wahr ist, wenn man sagt, dass es mehr Geisteskranke vom 30—40sten Jahre, als vor oder nach diesem Lebensabschnitt giebt, so würde man doch sehr irren, wenn man daraus schliessen wollte, dass in diesem Alter der Mensch leichter die Vernunft verliert, weil es in Beziehung auf die allgemeine Bevölkerung weniger Geisteskranke giebt, als in den folgenden Abschnitten.

In Charenton werden mehr Männer als Frauen aufgenommen; der Unterschied verhält sich wie 3 : 2. Dies entsteht durch die Aufnahme der Militairpersonen und Seesoldaten, die fast ein Fünftel der gewöhnlichen Bevölkerung und ein Siebentel der Aufnahmen betragen, so wie auch dadurch, dass Männer häufiger als Frauen Freistellen erhalten. Aus meinen Untersuchungen geht hervor, dass unter 76,000 Geisteskranken das Verhältniss der Männer zu den Frauen sich wie 37 : 38 stellt, dass aber dies Verhältniss nach dem Klima, der Bevölkerung und den Sitten in demselben Lande verschieden ist.

Tabelle
der Aufnahmen in Beziehung auf das eheliche Verhältniss.

Jahre	1826		1827		1828		1829		1830		1831		1832		1833		Summa	
	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.
Unverheirathet . . .	68	34	72	26	66	27	59	19	54	18	64	27	60	24	62	18	505	193
Verheirathet	49	49	41	48	51	44	55	47	52	49	42	44	56	43	41	39	387	363
Wittwer	4		10		5		7		6		3		2		3		40	
Wittwen		6		8		11		5		7		11		12		9		69
Summa der Männer	121		123		122		121		112		109		118		106		932	
Summa der Frauen		89		82		82		71		74		82		79		66		625
																	1557	

Aus dieser Tabelle geht hervor: 1) dass die in Charenton aufgenommenen unverheiratheten Geisteskranken sich zu der Gesammtsumme der Aufnahmen wie 1 : 2,22; dass die unverheiratheten Männer zu den unverheiratheten Frauen sich wie 5:2 verhalten; 2) dass sich die verheiratheten Geisteskranken zur Gesammtaufnahme wie 1:2 verhalten, und dass ein geringer Unterschied zwischen verheiratheten Männern und Frauen statt findet; 3) dass der Wittwenstand, sowohl der der Männer, als der der Frauen, den 15ten Theil der allgemeinen Aufnahmen einnimmt, und dass die Zahl der Wittwer zu der der Wittwen sich wie 4:7 verhält. Die im unverehlichten Zustande lebenden Männer werden häufiger geisteskrank, als die verheiratheten Frauen, da die Männer vom 25—30sten Jahre am meisten geisteskrank werden, in welchem Lebensabschnitt sie schwerlich schon an eine Verheirathung denken. Die Zahl der verheiratheten Frauen, die in Charenton aufgenommen wurden, kommt der Zahl der verheiratheten Männer gleich, und doch sollte man denken, dass durch die Ehe vermöge der häufigen physischen Schmerzen und Unannehmlichkeiten die Frauen eher geisteskrank würden. Diese Betrachtungen, denen ich noch viele andere hinzufügen könnte, beweisen, dass beim Studium der Geisteskrankheit Alles von grosser Wichtigkeit ist, und dass genaue Untersuchungen hier zu wichtigen Schlüssen führen können.

Tabelle

der Aufnahmen in Beziehung auf den Stand.

	1826		1827		1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total
Stand.	M.	F.	M	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M	F	M.	F.	M.	F.	
Eigenthümer, Rentiers	14	50	7	39	7	36	8	17	18	28	18	27	10	14	9	14	307
Landleute, Gärtn. Winz.	9	1	11	—	6	4	12	4	8	7	5	7	9	4	9	3	99
Maurer	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	3	—	3	—	—	—	7
Schlösser	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	1	1	—	1	5
Tischler	3	—	3	—	—	—	1	1	1	2	2	1	—	1	—	1	16
Bäcker	2	1	1	3	2	2	2	2	—	—	—	—	2	1	1	—	19
Fleischer	1	—	1	1	—	2	—	1	—	—	1	1	1	1	1	—	10
Speckhändler . . .	—	—	—	—	—	—	1	2	1	—	—	—	—	—	—	—	4
Gewürzkrämer . . .	2	—	4	1	2	2	2	1	—	2	3	1	2	2	6	—	31
Weinhändler	—	—	3	—	2	—	3	2	—	—	2	2	6	2	2	2	26
Böttcher . . ' . .	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	1	—	3
Gastwirthe, Traiteurs, Köche	3	1	3	—	3	—	—	2	3	2	1	1	2	2	1	1	24
Goldarbeiter	1	—	3	—	3	1	—	—	1	1	—	1	1	1	1	—	13
Schneider, Schuhmacher	4	1	—	—	3	2	1	—	—	—	1	—	2	—	3	—	17
Mützenmacher . . .	—	—	—	—	—	—	2	1	—	—	1	1	—	—	—	—	5
Hutmacher	—	—	—	—	—	—	1	1	1	1	1	—	—	—	—	—	5
Modisten, Nätherinnen	—	3	—	6	—	7	—	7	—	2	—	4	—	5	—	1	35
Kaufleute und Commis	9	2	12	6	7	2	4	—	4	2	7	2	8	5	11	—	81
Tabackshändler . . .	3	2	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7
Offiziere	14	—	15	—	20	—	10	—	14	—	6	1	14	—	10	—	103
Soldaten	14	—	20	—	13	—	14	—	12	—	23	—	14	2	10	2	124
Invaliden	—	—	—	—	—	—	4	—	—	—	3	—	—	—	—	—	7
Schirrmeister, Couriere	—	—	—	—	—	—	1	3	2	—	2	—	—	1	1	1	11
Lehrer	2	—	4	2	—	3	—	—	1	2	2	1	—	8	1	4	30
Studenten	2	—	5	—	8	—	12	—	2	—	5	—	6	—	6	—	46
Geistliche	2	—	3	—	1	—	—	—	3	—	1	—	1	—	—	—	11
Seminaristen	—	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	1	—	—	—	4
Nonnen	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	5
Aerzte	3	—	2	—	1	—	—	1	—	—	2	—	1	1	2	—	15
Pharmaceuten . . .	2	—	—	—	—	—	—	—	3	—	1	—	1	—	1	1	9
Advokaten	—	—	—	—	—	—	2	—	1	—	2	—	—	—		4	9
Notare	—	—	—	—	1	—	—	—	—	2	2	—	—	—	—	1	6
Schreiber	6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	3	10
Gerichtsdiener . . .	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	1	2	—	—	—	—	6
Bureaubeamte . . .	10	—	12	6	6	—	7	1	5	—	13	2	6	3	9	3	83
Gelehrte	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	1	3
Maler	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	3	—	1	—	1	1	8
Musiker	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	2	—	—	—	—	4
Buchdrucker und Buchbinder	—	7	1	—	1	1	1	—	2	2	—	—	—	—	—	—	15
Bedienten	3	2	2	—	—	—	—	—	6	5	2	6	2	1	4	2	35
															Gesammtsumme		1264

Ich habe hier nicht die Stände aufgenommen, aus denen ich nur einzelne Erkrankte behandelt habe. Diese lange Aufzählung hätte nur bewiesen, dass es kein Verhältniss giebt, in dem der Mensch seine Vernunft nicht verlieren kann. Die folgenden Betrachtungen erstrecken sich nur auf 1264 Geisteskranke, und zwar nur auf solche, die einem Stande angehören, von welchem ich wenigstens viermal Kranke behandelte. Die Zahl der Eigenthümer und Rentiers beläuft sich auf 307, beträgt also ein Viertel der allgemeinen Aufnahme. Diese Klasse trifft man häufig in Paris an; doch ist es bemerkenswerth, dass die Zahl der Frauen, die dieser Klasse angehören, sich auf 225 beläuft, während die der Männer nur 82 beträgt. In den Jahren 1826, 1830 und 1831 haben wir eine viel grössere Anzahl von Rentiers, als während der übrigen fünf Jahre aufgenommen. Im Jahre 1826 hatte die Anzeige von der Einziehung der Renten, und im Jahre 1830 und 1831 die politischen Begebenheiten den Rentiers viele Sorgen verursacht, und so zu Geisteskrankheiten Veranlassung gegeben.

Die Militairpersonen betragen 7,40 der Aufnahmen; die Bureaubeamten 18,63; ihre Durchschnittszahl, die sich für sieben Jahre auf 8 belief, vergrösserte sich im Jahre 1831 auf 15. In den Jahren 1831, 1832 und 1833 haben wir 6 Maler aufgenommen, während nur 2 in den fünf vorhergehenden Jahren in die Anstalt traten. In den Jahren 1826 — 1830 wurden nur 11 Lehrer oder Lehrerinnen aufgenommen, während in den 4 folgenden Jahren 19 aufgenommen wurden. In den drei letzten Jahren 1831, 1832 und 1833 wurden 3 Gelehrte aufgenommen, während keiner in den fünf vorhergehenden Jahren in die Anstalt kam.

Tabelle
der Aufnahmen in Beziehung zu den Ursachen der Geisteskrankheiten.

Jahre	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	Tot.
Erblichkeit	19	17	58	65	70	36	38	34	337
Onanie	7	9	7	7	10	3	3	6	52
Lüderlichkeit, Excesse aller Art	8	8	8	12	25	15	33	37	146
Missbrauch des Mercurs . .	3	3	10	13	6	5	1	3	44
- geistiger Getränke	22	17	25	11	16	10	18	15	134
Sonnenstich	0	5	2	1	2	0	2	0	12
Schläge auf den Kopf . . .	1	1	2	9	3	2	1	1	20
Uuterdrückung einer gewohnten Ausleerung	5	4	4	13	3	12	7	6	54
Unterdrückung einer gewohnten Eiterung	0	0	0	0	1	0	2	0	3
Folge des Wochenbetts . .	2	3	5	8	1	2	3	4	28
Gehirnaffectionen	0	0	0	0	0	6	6	5	17
Cholera	0	0	0	0	0	0	3	0	3
Häuslicher Kummer. . . .	38	22	29	26	47	38	40	38	278
Uebermässiges Studiren und Wachen	2	3	3	2	2	1	2	1	16
Unglücksfälle	7	7	6	5	3	15	2	4	49
Leidenschaftliches Spielen .	0	0	2	0	1	2	0	0	5
Eifersucht	3	2	8	3	0	1	1	0	18
Unglückliche Liebe . . .	12	9	8	2	3	1	2	0	37
Verletzte Eigenliebe . . .	4	1	1	2	3	2	2	1	16
Schreck	1	0	4	8	14	5	2	1	35
Uebertriebene Frömmigkeit .	7	9	2	1	3	1	1	0	24
Uebermässige Freude . . .	0	0	1	0	1	0	0	0	2
Lesen von Romanen . . .	3	3	7	0	0	0	0	0	13
Politische Ereignisse . . .	0	0	0	0	13	15	3	1	32

Das Studium der Ursachen der Geisteskrankheit ist eben so wichtig als schwer. Die Kranken sind nicht im Stande, die Umstände, die ihrem Delirium vorangingen, anzugeben; die Verwandten und Freunde kennen oft die Ursachen der Geisteskrankheit derer, die sie in die Anstalt gebracht haben, nicht, und wissen sie diese, so legen sie ein zu geringes Gewicht darauf und läugnen sie zuweilen. Einige Geisteskranke, die in Paris isolirt lebten, wurden nach Charenton geschickt, ohne dass man etwas über die Ursachen der Krankheit erfahren konnte. Eben so geht es mit den Militairpersonen und Seesoldaten, sie mögen von Paris oder aus andern Städten kommen. Auch habe ich nicht die Absicht, eine ganz genaue Tabelle der Ursachen bei den Kranken, die während der acht Jahre aufgenommen wurden, zu geben. So wie die Tabelle ist, zeigt sie, was man thun kann und gewährt nicht uninteressante Resultate.

Man darf nicht ausser Acht lassen, dass die Ursachen der Geisteskrankheit, sie mögen praedisponirend oder excitirend, physisch oder psychisch sein, nie allein wirken, sondern sich zu zweien, dreien, vieren verbinden, und dann bald langsam, bald plötzlich ihre Wirkung ausüben.

Unter allen Krankheiten ist die Geisteskrankheit am meisten erblich. Obgleich von 1375 Geisteskranken nur 337 notorisch durch Erblichkeit daran litten, so glaube ich dennoch, dass diese praedisponirende Ursache noch weit häufiger vorkomme.

Uebertretungen des Regimens, Excesse aller Art rufen häufig die Geisteskrankheit hervor, entweder indem sie langsam die Organe der Sensibilität schwächen, oder indem sie plötzlich ihre Functionen ändern.

Die Epilepsie und besonders der epileptische Schwindel bedingen immer die Entnervung der an dieser schrecklichen Krankheit Leidenden. Die Epileptischen sind alle ausserordentlich erregbar, und haben einen empfindlichen, reizbaren, heftigen Character; die Anfälle der Epilepsie endigen sich zuweilen mit der wüthendsten, unbändigsten Manie, selten mit Monomanie, oft mit der grössten Dummheit. Dieses nachfolgende Delirium dauert aber nicht lange; gewöhnlich hört es nach einigen Stunden, oder einigen Tagen auf, um sich dann wieder in einen Anfall von Epilepsie zu verwandeln, und hat die Epilepsie mehrere Jahre gedauert, werden die Anfälle, besonders der Schwindel, häufiger, so wird die Intelligenz gestört, geschwächt, und erlischt zuletzt ganz. In meiner Abhandlung über die Epilepsie habe ich durch zahlreiche, in der Salpetrière gesammelte Thatsachen dargethan, dass der Schwindel, dessen Dauer so kurz ist, die Intelligenz weit schneller untergräbt, als vollständige Anfälle von Epilepsie.

Die Geisteskrankheit kam während der genannten acht Jahre nur 28 Mal in Folge der Entbindung und des Stillungsgeschäftes vor, d. h. 36,12 in Bezug auf die Totalsumme der Aufnahmen. In der Salpetrière habe ich unter den geisteskranken Frauen weit häufiger diese Ursache gefunden, denn der zwölfte Theil derselben war in Folge des Wochenbetts oder des Stillens geisteskrank geworden. Das Elend und die grosse Armuth der in der Salpetrière aufgenommenen geisteskranken Frauen erklärt diesen Unterschied hinreichend.

Die Cholera hat ebenfalls, sei es durch Furcht, oder durch consecutive Störungen des Darmkanals, ihren Einfluss auf die Erzeugung der Geisteskrankheit ausgeübt, denn in Charenton wurden drei aufgenommen, bei denen die Cholera Ursache der Geisteskrankheit war.

Den Beobachtungen Pinel's und meinen früher gemachten zuwider habe ich mehr physische als psychische Ursachen gefun-

den. Pinel und ich legten Rechenschaft von den Geisteskranken in der Salpetrière ab, wo man nur Frauen aufnimmt, und überdiess sind die Frauen von psychischen Einflüssen abhängiger, als die Männer. Nachrichten über psychische Ursachen kann man nur sehr schwer erhalten; denn die Leidenschaften haben kein Aushängeschild, sie sind verborgen, und die Verwandten geben zuweilen physische Ursachen an, weil sie hoffen, den Arzt über die wahre Ursache zu täuschen; vielleicht legt sich auch der Forschungsgeist, da die Medizin jetzt positiver ist, thätiger auf Aufsuchung der durch die Sinne wahrnehmbaren Ursachen.

Durch häuslichen Kummer entsteht die Geisteskrankheit häufig. Versteht man darunter alle psychische Affecte, die in einer Familie vorkommen, alle Widerwärtigkeiten, Unannehmlichkeiten des Hausstandes, Besorgnisse um die Kinder, den Verlust eines Mannes, einer Schwester, eines Sohnes, die Unglücksfälle in den Geschäften, so darf man sich nicht wundern, wenn die Zahl derer, die durch häuslichen Knmmer erkrankt sind, gross ist.

Der Schreck brachte im Jahre 1830 eine grössere Anzahl von Geisteskranken hervor, als in den früheren Jahren. Vor 1830 finden wir in unserer Tabelle keine Erkrankung, die durch die Politik hervorgerufen wäre. Man findet diese Ursache im Jahre 1830 dreizehnmal, im Jahre 1831 funfzehnmal, im Jahre 1832 zweimal, und einmal im Jahre 1833. Wenn wir das häufige Vorkommen der Geisteskrankheit in den Jahren 1830 und 1831 in einzelnen Ständen mit den psychischen Ursachen, von denen wir so eben sprechen, zusammenhalten, so müssen wir hieraus schliessen, dass die politischen Störungen dieses Zeitraums nicht nur durch Schreck, durch Exaltation zur Hervorbringung der Geisteskrankheit beigetragen haben, sondern auch durch die Störung der Lebensverhältnisse vieler Individuen. Das bestätigt uns, was wir schon früher gesagt, nämlich, dass die herrschenden Ideen jedes Jahrhunderts, dass der gesellschaftliche Zustand, dass die politischen Erschütterungen von grossem Einfluss auf die Häufigkeit und den Character der Geisteskrankheit sind.

Tabelle
der Aufnahmen in Beziehung zu den Verschiedenheiten des Deliriums.

Jahre	1826. 1827. 1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total.	
	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.
Monomanie .	139	150	45	38	51	12	44	40	48	39	45	34	372	343
Manie . . .	146	80	49	27	35	27	40	34	32	23	32	20	334	211
Verwirrtheit .	80	19	26	6	26	4	21	6	37	16	29	11	219	62
Idiotie . . .	1	3	1	—	—	1	4	2	1	1	1	—	8	7
Total	366	253	120	71	112	74	109	82	118	79	107	65	933	623
													1556	

Die Monomanie kommt häufiger als die übrigen Varietäten der Geisteskrankheit vor. Sie verhält sich zur Tosalsumme der Aufnahme wie 1 : 2,17. Sie ergreift häufiger die Frauen als die Männer, in Beziehung zur Erkrankung der beiden Geschlechter. Die Frauen sind mehr den traurigen, unterdrückenden Leidenschaften unterworfen, mehr der Melancholie mit Delirium (Lypemanie) ausgesetzt. Wir finden die Manie häufiger bei den Männern. Sie verhält sich in Beziehung zu den Aufnahmen wie 1 : 2,85. Die Verwirrtheit verhält sich zur Totalsumme der Aufnahmen wie 1 : 5,54; aber wir finden viel mehr Männer als Frauen, die von der Verwirrtheit befallen sind, besonders wenn man die relative Zahl der Aufnahmen betrachtet. Späterhin werde ich die Ursache dieses grossen Unterschiedes angeben.

Wir haben die Idioten nur funfzehnmal bei 1556 Aufnahmen beobachtet. Hieraus will ich aber nicht schliessen, dass die Idiotie selten vorkommt, denn sie mag wohl selten bei uns, in einem civilisirten Lande sein, aber man findet sie häufig in einigen Gegenden, wie z. B. in Norwegen nach den statistischen Untersuchungen des Dr. Holst. Halliday, der sehr interessante statistische Untersuchungen über die Geisteskranken Englands veröffentlicht hat, giebt für Schottland viele Idioten an, und Tauton sah viele Idioten an den Grenzen der chinesischen Tatarei. Ausserdem trafen alle Reisende Cretins in der Schweiz, in den Alpen, in den Pyrenäen an, die, wie wir früher gesehen haben, nichts anders als Idioten der Gebirge sind. Wenn wir bei uns häufig die Geisteskrankheit beobachten, und die Idiotie selten finden, so kommt es nur daher, weil die Geisteskrankheit und die Idiotie ganz verschiedenartige Dinge sind. Die Geisteskrankheit steht in einem directen Verhältniss zu der Civilisation; sie ist das Product der intellectuellen und moralischen Einflüsse, die Idiotie hingegen hängt vom Boden und von materiellen Einflüssen ab. Bei der Idiotie setzen die Ursachen, die sie hervorbringen, der Entwickelung der Organe ein Hinderniss in den Weg, so dass sich die Intelligenz nicht zeigen kann. Bei der Geisteskrankheit sind die Organe gut entwickelt, aber da sie gleichsam überreizt worden sind, so ist die Intelligenz gestört. Es ist so wahr, dass die materiellen Einflüsse die Ursache der Idiotie sind, dass man jetzt in den Ländern, wo die Civilisation eingedrungen, weniger Cretins als ehemals findet.

Tabelle

des Austritts während der acht Jahre.

Jahre	1826		1827		1828		1829		1830		1831		1832		1833	
	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
Geheilt . .	34	—	51	—	34	—	40	—	34	—	22	—	36	—	33	—
	—	41	—	24	—	25	—	28	—	29	—	29	—	29	—	29
Ihrer Familie wiedergegeben.	39	—	34	—	34	—	38	—	52	—	31	—	40	—	33	—
	—	35	—	29	—	23	—	27	—	19	—	44	—	24	—	25
Gestorben	49	—	42	—	54	—	58	—	44	—	51	—	38	—	60	—
	—	28	—	17	—	21	—	15	—	21	—	14	—	17	—	7
Summa	132	—	127	—	122	—	136	—	130	—	104	—	114	—	126	—
	—	104	—	70	—	69	—	70	—	69	—	87	—	67	—	61
	236		197		191		206		199		191		181		189	

Der Austritt klassificirt sich, wie aus vorhergehender Tabelle ersichtlich ist, folgendergestalt: Geheilt wurden 516, ihrer Familie ungeheilt wiedergegeben 514, und 546 starben, woraus hervorgeht, dass vom 1sten Januar 1826 bis zum 1sten Januar 1834 die Zahl der Kranken sich ein wenig verminderte.

Die erhaltenen Heilungen während der acht Jahre, von denen ich Rechenschaft ablege, beliefen sich auf 516, die mittlere Durchschnittszahl beträgt also für jedes Jahr 64,7. Die Aufnahmen betrugen 1556, folglich verhalten sich die Heilungen zu den Aufnahmen wie 1 : 3. Wenn man von der Totalsumme der Aufnahmen 274 Paralytische, 62 Epileptische und 15 Idioten, im Ganzen 351 Geisteskranke, die von allen Praktikern für unheilbar gehalten werden, abzieht, so bleiben nur noch 1205 Individuen, die behandelt wurden. Da aber 156 geheilt wurden, so ist das Verhältniss wie 1 : 2,33. Ich könnte die Zahl der Heilungen noch durch Aufzählung einiger Individuen, die in der Reconvalescenz oder während der Abnahme der Krankheit die Anstalt verliessen, durch fünf Individuen, die einige Zeit nach ihrer Genesung in der Anstalt starben, durch vier geheilte Personen, die zu verschiedenen Diensten in der Anstalt blieben, vergrössern. — Ein Mädchen ist Wärterin, zwei junge Leute sind im Bureau angestellt, und eine ehemalige Militairperson verrichtet verschiedene Dienste. — Auch ist noch zu bemerken, dass ich von dieser Zählung die nicht ausschliesse, die schon durch mehrere Aerzte und durch mich vor ihrem Eintritt in die Anstalt behandelt worden sind, noch die, welche bei ihrem Eintritt schon mehrere Jahre verwirrt oder geisteskrank waren. Ich wollte dadurch jeden Argwohn von Willkür bei Aufzählung

der für unheilbar gehaltenen und keiner Behandlung unterworfenen Individuen vermeiden, und nicht aus Irrthum oder Nachlässigkeit, wie ein College *) neuerdings vorgegeben, habe ich in der Statistik der Jahre 1826, 1827 und 1828 keine Rechenschaft von den 492 Geisteskranken, die ich beim Antritt meines Amts am 1sten Januar 1826 in Charenton fand, abgelegt. Bin ich für die 492 Geisteskranken verantwortlich, die durch meinen Vorgänger nicht geheilt wurden, und von denen der grösste Theil schön eine lange Reihe von Jahren in der Anstalt war? Konnte ich diese Menge Unheilbarer wohl zu den aufgenommenen Kranken, deren Zahl sich nur auf 617 belief, zählen?

Die Heilungen der Frauen in Beziehung zu den Aufnahmen sind beträchtlicher, als die der Männer. Im Jahre 1831 verliessen 29 Frauen geheilt die Anstalt, während dies nur bei 22 Männern der Fall war. Auch muss ich noch bemerken, dass in den ersten vier Jahren meines Dienstes 159 Männer, und 114 in den letzten vier geheilt wurden, während in den ersten vier Jahren nur 2 Frauen mehr genasen, als in den letzten. Diese Bemerkung verdient beachtet zu werden, weil sie beweist, welchen unleugbaren Vorzug eine methodisch eingerichtete Irrenanstalt hat, denn im Jahre 1829 nahmen die Frauen von den für sie neu erbauten Gebäuden Besitz.

Tabelle
der Heilungen in Beziehung zu dem Geschlecht und den Jahreszeiten.

Monate	1826. 1827. 1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total	
	M.	F.	M	F.	M.	F.	M	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
Januar . .	5	6	5	1	3	1	1	2	1	1	5	1	20	12
Februar .	6	4	2	—	1	—	–	2	1	1	1	1	11	8
März . . .	4	6	1	3	4	1	—	1	1	3	4	3	14	17
April . . .	11	5	2	4	2	4	2	3	3	5	1	2	21	19
Mai	6	9	4	4	4	2	2	3	5	3	3	3	24	28
Juni	10	9	4	3	2	2	3	5	4	1	4	2	24	22
Juli	18	5	2	3	2	3	4	1	3	1	4	3	33	16
August . .	13	9	3	4	2	4	—	2	4	6	—	3	22	28
September.	12	10	7	1	4	3	1	3	4	3	2	1	30	21
October . .	9	15	2	1	3	4	2	5	2	6	4	2	22	33
November.	13	9	5	2	3	3	2	1	6	2	4	2	33	19
December .	12	3	3	2	4	2	5	1	5	1	3	2	32	11
Total	119	90	40	28	34	29	22	29	36	29	33	29	284	234
Totalsumme	209		68		63		51		65		62		518	

*) *Annales d'Hygiène publique et de Méd. légale.* 1829. *T. I. p.* 101.

Die zahlreichsten Heilungen fanden im October, die wenigsten im Februar statt; die Männer genasen häufiger im November und Juli, die Frauen im October und Mai.

Wenn man das Jahr in vier Jahreszeiten abtheilt, so findet man, dass der Herbst zur Heilung am günstigsten, der Winter am ungünstigsten ist. Die Heilungen, die im Winter selten vorkommen, werden im Frühjahr häufiger, vermehren sich im Sommer, und geschehen am häufigsten im Herbst.

Im Winter	—	92
Im Frühjahr	—	123
Im Sommer	—	145
Im Herbst	—	158
		518

Die Heilungen der Monomanie fanden, wie es die folgende Tabelle ergiebt, fast in gleicher Anzahl bei beiden Geschlechtern statt. Betrachtet man sie aber in Beziehung zu den allgemeinen Aufnahmen, so wird die Monomanie häufiger bei den Frauen geheilt. Das Gegentheil findet für die Manie statt, denn wir haben 160 Männer, die von Manie geheilt wurden, während nur 103 Heilungen derselben Krankheit bei den Frauen statt fanden. Die Verwirrtheit wird selten, die Idiotie nie geheilt.

Heilungen in Beziehung zur Form des Deliriums:

	Männer		Frauen		Total
Monomanie	123	—	128	—	251
Manie	160	—	103	—	263
Verwirrtheit	1	—	3	—	4
	284		234		518

Tabelle

der Sterblichkeit in Beziehung zu den Jahreszeiten und dem Geschlecht.

Monate	1826. 1827	1828	1829		1830		1831		1832		1833		Total	
	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
Januar . .	15	6	9	—	2	3	1	3	3	2	8	2	38	16
Februar . .	16	8	9	2	6	1	3	1	6	4	13	2	53	18
März . . .	10	6	5	1	5	2	5	1	4	1	5	2	34	13
April . . .	17	5	3	1	5	3	3	—	2	2	5	—	35	11
Mai	15	3	7	3	4	1	4	1	2	1	6	—	38	8
Juni	10	8	2	1	2	3	3	2	1	4	1	1	19	19
Juli	12	6	6	2	1	1	5	1	2	1	3	—	29	12
August . .	8	5	1	2	8	1	7	2	2	1	3	—	29	11
September.	8	3	2	—	2	1	3	3	2	—	7	—	24	7
October .	23	7	5	2	7	1	5	—	3	—	3	—	46	10
November.	15	7	3	1	—	2	1	—	4	1	4	—	30	11
December .	6	2	6	—	2	2	8	—	7	—	2	—	31	4
Summa	155	66	58	15	44	21	51	14	38	17	60	7	406	140

Allgemeine Summa 546.

Von sämmtlichen Kranken von Charenton starben vom 1sten Januar 1826 bis zum 31sten December 1833: 546; die mittlere Durchschnittszahl der Sterbefälle ist also jährlich 68,3. Es waren am 1sten Januar 1826: 492 Individuen in der Anstalt, und 1556 Geisteskranke kamen während acht Jahren meines Dienstes hinzu. Hierdurch beträgt die wirkliche Zahl 2048. Der Tod raubte nicht nur die von mir aufgenommenen Kranken, sondern es starben die meisten von den 492, die ich in der Anstalt vorfand. Hätte ich also nur von der Sterblichkeit der Kranken, die während meiner achtjährigen Dienstzeit aufgenommen wurden, Rechenschaft abgelegt, so würde ich zu einem viel günstigeren Verhältnisse gekommen sein. Die Sterblichkeit verhielt sich also zur wirklichen Anzahl der Kranken wie 1 : 3,75, d. h. es starben beinahe ein Viertel. Die Sterblichkeit der Männer war beträchtlicher als die der Frauen, weil 140 Frauen und 406 Männer starben. Das Verhältniss ist also wie 1 : 2,9. Bemerken muss ich auch, dass in den letzten vier Jahren die Sterblichkeit geringer war. Diesen Unterschied muss man besonders der verminderten Sterblichkeit unter den Frauen seit dem Jahre 1830 zuschreiben. Ich habe schon bei den Heilungen gesagt, dass die Zahl der geheilten Frauen seit diesem Zeitraume sich vermehrt habe. Diese beiden Resultate kann man wohl nichts anderem als den neuen Gebäuden beimessen, von denen die Frauen im Jahre 1829 Besitz nahmen; denn weder das Regimen, noch die ärztliche Behandlung, weder die häuslichen Dienste, noch die Wachsamkeit, haben eine Aenderung erlitten, sondern die Wohnungen der Frauen haben sich verbessert. Hieraus muss man schliessen, dass gut gebaute und wohleingerichtete Wohnungen einen unläugbaren Einfluss nicht nur auf das Wohlsein der Geisteskranken, sondern auch auf ihre Lebensdauer und Heilung ausüben, und hieraus wird auch die Nothwendigkeit deutlich, neue Gebäude für die Abtheilung der geisteskranken Männer in Charenton zu errichten.

Es starben im

Winter	—	160
Frühjahr	—	139
Sommer	—	119
Herbst	—	128
		546

Die Sterblichkeit ist im Winter am grössten, sie nimmt im Frühjahr ab und ist im Sommer am schwächsten. Der Sommer lässt den Schwachen das Leben, während der Winter entgegengesetzt wirkt.

Einen sehr traurigen Eindruck müsste die Sterblichkeit in Charenton machen, wenn man nicht auch von den Umständen

Rechenschaft ablegte, in denen die Geisteskranken bei ihrer Aufnahme sich befinden. Man schickt in diese Anstalt keine Kranken, die an acuten Gehirnaffectionen leiden, und die, wie man sagt, immer genesen, und die Anzahl der Heilungen in einigen Anstalten vergrössern. Selten kommen Individuen nach Charenton, bei denen die Geisteskrankheit noch neu ist, sondern bei dem grössten Theile derselben ist die Krankheit schon mehrere Male erfolglos behandelt worden und eingewurzelt. Mehr als der sechste Theil der aufgenommenen Geisteskranken (274) litt an allgemeiner Paralyse, die den Geisteskranken unaufhaltsam ins Grab zieht. 62 sind epileptisch, 15 Idioten, im Ganzen 351, eine Zahl, die sich zu den Aufnahmen wie 1 : 4,27 verhält; und wie würde sich das Verhältniss stellen, wenn ich hierzu noch die Paralytischen, Epileptischen und Idioten zählte, die am 1sten Januar 1826 in der Anstalt lebten? Uebrigens können wir nicht läugnen, dass die Fehler in dem Bau mehrerer Wohnungen der Männer ihrer Lebenserhaltung schaden. Was ich von der verminderten Sterblichkeit unter den Frauen, seitdem sie den neuen Theil bewohnen, sagte, bestärkt in dieser Hinsicht meine Meinung.

Ich habe die Cholera als eine Ursache, wodurch drei Geisteskranke nach Charenton kamen, bezeichnet. Die Cholera war eine Probezeit für diese Anstalt. Der Director Palluy nahm in Berathung mit den Aerzten die weisesten Vorsichtsmaassregeln; mehrere Corridors und Zellen wurden mit Kalk geweisst, es wurde noch strenger als sonst auf Reinlichkeit und das Regimen gesehen, und die Geisteskranken erhielten des Morgens eine warme Suppe. Die Cholera, die eine grosse Anzahl Geisteskranker im Bicêtre und in der Salpetrière wegraffte, verschonte die Bewohner der Anstalt in Charenton, und nur ein einziger Geisteskranker, der im besten Gesundheitszustande sich befand, wurde davon befallen und starb nach 13 Stunden. Den Tod eines Dieners kann man wohl eher seiner gewohnten Trunksucht, als der Cholera beimessen.

Der Ausbruch der Cholera in der Abtheilung der Geisteskranken im Bicêtre und in der Salpetrière beweist sehr klar, wie irrig die Meinung derer war, welche glaubten, dass die Geisteskrankheit vor Epidemien schütze. Auf der andern Seite zeigt der gute Gesundheitszustand der Geisteskranken in Charenton, als die Cholera im Lande wüthete, dass die Geisteskrankheit auch nicht zu epidemischen Krankheiten besonders praedisponirt mache. Haben die gesunde Lage von Charenton und die weisen Maassregeln des Directors die Geisteskranken in dieser Anstalt vor der Cholera geschützt, oder ist dieses glückliche Resultat das Werk einer von den Anomalien, die man in dem Verlaufe der Cholera so häufig wahrnimmt?

Leichenöffnungen.

Die Sectionen werden in Charenton mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit vorgenommen. Der Leichenbefund wird in ein Register eingetragen, das in dem Zimmer des dirigirenden Arztes sich befindet. Dies geschieht hinter den schon in dieses Register eingeschriebenen Notizen über die Ursachen, die Symptome und den Verlauf der Geisteskrankheit jedes Gestorbenen. Nach einem Auszuge aus dieser Menge gesammelter Thatsachen geht hervor, dass Veränderungen des Gehirns und seiner Häute häufiger vorkommen als Verletzungen der Eingeweide und der Membranen, der Brust- und Bauchhöhle. Wollte ich hier durch Zahlen bestimmen, so würde es ohne Nutzen sein und man würde hierdurch nichts über den Sitz und die unmittelbare Ursache des Deliriums erfahren. Denn nichts ist schwieriger zu bestimmen, als inwiefern das Gehirn zur Hervorbringung der Intelligenz thätig ist. Nichts ist dunkler, als die Beziehungen dieses Organs zu den intellectuellen und psychischen Störungen. Arbeiten haben in dieser Beziehung nicht gefehlt, denn von den ältesten Zeiten her haben Systeme Systeme verdrängt, und die Arbeiten eines Morgagni, Greding, Meckel, Rochoux, Rostan, Lallemand, Bouillaud, Abercrombie, Foville, Bayle, Calmeil u. s. w. konnten, obgleich sie Licht über die Krankheiten des Gehirns und der Gehirnhäute verschafften, die Mysterien des Denkens, die Bedingungen, wodurch der Gedanke erzeugt wird, doch nicht erforschen.

Die Leichenöffnungen, die in Charenton gemacht wurden, sind für die Wissenschaft nicht verloren gegangen; denn seit dem Jahre 1826 sind zwei Werke über pathologische Anatomie bekannt gemacht worden. Bayle suchte in einem sehr interessanten Werke: «*Traité des maladies du cerveau*» zu beweisen, dass die Paralyse und die Monomanie mit Ideen von Stolz durch eine *Meningitis chronica* entstehe. Dr. Calmeil, der jetzt noch Gesundheits-Inspector zu Charenton ist, hat ebenfalls ein Werk über Paralysis bekannt gemacht: «*La paralysie considéré chez les aliénés. Paris.* 1826.» Einige pathologisch-anatomische Punkte des Gehirns und der Gehirnhäute haben zu einer Inaugural-Dissertation den Stoff gegeben. Moreau hat den Einfluss der physischen Ursachen auf die Geisteskrankheit abgeschätzt, und Malherbe spricht über die Geschwülste, die sich in der Schädelhöhle bei Geisteskranken gebildet haben.

Schlusswort.

Charenton liegt reizend an den Ufern der Marne, von einer reichen und mannigfaltigen Vegetation umgeben. Es ist zur Behandlung von Geisteskranken beiderlei Geschlechts bestimmt, und besteht aus zahlreichen Gebäuden und grossen Gärten. Die Abtheilung der Männer besteht aus vier Höfen, von denen zwei

bepflanzt sind, drei Krankensälen, aus einem Saale für die Kranken, die Neigung zum Selbstmorde haben, aus einem Schlafsaale, aus einer Gallerie und sechs Corridors, wohin sich die Thüren der Zimmer öffnen, aus einem Badesaal, aus sechs Wärme- oder Versammlungssälen.

Die Abtheilung der Frauen hat einen besondern Garten, vier bepflanzte Höfe, zwei Krankensäle, eine Stube für Frauen, die Neigung zum Selbstmorde haben, zwei Badesäle, sieben Schlafsäle, sechs Gallerien und Corridors, auf die die Zimmer ausgehen, fünf Wärmesäle.

Die Anstalt steht unter der unmittelbaren Leitung des Ministers des Innern, wird durch eine Special-Commission beaufsichtigt, und durch einen Director, der einen Oeconomen, einen Cassirer, einen Generalsecretair und Bureaubeamte unter sich hat, verwaltet. Dem Arzte stehen zwei Aerzte und zwei Eleven der Medizin zur Seite, dem Chirurgen ein Adjunct und ein Eleve der Chirurgie. Ein Pharmaceut bereitet und vertheilt die Arzneimittel. Es sind in der Anstalt zahlreiche Wärter vorhanden, die durch einen Oberwärter inspicirt werden; die Wärterinnen stehen unter einer Oberwärterin und zwei Unterwärterinnen.

Die Pensionnaire der ersten Klasse essen täglich, die der zweiten Klasse zweimal wöchentlich an der gemeinschaftlichen Tafel, die unter dem Vorsitze des Directors steht. Der Arzt modificirt das Regimen der Pensionnaire der dritten Klasse, und verbessert es, wenn er es für nützlich findet.

Alle Pensionnaire versammeln sich, je nachdem es ihr Zustand erlaubt, in einem Saale, wo sie verschiedene Spiele unternehmen, musiciren, tanzen, u. s. w. Sie haben ein Billard zu ihrem Gebrauche und einen grossen Garten zum Spazierengehen. Die Reconvalescenten machen Spaziergänge ausser dem Hause; die Individuen, die noch krank sind, thun zwar dasselbe, werden aber dann durch einen Diener begleitet. Die Frauen dürfen nie allein ausgehen. Mehrere Kranke verrichten einige Dienste im Innern des Hauses; eine sehr geringe Anzahl beschäftigt sich mit Erdarbeiten. Im Jahre 1834 haben sich mehr als 30 von unsern Kranken mit dem Exerciren beschäftigt, und ich hoffe, dass für die Folge diese Zerstreuung besser organisirt werden wird. Die Frauen haben ihre Spaziergänge, Gärten, und werden ausser den Zerstreuungen, die sie auf den bepflanzten Höfen und im grossen Versammlungssaale finden, zum Nähen angehalten.

XVIII.

Notizen über Gheel.

Seit undenklichen Zeiten besteht mitten in Belgien in der Commune Gheel eine Colonie von Geisteskranken, die noch von keinem Arzte besucht und über die bis jetzt noch wenig bekannt geworden ist.

Im Jahre 1803 liess v. Pontecoulant, damaliger Präfect d. Dep. d. Dyle, wovon Brüssel die Hauptstadt ist, die Geisteskranken, die in Brüssel eingesperrt waren, nach Gheel bringen. Er drückt sich über diesen Gegenstand in der Beschreibung der administrativen Lage des Departement der Dyle vom 1sten Germinal XIII. auf folgende Weise aus.

«Die Geisteskranken zu Brüssel waren sonst in einem engen und ungesunden Locale, dessen Unbequemlichkeiten schon hinreichten, die Krankheit unheilbar zu machen, zusammengehäuft. Ich glaubte eine Pflicht der Menschenliebe und zugleich eine Verbindlichkeit meiner Stellung zu erfüllen, als ich diesen Unglücklichen einen Zufluchtsort anwies, der für ihren Zustand sich durch lange Erfahrung als zweckmässig bewährt hat. Als ich erfuhr, dass die Commune zu Gheel in dem Departement der Deux-Nèthes ein offener Zufluchtsort für diese Art von Kranken sei, verständigte ich mich mit dem Präfecten dieses Departements und liess die Geisteskranken aus dem Brüsseler Hospital nach dem Dorfe Gheel bringen, wo sie eine Freiheit geniessen, die die Sorgfalt, die ihr Zustand erfordert, nicht ausschliesst. Commissaire werden von Zeit zu Zeit von dem Verwaltungsrath der Hospitäler hingesandt, um sich zu überzeugen, ob man auch wirklich alle die Verpflichtungen, die man schriftlich gegen diese Unglücklichen eingegangen ist, erfülle.»

«Es ist unmöglich,» sagt Herbouville, *) «die Commune Gheel mit Stillschweigen zu übergehen. Gheel ist eine Colonie von Geisteskranken, die man von allen Enden der benachbarten Departements dorthin schickt. Diese Unglücklichen sind bei den Einwohnern in Pension, gehen auf freier Strasse spazieren, essen mit ihren Wirthen und schlafen in ihrem Hause. Begehen sie Excesse, so legt man ihnen ein Eisen an den Fuss, wodurch sie aber nicht am Ausgehen verhindert werden. Dieses merkwürdige Pensionnat ist seit langen Zeiten die einzige Erwerbsquelle von Gheel, und nie hörte man, dass irgend Unannehmlichkeiten daraus entstanden wären.»

André spricht folgendermassen von Gheel: «Bei Antwerpen, sagt man, giebt es ein Dorf, das Gheel heisst, und welches berühmt ist, weil die Geisteskrankheit, oder vielmehr der Blödsinn dort endemisch herrscht. Das Wetter war zu schlecht, fügt André hinzu, als ich in diesem Lande war, daher wurde ich verhindert zu ergründen, ob diese Volkserzählung wahr sei.»

Noch eine Menge Schriftsteller sprechen über das Dorf Gheel, ohne es gesehen zu haben. Ich begab mich am 29sten August 1821 mit dem Dr. F. Voisin nach Gheel. Vanertbon, Münzdirector in den Niederlanden, hatte die Güte, mich dahin zu begleiten, und diente mir als Dolmetscher bei den Einwohnern, die flamländisch sprechen und wenig französisch verstehen.

Wir blieben 24 Stunden zu Gheel, durchgingen das ganze Dorf, besuchten mehrere Wohnungen, unterhielten uns mit den Einwohnern und mit den Geisteskranken, und vernachlässigten nichts, um diese fremdartige Anstalt genau kennen zu lernen.

Die Commune von Gheel gehörte ehemals zu Bolduc, später zu dem Departement der Deux-Nèthes und zum Arondissement von Thurnhoot. Sie besteht aus der Stadt Gheel, einigen Dörfchen und einigen Pächtereien. Sie hat eine Bevölkerung von 6—7000 Einwohner, und es befinden sich dort 4—500 Geisteskranke, die in dem Dorfe und in den Wohnungen der Pächter vertheilt sind.

Gheel hat eine Hauptstrasse, die breit und gepflastert ist; die Häuser sind im Allgemeinen nur einen Stock hoch und ziemlich gut gebaut. Als wir auf dem Wege von Antwerpen ankamen, führte uns ein Geisteskranker, dem wir begegneten, nach der Kirche des Sprengels, nach dem Hospital und nach der Kirche von Saint-Amans, die im 13ten oder 14ten Jahrhunderte erbaut zu sein scheint. Man bewahrt dort in einer silbernen Kapsel die Gebeine einer heiligen Märtyrin, Nymphna genannt, auf. Mitten

*) *Statistique du Département des Deux-Nèthes.* 1804.

in dem Heiligthume erhebt sich die Grabstätte der alten Grafen von Gheel; an jeder Seite des Hauptaltars sind zwei Gruppirungen in Lebensgrösse angebracht, welche die heilige Nymphna vorstellen, wie sie für zwei Geisteskranke betet, die neben ihr an Händen und Füssen mit Ketten beladen stehen. Hinter dem Hauptaltare bemerkt man die Heilige, wie sie den Teufel, der ruhig zu ihren Füssen liegt, besiegt hat.

Hinter der Chorhaube bewahrt man die Steine auf, die der Heiligen zum Sarge gedient haben, und die man auf wunderbare Weise gegen das 7te Jahrhundert wiedergefunden hat. Der Kasten, in dem diese Steine aufbewahrt werden, ist von Holz. Es befinden sich auf demselben Malereien, die die Befreiung Besessener vorstellen.

Seit dem siebenten Jahrhundert kam die heilige Nymphna in grossen Ruf, die Besessenen vom Dämon befreien zu können, und hiermit beginnt zuerst die Colonisirung der Geisteskranken in dieser Commune. Bei unserer Ankunft statteten wir dem Prediger, der 73 Jahr alt ist, einen Besuch ab. Dieser ehrwürdige Geistliche war erstaunt, dass man auf diese alte Einrichtung so viel Gewicht lege. Er versicherte uns im Tone der vollsten Ueberzeugung, dass er durch die Vermittlung der heiligen Nymphna mehrere Geisteskranke habe genesen sehen. Die Heilungen, fügte er hinzu, werden täglich seltener, weil der Glaube allmälig mehr erlischt.

Wir waren begierig zu wissen, welche Ceremonien man anwandte, um den Beistand der heiligen Nymphna zu erlangen und gingen nach der Kirche Saint-Amans, kauften uns dort ein kleines Büchelchen, das flamländisch geschrieben ist, und einen kurzen Abriss des Lebens der Heiligen und die Geschichten einiger grossen Wunder, die durch sie bewirkt wurden, enthielt. Die Anverwandten des Geisteskranken lassen in der Kirche ein neuntägiges Gebet verrichten. Während dieser neun Tage wird der Kranke in ein der Kirche nahe stehendes Haus gebracht, dort allein oder mit andern Unglücksgefährten in einem Zimmer eingeschlossen, und von zwei alten Frauen bewacht. Der Priester kommt täglich zu ihm, und liest die Messe, so wie verschiedene Gebete. Die ruhigen Geisteskranken machen, von einigen Kindern und Gläubigen begleitet, während dieser neun Tage dreimal einen Umgang inner- und dreimal ausserhalb der Kirche. Wenn die Geisteskranken sich bei diesem Umgange hinter dem Hochaltare befinden, so knien sie dreimal nieder, d. h. einmal, wenn sie jedesmal den Umgang machen. Ist der Geisteskranke wüthend, so bezahlt man eine Person, die statt seiner die Procession macht.

Während der Geisteskranke die drei Processionen macht, sind seine Anverwandte in der Kirche und beten zur Heiligen.

Am neunten Tage liest man die Messe, treibt den Exorcismus mit dem Geisteskranken, und beginnt, wenn dies nichts geholfen, zum zweiten Male neuntägige Gebete. Früher wurde bei jedem Geisteskranken dieselbe Ceremonie angewandt, jetzt aber nur noch bei sehr wenigen.

Obgleich täglich der wunderbare Einfluss der Heiligen schwächer wird, und die Anzahl der Heilungen nur gering ist, so sind dennoch die Häuser, die der Kirche Saint-Amans nahe liegen, sehr gesucht.

Hier geschah es also, wie es in andern Ländern und unter andern Umständen häufig genug geschah, dass Sachen, die auf Glauben gestützt waren, die Veranlassung zu oft sehr nützlichen Einrichtungen gaben.

Die Geisteskranken werden den Einwohnern der Commune von Gheel anvertraut, und die Verwandten der Kranken gehen mit ihnen eine Art von Contract ein. Die Einwohner nehmen einen, zwei, drei, ja auch fünf Pensionnaire, aber nie mehr, auf. In dem Hospital, das für Arme der Commune bestimmt ist, nimmt man acht bis zehn Geisteskranken auf, die durch Nonnen, welche auch die armen Kranken bedienen und pflegen, abgewartet werden.

Sind diese Unglücklichen aufgeregt oder unreinlich, so werden sie auf Stroh oder einen Sack, der mit Häcksel gefüllt ist, gelegt. Sind sie reinlich, so liegen sie in eben solchen Betten, wie ihre Wirthe, und essen auch mit ihnen. Die, die in der Stadt wohnen, sind besser aufgehoben, als die, die bei den Bauern wohnen. Ich sah hier, dass ihre Wohnung und Bett ganz gut waren, aber meist werden sie schlecht versorgt.

Die Geisteskranken, die von den Hospitälern in Brüssel und Mecheln nach Gheel geschickt werden, sind mit wollenen Stoffen bekleidet, die übrigen tragen die Kleidungsstücke, die ihnen von ihren Verwandten geliefert werden. Die meisten dieser Unglücklichen nähren sich wie die Bauern von Milch, Butter und Erdtoffeln. In der Stadt ist die Nahrung besser, und die Kranken essen gewöhnlich mit ihren Wirthsleuten zusammen.

Die geisteskranken Männer und Frauen gehen frei in den Strassen und auf dem Lande umher, ohne dass Jemand auf sie Acht zu haben scheint; wenn sie zu entfliehen suchen, so legt man ihnen Ketten an die Füsse; sind sie wüthend, so legt man ihnen Ketten an Hände und Füsse an, und sie dürfen dann nicht ausgehen, falls sie nicht in einem sehr entfernt liegenden Hause wohnen. In allen Häusern sieht man am Kamin und oft am Bett einen Ring, woran man die Ketten, womit die Geisteskranken gefesselt sind, befestigt. Ungeachtet dieser Zwangsmaassregel kommt es doch oft vor, dass Geisteskranke sich verirren oder

entfliehen, und die Gendarmen führen sie dann nach ihren Wohnungen zurück.

Von den Männern treiben ungefähr funfzig Ackerbau; sie dienen als Knechte, und die Landarbeiter haben einen grossen Nutzen durch sie. Beinahe alle Frauen spinnen, machen Spitzen, oder sie verrichten die Arbeiten eines Dienstmädchens in den Häusern, wo sie in Pension sind. Einige erhalten dafür etwas Zulage an Nahrungsmitteln. Diese Zulage ist aber so gering, dass die bei den Bauern Lebenden zufrieden sind, wenn sie Sonntags eine Kanne Bier erhalten.

Nach einer Polizeiverordnung ist es bei drei Gulden Strafe verboten, die Geisteskranken Abends umherlaufen zn lassen, und ihnen das Ausgehen zu gestatten, wenn sie wüthend sind.

Die Verwaltungen zahlen 200, 250 bis 300 Franken jährliche Pension für einen Kranken, die Familien bezahlen 600, 1000, ja selbst 1200 Franken.

Die Verwaltung der Hospitäler von Brüssel hat zu Gheel einen besondern Director, der die Zahlung der Pension leistet. Unter diesem Director steht ein Inspector, der über die Pflege, die man diesen Kranken angedeihen lässt, wacht. Bemerkt dieser irgend einen Missbrauch, so benachrichtigt er den Director und die beiden Aerzte davon, die zusammen eine Commission bilden. Werden die Geisteskranken schlecht versorgt, oder schlecht durch ihre Wirthe behandelt, so werden sie durch diese Commission anderweitig untergebracht. Wird eine Geisteskranke schwanger, so bringt sie die Commission nach Brüssel.

Der Polizeicommissair von Gheel ist besonders verpflichtet, über die Kranken zu wachen, die von Mecheln aus dorthin gebracht werden.

Wir hatten mit dem Dr. Backer, der seit 32 Jahren zu Gheel practicirt, eine mehrstündige Unterredung, in welcher er uns folgende interessante Notizen gefälligst mittheilte.

Die Geisteskranken, die man nach Gheel bringt, werden im Allgemeinen schon seit sehr langer Zeit für unheilbar gehalten, und sind gewöhnlich schon behandelt worden. Ehemals verlangte man ein Wunder, jetzt einen letzten Zufluchtsort für die Geisteskranken. Die Aerzte werden nur zu intercurrenten Krankheiten gerufen; nichts desto weniger haben doch Backer und seine Collegen einige Kranke behandelt, wenn sie von der Familie dazu beauftragt waren.

Die allgemeinsten Ursachen der Geisteskrankheit waren häuslicher Kummer, übertriebener Ehrgeiz, zu grosse Frömmigkeit und unglückliche Liebe.

Am häufigsten kommt die Verwirrtheit vor; Selbstmorde geschehen sehr selten. Maniaci genesen in grösserer Anzahl, als

die übrigen Geisteskranken, jedoch verfallen sie durch ihre Aufregung gewöhnlich in Verwirrtheit. Es genesen wenige Monomaniaci, und zwar am wenigsten, wenn sie von religiösen Ideen befallen sind.

Man sah intermittirende Geisteskrankheiten aufhören, wenn man den Kranken während der Intermission bestimmen konnte, Landarbeiten zu verrichten, und es genesen auch beträchtlich mehr Geisteskranke, die bei den Bauern wohnen, obgleich sie schlechter gepflegt werden, als bei den Bürgern in der Stadt wohnende.

Die Monomanie, die in Folge des Wochenbetts ausbricht, wird manchmal mit einem Queckendecoct und einem Neutralsalze mit Erfolg behandelt. Der Weinessig wird für nützlich gegen die Wuth gehalten.

Die religiösen Ceremonien, die in der Kirche Saint-Amans ausgeführt werden, bringen manchmal Heilung hervor, indem sie die Einbildungskraft des Geisteskranken exaltiren. Man darf dies Mittel in einer Gegend nicht verachten, wo die Einwohner so religiös und die meisten von der Macht der heiligen Nymphna überzeugt sind. Uebrigens, sagt Backer, werden diese Heilungen täglich seltener. Es genesen fast jährlich 12 — 15 Geisteskranke, und man sieht noch Genesungen nach 2 — 3 Jahren erfolgen.

Die Sterblichkeit der Geisteskranken verhält sich fast wie die der andern Einwohner, obgleich sie etwas stärker ist. Die Frauen leiden oft an galligen Durchfällen, die dann schwarz werden und den Tod herbeiführen.

Vor der Revolution von 1789 waren in der Commune von Gheel 400 Geisteskranke; im Jahre 1803 stieg die Bevölkerung auf 600; im Jahre 1812 betrug sie 500, im Jahre 1820 und 1821 nur 400 Individuen, von denen fast eben so viel Männer als Frauen waren.

Das Dasein, die Genossenschaft der Geisteskranken, das Schauspiel dieser frei oder gefesselt in den Strassen und auf den Feldern von Gheel herumirrenden Unglücklichen hat keinen bösen Einfluss auf die dortigen Einwohner ausgeübt. Uebrigens bilde man sich nicht ein, dass die Strassen von Gheel und die Felder von Geisteskranken überfüllt sind; man begegnet nur wenigen. Die Frauen gehen wenig aus. Höchstens haben von 400 nur 100 die völlige Freiheit zu gehen und zu kommen, wie es ihnen gefällt. Da die Einwohner von Gheel mit diesen Unglücklichen vertraut und bekannt sind, so ist es ihnen ganz gleichgültig, wenn sie ihnen begegnen. Nie sind die Geisteskranken ein Gegenstand der Neugier erwachsener Personen, nie werden sie von Kindern geneckt. Entsteht irgend ein Streit in den Wirthshäusern, wo man so unvorsichtig ist, ihnen berauschende Getränke zu geben,

so ist dieser bald beigelegt. Werden sie bei ihren Wirthen einmal heftig, so beruhigt man sie bald. Die Nachbarn beeilen sich, dem beizustehen, der mit einem Geisteskranken handgemein ist, und die Einwohner sind daran so gewöhnt, dass sie den Wüthendsten nicht fürchten und ihn wie ein Kind leiten. Ich drückte gegen einen Einwohner Besorgnisse wegen der Folgen, die zuweilen die Wuth dieser Unglücklichen nach sich ziehen müsste, aus, aber er lachte über meine Furcht, und sagte: «Sie kennen diese Leute nicht; ich bin nicht stark, aber der Wüthendste ist nichts für mich.»

Obgleich die Kranken frei sind, so thun sie doch schwangeren Frauen und den eingebornen Kindern nichts, und die Einwohner von Gheel leben mitten unter ihnen in der grössten Sicherheit.

Obgleich die geisteskranken Männer und Frauen unter sich und unter den Einwohnern frei leben, so entsteht hieraus doch nie ein Verstoss gegen die guten Sitten, und äusserst selten ist es, dass geisteskranke Frauen schwanger werden, denn kaum war dies in zehn Jahren bei fünf der Fall.

Die Einwohner von Gheel haben denselben Character, dieselben Sitten, dieselben Gewohnheiten, wie die andern Bewohner des Kempenlandes, und es werden von ihnen nicht mehr geisteskrank, als von den Bewohnern der benachbarten Communen.

Ohne Zweifel könnte man diese sonderbare Anstalt weit nützlicher machen. Ich machte dem niederländischen Minister des Innern, dem ich das, was ich gesehen, erzählte, den Vorschlag, einen Zufluchtsort zu erbauen, wo man die Geisteskranken aufnähme, die wegen ihrer Aufregung, Heftigkeit und Unreinlichkeit einer schlechten Behandlung von Seiten ihrer Wirthe ausgesetzt sind, während man die ruhigen und reinlichen bei den Einwohnern lassen könnte. Zugleich müssten der Director, der Arzt und die oberen Beamten dieses Zufluchtsorts beauftragt werden, äusserst wachsam auf die isolirten und in der Commune vertheilten Geisteskranken zu sein.

Ich kann diese Notiz nicht endigen, ohne von einem Geisteskranken zu sprechen, der, als wir gerade bei Tische sassen, um Erlaubniss bat, Musik machen zu dürfen. Dieser Kranke ist ein alter Musikus aus Brüssel; er ist 50 Jahre alt, von sanguinisch-cholerischem Temperament, und hält sich für eine wichtige Person, mit Fürsten aliirt, im Besitze von Millionen, zu den höchsten Würden bestimmt, für den grössten Musikus in der Welt u. s. w. Diese Ideen von Hochmuth sind in seinem Kopfe unordentlich durch einander geworfen; eben so, aber mit grosser Lebhaftigkeit drückt er sie auch aus. Die Physiognomie dieses Kranken, so wie sein ganzes Aeussere drücken die vollkommenste Zufriedenheit

aus; er ist sehr glücklich, hat vollkommene Freiheit, singt an den Tagen, wo grosse Messe ist, im Chor, und begiebt sich mit einem seiner Kameraden, der Horn bläst, in die Weiler, wo die Landleute nach dieser Musik tanzen. Er spielte wohl eine Viertelstunde lang Melodien und schwere Stücke auf der Geige, ohne eine Note zu verfehlen, jedoch beschleunigte er zu sehr den Takt. Während der ganzen Zeit, wo er bei uns war und die Violine spielte, hörte er nicht auf, halblaut und zuweilen laut die ungereimtesten Dinge zu sprechen. Obgleich er überzeugt war, unermessliche Reichthümer zu besitzen, so nahm er doch begierig eine Geldmünze an, die wir ihm reichten. Der Wirth, bei dem wir logirten, sagte uns, dass unser Musikus den Abend im Wirthshause zubringe, und dass er viel Lärm mache, übrigens aber nicht gefährlich sei.

XIX.

Abhandlung über die Frage:

Giebt es heut zu Tage mehr Geisteskranke als vor vierzig Jahren?

(Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der *Académie royale de Médecine* den 23sten Juli 1824.)

Diese Frage ist wichtiger, als es anfangs scheint, wenn es wahr ist, dass ihre Lösung die öffentliche Meinung berichtigen und die Ideen auf einen wichtigen Punkt hinlenken kann.

Es ist nicht zu läugnen, dass die Zunahme der Bevölkerung und die von den Fortschritten der Civilisation unzertrennlichen Excesse die Zahl der Geisteskranken vermehrt habe, aber diese Vermehrung schreitet langsam und schrittweise vor. Sie wäre eben so, wie die einiger andern Krankheiten unbemerkt geblieben, wenn sich nicht mehrere Umstände vereinigt hätten, diese Vermehrung mehr scheinbar als wirklich zu machen.

Es ist wahr, dass in demselben Lande, in derselben Stadt die Zahl der Geisteskranken und der Character der Geisteskrankheit nach den zufälligen leicht abzuschätzenden Ursachen veränderlich ist; auch ist es wahr, dass die gewöhnlichen Verhältnisse nach dem Aufhören der Ursachen bald wieder eintreten. Ich will aber hier nicht von der schrecklichen Vermehrung der Geisteskranken sprechen, von der Frankreich wie von einem, der gegenwärtigen Zeit eigenen, Unglück bedroht wird.

Ich muss bemerken, dass diese Furcht nicht neu ist, dass die Aerzte sie anfangs ausposaunten, und dass die Behörden später dazu beitrugen, sie allgemeiner zu verbreiten.

Die Klagen über die Vermehrung der Anzahl der Geisteskranken brachen zuerst in England im Jahre 1788, zur Zeit, wo Georg III. krank war, aus. Heberden zeigte im Jahre 1801 das Seichte dieser Klagen, und zerstreute die Furcht, die sich bei unsern Nachbarn eingewurzelt hatte, wie sie sich heut zu Tage bei uns einzuschleichen scheint. Die Furcht erneuerte sich in den Jahren 1812, 1813, als das brittische Parlament befahl, dass eine gerichtliche Untersuchung über das Schicksal der Geisteskranken in den drei Königreichen eingeleitet werden sollte. Burrows suchte in einem Werke, das im Jahre 1821 erschien, die Gemüther zu beruhigen, und stellte durch Zählungen fest, dass vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1819 inclusive die Zahl der Geisteskranken in der Stadt London sich nur um fünf Individuen vermehrt hatte.

Langermann, der sich vielfach mit den Geisteskrankheiten beschäftigt hatte, liess im Jahre 1797 drucken, dass die Zahl der Geisteskranken in Deutschland sich vermehre, und stellte als Beweis für seine Meinung auf, dass in den Besserungsanstalten und Hospitälern zu Waldheim und Torgau nicht mehr genügend Platz für die Geisteskranken sei, obgleich man seit 25 Jahren, d. h. seit 1772 bis 1797 die Aufnahmestellen für diese Kranken von 308 bis 630 vermehrt hatte.

Seit vierzig Jahren höre ich unaufhörlich die Frage wiederholen: Giebt es heut zu Tage mehr Geisteskranke, als ehemals?

Der Zuwachs der Geisteskranken hat in den öffentlichen Anstalten zu Paris seit dem Jahre 1804 begonnen, später fehlte es in mehreren grossen Städten Frankreichs an Raum, und seit einiger Zeit bemerkt man eine grössere Anzahl von Geisteskranken in einigen Städten Deutschlands. Aus diesen Thatsachen schliesst man nun, dass die Zahl der Geisteskranken sich auf eine schreckliche Art vermehre. Man suchte nach Beweisen für diese Vermehrungen, ehe man genau untersucht hatte, ob sie auch wirklich statt gefunden haben, und die merkwürdigen Umstände, unter denen wir lebten, schienen genügend diese traurige Vermehrung zu motiviren.

Sehen wir zuerst auf das Studium und die Abschätzung der Ursachen der Geisteskrankheit, die zur Auflösung des Problems führen, vielleicht finden wir dann irgend eine Ursache, die einen allgemeinen permanenten Einfluss ausübt, und so eine Krankheit hervorruft, die nicht nur Frankreich, sondern auch ganz Europa bedroht. Man hat es gesagt, man hat es gedruckt, aber hat man es auch bewiesen?

Die physischen Ursachen, die Erblichkeit, Scropheln, die Epilepsie, die Fortschritte des Alters wirken mächtig ein, aber ihre Wirkung blieb sich fast zu allen Zeiten gleich. Man kann das-

selbe von den Leidenschaften sagen. Sie sind zu abhängig vom Organismus, um nicht fast einen constanten und in denselben Grenzen beschränkten Einfluss auszuüben; jedoch ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, dass die Furcht während der Revolution einzelnen Individuen Unheil bringend war. Aber die Individuen, die durch diese Ursache zur Geisteskrankheit praedisponirt wurden, gehören Provinzen an, die längere Zeit den Schrecken eines Bürgerkrieges ausgesetzt waren. Im Jahre 1814 und 1815 hatte der Schreck über die Annäherung der fremden Truppen einige Geisteskranke hervorgerufen, aber seit langer Zeit findet sich hiervon keine Spur mehr.

Die Indifferenz für die Religion ist in Frankreich so gross, dass bei uns keine Geisteskrankheiten mehr durch religiösen Fanatismus oder Mysticismus hervorgerufen werden, und wenn man seit 30 Jahren in drei verschiedenen unwichtigen Fällen einige Monomaniaci gesehen hat, die es durch religiöse Ueberspannung geworden sind, so waren es doch nur sehr wenige, die man jetzt auch kaum wohl noch finden wird.

Wenn die allgemeine Erziehung auch in vielfacher Beziehung sich verschlechtert hat, so ist es andrerseits auch wahr, dass die Erziehung von der ersten Kindheit an jetzt besser geleitet wird, und dass wir jetzt nicht mehr solche Fehler begehen sehen, die die Einbildungskraft des Menschen von der Wiege an verderben, und so sehen wir auch nicht mehr die Dämonomanie, die drei Jahrhunderte hindurch eine Plage der civilisirten Welt war.

Die Leidenschaften, wie der Ehrgeiz, die Ehrsucht, der Geiz haben zu allen Zeiten gewirkt; das Glück oder Unglück wirkten zwar zu unserer Zeit heftiger und unerwarteter ein, aber die Uebel, die hieraus entstehen, befallen nur wenige Individuen, und verlieren sich in der Masse der Bevölkerung.

Die Gesellschaft ist so constituirt, dass die Leidenschaften, die auf die menschliche Vernunft wirken, verschiedenartig sein können, aber sie halten sich gegenseitig das Gleichgewicht, und wirken auf die Völker fast in gleicher Zahl zu allen Zeiten ein. Durch den politischen Fanatismus und die Uebel, die er mit sich führt, brachen einige Geisteskrankheiten aus, aber alle Aerzte haben bemerkt, dass während er mit grösserer Wuth unser Vaterland betraf, es weniger Nervenübel und weniger Geisteskrankheiten bei uns gab. Gab es in Frankreich je eine grössere Aufregung beim politischen Fanatismus, als in den Jahren 1786 — 1792? Die ganze Gesellschaft schien von Schwindel befallen zu sein.

In welchen Städten, in welchen Provinzen war die Aufregung, die Leidenschaften energischer, als in Lyon, Marseille, Nismes und im ganzen mittägigen Frankreich? Und als ich im Jahre 1810 zum ersten Male die Hospitäler dieser Städte und

dieser Gegenden besuchte, fand ich daselbst nicht einen Geisteskranken mehr, als ein halbes Jahrhundert zuvor. Ich werde später den Zeitraum bestimmen, wo die Zahl der Geisteskranken in den Hospitälern sich scheinbar vermehrt hat.

In welchem Lande waren die Leidenschaften mehr entfesselt, als in Spanien seit dem ersten Einfall der Franzosen? Und dennoch fand man im Jahre 1817 nicht, dass die Zahl der Geisteskranken sich vermehrt habe; denn aus genauen, ganz sicheren Angaben, die ich vor mir liegen habe, weiss ich, dass sich am Ende des Jahres 1817 nur 509 Geisteskranke in den Hospitälern von Madrid, Cadix, Valencia, Toledo, Barcelona, Tarragona, Saragossa und Cordova befanden.

Dr. Anceaume besuchte im Jahre 1818 Italien, und wollte dort Untersuchungen über den Zustand der Geisteskranken machen. Nirgends hörte er, dass sich die Anzahl dieser Kranken vermehrt habe, und nirgends hatte man sich in Italien, mit Ausnahme von Florenz und Aversa, mit der Verbesserung des Zustandes dieser Unglücklichen beschäftigt.

L. Valentin, dieser unermüdliche Beobachter, spricht in seiner medizinischen Reise, die er im Jahre 1820 nach Italien machte, auch von den Geisteskranken. Er giebt die Anzahl der Geisteskranken an, die sich damals in dem Hospital jeder Stadt befanden; er giebt Rechenschaft von der Zahl der geisteskranken Männer in Beziehung zu der der geisteskranken Frauen, und Valentin würde nicht vergessen haben, von der Vermehrung der Geisteskranken in Italien zu sprechen.

Obgleich also die politischen Erschütterungen die Anzahl der Geisteskranken weder in Frankreich, noch in Spanien und Italien vermehrt haben, so kann man doch daraus schliessen, dass die politischen Bewegungen, die Reiche erschüttern und die Leidenschaften erregen, auf unsere Vernunft nach Art der allgemeinen Ideen, die in jedem Jahrhundert die Geister beherrschen, einwirken. Es sind nicht die praedisponirenden Ursachen, sondern die excitirenden, die diese oder jene Leidenschaft hervorrufen, diesen oder jenen Character der Geisteskrankheit aufprägen, aber auch sie sind von temporärem Einfluss. Wenn die Geisteskrankheiten, die durch die geselligen Leidenschaften hervorgerufen werden, heut zu Tage zahlreicher in Frankreich sind, so findet man dagegen die Form der Geisteskrankheit, die durch Liebe oder religiösen Fanatismus hervorgebracht wird, seltener; und wenn man in neuerer Zeit mehr Selbstmorde findet, so kommt dafür die Dämonomanie fast gar nicht mehr zum Vorschein.

Wenn die geselligen Aufregungen die grosse Zahl der Geisteskranken, über die man erschrickt, hervorbringen würde, so hätte diese Ursache während der Restauration ihren Einfluss auf

einen sehr geringen Theil der Bevölkerung ausgeübt; denn nie war die Volksmasse ruhiger und weniger zur Aufregung geneigt, und dennoch wurde eine Vermehrung der Geisteskranken in den untern Klassen sowohl, als in den höheren wahrgenommen.

Man muss slso nicht in dem Studium der durch die Umstände modificirten Ursachen der Geisteskrankheit die uns gestellte Frage aufzulösen suchen, und in der That haben die englischen Aerzte auch den Zuwachs der Geisteskranken bei ihnen uns ganz fremden Ursachen zugeschrieben. Die Deutschen erläutern diese Frage durch Erklärungen, die weder in England, noch in Frankreich anwendbar sind, während man bei uns den Umständen schuld giebt, die weder in England, noch in Deutschland statt gefunden haben. *)

Dennoch vermehrt sich die Zahl der Geisteskranken überall, die Hospitäler sind überfüllt, die Armendirectionen schreien über diesen Zuwachs der Bevölkerung und die dazu erforderlichen Ausgaben. Was ist denn nun die Ursache dieses Zuwachses? Besteht diese Vermehrung wirklich, oder ist sie nur scheinbar? Um darüber zu urtheilen, genügt es, Thatsachen aufzustellen.

Als man auf die beste Abhandlung über den Croup einen bedeutenden Preis setzte, wurde der Croup mit allgemeiner Vorliebe studirt. Diese Krankheit wurde von allen Aerzten untersucht, alle Kinder starben am Croup, und die Mütter befürchteten bei ihnen nur den Croup. Die Furcht vor dem Croup wich dem Schrecken, den die Gehirnentzündungen und die Gehirnwassersuchten verursachten. Diese Krankheiten schienen sich vermehrt zu haben, weil man sie besser studirte, und mehr davon sprach. Eben so war es mit den Krankheiten des Herzens, als Corvisart seine gelehrten klinischen Vorlesungen in der Charité hielt.

Der Verfasser des Werkes: *Institution des sourds et muets* (1776) beginnt das erste Kapitel mit folgender Frage: Warum sieht man heut zu Tage mehr Taubstumme, als früher? — Werden seit dreissig Jahren mehr taubstumme Kinder geboren? — Die Stadt Paris enthält deren eine grosse Anzahl; man meldet von allen Seiten der Provinz Taubstumme an, und wir hören, dass es auch viele in andern Ländern giebt. Ich glaube, antwortet der Verfasser, dass dieses Gebrechen immer im Verhältniss mit den übrigen Uebeln stand, und wenn es jetzt scheinbar mehr Taubstumme giebt, so kommt es wohl nur daher, weil man bis jetzt die taubstummen Kinder förmlich von der Gesell-

*) *Recherches sur l'état actuel en Allemagne des doctrines médico-légales, relatives aux aliénations mentales, par Tauffliеb.* (*Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale.* 1835. *T. XIV. p.* 154.)

schaft ausschloss. Man hielt das Uebel für unheilbar, und die Eltern glaubten sich entehrt, ein taubstummes Kind zu haben, und glaubten ihre Schuldigkeit zu erfüllen, wenn sie dem Kinde die zum Unterhalte nöthigen Nahrungsmittel geben, es für immer den Augen der Welt entziehen, und es in Pension in ein Kloster oder ein unbekanntes Haus geben. Heut zu Tage aber schliesst man die Taubstummen nicht mehr ein, u. s. w.

Was der Abbé de l'Epée vor 50 Jahren von den Taubstummen sagte, kann man heut zu Tage vollkommen auf die Geisteskranken anwenden. Diese Unglücklichen wurden als Opfer der Vorurtheile, der Unwissenheit für unheilbar gehalten, aus der Gesellschaft verbannt, und in Gefängnisse eingeschlossen. Als Pinel die Ketten der Geisteskranken zerbrach, begann eine neue Aera für diese unglücklichen Kranken; sie wurden wie Kranke behandelt, man interessirte sich speciell für sie, die bestandenen Vorurtheile verminderten sich, man hoffte sie heilen zu können, und rief die Hülfe der Aerzte herbei. Hierdurch machte das Studium der Geisteskrankheit grosse Fortschritte, man suchte neue Heilmethoden und veränderte sie nach den besser erkannten Ursachen und besser abgeschätzten Symptomen. Heut zu Tage wendet man neben den pharmaceutischen Hülfsmitteln noch die psychischen Heilmittel an, die man ehemals gar nicht kannte, und die von grösserem Erfolge sind, als man es im Allgemeinen denkt.

Die von allen Seiten eingesandten Thatsachen beweisen die glücklichen Wirkungen, die die neuen Prinzipien bei der Behandlung der Geisteskrankheit ausüben.

v. Pastoret *) giebt folgende Resultate von der Behandlung der Geisteskranken in der Salpetrière und im Bicêtre an. Von dem 1sten Januar 1804 bis zum 1sten Januar 1814 wurden 3943 Geisteskranke beiderlei Geschlechts in diesen beiden Hospitälern aufgenommen, und hiervon mehr als die Hälfte, 2149 als geheilt entlassen.

Desportes, Mitglied der Verwaltungs-Commission der Hospitäler von Paris, sagt, dass in der Salpetrière und im Bicêtre ein Drittel der von 1801 bis 1833 aufgenommenen Geisteskranken aus diesen beiden Häusern als geheilt entlassen worden sind, und wenn Desportes hierbei die Idioten, Epileptischen und Greise, die in Verwirrtheit verfallen waren, abgerechnet hätte, so hätten die Heilungen die Hälfte der Aufnahmen überstiegen. Diese Resultate müssen die Familie, die betrübt ist, einen geisteskranken Verwandten zu haben, trösten; und wo giebt es auch in der That eine

*) *Rapport au conseil général des hospices sur les hôpitaux et hospices de Paris.*

heftige chronische Krankheit, bei der der Arzt zahlreichere Heilungen bewirkt?

Wenn man zu den in den beiden Hospitälern zu Paris erlangten Resultaten noch die Heilungen, die in Charenton und in mehreren Anstalten des Departements bewirkt wurden, hinzufügt, so muss man eingestehen, dass die Behandlung der Geisteskrankheit grosse Fortschritte gemacht, dass heut zu Tage eine grosse Anzahl von Geisteskranken genesen, während ehemals die Heilung der Geisteskrankheit für eine merkwürdige Erscheinung galt.

Die glücklichen Anstrengungen der Medizin, die glücklichen Erfolge, welche sie täglich erhält, haben eine grössere Anzahl von Aerzten dazu bestimmt, sich mit dem Studium der Geisteskrankheit, wie schwierig es auch sein mag, zu beschäftigen. Die unglücklichen Kranken, die noch vor einem halben Jahrhundert eingeschlossen, angekettet, geschlagen wurden, werden heut zu Tage mit Interesse, Einsicht und Sanftmuth gepflegt und durch mehrere Aerzte behandelt. Und hierin liegt ohne Zweifel eine der ersten Ursachen, weshalb man behauptet, dass die Zahl der Geisteskrankheit sich merklich vermehrt hat und noch täglich vermehre; denn seitdem die Geisteskranken den äussern Einflüssen entzogen sind, die ihre Existenz verkürzten, leben sie, wie natürlich, eine längere Reihe von Jahren.

Der glückliche Impuls, der zu Gunsten der Geisteskranken gegeben war, machte sich sogleich in Paris fühlbar; die Verwaltung verbesserte die Wohnungen, das Regimen, den ärztlichen Dienst, und Bicêtre, die Salpetrière und Charenton füllten sich mit Geisteskranken. Ihre Bevölkerung hat sich seit dem Jahre 1792 mehr als verdreifacht, und dasselbe fand zu Rouen, Nantes, Lyon und Bordeaux statt; denn bis dahin kamen in die Salpetrière und in den Bicêtre nur die sehr geringe Anzahl von wüthenden Geisteskranken, die als nicht geheilt aus dem Hôtel-Dieu entlassen wurden, da man aus Abscheu vor diesen Häusern einen andern Kranken nicht hingeben wollte.

Diese heilsamen Reformen erstreckten sich, wie gesagt, auch über die übrigen grossen Städte Frankreichs, wo man den Zustand der Geisteskranken verbesserte, worauf denn auch diese Kranken in grösserer Anzahl herbeikamen.

Im Jahre 1817 schenkte der Minister des Innern diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit. Eine Commission wurde erwählt, um den Zustand der Geisteskranken zu verbessern, Instructionen wurden nach den Departements geschickt, Befehle gegeben, um diese Unglücklichen den Gefängnissen zu entreissen, in denen sie mit Uebelthätern und Verbrechern vermischt waren. In allen Departements wurden mehr oder minder beträchtliche

Ausgaben gemacht, und in mehreren verbesserte man die alten Anstalten und richtete anch neue ein. Ueberall wurden die Geisteskranken auf das Regimen der armen Kranken gesetzt, Aerzte wurden mit ihrer Behandlung beauftragt, und endlich erweckte die Sorgfalt, die man auf diese verlassen gewesenen Unglücklichen verwandte, Hoffnungen in der Familie, sie regte mächtig das öffentliche Interesse zu Gunsten der Geisteskranken an, und zog eine grosse Anzahl derselben in die Hospitäler. Seit der Zeit glaubte man, dass die Zahl der Geisteskranken sich wirklich vermehre, aber man dachte nicht daran, dass ihre Verwandten, da sie von dem Aufenthalte in den Hospitätern nichts mehr zu befürchten hatten, es eben so in den Provinzen machen, wie in Paris. Sie vertrauten ihre Kranken den öffentlichen Anstalten an, da sie sicher waren, dort eine gute Behandlung zu finden. Uebrigens geschah es in Paris, wie in der Provinz, was stets geschehen wird, wenn man Anstalten verbessert; die Menschen gingen dahin, wo sie sich, sei es während der Gesundheit oder Krankheit, besser zu befinden glaubten, und wir sahen das nur für die Geisteskranken in Erfüllung gehen, was man jedes Mal beobachtet hat, wenn man irgend eine Abtheilung der öffentlichen Unterstützung verbesserte.

Wenn das Hôtel-Dieu, sagt Bailly, im Namen der Academie sprechend, nicht ein Schreckensort für die Armen wäre, so würde die Zahl der Kranken sich dort sehr vermehren. Aber, wird man uns sagen, wenn diese Verbesserung der Wohnungen, des Regimens, der ärztlichen Behandlung die Ursache der Vermehrung der Geisteskranken in den Hospitälern wäre, warum haben sich nicht auch die Aufnahmen in den Hospitälern von Paris so bedeutend vermehrt, die seit mehr als dreissig Jahren so merklich verbessert wurden? Weil die häuslichen Hülfsquellen, Kranke zu pflegen, beträchtlicher geworden sind und besser verwaltet werden, und weil man heut zu Tage in den Hospitälern nicht mehr Faulenzer aufnimmt, und die Aufnahme bei den Geisteskranken leicht geblieben ist, und wegen der guten Behandlung sich hier Individuen melden, die eigentlich gar nicht aufgenommen werden sollten. Es giebt Arme, die eine Geisteskrankheit simuliren, um in unsere Hospitäler zu treten. Oft bringt man Kranke, selbst von den Hospitälern, hin, die nur ein fieberhaftes Delirium haben, und die Taugenichtse, die während der Betrunkenheit die öffentliche Ordnung stören, werden uns auch durch die Polizei zugeschickt.

Ich sagte schon, dass man ehemals in den Hospitälern nur wüthende Geisteskranke hatte, oder auch solche, die die öffentliche Ordnung störten. Man sah früher nie in den Irrenanstalten diese grosse Anzahl friedliebender Monomaniaci, Greise und Para-

lytische, die heut zu Tage die Masse der Bevölkerung dieser Hospitäler ausmachen. Sobald ein Greis, Mann oder Frau, irgend eine Störung der Verständniss zeigt, sobald er, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, kindisch wird, bringt man ihn in die Irrenanstalt. Hiergegen sträubt sich nicht die Liebe, die Achtung des Sohnes gegen seinen alten Vater, da er weiss, dass er dort die beste Pflege erhält; während vor 50 Jahren ein solcher Entschluss empörend gewesen sein würde, und die öffentliche Meinung den Sohn verfolgt hätte. Heut zu Tage gehört zu solchem Entschlusse nicht viel; die Vorurtheile gegen die Hospitäler haben aufgehört.

Diese Bevölkerung von Greisen und Paralytischen, die hauptsächlichste Ursache der Anhäufung und der grossen Sterblichkeit der in den Pariser Hospitälern aufgenommenen Geisteskranken, die man auch später in allen Anstalten wahrgenommen hat, wuchs so schnell, dass sie schon im Jahre 1838 die Hälfte ausmacht, während sie 1815 nur ein Viertel und vor 50 Jahren gar nur ein Zehntel betrug. Auch hat das Ansehen der Irrenanstalten sich gänzlich verändert. Man fand sonst darin nur wüthende Maniaci oder noch gefährlichere Monomaniaci, während heut zu Tage die Hälfte ihrer Bevölkerung aus paralytischen Geisteskranken oder aus Verwirrten aus Alterschwäche und unschädlichen Monomaniacis besteht.

Ich habe nun die Ursachen der vermehrten Anzahl der Geisteskranken in den Hospitälern Frankreichs, und den Zeitpunkt, wo dieser Zuwachs begann, angegeben. Die Geisteskranken haben sogleich die Anstalten angefüllt, als diese für sie bequemer eingerichtet wurden, als man sie besser pflegte und die Aerzte mit ihrer Behandlung beauftragt wurden. Dieser Zuwachs in den öffentlichen Hospitälern hat Jeden befremdet, und man hat, ohne die Sache genau zu untersuchen, geglaubt und wiederholt gesagt, dass die Anzahl der Geisteskranken sich auf eine schreckliche Weise vermehre. Alte Listen fehlen uns leider, um direct beweisen zu können, ob es heut zu Tage mehr Geisteskranke als vor funfzig Jahren giebt. Die vorhergehenden Betrachtungen scheinen mir zu beweisen, dass diese Vermehrung nur scheinbar und nicht wirklich sei.

Hier drängt sich natürlich die Frage auf: Wie verhält sich die Zahl der Geisteskranken zu der der Bevölkerung? Um diese Frage zu lösen, müsste ich genau bearbeitete statistische Werke haben, und diese fehlen überall, ausser in Norwegen. Im Jahre 1825 befahl der Storthing, dass in ganz Norwegen eine Statistik über die Geisteskranken aufgenommen werden solle. Das Resultat

dieser Untersuchungen wurde durch den Dr. Holtz veröffentlicht.*) Der Dr. Halliday machte im Jahre 1829 eine Statistik der Geisteskranken in England und Schottland bekannt.**) Dr. Brière de Boismont untersuchte die Zahl der Geisteskranken in zwanzig italienischen Anstalten, die in den grössten italienischen Städten waren, und die er im Jahre 1830 besuchte.***) Bei einer Reise, die ich in demselben Lande 1833 machte, fand ich 1,100 mehr, als der Dr. Brière angab, aber beide Untersuchungen sind nicht genau, da viele Geisteskranke sich bei ihren Familien befinden, und eben so ist es mit meinen Angaben über Frankreich, wo die Zahl auch nicht ganz genau sein kann, da uns noch eine gute Statistik der Geisteskranken Frankreichs fehlt. Wollten wir aus der Zahl der Geisteskranken, die sich in dem Departement der Seine befinden, auf die Zahl der übrigen Geisteskranken in ganz Frankreich schliessen, so würden wir hierbei einen grossen Irrthum begehen, da Geisteskranke aus allen Departements nach Paris kommen. In diesen Irrthum verfielen Burrows und Casper, die da fanden, dass das Verhältniss der Geisteskranken in dem Departement der Seine sich zur Bevölkerung dieses Departements wie 1 : 350 verhalte, und hieraus schlossen, dass es in Frankreich mehr Geisteskranke als irgendwo gäbe. Ich lasse hier eine kleine statistische Uebersicht folgen, die als Anregung zu einer allgemeinen Statistik dienen möge.

Tabelle

der Zahl der Geisteskranken in verschiedenen Ländern.

Länder.	Zahl der Geisteskranken.	Bevölkerung.	Verhältniss.
England	17,222	12,700,000	1 : 783
Wallis	895	817,148	1 : 911
Schottland	3,651	2,093,454	1 : 573
Rheinprovinzen (Jacobi)	2,015	2,067,104	1 : 1,000
New-York	2,240	1,616,458	1 : 721
Norwegen	1,909	1,051,318	1 : 551
Frankreich	25,000	36,000,000	1 : 1,750
Italien	4,541	16,779,000	1 : 3,785

*) *Statistique des aliénés de la Norwège.* (*Annales d'Hygiène et de Médicine légale.* 1830. *Bd. IV. S.*332.)

**) *Letter to Lord R. Reymour, with a report of the number of Lunatics and Idiots in England and Wales. London.* 1829.

***) *Des établissemens d'Aliénés en Italie.* (*Journal complémentaire des sciences médicales. Bd.* 43.)

Aus diesen verschiedenen Verhältnissen muss man schliessen, dass die Anzahl der Geisteskranken im Vergleich zur Bevölkerung sich wie 1 : 550, 1 : 1500 und 1 : 3785 verhält, und dass es in Norwegen und Schottland weit mehr Geisteskranke giebt, als in Frankreich, England und Italien. Dieser Unterschied entsteht dadurch, dass Norwegen und Schottland Gebirgsländer sind, wo es weit mehr Idioten als in den Ebenen giebt. Diese Thatsache beweist, dass die Idiotie, die man nicht mit der Geisteskrankheit verwechseln darf, vom Boden und den materiellen Einflüssen abhängt, während die Geisteskrankheit durch die Gesellschaft, intellectuelle und psychische Einflüsse erzeugt wird. Bei der Idiotie sehen wir die Entwickelung der Organe, folglich auch die Manifestation der Intelligenz verhindert, während bei der Geisteskrankheit das überreizte Gehirn seine physiologischen Kräfte überschritten hat.

Abhandlungen
über die
Geisteskrankheiten in Beziehung zur gerichtlichen Medizin.

XX.
Abhandlung über die Isolirung der Geisteskranken.

(Vorgelesen am 1sten Octbr. 1832.)

Die durch die Täuschungen ihrer Sinne und Hallucinationen betrogenen, durch das Delirium ihrer Leidenschaften fortgerissenen und durch die Ohnmacht, ihre Aufmerksamkeit zu leiten, getäuschten Geisteskranken begehen oft Handlungen, die verbrecherisch wären, wenn sie von vollkommen geistig gesunden Personen begangen würden.

Das Glück, das Leben, die Ehre dieser Geisteskranken, ihrer Verwandten, der sie umgebenden Personen, selbst die öffentliche Ruhe würden compromittirt werden, wenn man die Geisteskranken nicht unschädlich machte, indem man sich ihrer Person versichert.

Die Dispositionsfähigkeit ist ein so heiliges Recht, dass man erstaunt, dass Aerzte und besonders Gesetzgeber nicht auf eine positive Weise die Fälle angegeben haben, in denen ein Geisteskranker seine Freiheit geniessen kann, und in denen diese Freiheit aufhören muss. Man ist erstaunt, dass die allgemeinen Landesgesetze nicht Regeln vorgeschrieben haben, wie man sich in einem solchen Falle benehmen soll.

Alle Gesetzgebungen schreiben die Festsetzung der Geisteskranken, die die öffentliche Ruhe stören, vor, aber hierbei scheint

mehr auf die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, auf die Bewahrung des Vermögens des Bevormundeten gesehen worden zu sein, als auf die Freiheit des Kranken und das unmittelbare Interesse, welches sein Gesundheitszustand erheischt. Bevor die Vormundschaft durch die Familie verlangt wird, bevor sie ausgesprochen ist, ist der Geisteskranke seiner Freiheit, der Verwaltung seines Vermögens beraubt, bei sich oder in einem fremden Hause eingesperrt, um traurigen Handlungen, die er begehen könnte, vorzubeugen, oder um ihm die Pflege zukommen lassen zu können, die er meist nicht annehmen will. Diese ganze Handlung ist gegen das gemeine Recht, und alle Gesetzgebungen sagen nichts darüber, was man mit Geisteskranken beim Beginn der Krankheit bis zum Ausspruch der Bevormundung thun soll. Hier ist eine Lücke auszufüllen. Sollte wohl diese Lücke durch die Gleichgültigkeit der alten Gesetzgeber gegen die individuelle Freiheit entstanden sein, oder durch die Schwierigkeiten, die ein ähnliches Gesetz darbietet?

Die Isolirung der Geisteskranken besteht darin, dass man den Kranken seinen Gewohnheiten entzieht, indem man ihn von dem Orte, den er bewohnt, entfernt, ihn von seiner Familie, seinen Freunden, seinen Dienern trennt, ihn mit Fremden umgiebt, mit einem Worte, indem man seine ganze Lebensart ändert.

Der Zweck der Isolirung ist die fehlerhafte Richtung der Intelligenz und der Neigungen der Geisteskranken zu modificiren; und sie ist das energischste und gewöhnlich das nützlichste Mittel zur Bekämpfung der Geisteskrankheit.

Die Isolirung betrifft die theuersten Rechte des Kranken als eines Familienglieds und eines Staatsbürgers. Sie widerspricht seinen Wünschen und beraubt ihn seiner bürgerlichen Rechte und seiner persönlichen Freiheit. Beleuchten wir zuerst die Isolirung vom medizinischen Standpunkte und aus dem Verhältnisse zur Gesundheit des Individuums, und dann wird es leichter sein, die Rechtsprinzipien anzugeben, und das zu bezeichnen, was der Gesetzgebung über einen so wichtigen Gegenstand fehlt. Wenn die Isolirung zur Heilung und Erhaltung des Geisteskranken unumschränkt nothwendig ist, so muss sie durch das Gesetz autorisirt werden. Wenn die Heilung aber nicht immer die Isolirung erfordert, so darf auch das Gesetz nur die Isolirung mit Einschränkung zugestehen.

Diese Frage ist sehr wichtig, denn es giebt allein in Frankreich mehr als 15,000 Individuen, die ihrer bürgerlichen und politischen Rechte, ihrer Freiheit ohne eine gesetzliche Autorisation beraubt sind. — Was lehren uns Thatsachen und die Erfahrung über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Isolirung?

§. 1.
Von der Nothwendigkeit der Isolirung.

Schon die Alten hatten die Vortheile einer speciellen Behandlung der Geisteskranken eingesehen, und Cullen hat unter den Neueren über die Nothwendigkeit, diese Kranken von ihren Verwandten und Freunden zu trennen, gesprochen. Willis liess die Zimmer des Königs Georg III. anders meubliren, entfernte seine Hofleute und seine Diener, und liess ihm durch fremde Bedienten aufwarten. Auch versicherte er, dass die Geisteskranken des Continents, die seine Hülfe in Anspruch nehmen, eher genesen, als seine Landsleute.

Alle deutschen, englischen und französischen Aerzte, die sich mit dem Studium der Geisteskrankheiten beschäftigten, rathen die Isolirung der Geisteskranken an, und stimmen alle über den grossen Nutzen derselben überein.

Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Isolirung wird noch mehr empfunden werden, wenn man wohl überzeugt ist, dass die Geisteskranken weder ihrer ganzen Sensibilität, noch Intelligenz beraubt sind; denn die Maniaci, und selbst die Wüthenden denken und urtheilen noch, und wenn man die Verbindungen ihrer Urtheile analysirt, wenn man tiefer in ihr Herz dringt, ihre Bestimmungen erforscht, so begreift man, weshalb sie hassen, lieben, weshalb sie dieses thun, jenes unterlassen, und erlangt die Ueberzeugung, dass die Geisteskranken nicht so unverständige Menschen sind, als es die Menge glaubt.

Wie viele Geisteskranke giebt es nicht, die lange und heftig gegen ihre Verirrungen, gegen ihre Exaltation, gegen ihren traurigen Trieb gekämpft haben, ehe sich ihr Delirium durch irgend eine Handlung offenbarte. Die folgende Beobachtung zeigt, bis zu welchem Punkte ein Geisteskranker sein Delirium verbergen kann. Und kann man ihm eine Intelligenz absprechen, wenn er seinen Zustand den Personen, mit denen er lebt, verheimlichen kann?

Ein 55jähriger Kaufmann, der von starker Constitution war, einen sehr umgänglichen Character hatte, war als Kaufmann in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gekommen. Er hatte eine starke Familie, und hatte einige häusliche Unannehmlichkeiten, die aber für jeden Mann leicht zu ertragen waren. Seit ungefähr einem Jahre hatte M. ein grosses Geschäft für einen seiner Söhne eingerichtet; kurze Zeit darauf wurde er thätiger, und bezeugte gegen seine Gewohnheit eine grössere Freude an seinen wachsenden Vermögensumständen.

Eines Tages, als M. ausgegangen war, kommt ein Kaufmann zu ihm, bringt zwei Portraits und verlangt dafür den behandelten

Preis von 50 Louisdors. Der Sohn des Kranken nimmt die Portraits nicht an. Als der Vater zurückkehrt, sprechen die Kinder von den Bildern und von der Spitzbüberei des Kaufmanns. M. wird hierüber ärgerlich, versichert, dass die Bilder herrlich seien, dass sie nicht theuer sind und dass er sie kaufen will. Am Abend beginnt er diesen Streit von Neuem, wird hierbei heftig, droht, und das Delirium bricht aus. Gleich am folgenden Tage wird M. meiner Behandlung anvertraut, und seine Kinder, die aufs heftigste durch die Krankheit und den Ankauf des Vaters erschreckt waren, untersuchen seine Handlungsbücher, finden diese in einem fürchterlich unordentlichen Zustande und ein bedeutendes Deficit in der Kasse. Alle diese Unordnungen fanden schon seit sechs Monaten statt, und wäre diese Streitigkeit nicht dazwischen gekommen, so wäre eins der achtbarsten Handlungshäuser compromittirt gewesen, da in einigen Tagen ein Wechsel von einer bedeutenden Summe präsentirt werden sollte, zu dessen Bezahlung gar keine Anstalten getroffen worden waren.

Es giebt Individuen, die, sobald sie ihre Wohnung verlassen, ihre Vernunft wieder erlangen, und die sie wiederum verlieren, sobald sie in ihr Haus treten. Ich sah in der Salpetrière mehrere Frauen, die nur im Hospitale verständig waren, und die, sobald sie sich bei ihrer Familie befanden, sehnlichst baten, wieder in die Anstalt zu treten, da sie fühlten, dass ihr Delirium wieder beginne. Dasselbe fand ich auch in Charenton.

A., 47 Jahr alt, von sanguinisch-nervösem Temperament, litt häufig an Hämorrhoiden, die seit einiger Zeit nicht flossen. Er war gewohnt, sich häufig Blutegel an den After setzen zu lassen, um hierdurch Kopfschmerzen, an denen er litt, zu vertreiben. Er machte bis zum Jahre 1830 gute Geschäfte, und war innerlich ganz glücklich. Von dieser Zeit an ward er oft trübe gestimmt, und strengte sich sehr an, um sein Geschäft aufrecht zu erhalten. Nach einem geringen Verlust wird er traurig, verfällt in Melancholie. A. weint heftig und wiederholt unaufhörlich, dass er verloren ist, und macht am folgenden Tage mehrere Versuche, sich selbst das Leben zu nehmen. Nach sechs Tagen wurde der Kranke nach Paris gebracht und meiner Behandlung anvertraut. Gleich nach seiner Ankunft hören die Versuche zum Selbstmorde auf, und der Kranke scheint ganz vernünftig zu sein. Er sagte mir: «Der Eindruck, den ich empfunden habe, als ich in ein fremdes Haus gebracht wurde, hat mich geheilt.» Und in der That konnte auch sein Schlaf, Appetit, seine folgerechte und zuweilen heitere Unterhaltung seine Heilung glauben lassen. Drei Wochen schienen zur Reconvalescenz hinreichend. Seine Frau und sein Sohn holten ihn ab, und er brachte noch zwei Tage in Paris zu, verrichtete dort noch einige

Geschäfte und reiste dann nach der Provinz ab. Kaum war er zu Hause, so fühlte er denselben Trieb zum Selbstmorde wieder, kam hierauf nach Paris zurück, blieb hier einige Tage, ordnete einige Geschäfte, und reiste vollkommen gesund wieder ab. Als er in seinem Hause wieder angekommen war, machte er von Neuem Versuche, sich das Leben zu nehmen, und nichts konnte ihn hier bewegen, seinen traurigen Trieb zu besiegen. Er brachte mehrere Tage zu, ohne Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, band sich mit einem Stricke, wollte sich erhängen, täuschte dann die Wachsamkeit seiner Verwandten, und stürzte sich in einen Fluss. Hierauf wird er sogleich mit einer Zwangsjacke in den Wagen gesetzt, und, von seiner Frau begleitet, nach Paris gebracht, wo er auf dem Wege noch, ungeachtet der Zwangsjacke, alle mögliche Versuche zum Selbstmorde machte. Als der Kranke nach Paris gebracht und von Neuem isolirt wurde, war er vollkommen verständig, und machte während der sechs Wochen seiner Isolirung keinen Versuch, sich das Leben zu nehmen Ich frage ihn, weshalb er nicht seinen traurigen Antrieb zu Hause eben so gut wie in Paris zügeln könne, und er versichert mir, dass er jetzt vollkommen gesund sei, dass er darauf bestehe, nach Hause zurückzukehren, da er ohne seine Frau und seinen Sohn der unglücklichste aller Menschen sei und so nicht leben könne. Aber, sagte ich ihm, wenn Sie hier so unglücklich sind, warum versuchen Sie nicht, sich das Leben zu nehmen, um so mehr, da Sie hier doch nicht daran verhindert werden? «Ich weiss es nicht,» erwiderte er, «aber ich bin geheilt; lassen Sie mich nur abreisen.» Der Kranke genoss die grösste Freiheit, und nirgends war scheinbar eine Vorsicht genommen, um ihn zu verhindern, sich das Leben zu nehmen, jedoch hatte er nie einen Versuch dazu gemacht. Niemals hatte er irre gesprochen, und nie wollte er mir gestehen, warum er in seinem Hause sich das Leben nehmen wolle, während er doch in der Fremde nie daran denke. Als er zum vierten Male zu seiner Familie zurückkehrte, traten dieselben Erscheinungen mit derselben Heftigkeit wieder ein; später bekam er aber wichtige Geschäfte, womit seine unglücklichen Ideen aufhörten.

Die Sensibilität der Geisteskranken ist gestört. Diese Kranken stehen mit der äussern Welt nur in anomalen, folglich schmerzhaften Verhältnissen; Alles schmerzt, verwundet sie, Alles ist ihnen verhasst. Da sie immerwährend mit ihrer Umgebung in Opposition stehen, da sie das, was man ihnen sagt, nicht verstehen, und die Vernunftschlüsse nicht begreifen, so schliessen sie daraus, dass man sie täusche, und halten die offenste, ernsthafteste und liebevollste Sprache für Beleidigung oder Ironie. — Die Wachsamkeit, die ihr Zustand erfordert, scheint ihnen eine uner-

trägliche Verfolgung; mit einem Worte, der Geisteskranke ist im höchsten Grade argwöhnisch, und dies bemerkt man sogar bei den Maniacis, die so kühn und verwegen zu sein scheinen. Dieses Symptom, das durch eingebildete oder wirkliche Widersprüche, durch eine unpassende Behandlung zunimmt, vermehrt sich noch immer mehr bei fortschreitender Krankheit, weil noch eine grössere Störung oder Schwächung der Intelligenz eintritt. Es giebt der Physiognomie der Geisteskranken einen spezifischen Character, der besonders in der Melancholie und in der Verwirrtheit hervortritt, wenn diese noch nicht die letzte Stufe erreicht hat.

Das Misstrauen ist allen schwachen Geistern eigen. Alle Völker, deren Intelligenz wenig entwickelt ist, sind misstrauisch. Der geschwächte Mensch, der Greis ist misstrauischer als der Mann, der in der Blüthe seiner Jahre steht; grosse Künstler, Gelehrte, Weise sind sehr zuvorkommend. So gross ist also die moralische Kraft, die durch die Cultur des Geistes, durch entwickeltere Verstandeskräfte erzeugt wird. Ungeachtet des Misstrauens sind die Geisteskranken durchaus unvorsichtig; sie sorgen nicht, werden durch nichts für den zukünftigen Moment beunruhigt, sondern sie erstrecken ihr Misstrauen nur auf Alles, was in dem Augenblicke geschieht. Vom Misstrauen kommen diese Kranken bald zur Furcht, zum Hasse, und dann stossen sie ihre Verwandten und Freunde zurück, empfangen gern Fremde, geben sich ihnen hin, sehen sie als Beschützer oder Befreier an, sind bereit mit ihnen zu fliehen, und verlassen ihre Wohnung, ihre Familie.

Was kann man von der Heilung dieser Unglücklichen erwarten, wenn man ihre Vorurtheile nicht zerstört? Und wer von uns hat nicht schon den Unterschied empfunden, von seinen Verwandten, Freunden oder von fremden, gänzlich gleichgültigen Menschen hintergangen zu werden? Und hier ahnt man schon den grossen Vortheil der Isolirung.

Dieser Unglückliche, der plötzlich Herr der Erde geworden, erwartet, dass ihm die gehorchen, die aus Achtung oder Liebe früher seinem Willen folgten. Seine Frau, seine Kinder, seine Bedienten sind seine Unterthanen. Dürfen sie es wagen, sich seinem Willen entgegenzusetzen? Man bringe ihn nach einem fremden Orte; da ist er ausser seinem Reiche, nicht mehr mitten unter seinen Unterthanen, und seine Illusion ist zerstört.

Die Isolirung der Maniaci ist nicht minder absolut nothwendig; die Maniaci sind ausserordentlich empfindlich, alle ihre physischen und psychischen Eindrücke reizen sie zum Zorn, und der Zorn des Deliriums ist — Wuth. Der Wüthende überlässt sich gefährlichen Handlungen; er zerschlägt, zerbricht, schlägt und tödtet. Er bewaffnet sich mit Allem, was ihm in die Hände fällt,

um sich zu rächen oder zu vertheidigen. Will man ihn zurückhalten, so wendet er Gewalt und List an. Nichts ist ihm heilig, wenn er nur die Freiheit wieder erlangen kann, die ihm Verwandte, ungerechte oder barbarische Freunde rauben wollen.

N., 27 Jahr alt, der ein sanguinisches Temperament hatte, und an Kopfschmerzen litt, macht bei sehr warmer Witterung eine Reise zu Pferde. Von Freunden seiner Familie auf dem Wege angehalten, verwahren sie ihn bis zur Ankunft seiner Verwandten in einem Zimmer. N. glaubt in eine Räuberhöhle gekommen zu sein, weil man bei seinem Eintritt in des Freundes Haus das Pferd in den Stall und seinen Mantel in Sicherheit gebracht hatte. Nach allen möglichen Anstrengungen, die Freiheit wieder zu erlangen, zündet der Kranke das Haus an, um den Händen derer zu entfliehen, die er für Diebe hält.

Wird man wohl Monomaniaci, die wilde und schreckliche Neigungen haben, bei ihrer Familie lassen? Es giebt welche, die ein blinder, instinctartiger, unwiderstehlicher Impuls antreibt. Pinel, Gall, Hoffbauer*) erzählen Thatsachen von Leuten, die durch einen krankhaften Impuls zum Diebstahl getrieben wurden. Henke und Marc**) haben Erzählungen von Brandmonomanie angeführt, und andere Schriftstellnr führen Beispiele eines Antriebes zum Morde und Selbstmorde an. Alle Aerzte sprechen von den Gefahren, die man läuft, wenn man die zum Selbstmorde geneigten Geisteskranken frei umhergehen lässt. Diese traurigen Neigungen sind zuweilen motivirt, manchmal auch ohne allen Beweggrund. Gewöhnlich treten sie mit intermittirendem Typus auf, und die Individuen, die solche Triebe haben, sind gewöhnlich in allen ihren Reden und Handlungen, die nicht zu der krankhaften Ideenreihe gehören, ganz vernünftig. Solche Monomaniaci müssen ebenfalls der öffentlichen Sicherheit wegen isolirt werden.

Zuweilrn ist auch die Ursache des Deliriums in der Familie selbst. Häuslicher Kummer, Unglücksfälle, Eifersucht, die Gegenwart von Individuen, die schwach erloschene Leidenschaften wieder aufwecken oder anfachen, rufen eine Störung der Vernunft hervor und sind unübersteigliche Hindernisse zur Heilung.

R., 27 Jahr alt, erleidet einige Unglücksfälle, und verfällt in Lypemanie mit Neigung zum Selbstmorde. Die Erhöhung des Zimmers, das er bewohnt, die Lage der Treppe seines Hauses,

*) *Médecine légale relative aux aliénés et aux sourds-muets trad. par Chambeyron. Paris.* 1827.

**) *Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale.* 1833. *Bd. X. S.* 357. — *Mémoires de l'Académie royale de Médecine. Paris.* 1833. *Bd. III. S.* 29.

die wiederholten Besuche seiner Freunde, die sein Unglück anzusehen kommen, die Verzweiflung und Sorgfalt seiner Frau, dies alles sind Umstände, die den Kranken bestimmen, seinem Leben ein Ende zu machen. Obgleich er eingesteht, dass er hierzu keinen Beweggrund hat, dass er es für schändlich und verbrecherisch hält, sich selbst zu entleiben, so lässt er doch einen Monat hindurch kein Mittel unversucht sich das Leben zu nehmen. Als er isolirt und aus seinem Hause entfernt worden war, wohnte er par terre, von wo aus er sehr leicht in einen Garten gehen konnte, und von der Zeit an machte er keinen Versuch mehr sich zu entleiben, indem er sagte: dies würde zu nichts nützen; ich werde hier nie meinen Zweck mich zu tödten erreichen, denn man hat alle Vorsichtsmaassregeln angewandt, mich daran zu verhindern.

Eine 50jährige Dame von lymphatischem Temperament, furchtsamen Character, hatte ihre klimakterische Zeit überstanden, und war vollkommen gesund, obgleich sie seit einigen Jahren etwas eifersüchtig auf eine Niece war, die sie zu sich genommen hatte. In dieser psychischen Disposition verliert diese Dame beinahe plötzlich ein Kind, und ihr Mann wird gefährlich krank. Der Kummer, die Ermüdung machen sie mürrisch, die Gegenwart der Nichte wird ihr unerträglich. Madamn N. giebt ihr Geld unbedachtsam aus, verlässt oft ihr Haus, und beklagt sich überall, wo sie hinkommt. Endlich bricht sie in Beleidigungen aus, will ihre Nichte erwürgen, verfällt in ein allgemeines Delirium und wird wüthend, hat aber auch lichte Augenblicke. Bei Tage ist sie ruhiger als des Nachts. Der Arzt lässt Blutegel appliciren, verordnet Fussbäder und Molken. Den vierten Tag wird sie meiner Behandlung anvertraut. Ihr Gesicht ist bleich, die Lippen sind trocken, die Augen funkelnd, beweglich oder stier, die Sprache ist kurz, die Zunge belegt, das Epigastrium schmerzhaft, und sie leidet an Aufstossen und Verstopfung. Um ein Uhr des Nachts wird die Kranke plötzlich aufgeregt, verlässt ihr Bett, schreit, stösst eine Menge Verwünschungen aus, und schäumt vor Wuth. Das Gesicht ist ausserordentlich roth und der Körper von Schweiss triefend. Drei Frauen haben Mühe, sie zu bändigen. Sie macht Anstrengungen, sich den eingebildeten Gegenständen, die sie erschrecken, zu entziehen. Ich komme zu ihr, beklage mich über so viel Lärm und Störung, lasse die Frauen hinausgehen, und befehle der Kranken sich schlafen zu legen. Diese sieht mich erstaunt an, ich fixire sie und wiederhole meinen Befehl, worauf sie sich niederlegt, und den übrigen Theil der Nacht ruhig bleibt. Die folgende Nacht treten dieselben Zufälle wieder ein, und ich wiederhole dasselbe Mittel mit gutem Erfolge. In der fünften Nacht kehrt das Delirium, aber ohne Wuth, wieder. Jedes

Mal, wenn ich Sie sehe, sagte mir die Kranke, fühle ich mich beruhigt. Ich verordne lauwarme Bäder, Molken mit Nitrum und erweichende Klystiere. In der sechsten Nacht bricht die Wuth wieder aus, hört aber nach demselben Mittel auf, wie die beiden ersten Male. Uebrigens ist Madame N. den ganzen Tag hindurch ruhig, vernünftig, aber traurig. Den siebenten Tag kündige ich ihr an, dass ihre Nichte das Haus verlassen solle. Diese Nachricht wirkte, es stellte sich Schlaf ein, und die Stühle wurden leichter. Den zwölften Tag kehrt das Delirium wieder, sie ist beunruhigt, und fürchtet, dass man sie über die Abreise ihrer Nichte getäuscht habe; es tritt Schlaflosigkeit ein. Den 16ten Tag kommen die Eltern der Kranken, und bestätigen die Abreise des Gegenstandes ihrer Eifersucht. Seitdem hört das Delirium auf; nur eine geringe Unruhe und einiges Misstrauen bleibt zurück; dies hindert die Kranke aber nicht, einige Tage darauf wieder ihr Haus zu beziehen. Sie nimmt dort ihre gewöhnlichen Beschäftigungen wieder auf und ist vollkommen gesund. Nach einigen Monaten bittet sie ihren Mann um die Wiederkehr ihrer Nichte, indem sie eingesteht, dass sie krank war, als die Eifersucht in ihr erwachte.

Die der Vernunft beraubten Individuen verfallen zuweilen in Abspannung und Muthlosigkeit; sie sind so geschwächt, dass sie ihre Geistesträgheit nicht besiegen, noch ihren Widerwillen vor jeder Arbeit und Zerstreuung überwinden können. Ganz durchdrungen von dieser physischen und moralischen Schwäche machen sin sich Vorwürfe darüber, und diese sind ein Beweggrund ihrer Verzweiflung. Dieser Zustand ist um so trauriger, weil die Kranken sehen, was sie thun sollten, und Zeugen dessen sind, was Andere für sie thun.

Die Geisteskranken, die oft ihren Zustand fühlen, verlieren selten die Erinnerung an ihre Handlungen. Sie erinnern sich an alle Zufälle, die das Auftreten der Krankheit bezeichnet haben; es sind in der Regel aufbrausende, heftige Handlungen, deren Erinnerung sie aufregt. Die Reue, die Gewissensbisse werden unaufhörlich dadurch angefacht, dass sie an den Orten ihrer Verirrungen sind, und sich in Gegenwart der Personen befinden, die die Opfer ihrer Wuth waren. Weil sie sich selbst anklagen, so glauben sie, dass sie von Andern verdammt werden; deshalb wird der Eine beim Anblick seiner Frau, die er schlecht behandelt zu haben glaubt, der Andere dagegen beim Anblicke eines Freundes, dessen Glück er gefährdet zu haben glaubt, aufgeregt. Oft sind, wenn die Geisteskrankheit ausbricht, die Verdauungswerkzeuge in schlechtem Zustande; die Geisteskranken finden Alles, was man ihnen reicht, schlecht schmeckend, es mögen Getränke oder feste Nahrungsmittel sein; sie glauben, man habe sie vergiften wollen,

und klagen diejenigen deshalb an, von denen sie am meisten gepflegt worden sind. Sie werden wüthend oder niedergeschlagen, sobald sie ihre Verwandten oder die Personen, die ihnen beim Beginn der Krankheit beigestanden haben, sich nahen sehen.

Ein 21jähriger junger Mann war seit einigen Tagen melancholisch; seine Freunde führen ihn aufs Land, um ihn zu zerstreuen. Beim Mittagessen bricht plötzlich ohne irgend ein Motiv das wüthendste Delirium aus; der Kranke überhäuft seine Freunde mit Verwünschungen und will sie schlagen, indem er sie ruchlose Menschen nennt. Er wird isolirt, meiner Behandlung übergeben, und nach einer dreimonatlichen Behandlung gesund. Als sich die Krankheit ihrem Ende nahte, erwachte durch den Anblick eines seiner Freunde zuweilen die Aufregung, ja sogar die Wuth. Nachdem dieser junge Mann vollständig geheilt war, versicherte er mir, dass der Wein, als er mit seinen Freunden speiste, ihm unerträglich geschmeckt und er geglaubt habe, dass sie Gift hineingethan hätten.

Ein 46jähriger Emigrant, von sanguinischem Temperament und halsstarrigem Character, wird nach vielen Unglücksfällen festgesetzt, aber bald darauf wieder freigelassen. Durch diesen neuen Kummer verzweifelt er ganz, wird wüthend, und dieser Zustand dauert zwei Monate. Während seines Deliriums sah und sprach der Kranke von weiter nichts, als von Gefängnissen, Gendarmen, Ketten, u. s. w. Nach diesem Anfalle blieb M. melancholisch und hypochondrisch. Im folgenden Jahre brach ohne veranlassende Ursache das Delirium und die Wuth aus, und der Kranke wurde am folgenden Tage meiner Behandlung anvertraut. Obgleich sein Delirium allgemein ist, so spricht M. doch oft, wie in dem ersten Anfalle, von Gefängniss, Soldaten, u. s. w., so dass sein Delirium augenscheinlich durch die Verhaftung, die den ersten Anfall hervorgerufen hatte, unterhalten wird. Ich rede jedesmal den Kranken in sehr freundschaftlichem Tone an, reiche ihm freundlich die Hand, und erinnere an die Pflege, die ich ihm im vorigen Jahre zukommen liess. Sein Sie nicht unruhig, wiederholte ich ihm oft, Sie können auf meinen ganzen Beistand rechnen, Sie werden hier nicht zurückgehalten, und können ausgehen, wann es Ihnen beliebt. Am vierten Tage endige ich meine gewöhnlichen Ermahnungen mit den Worten: «Gehen wir mit einander spazieren,» worauf der Kranke unangekleidet mit mir gehen will. Ich bitte ihn, sich anzukleiden, und wir gehen zusammen aus. Kaum hatten wir mit einander einige Schritte gemacht, so sprach der Kranke schon folgerecht, und war vollkommen verständig, ehe wir nach Hause zurückkehrten.

Eine 50jährige Dame wurde durch eine Feuersbrunst, die im gegenüber stehenden Hause ausbrach, heftig erschreckt. Während

drei Tage und drei Nächte sah diese Dame nur Flammen, die sie und ihr Haus verschlingen wollten. Sobald sie aus ihrem Hause gebracht wurde, hörten ihre Hallucinationen und ihre Furcht sogleich auf, und die Frau war vollkommen verständig.

Die Rückerinnerungen, die der Krankheit vorangehen, haben einen grossen Einfluss auf die Ideen der Geisteskranken. Die Ideen der Geisteskranken stehen fast im steten Veehältniss mit ihren alten Gewohnheiten, mit den vergangenen Begebenheiten, mit ihren Studien, Neigungen, und mit Personen, die gar nicht mehr existiren. Diese Rückerinnerungen sind so lebhaft, dass der Geisteskranke sie wirklich vorhanden glaubt, und hierdurch werden sie aufgeregt, wüthend; sie fassen gefährliche Abneigungen gegen die Personen, über die sie sich ehemals zu beklagen hatten. Ein Offizier hasste mich, weil er fand, dass ich einem Generale ähnlich sah, der früher sehr streng gegen ihn gewesen war.

A., 40 Jahr alt, hatte in seiner Jugend mit seinem Bruder einen Streit wegen einer Erbschaft. Die Angelegenheit war gänzlich beigelegt, und die beiden Brüder lebten aufs Innigste mit einander. A. wird geisteskrank und stets wüthend, sobald er seinen Bruder sieht, den er anklagt, ihn ins Verderben gestürzt zu haben.

B., 35 Jahr alt, verfällt in Manie. Sobald er seinen Vater sieht, wird er aufgeregt und wüthend, weil dieser ihn in seiner Jugend wegen einiger Fehler heftig getadelt hatte.

Die Geisteskranken fühlen das Böse, das sie thun, und dennoch bricht ihr Delirium durch das Beisein ihrer Verwandten, die sie unglücklich machen, heftiger aus. Der Kummer, die Thränen, die eine Mutter, eine Frau, ein Sohn nicht zurückhalten können, vermehren den psychischen Schmerz des Melancholischen. Die unruhige und erschreckte Physiognomie der tief betrübten Verwandten ergreift noch mehr den vielgequälten Kranken, der in diesen Schrecken nur neuen Anlass zum Entsetzen findet.

Ich bin ein Gegenstand des Schreckens für meine Frau und meine Kinder, wiederholt mir ein während der Paroxysmen des Deliriums höchst unglücklicher Maniacus; ihr Anblick bringt mich in Verzweiflung, weil ich ihnen so viel Böses zufüge; weil mein Delirium die Personen, die mich pflegen, zwingt mich anzuketten, so führe man mich in ein Hospital. Dieser Kranke hat Paroxysmen, die drei bis vier Monate dauern, und während dieser Zeit, und selbst noch einige Wochen nachher, wollte er weder seine Frau noch seine Kinder sehen, da ihr Anblick ihn tief schmerze.

Ich sah Geisteskranke, besonders Monomaniaci, deren Ungeduld und Delirium durch die grosse Sorgfalt ihrer Anverwandten

zunahm. Ach, meine Mutter, Du quälst mich! Bei Dir werde ich nie geheilt werden! sagte ein Melancholischer, der durch die fortwährenden Fragen seiner Mutter nach seinem Gesundheitszustande beunruhigt wurde.

§. 2.
Von der Nützlichkeit der Isolirung.

Ich habe bis jetzt nur von der Nothwendigkeit der Isolirung gesprochen, und muss nun die Nützlichkeit derselben beweisen. Hierbei muss ich der innern und gegenseitigen Verhältnisse der Intelligenz mit den Neigungen der Geisteskranken erwähnen, Verhältnisse, die bei diesen Kranken nie ganz aufgehoben sind.

Jeder kennt wohl die Gemüthsbewegung, die sich unser bemächtigt, wenn wir plötzlich unsern Gewohnheiten, unsern Neigungen entrissen werden. Der Geisteskranke, der dem Einfluss der Sachen und Personen, unter denen er lebte, entzogen wird, ist im ersten Augenblicke der Isolirung sehr erstaunt, wird hierdurch in seinem Delirium erschüttert, und richtet seine Intelligenz auf die neuen Eindrücke.

Madame B., 23 Jahr alt, von nervöser Constitution, hatte einen sehr lebhaften Character, uud überstand, nachdem sie zwei Jahre verheirathet war, glücklich ihr Wochenbett. Drei Monate nachher zeigen sich Kupferfinnen im Gesicht. Ohne bekannte Ursache fürchtet sie Kupfer anzufassen, und diese Furcht vermehrt sich so, dass sie beim Anblick, besonders aber bei der Berührung des Kupfers in Ohnmacht fällt. Sie glaubt, dass ihre Kleidungsstücke Kupfer verbergen; beim Aufstehen reinigt sie sich drei Stunden lang die Haut, und verlangt, dass man sie genau untersuche; eben so macht sie es mit ihren Kleidern. Auf der Strasse fürchtet sie sich vor einem Laden vorüberzugehen, in dem Kupfer ist. Bei Tag und Nacht wird sie von Furcht, dass Stücke von Kupfer sich an sie befestigen, beunruhigt. Sie verlangt, dass ihr Mann häufig seine Kleidungsstücke wechsele, sie ausschütteln und ausklopfen lasse. Ausserdem hat die Kranke vollständigen Appetit, leidet aber an Verstopfung, ist aufgeregt, vernachlässigt ihre Kinder, ihren Hausstand, zersreut sich nicht, beschäftigt sich mit nichts. Nachdem sie so sechs Monate fruchtlos in ihrem Hause behandelt war, wird sie mir anvertraut. Sobald sie isolirt war, fürchtet sie nicht mehr das Kupfer, und denkt nur daran, dass sie von ihrer Familie getrennt ist, ja am folgenden Tage fasst sie selbst Kupfer an, und badet sich in einer kupfernen Wanne. Am folgenden Tage schreibt sie ihrem Manne einen Brief, und versichert ihm, dass sie von ihrer lächerlichen Abneigung geheilt ist. Am neunten Tage seit der Isolirung kommt der Mann und findet seine Frau

so wohl, dass er ihrem Wunsche, in ihr Haus zurückzukehren, nicht widerstehen kann. Nachdem Madame B. einen Monat vollkommen gesund gewesen war, bekommt sie dieselbe Abneigung, die sie früher gegen Kupfer hatte, jetzt gegen Talg, und braucht gegen dasselbe die schon oben beschriebenen Vorsichtsmaassregeln. Dieser neue Anfall dauert ungeachtet langer Reisen, aller möglichen Zerstreuungen und trotz der grössten Sorgfalt ihres Mannes zwölf Jahre lang. Nach dieser Zeit wird Madame B. meiner Behandlung anvertraut, und sämmtliche Symptome hören am ersten Tage der Isolirung gänzlich auf, und die Kranke war geheilt. Nachdem die Kranke einen Monat isolirt war, kehrte sie wieder zu ihrer Familie zurück, wo sie sich seit drei Monaten ganz wohl befindet. Dieses Beispiel zeigt augenscheinlich den grossen Nutzen der Isolirung.

N., 56 Jahr alt, war von sehr nervösem Temperament, und erlitt vielfaches Unglück in seiner politischen Stellung, worauf er sich den Studien ergab, und sein Gehirn durch lange geistige Anstrengungen schwächte. Im Anfange des Winters wird er von einem Anfalle von Monomanie befallen, und meiner Behandlung anvertraut. N. ist sehr gesprächig, schreibt unaufhörlich, und ist von dem Wunsche, Staatspapiere zu kaufen, beseelt, obgleich er viele Ländereien besitzt, und sich nie auf eine Speculation eingelassen hatte. Nachdem der Kranke sechs Monate behandelt worden war, und hierauf eine dreimonatliche Reise gemacht hat, ist er vollkommen wieder hergestellt. Vier Jahre später kommt N. eines Tages, und zwar wieder zu Anfange des Winters, zu seiner Frau, und sagt ihr in einem sehr zufriedenen Tone, dass er an der Börse für eine sehr bedeutende Summe Staatspapiere gekauft habe. Die Frau N's., die seit einigen Tagen bemerkt hatte, dass ihr Mann aufgeregt war und nicht schlafen konnte, bestimmt ihn, eine Reise zu unternehmen. Gleich am folgenden Tage macht er sich auf den Weg, vergisst in wenigen Tagen den Ankauf der Staatspapiere, und wird wiederum vollkommen gesund.

Die ungewohnten Eindrücke, die die Geisteskranken, wenn sie isolirt sind, aufnehmen, rufen neue Ideen hervor, brechen die falschen Ideen, die ihr Delirium characterisiren. Die neuen Eindrücke bestimmen oder erregen ihre Aufmerksamkeit, die alsdann ihre Macht über ihre Verständniss ausübt, und wenn auch die Illusionen der Sinne, die Hallucinationen nicht gänzlich zerstört sind, so ist doch ihr Einfluss wenigstens während einer kürzern oder längern Zeit unterbrochen. Da sie die Personen, von denen sie plötzlich umgeben sind, nicht kennen, da sie nicht wissen, was sie von ihnen zu denken, zu hoffen haben, so suchen die Geisteskranken den Character ihrer Mitgenossen zu studiren, um sich mit ihnen in Einklang zu setzen. Die erste Wirkung der

Isolirnng ist also, den Geisteskranken ruhiger und manchmal vernünftiger zu machen, und die ersten Augenblicke der Isolirung sind für den verständigen Arzt von grossem Werthe, da hier schon die Heilung einiger dieser Kranken beginnt.

B., 40 Jahr alt, war von sanguinisch-nervösem Temperament; er hatte einen melancholischen Character, war Handwerker und besass ein grosses Vermögen. Er war gerade mit Vorbereitungen, die zu der Einsetzung Bonaparte's gemacht wurden, beschäftigt, als er hierbei einen leichten Widerspruch erfuhr, der seine Eigenliebe verletzte. B. erlitt einen Fieberanfall, der nach 14 Tagen aufhörte. Am folgenden Tage brach Delirium, Aufregung und Wuth aus, und vier Tage später will der Kranke seine Frau und seine Kinder tödten. Sein Arzt brachte ihn in einer Privatanstalt unter und bat mich, ihn zu behandeln. Der Kranke wohnte hier zu ebner Erde in einem Zimmer, wo sich nur sein Bett befand. Er war in dem Zimmer allein und wurde durch Bedienten, die draussen standen, bewacht. Der Kranke, der heftig schwitzte, war schlaflos, aber ruhig, und gerieth am folgenden Morgen in Zorn, weil man ihn für geisteskrank hielt. Von Zeit zu Zeit brach sein Delirium wieder aus. Während der Paroxysmen ist der Kranke sehr gesprächig, zuweilen aber auch traurig, niedergeschlagen. In der dritten Nacht schläft er, und verlangt am vierten Tage nach seiner Isolirung seine Frau und seine Kinder zu sehen. Am neunten Tage empfängt er den Besuch seiner Frau, nimmt sie zärtlich auf, und legt über die Ursachen seiner Krankheit vollkommen Rechenschaft ab. Er ist zwar noch ein wenig geschwätzig, aber es ist keine Spur von Delirium mehr vorhanden. Er wird noch an demselben Tage entlassen, aber anstatt aufs Land zu gehen, wie es verabredet war, kehrt er nach seiner Wohnung zurück. Kaum ist er in derselben, so wird er aufgeregt, macht seiner Frau Vorwürfe und erklärt, dass er seinen Arzt, einen seiner alten Freunde, nicht mehr sehen wolle. Kurze Zeit darauf beruhigt er sich, erkundigt sich nach seinen Geschäften, und beschäftigt sich mit denselben, als wenn er nie krank gewesen wäre. Am folgenden Morgen geht er zu einem Notar, sagt ihm, dass er sich wolle scheiden lassen, da seine Frau ihn für geisteskrank ausgegeben habe. Obgleich er zahlreichen Geschäften vorzustehen hatte, so leitete er sie mit dem glücklichsten Erfolge, und ohne dass Jemand den Zustand, in dem er war, im entferntesten hätte ahnen können. Von Zeit zu Zeit ging er zu seinem Notar, um seine Scheidung zu beschleunigen. Nach drei Monaten waren seine grossen Unternehmungen beendet, und er geht nun von Neuem zu seinem Notar und fragt ihn mit lebhaftem Tone, wie es denn mit seiner Scheidung stehe. Morgen kann Alles vollendet sein, erwiderte der Notar. Ach, ich Un-

glücklicher, erwiderte der Reconvalescent, gleichsam als erwache er aus einem tiefen Traume, konnten Sie glauben, dass ich meine Frau verlassen werde? Sahen Sie nicht ein, dass ich noch geisteskrank war? Ich wusste es, sagte der Notar, und habe auch Ihre Scheidung nicht eingeleitet. Von dieser Zeit an war B. vollkommen gesund, und gestand mir, dass die Isolirung auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht und dass die Furcht, dass man ihn für geisteskrank halte, ihm allmälig den Verstand wiedergegeben habe. —

Madame A., 19 Jahr alt, die eine grosse Praedisposition zu Gehirnkrankheiten hatte, wurde zum ersten Male glücklich entbunden. Die Lochien wurden acht Tage nachher nach einer leichten Gemüthsbewegung unterdrückt, worauf sogleich das Delirium ausbrach. Man liess der Kranken zur Ader, setzte Blutegel, aber die Aufregung nahm zu, das Delirium wurde allgemein und vermehrte sich durch das Beisein des Mannes. Nach einigen Tagen werde ich zu einer Consultation gerufen, und rathe die Isolirung an. Es wird ein Haus mit einem Garten in den Champs Elysés gemiethet, die Kranke dorthin gebracht, die zu Hause unaufhörlich schrie und kaum mit der Zwangsjacke gebändigt werden konnte. Gleich an demselben Tage ist die Kranke ruhiger, hat einige Augenblicke Schlaf, ist am folgenden Tage auf die sie umgebenden Gegenstände aufmerksamer, und hört eher auf die Rathschläge, die man ihr giebt. Am zweiten Tage nach der Isolirung spricht die Kranke schon von ihrem Manne und von ihren Eltern, aber sie geht noch lebhaft im Garten spazieren und schreit manchmal heftig. Am achten Tage wünscht die Kranke sehnsüchtig, ihren Mann zu sehen, und ich erlaube einen Besuch desselben. Während einer halben Stunde spricht sie mit demselben ganz verständig, wird aber nach und nach aufgeregt, das Delirium bricht aus, und sie wird fast wüthend. Die Isolirung wird mit neuer Strenge wieder begonnen, und nach zwölf Tagen erlaube ich einen neuen Besuch des Mannes, der zur Wiederherstellung ihrer Gesuneheit sehr wirksam war.

Die Entbehrungen, die die Isolirung mit sich führt, sind zur Heilung höchst nothwendig. Jeder kennt die Wirkung, die die Abwesenheit eines geliebten Gegenstandes auf uns ausübt. Jeder weiss, um wie viel theuerer uns die geliebten Gegenstände werden, wenn man sie nicht sehen kann. Wenn man die Personen, die einem seit der Krankheit gleichgültig oder selbst gehässig geworden sind, nicht sehen kann, so werden hierdurch die alten Empfindungen wieder angefacht, und so die natürlichen Wünsche an die Stelle der Abneigung, die durch das Delirium hervorgerufen wurde, wieder gesetzt. Ausserdem wirkt die Langeweile bei der Isolirung auf die Gedanken und Neigungen der Geistes-

kranken sehr wohlthätig, und ruft, wenn sie nicht zu anhaltend ist, den Wunsch hervor, die missfällige Lage zu verändern, und giebt so den intellectuellen und moralischen Fähigkeiten eine neue und heilsame Thätigkeit.

Madame A., 27 Jahr alt, erleidet nach einem glücklichen Wochenbette eine heftige Gemüthsbewegung. Sie wird melancholisch, will keine Nahrungsmittel zu sich nehmen, und wiederholt unaufhörlich, dass sie verloren ist. Allmälig magert sie sehr ab, und wird sehr schwach. Nachdem sie sechs Monate vergeblich behandelt worden war, wird sie meiner Behandlung anvertraut. Sie wird isolirt, und ich versuche in den ersten Tagen alle möglichen Mittel, sie zu beruhigen, und ihr Zutrauen einzuflössen. Da ich jedoch sehe, dass sie nicht wirken, so überlasse ich die Kranke ihrem eigenen Nachdenken. Jetzt drückt sie den Wunsch aus, wieder zu ihrer Familie zurückzukehren. Ich sage ihr: Wenn Sie sich vernünftig benehmen werden, werden Ihre Verwandten Sie besuchen, und Sie wieder mit nach Hause nehmen, und wiederhole dies, so oft die Kranke ihre Verwandten zu sehen wünscht. Nach vierzehn Tagen kam die Kranke mit einem Male aus ihrem Zimmer, und sagte, dass sie jetzt mit ihren Mitgenossen leben wolle. Da ich sie nach der Ursache dieser plötzlichen Veränderung fragte, erwiderte sie: «Ich habe mich während der letzten vierzehn Tage schrecklich gelangweilt, und da ich es nicht mehr aushalten konnte, entschloss ich mich, mich wie die übrigen Bewohner des Hauses zu benehmen. Werden Sie auch das mir gegebene Versprechen halten? Werde ich bald nach Hause kommen? Ich wünsche es sehnlichst, denn die Langeweile tödtet mich hier.» Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, dass die Isolirung aufhörte, und dass die vollkommene Heilung bald statt fand.

Im Allgemeinen sind die Geisteskranken überzeugt, dass sie vollkommen gesund sind, und dass sie sich nie besser befunden haben. Durch diese Ueberzeugung werden sie bestimmt, jede Pflege, jede Behandlung zurückzustossen. Einige, die förmlich durch den Wunsch, ihre Verwandten und Freunde zu quälen, beherrscht sind, thun alles, was ihnen schadet, ohne Rücksicht auf die Bitten und Thränen der Personen, die sie umgeben. — Die Rathschläge der Aerzte sind Schimpf, Verfolgungen. — Und welches Familienglied wird es nun wagen, der so entarteten Neigung in den Weg zu treten? Welcher Verwandte wird es wagen, einen Kranken zu zwingen, ein Arzneimittel zu nehmen, welches derselbe nicht nur für unnütz, sondern auch für schädlich hält. Was eine Mutter, eine Frau, ein Freund nicht erlangen konnte, wird einem Fremden leicht.

Zuweilen wird der isolirte Geisteskranke von Furcht ergriffen,

indem er sich an einem unbekannten Orte und von Fremden umgeben sieht. Steigt diese Furcht nicht bis zum Schrecken, dann kann sie schnell und heilsam wirken; sie wirkt nach Art der beruhigenden Mittel, mindert den Nervenreiz, beruhigt und disponirt den Kranken, die neuen Eindrücke besser zu empfinden, und macht ihn für Rathschläge empfänglicher. Zuweilen, und zwar besonders in der Lypemanie, halten sich die argwöhnischen und misstrauischen Kranken von ihren Verwandten und Freunden verlassen; sie überreden sich, dass man sie zu einer schlechten Behandlung, zu Qualen, Proben, Experimenten und zum Tode bestimmt habe. Die Sorgfalt, die Rücksichten, die Gefälligkeiten, die Zusicherung einer glücklichen Zukunft, das Versprechen, ihnen die Freiheit wieder zu geben, führen den Kranken von der Verzweiflung zur Hoffnung und erwecken Zutrauen. Der Contrast zwischen dem eingebildeten Verlassensein, der Furcht vor einem bevorstehenden traurigen Schicksal und der liebevollen Behandlung unbekannter Leute verursacht einen innern Kampf, in dem die Vernunft siegt.

P., 58 Jahr alt, von sanguinischem Temperament, war in Folge der Revolution durch den Verlust seines Vermögens und seiner Stellung melancholisch geworden, und lebte zurückgezogen auf dem Lande. Seine Frau drang oft in ihn, den Winter in Paris zu verbringen; er hatte dies immer verweigert, endlich aber gab er den dringenden Bitten nach, und man glaubte, dass das lebhafte Treiben die Melancholie verscheuchen würde, jedoch fand das Gegentheil statt. Paris erweckte in ihm alle alten Rückerinnerungen, gab seinem Kummer noch mehr Nahrung, und durch eine leichte Widerwärtigkeit verlor er den Verstand. Es wurden Blutentleerungen gemacht, aber kalte Bäder zu nehmen weigerte er sich hartnäckig. Nachdem man alle Ueberredungsmittel erschöpft hatte, nahm man zum Zwang seine Zuflucht, und der Kranke wurde wüthend, weil er überzeugt war, dass seine Familie ihn opfern wollte. Von dieser Zeit versuchte er alles Mögliche, um sich zu tödten, und machte den Versuch, sich aus dem Fenster zu stürzen. Er musste täglich ein kaltes Bad nehmen. Jedes Bad verursacht neue Widersprüche, neue Kämpfe, neue Heftigkeit. P. wird ans Bett gebunden, verweigert acht Tage hindurch Nahrung zu sich zu nehmen, wird endlich isolirt und meiner Behandlung anvertraut. Die Augen sind hohl und wild, das entfärbte Gesicht ist convulsivisch bewegt. Der Kranke beobachtet ein hartnäckiges Stillschweigen, stösst Seufzer aus, und zittert vor Schreck, wenn man sich ihm naht. Ich trete auf ihn zu, rede ihn liebreich an, äussere das Verlangen ihm nützlich zu sein, und das Versprechen, ihm Gesundheit und Glück wiederzugeben. Während dieser Anrede wiederholt oder stottert er vielmehr unbedeutende Worte, weigert sich die ihm dargereichten Nahrungsmittel zu nehmen,

geht langsam fort und wirft sich auf sein Bett. Ein alter Soldat wird ihm zum Bedienten beigesellt; dieser erzählt ihm vom Kriege, von Feldzügen, vom Militairdienst; endlich, nachdem er mehrere Stunden hindurch kriegerische Thaten erzählt hat, worauf der Kranke nicht antwortet, bietet ihm der Bediente Bouillon an, die er, obgleich zitternd, annimmt und geniesst. Am dritten Tage der Isolirung rathe ich ein Bad an, aber das ganze Aeussere des Kranken drückt, als er sich hin begiebt, Schrecken aus, gleichsam als wenn ein Verbrecher zum Richtplatz geführt würde. Nach einem halbstündigen Bade und einer liebreichen Unterhaltung scheint P. weniger unruhig, nimmt die ihm dargebotene Nahrung an, und verspricht sich behandeln zu lassen. Er nimmt auch in der That von diesem Tage an einen abführenden Trank, ein Fussbad, und die folgenden Tage verlängerte laue Bäder. Den sechsten Tag besucht ihn sein Bruder, der ihm verspricht, dass sie wieder aufs Land zurückkehren würden, sobald seine Kräfte es erlaubten. Von nun an sucht der Kranke die Gesellschaft und Zerstreuungen wieder auf, geht gern spazieren, und nach 14 Tagen ist er vollkommen gesund. Er versicherte mir nachher, dass er zu den ärgsten Qualen bestimmt zu sein geglaubt habe, dass die Betrübniss seiner Verwandten seine Furcht, die anfangs wuchs, dann aber durch die Sorgfalt, die man in dem fremden Hause, in das man ihn gebracht hatte, schwand, rechtfertigte.

Ich führe hier nicht alle Umstände an, die da beweisen, dass die Isolirung ein mächtiges Mittel zur Heilung der Geisteskranken ist, sondern ich hatte nur ihren Nutzen darzuthun. Ich glaube diesen Zweck dadurch erreicht zu haben, dass ich Beobachtungen erzählte, die denselben beweisen; ich hätte jedoch eine weit grössere Anzahl derselben anführen können. Aus dem Vorhergehenden lassen sich folgende Schlüsse ziehen.

Die Geisteskranken müssen isolirt werden:

1) Zu ihrer eigenen Sicherheit, zu der ihrer Familie und zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung.

2) Um diese Kranken der Einwirkung der äussern Ursachen zu entziehen, die das Delirium hervorgebracht haben und es unterhalten können;

3) Um ihren Widerwillen gegen die Heilmittel zu besiegen;

4) Um sie einem Regimen zu unterwerfen, das zu ihrem Zustande besser passt;

5) Um zu bewirken, dass sie ihre intellectuellen und psychischen Gewohnheiten wieder annehmen.

Ich habe also hier die Nothwendigkeit und den Nutzen der Isolirung der Geisteskranken bewiesen. Jetzt beginnen aber die Einwürfe. Ist nur von einem Wüthenden die Rede, so sieht ein Jeder die Nothwendigkeit der Isolirung sowohl zur Sicherheit

des Kranken, als auch zu der seiner Famie ein. Die Intelligenz des Maniacus ist so gestört, seine psychischen Neigungen sind so verkehrt, dass er kaum die Veränderung seiner Lage wahrnehmen wird.

Der Verwirrte, dessen Fähigkeiten geschwächt sind, der gleichgültig gegen jeden fremden Eindruck ist, wird weder durch die Veränderung der Wohnung, noch durch die Abwesenheit seiner Verwandten und Freunde etwas leiden, da er weder Bedauern, noch Widerwillen fühlt.

Aber soll man auch den Geisteskranken isoliren, der fast ganz im Besitze seiner Vernunft ist, nur an einem partiellen Delirium leidet und fast seine ganze psychische Sensibilität besitzt? Wird der Widerspruch, den er erfährt, nicht noch den übrigen Theil seiner Vernunft rauben? Und ist es nicht eine Barbarei, einen Kranken der Sorgfalt zu entziehen, die ihm durch die Zärtlichkeit seiner Familie gewidmet wird? Warum soll man einen Unglücklichen, der durch Kummer verzehrt wird, von dem Gegenstande seiner Neigung trennen? Warum den von Schrecken Erstarrten seinen Freunden und Verwandten entziehen, die er für seine natürlichen Vertheidiger ansieht? Die Erfahrung hat auf diese und auf alle übrigen Einwürfe geantwortet; sie hat bewiesen, dass die Geisteskranken selten in ihrer Familie genesen und dass ihre Heilung schneller und sicherer von statten geht, wenn sie ausser dem Hause behandelt werden. Man fürchtet das Zusammensein mit ihren Unglücksgefährten, wie die Wirkungen des Nachahmungstriebes, glaubt, dass die Ideen und Handlungen der Einen auf die Andern wirken und ihr Delirium vermehren, aber man vergisst, dass die Sensibilität der Kranken gestört ist, und dass sie nicht wie die Individuen empfinden, die im vollen Besitze ihrer Vernunft sind.

Aber wer würde die Behauptung wagen, dass die Isolirung nie schädlich sei? Ich gestehe offen, dass die Isolirung manchmal geschadet, weil es in der Natur der Dinge liegt, dass selbst die besten Dinge ihre Schattenseite haben. Aber hieraus schliesse man, dass man die Isolirung nicht überall anwenden darf, und dass nur ein erfahrner Arzt sie anordnen muss.

Jedes Individuum, welches delirirt, darf nicht isolirt werden, denn das acute und fieberhafte Delirium nimmt oft die Gestalt einer Geisteskrankheit an, und man kann so leicht in einen Irrthum verfallen, der nicht gleichgültig ist, auf die Gesundheit des Kranken schädlich wirkt, und dem Arzte den höchsten Tadel zuzieht. Wird man zu einem Kranken gerufen, der delirirt, so darf man nicht voreilig mit seinem Ausspruche sein. Oft wurde ich in ähnlichen Fällen gerufen, und ich rieth die Isolirung ab, die wegen der Heftigkeit des Deliriums dringend nothwendig schien. Diese Vorsicht ist aber beim Beginn des zweiten Anfalls von Geisteskrankheit

oder beim Beginn eines Anfalls von intermittirender Geisteskrankheit unnütz, und kann selbst gefährlich werden, wenn der Kranke Neigung zum Selbstmorde oder zum Menschenmorde hat.

Es genügt nicht, dass der, dem die Isolirung vorgeschrieben wird, geisteskrank sei, denn nicht alle Geisteskranke dürfen isolirt werden. Ist das Delirium partiell oder flüchtig, bezieht es sich auf gleichgültige Gegenstände, wird es nicht durch eine heftige Leidenschaft unterhalten, fühlt der Kranke keinen Widerwillen oder keine Abneigung gegen die Orte, die er bewohnt, und die Personen, mit denen er lebt, ist sein Delirium von seinen häuslichen Gewohnheiten unabhängig, befinden sich in der Familie keine wirkliche oder eingebildete Ursachen zur Aufregung, ist das Vermögen, das Leben des Geisteskranken und der Familie nicht in Gefahr, geht endlich der Kranke auf die Mittel der Heilung ein, dann kann in allen diesen Fällen die Isolirung nützlich sein, ist aber nicht unumgänglich nothwendig. Hat der Geisteskranke, indem er einen Theil seiner Intelligenz bewahrt, eine grosse Anhänglichkeit an die Seinen, dann muss man befürchten, dass die Isolirung das Delirium vermehre.

Die Isolirung ist in der Manie unumgänglich nothwendig, eben so in der Monomanie mit herrschenden Ideen von Hochmuth, Liebe und Eifersucht.

Man muss die Lypemaniaci, die von Furcht und eingebildeten Schrecken verfolgt werden, und die Kranken, die Neigung zum Selbstmorde haben, isoliren. Die letztern sind verschmitzt, arglistig, und verstehen die grösste Wachsamkeit zu hintergehen. Die Isolirung kann nur Beruhigung über ihr Leben geben, und dennoch hat man immer noch für ihre Existenz zu fürchten.

Die Verwirrten brauchen nur beobachtet zu werden, und können in ihrer Familie bleiben, wenn nicht besondere Umstände zur Isolirung zwingen. So würde z. B. eine schwangere Frau, die sehr reizbar ist, Gefahr laufen, wenn sie mit einem Verwirrten, wenn er auch ganz friedfertig ist, zusammen leben müsste. Befinden sich in der Familie mehrere Kinder, besonders junge Mädchen, so muss man hier auch zur Isolirung schreiten, weil der immerwährende Anblick eines Geisteskranken zur praedisponirenden Ursache der Geisteskrankheit werden kann.

Bei den Idioten kann man nichts von der Isolirung hoffen; isolirt man sie, so geschieht es nur deshalb, um sie dem Spotte der niedern Klasse zu entziehen, und um zu verhindern, dass nicht Missethäter sie gebrauchen, um ihre verbrecherischen Versuche auszuführen.

Arme Geisteskranke müssen deshalb isolirt werden, weil es ihren Verwandten nicht nur an den gehörigen Mitteln, sie zu be-

wachen und zu behandeln fehlt, sondern weil ihre Wohnungen oft zu klein sind.

Wurde ein Geisteskranker, wie auch der Character seines Deliriums beschaffen sein mag, während einer längern oder kürzern Zeit in seiner Familie behandelt, so erheischt sein Interesse, dass man die Isolirung versuche, da sie ein mächtiges Mittel zur Heilung ist.

Es ist nicht leicht, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo die Isolirung aufhören soll, denn wie viele Individuen, die man für geheilt hielt, sind nicht wieder krank geworden, weil sie zu früh zu ihrer Familie zurückkehrten. Bei wie vielen wurde nicht ihr Zustand durch dieselbe Uebereilung unheilbar, und wie viele Geisteskranke verbergen nicht ihr Delirium, um ihre Freiheit, die sie dann missbrauchen, zu erlangen. Ich kann aus Erfahrung versichern, dass ich viel üblere Folgen durch die zu früh aufgegebene Isolirung, als durch die länger währende gesehen habe. Es giebt Individuen, die, sobald sie im Besitz ihrer Vernunft sind, wieder zu ihrer Familie zurückkehren wollen, andrerseits muss ich aber hinzufügen, dass die meisten Reconvalescenten den entgegengesetzten Wunsch haben.

Mademoiselle C., 21 Jahr alt, war von sanguinischem Temperament, sehr reizbar, hatte eine sehr lebhafte Einbildungskraft, und verliebte sich während ihrer Pubertätsjahre. Ihr Bräutigam war genöthigt in die Provinz zu reisen, worauf Mademoiselle C. düster, traurig wurde, sehr abmagerte, und ihre Periode verlor. Nachdem dieser Zustand einige Monate gedauert hatte, verfällt sie in Manie, und macht mehrere Versuche, sich das Leben zu nehmen. Dieser erste Anfall dauerte nur zwei Tage. Im folgenden Monat erfolgte ein zweiter Anfall, wobei sich die Kranke vom ersten Stockwerk hinunterstürzte, Versuche sich zu erwürgen, sich zu ersticken machte, und keine Nahrungsmittel zu sich nehmen wollte. Die Kranke wird meiner Behandlung anvertraut, und ich rathe die Isolirung an. Als dies geschehen war, antwortete sie mir stets, sobald ich sie bat, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen: «Ich werde nicht eher essen, ehe ich nicht L. gesehen habe; das Leben ist mir ohne ihn zuwider.» Da alle Mittel, sie durch Güte zu bewegen, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, erschöpft wären, so nahm man zum Zwange seine Zuflucht. — «Man hat es bei mir zu Hause nicht gewagt, sagte sie mit Stolz, man wird es hier hoffentlich auch nicht versuchen.» Mehrere Frauen wurden in das Zimmer der Kranken geführt, und erhielten den Befehl, Gewalt zu gebrauchen. Anfänglich trotzte die Kranke gegen diese Drohung, aber sobald sie sah, dass man Ernst machte, willigte sie ein, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Kurze Zeit darauf

schickte sie sich willig in die Behandlung, die ihr Zustand erforderte, worauf das Delirium allmälig nachliess und am 5ten Tage gänzlich verschwunden war. Am 15ten Tage nach der Isolirung sieht die Kranke ihre Mutter, und wünscht aus dem Hause entlassen zu werden. Ich verweigere es anfänglich, aber die Verwandten verlangen es, und so kehrt die Kranke am 25sten Tage wieder zu ihrer Familie zurück. Kaum war sie in ihre Wohnung getreten, so rief sie aus: Diese Mauern, diese Möbel, diese Bäume machen einen bösen Eindruck auf mich; ich habe Unrecht gethan, wieder zurückzukehren! Am dritten Tage erschien das Delirium wieder, und am 12ten Tage musste die Kranke isolirt werden. Die Isolirung wirkte schnell günstig ein, die Regeln stellten sich wieder her, die Kranke wurde diesmal vollständig geheilt entlassen, und blieb auch ungeachtet vieler Unglücksfälle vollkommen gesund.

Ein Krieger, der an einem tiefen Anfall von Melancholie gelitten hatte, kam durch die Isolirung in einen bessern Zustand. Nachdem er ungefähr 17 Tage gesund gewesen, verlangte seine Frau seine Entlassung, und hoffte, dass Zerstreuungen auf den Gesundheitszustand ihres Mannes einen günstigen Einfluss ausüben würden. Seine Kameraden freuen sich herzlich über seine Wiederherstellung, und laden ihn zu Festlichkeiten ein, um seine Genesung zu feiern. Der Kranke isst und trinkt viel, am folgenden Tage bricht das Delirium wieder aus und der Kranke muss von Neuem isolirt werden.

Bedürfen nicht alle Kranken eine längere oder kürzere Zeit zur Reconvalescenz? Und dennoch fürchtet man nicht, einen Geisteskranken, der Reconvalescent ist, allen möglichen Nachtheilen auszusetzen, ehe noch sein Nervensystem vollkommen gestärkt ist. Wer die Macht der Ideenverbindungen mit den äussern Gegenständen kennt, kann sich leicht die Gefahr erklären, die die Geisteskranken laufen, wenn sie zu schnell ihre alten Gewohnheiten wieder annehmen. Die ersten Besuche, welche die Geisteskranken von ihren Verwandten und Freunden erhalten, machen immer einen sehr lebhaften und manchmal sehr traurigen Eindruck auf sie.

Eben so wie die Isolirung nicht für alle Geisteskranke taugt, eben so wenig müssen auch alle Geisteskranke auf dieselbe Weise isolirt werden, eben so wie der Practiker in der allgemeinen Therapie die Form der Arzneimittel nach den Individuen und dem Stadium der Krankheit ändern muss.

Man isolirt einen Geisteskranken unvollständig, wenn man ihn in seiner Wohnung lässt, und sich begnügt, seine Familie, Freunde und Diener zu entfernen.

Man isolirt einen Geisteskranken, wenn man ihn in ein fremdes Haus bringt und ihn von unbekannten Personen bedienen lässt.

Die Iolirung, die man am gewöhnlichsten anwendet, und die wohl schon deshalb am heilsamsten ist, weil hier alle Mittel zur Behandlung vereint sind, besteht darin, den Kranken in ein Haus unterzubringen, das für die Behandlung der Geisteskranken bestimmt ist.

Endlich ist das Reisen mit Verwandten oder Freunden, oder besser noch mit Fremden, eine Isolirungsart, die in einzelnen Fällen, besonders in der Monomanie und Lypemanie, von gutem Erfolge ist. Ich verlängere die Isolirung der Reconvalescenten, indem ich sie reisen lasse, und halte dies für das beste Mittel, die Gesundheit gänzlich wieder herzustellen, denn das Reisen ist ein vortrefflicher Uebergang zwischen der Entbehrung der Freiheit und ihrem vollständigen Gebrauch, zwischen der Entbehrung der Gesellschaft und dem Wiedereintritt in dieselbe. Es ist hier nicht der Ort, über die beste Isolirungsart zu sprechen, es genügt mir, sie im Allgemeinen angegeben zu haben. Die Erfahrung hat uns die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Isolirung, wenn sie klug und mit Unterschied angewandt wird, erwiesen.

Soll das Gericht, da die Isolirung zuerst die Beraubung der Freiheit zur Folge hat, nicht in einem so wichtigen Falle einschreiten? Ja, ohne Zweifel. Aber wollte man hieraus schliessen, dass jeder Geisteskranke unter Vormundschaft stehen müsse, so wäre dies ein grosser Irrthum. Müsste die Bevormundung vor der Isolirung da sein, so wäre dies für die Kranken viel trauriger, als die Maassregeln, die man jetzt ergreift.

Dubois, der Polizeipräfect war, erliess im Jahre 1803 einen Befehl, wonach jeder Geisteskranke erst unter Vormundschaft stehen müsse, bevor er in einem Hospitel oder einer Irrenanstalt aufgenommen werden könne. Ich schrieb gegen diese Maassregel, die überdies auch nicht befolgt wurde, eine Abhandlung, worin ich folgende Punkte hervorhob:

1) Es ist beim Beginn der Geisteskrankheit nicht leicht zu sagen, ob das Delirium fieberhaft oder chronisch ist. Man muss also bei der Bevormundung befürchten, ein Individuum für geisteskrank zu erklären, welches nur ein fieberhaftes Delirium hat.

2) Die Isolirung der Geisteskranken ist oft schnell und absolut nothwendig, sobald die Wuth ausbricht, sei es nun zur Erhaltung des Kranken selbst, oder zur Sicherheit seiner Familie, oder der öffentlichen Ruhe; und diese Nothwendigkeit ist um so dringender, wenn die Kranken zur armen Klasse gehören.

3) Zahlreiche Thatsachen beweisen, dass die Isolirung allein die Geisteskranken geheilt habe, und die Kranken genesen manchmal von dem Augenblicke an, wo sie isolirt werden. Sollen sie

dieses Heilungsmittel entbehren, das um so nützlicher ist, je schneller es angewandt wird? Soll man die so kostbare Zeit verlieren, um Förmlichkeiten einzuleiten, die die Vormundschaft erfordert?

4) Soll bei den intermittirenden Geisteskrankheiten die Bevormundung bei jedem Anfalle eintreten? Soll der Bevormundete jedes Mal genöthigt sein, vor dem Tribunal zu erscheinen, um zu erklären, dass er seine Vernunft wieder erlangt hat?

5) Will man eine Mutter, einen Vater, einen Ehemann zwingen, ihre Tochter, Frau unter Vormundschaft zu setzen, während ihr eigenes Interesse es erheischt, die Krankheit zu verbergen? Eine Ehe, eine gemeinschaftliche Geschäftsunternehmung wird durch einen vorübergehenden Anfall von Delirium aufgeschoben, durch die Bevormundung aber gebrochen. Kann man einen Melancholischen, der die öffentliche Ordnung nicht stört, aber dessen schrecklicher Zustand seinen Kindern oder Verwandten schaden kann, nicht isoliren, bevor er unter Vormundschaft steht?

6) Es giebt Geisteskranke, die so verständig sind, dass man mit ihnen leben und ihnen in allen Augenblicken ihres Lebens folgen muss, um aussprechen zu können, dass sie geisteskrank sind. Es giebt Einige, die so gut ihren Zustand zu verheimlichen wissen, die so gut ihre Handlungen rechtfertigen, dass es dem Richter sehr schwer wird zu bestimmen, ob sie geisteskrank sind oder nicht.

7) Die Discussionen des Gesundheitsrathes über den Code civil beweisen, dass der Gesetzgeber das Geheimniss der Familien achten will, dass er fürchtet, zum Kummer, den die schrecklichste Krankheit bereitet, noch den Schmerz hinzuzufügen, den die Bevormundung, da sie fast öffentlich geschieht, unumgänglich nach sich ziehen würde. Nach dem Artikel 489 und 490 des Codex soll man zuerst für die Individuen, die von Blödsinn, Verwirrtheit oder Wuth befallen sind, die Bevormundung einleiten, ehe man gesetzlich Maassregeln gegen die Krankheit nehmen darf, und nach dem Artikel 490 und 491 haben nur die Verwandten des Geisteskranken, oder wenn er keine hat, der Minister des Innern das Recht, auf die Bevormundung anzutragen. Und weil nun ein Sohn vor dem Gedanken zurückschreckt, seinen Vater bevormunden zu lassen, weil eine Frau fürchtet, die Bevormundung über ihren Mann zu fordern, sollen sie gehindert sein, durch die Isolirung einen Kranken behandeln zu lassen, der ihnen theuer ist.

8) Die Verwandten haben eine fürchterliche Scheu gegen die Bevormundung; und wenn diese Förmlichkeit unumgänglich nothwendig ist, so steht es zu befürchten, dass die Familien nie in die Isolirung willigen, oder dieselbe so lange als möglich verzögern. Wer war nicht schon in einem ähnlichen Fall Zeuge der grossen

Unruhe in einer Familie, der Vorsichtsmaassregeln, die sie gebraucht, um einen Anfall der Geisteskrankheit eines ihrer Mitglieder zu verbergen, wie man den Arzt unter einem falschen Namen in das Haus führt, u. s. w.

Dennoch aber muss man gesetzliche Sicherheit haben, damit der Zustand der Geisteskranken nicht gemissbraucht wird, damit man nicht unter dem Vorwande, dass Jemand geisteskrank ist, die individuelle Freiheit verletze, da Thatsachen beweisen, dass man Individuen, die ganz gesund waren, unter dem Vorwande geisteskrank zu sein, eingeschlossen hat. Sind diese Thatsachen aber zahlreich? Und giebt es, um einem ähnlichen Missbrauche vorzubeugen, kein anderes Mittel als die Bevormundung?

Ich habe schon gesagt, dass diese Vorstellungen bewirkten, dass der Befehl des Präfecten wieder aufgehoben wurde, aber wir bedürfen jetzt noch eines Gesetzes, das die Maassregeln der Isolirung regulirt, das den Geisteskranken zwischen dem Ausbruch der Geisteskrankheit bis zur Bevormundung sicher stellt, mit einem Worte, eines Gesetzes zum Schutze der Gesundheit des Geisteskranken, wie das Gesetz der Bevormundung die Erhaltung des Vermögens der Geisteskranken bezweckt.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, über diesen Gegenstand mit berühmten Juristen zu sprechen. Alle sahen die Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes ein, aber Alle meinten auch, dass dasselbe sehr schwer zu geben sei, da man einerseits der Wiederherstellung in den Weg treten, andrerseits aber das Gefühl der Familie verletzen könne.

Bei der jetzt bestehenden grossen Unordnung wäre es wohl sehr wünschenswerth, dass man ein solches Gesetz erlasse. Man hat sich so oft mit dem Schicksale Gefangener beschäftigt, will man denn stets die Unglücklichen vernachlässigen, die von der schrecklichsten Krankheit befallen sind? Und ein Gesetz ist in Frankreich um so wünschenswerther, als die Maassregeln, die man ergreift, bei uns durch Localverhältnisse verändert werden.

In vielen Departements braucht man sich nur mit der Verwaltung der Hospitäler zu verständigen, um die Aufnahme eines Geisteskranken zu erlangen; in andern braucht man nur die Zustimmung des Maire, weil die Anstalt städtisch ist, anderswo die Zustimmung des Präfecten, weil die Anstalt zum Departement gehört. In andern Departements muss erst die Bevormundung nachgesucht werden, ehe der Geisteskranke in eine Anstalt kommen kann. Diese Einrichtung ist, wie ich schon bewiesen habe, am schlechtesten, und ich gebe hier zur Unterstützung meiner Meinung folgendes Beispiel:

M., 37 Jahr alt, von nervösem Temperament, verfiel nach einer langen Arbeit, die er während der grossen Sommerhitze auf

dem Felde hatte, in Manie. Der Kranke wurde sogleich 30 Stunden von seinem Wohnorte nach der Irrenanstalt zu Bordeaux gebracht, wo er aber, da er noch nicht bevormundet war, nicht aufgenommen werden konnte. Er wurde von dort einen 60 Stunden langen Weg während eines sehr warmen Wetters nach Paris gebracht. So waren drei Wochen durch das Hin- und Herreisen verloren, und die Krankheit hatte sich während der Zeit mit Paralysis complicirt. Sicherlich wäre zu der Krankheit, wenn sie in Bordeaux behandelt worden wäre, nicht eins der gefährlichsten Symptome hinzugetreten.

In Paris sind die Bedingungen zur Aufnahme in die Irrenanstalten verschieden. In Charenton wird man auf Requisition des Maire aufgenommen. Im Bicêtre und in der Salpetrière findet die Aufnahme auf einen Schein, den das Central-Bureau der Hospitäler ausstellt, statt. Dieser Schein wird gegeben, gleichviel ob die Verwandten oder die Polizei die Aufnahme verlangt haben, denn der Polizeipräfect lässt die Geisteskranken festhalten, die auf den Strassen umherirren. Monatlich wird eine Liste der Aufnahmen, die in den öffentlichen oder Privatanstalten statt gefunden haben, dem Generalprocurator übersandt, der eine gerichtliche Untersuchnng anbefiehlt, wenn er glaubt, dass die individuelle Freiheit verletzt worden ist. Unter allen Fällen muss aber jeder Kranke ein Attest eines Arztes haben, wobei bemerkt ist, dass die Isolirung nothwendig ist.

Beinahe in ganz Europa genügt es, mit den Directoren der Anstalt oder des Hospitals, wo man den Geisteskranken hinbringen will, in Unterhandlung zu treten, um seine Aufnahme zu bewirken. In den meisten Städten Deutschlands ist ein Zeugniss, das die geistige Störung bescheinigt, und das der Physikus des Orts oder die Ortsbehörde ausstellt, dazu erforderlich. In England ist ein Zeugniss von zwei Aerzten, Chirurgen oder Pharmaceuten, das den Zustand der Geisteskrankheit und die Nothwendigkeit der Isolirung bezeugt, hinreichend, um einen Geisteskranken einzusperren. Auch die Comités eines Kirchspiels können die Isolirung eines armen Geisteskranken befehlen, das Kirchspiel muss aber dann die Kosten tragen. Der Lordkanzler, der unter Auctorität des Königs natürlicher Vormund der Geisteskranken in England ist, befiehlt ebenfalls die Einsperrung dieser Kranken, und ernennt Commissionen zur Verwaltung ihres Vermögens. Eine Bill hatte für London und das Walliserland eine Commission aus fünf Mitgliedern des Collegii medici zu London ernannt; diese hat sich seitdem bis auf zehn Mitglieder vermehrt, und ist mit der unmittelbaren Aufsicht über Alles, was sich anf die Gesundheit und die Freiheit der Geisteskranken bezieht, beauftragt; sie revidirt die Anstalten, hat regelmässige Sitzungen und legt dem Lord-

kanzler Rechenschaft von ihren Arbeiten ab. Der Lordkanzler Schottlands hat dieselben Rechte über die Geisteskranken in diesem Reiche.

Ein Gesetz über die Isolirung der Geisteskranken muss die Gesundheit und Freiheit derselben zum Zweck haben, weil schon Gesetze vorhanden sind, die ihr Vermögen beschützen und der öffentlichen Störung vorbeugen, die sie bewirken können. Dies Gesetz muss, um der Heilung des Geisteskranken nicht zu schaden, den Familien die grösste Unabhängigkeit, aus Furcht, das Familiengeheimniss zu verletzen, gestatten. Es hat nur im ganzen Königreiche die Maassregeln der Isolirung allgemein zu verbreiten, die schon in mehreren Departements und besonders in Paris gebräuchlich sind. Eine mehr als dreissigjährige Anwendung dieser Maassregeln beweist ihre Zweckmässigkeit. Auf diese Weise würde kein Geisteskranker isolirt und eingesperrt werden können, wenn man nicht ein Zeugniss, das von zwei Aerzten unterschrieben ist, beibrächte, das die Nothwendigkeit der Isolirung bewiese. In jedem Departement müssten dann die Mitglieder des Gesundheitsraths von Zeit zu Zeit die Geisteskranken während der Dauer der Sequestration besuchen, bis die Unmündigkeit, wenn sie für unumgänglich nothwendig gehalten wird, ausgesprochen wäre. Die besuchenden Aerzte müssten einen Bericht über ihren Besuch dem Präfecten abstatten, der dann dem Präsidenten des Tribunals erster Instanz eine Abschrift davon zukommen liesse. Mehrere Beweggründe haben uns bewogen, diese Behörde anzugeben:

1) weil in jedem Arondissement Tribunale erster Instanz bestehen;

2) weil diese Beamten zeitlebens ihr Amt bekleiden und folglich unabhängiger sind.

XXI.

Abhandlung über die Mordmonomanie.

Spricht man von einem Geisteskranken, so versteht die Menge darunter einen Kranken, dessen intellectuelle und moralische Fähigkeiten gänzlich verkehrt oder geschwächt sind. Man denkt sich darunter einen Menschen, der stets falsch über seine äussern Verhältnisse, über seine Lage, über seinen Zustand urtheilt; der unaufhörlich die unordentlichsten, lächerlichsten, heftigsten Handlungen ohne Motiv begeht.

Das Publikum, und selbst sehr unterrichtete Männer wissen nicht, dass eine sehr grosse Anzahl von Geisteskranken das Bewusstsein ihres Zustandes haben und ihre Verhältnisse zur äussern Welt kennen. Wenn die Geisteskranken geheilt sind, so erinnern sie sich des Geschehenen, der Eindrücke, die sie gehabt haben, und der Beweggründe zu ihren ungeregelten Handlungen.

Einige fassen während der Krankheit ihre Ideen zusammen, halten sehr sinnige Reden, vertheidigen ihre Meinungen mit Scharfsinn, und selbst mit einer strengen Logik, geben sehr verständige Erklärungen, nnd rechtfertigen ihre Handlungen durch plausible Motive. Wollen sie hierdurch einen Zweck erreichen? Sie verbinden ihre Massregeln, ergreifen die Gelegenheiten, entfernen die Hindernisse, nehmen zu Drohungen, zum Zwange, zur List, zur Verstellung, zu Bitten, zu Versprechungen, zu Thränen ihre Zuflucht und täuschen so die Erfahrendsten. Ihre Beharrlichkeit ist unüberwindlich.

Da sie überzeugt sind, dass das, was sie fühlen, die richtige Wirkung eines Eindruckes ist; dass das, was sie wollen, gerecht und verständig ist, so kann man sie ihres Irrthums schwer über-

führen. Ihre Ueberzeugung ist manchmal stärker als ihr Urtheil. «Sie haben Recht, sagte mir ein Geisteskranker, aber Sie können mich nicht davon überzeugen.» Nichts desto weniger begreifen doch Einige das Unzusammenhängende ihrer Ideen, ihrer Neigungen, ihrer Handlungen; sie seufzen darüber, sie schämen sich derselben und verabscheuen sie sogar. Aber ihr Wille ist ohnmächtig, sie sind nicht Herr über sich selbst. Dies beobachtet man bei der Manie, mit Ausnahme einer sehr kleinen Anzahl von Fällen; noch merkwürdiger tritt es jedoch in der Monomanie hervor, wo der Geisteskranke fast den Gebrauch seiner ganzen Vernunft bewahrt, und wo sein Delirium sich nur auf Einen Gegenstand oder auf eine kleine Anzahl von Gegenständen bezieht.

Die partielle Geisteskrankheit hat nicht immer die Störung der Intelligenz zur Folge. Manchmal sind nur die afficirten Fähigkeiten verletzt, und manchmal beobachtet man nur Störungen in den Handlungen. Die partielle Geisteskrankheit ist zu allen Zeiten, an allen Orten beobachtet worden; sie ist durch Dichter, Philosophen, Historiker, Gesetzgeber und Aerzte beschrieben. Man hat die partielle Geisteskrankheit mit der Manie oder der Verwirrtheit mit Wuth verwechselt, wenn sie nämlich zu wüthenden Handlungen Veranlassung gab. Andrerseits wurde sie mit der Melancholie verwechselt, wenn sie sich durch Traurigkeit, üble Laune, Langeweile oder durch Furcht characterisirte.

Die Arten der Monomanie bekommen ihren Namen von dem Gegenstande, um den es sich beim Delirium handelt. So sprechen wir von einer hypochondrischen Monomanie, wenn das Delirium die Gesundheit des Kranken zum Gegenstande hat, von einer religiösen Monomanie, wenn das Delirium sich auf religiöse Gegenstände bezieht, von einer erotischen Monomanie, wenn das Delirium sich auf verliebte Neigungen bezieht, von einer Selbstmordmonomanie, wenn die Intelligenz durch den Wunsch sich zu tödten beherrscht wird, und endlich von einer Mordmonomanie, wenn der Kranke zum Morde geneigt ist.

Die Mordmonomanie ist also ein partielles Delirium, welches sich durch einen mehr oder minder heftigen Antrieb zum Morde characterisirt; ganz eben so wie die Selbstmordmonomanie ein partielles Delirium ist, welches sich durch eine mehr oder minder heftige Neigung zur Selbstzerstörung characterisirt.

Diese Monomanie zeigt zwei sehr verschiedene Formen. In einigen Fällen wird der Mord durch eine innere aber delirirende Ueberzeugung, durch eine Exaltation der verirrten Einbildungskraft, durch ein falsches Raisonnement, oder durch Leidenschaft im Delirium hervorgerufen. Der Monomaniacus wird durch ein unverständiges Motiv zu seiner Handlung bewegt; er zeigt stets genügende Zeichen des partiellen Deliriums, der Intelligenz oder

der Neigungen. Manchmal zeigt ihm sein Gewissen die Abscheulichkeit der Handlung, die er begehen will, aber der kranke Wille wird durch die Heftigkeit, mit der er fortgerissen wird, besiegt. Der Mensch ist der moralischen Freiheit beraubt; er ist in ein partielles Delirium verfallen.

In andern Fällen zeigt die Mordmonomanie keine merkliche Störung der Intelligenz, oder der Neigungen. Der Kranke wird zum Tödten durch einen blinden Instinkt, durch irgend etwas Unerklärbares gezwungen.

Alle Schriftsteller erzählen Beispiele von Mordthaten, die durch Monomaniaci begangen wurden. Manchmal nehmen diese Kranken sorgfältig jede Vorsicht wahr, sicher ihre Pläne zu vollführen, und sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Oft freuen sie sich über den begangenen Mord oder klagen sich selbst an, oder bleiben ganz ruhig bei ihrem Schlachtopfer.

Pinel führt das Beispiel eines Fanatikers an, der die Menschen durch die Bluttaufe reinigen wollte. Er fing damit an, seine Kinder zu erwürgen und seine Frau hätte dasselbe Schicksal getheilt, wenn sie nicht entflohen wäre. Sechzehn Jahre nachher erwürgte er am heiligen Abende zwei Geisteskranke, die mit ihm im Bicêtre eingeschlossen waren, und er hätte, fügt Pinel hinzu, alle Bewohner des Hospitals erwürgt, wenn man nicht seiner Mordwuth Zügel angelegt hätte.

Eine Frau, von trauriger Gemüthsstimmung, warf sich vor, einige Diebstähle begangen zu haben. Sie geht zur Predigt, ihre Einbildungskraft wird exaltirt und nachdem sie in ihre Wohnung zurückgekehrt ist, tödtet sie eins ihrer Kinder, welches sie sehr liebte, um einen Engel aus ihm zu machen.

Auch werden die Monomaniaci häufig durch Hallucinationen zum Morde gereizt. Ein preussischer Bauer glaubt einen Engel zu sehen und zu hören, der ihm im Namen Gottes befiehlt, seinen Sohn auf dem Scheiterhaufen zu opfern. Er befiehlt seinem Sohne, ihm Holz nach einem bestimmten Orte tragen zu helfen, und daraus einen Scheiterhaufen zu machen. Dieser gehorcht. Sein Vater legt ihn auf den Scheiterhaufen und opfert ihn. — Es war sein einziger Sohn.

Ein junger Mann, der nach einem Anfalle von akuter Manie kein Wort gesprochen, noch irgend freiwillig eine Bewegung gemacht hatte, ergreift eine volle Flasche und wirft sie einem Bedienten an den Kopf. Er bleibt unbeweglich und still. Nach einigen Monaten ward er geheilt. Ich fragte ihn, warum er diese Flasche geworfen hätte. «Weil, erwiderte er mir, ich eine Stimme hörte, die mir sagte: wenn Du Jemand tödtest, wirst Du gerettet sein. Ich hatte den Menschen, den ich erreichen wollte, nicht getödtet; mein Schicksal sollte also nicht geändert werden. Ich

blieb deshalb still und unbeweglich, denn dieselbe Stimme wiederholte mir täglich seit sechs Monaten: Wenn Du Dich bewegst, so stirbst Du.»

Die Geisteskranken tödten aus Unwillen, aus Rache. Madame de Genlis spricht von einem sehr friedfertigen Geisteskranken zu Charenton, der an der Tafel des Directors der Anstalt ass. Dem Kranken wurde widersprochen; er stahl sich ein Messer, erwartete den, der ihm widersprochen hatte, auf einem engen Durchgange, brachte ihm mehrere Stiche bei und tödtete ihn.

Die Geisteskranken tödten die, die sich ihnen nähern, da sie über die Eigenschaften dieser Personen getäuscht sind. Mein Leben war in der Salpetrière oft durch ein junges Mädchen in Gefahr, das, als es in dem Hospital aufgenommen wurde, an Manie und Nymphomanie litt. Nach einigen Monaten hörte die Manie auf, aber ich wurde der Gegenstand ihres Zornes. Sie war in der Regel ruhig und sprach nicht irre, aber sobald sie mich sah, überhäufte sie mich mit Injurien. Wenn sie sich nicht auf mich stürzen konnte, so hewarf sie mich mit Allem was ihr unter die Hände kam, mit Steinen, Nachtgeschirr, Pantoffeln u. s. w. Sie wollte mir den Leib öffnen, um mich für meine Geringschätzung gegen sie zu bestrafen. Eines Tages war sie wegen eines Unwohlseins auf dem Reconvalescentenzimmer. Sie lässt mich unter dem Anscheine von Sanftmuth herankommen. Sobald ich ihr nahe war, ergreift sie meine Halsbinde und würde mich erwürgt haben, wenn sie nicht daran verhindert worden wäre. Diese Kranke hielt mich für einen Mann, den sie geliebt hatte.

C., von cholerischem Temperamente, hatte einen träumerischen, schweigsamen und eifersüchtigen Character. Er bewirbt sich um eine junge Person von 13 Jahren, die später seine Frau wurde. Die Eltern nehmen die Bewerbung an, aber sie schieben die Heirath bis zum 17ten Jahre der Tochter hinaus. Von dieser Zeit an stellt C. jeden Besuch ein, vermeidet jede Begegnung mit der jungen Person und ihren Eltern. Die Heirath findet zur bestimmten Zeit statt und Alles lässt eine glückliche Zukunft voraussagen. Aber der eifersüchtige Character des Mannes wird für seine Frau sehr peinlich. Er verlangt, dass sie jeden Augenblick in seinem Cabinette gegenwärtig sei. Er war bei einem Tribunale angestellt und oft schickte er Klienten fort, da er meinte, sie kämen zu ihm, um seine Frau zu sehen. Ausserdem zeigte er gegen diese die innigste Zärtlichkeit, und war Vater von zwei Kindern.

Im Alter von 32 Jahren gesellen sich zu dem ungerechten Verdachte hypochondrische Unruhen; das Uebel vermehrt sich. C. leidet an Cardialgie, Koliken, Ziehen in den Gliedern. Er liest medizinische Bücher und überzeugt sich endlich, dass er an einer alten syphilitischen Affection sterben muss. Im Alter von 33 Jahren

giebt ihm ein befreundeter Arzt die trefflichsten Rathschläge, und seine Frau verwendet auf ihn die zärtlichste Sorgfalt. In der Hoffnung, dass religiöse Tröstungen seine Beängstigungen beruhigen werden, überredet man ihn, einigen Missionspredigten beizuwohnen. Dieses Mittel gelingt schlecht. Der Kranke verschlimmerte sich nach einigen Tagen, und wünschte eine Consultation von mehreren Aerzten. Diese brachte eine so glückliche Wirkung hervor, dass man die Einbildungskraft des Kranken beruhigt und an eine vollständige Heilung glaubte. Aber in der folgenden Nacht war der Schlaf durch lebhaftere Unruhe unterbrochen; Klagen und Seufzer fingen wieder an. Am andern Morgen, am 7ten December 1818, geht C. zum Tribunale; einige Augenblicke nachher kommt er in seine Wohnung zurück und sagt seiner Frau, dass er aus Furcht in seinen Reden auszuschweifen den Audienzsaal verlassen habe, dass sein Gedächtniss verloren sei und dass er ganz verkehrte Ideen habe. Einige Stunden später macht er sein Testament, ist sehr still, oder antwortet nur sehr einsilbig. Während der Nacht ist die Aufregung sehr gross; C. will sein Bett verlassen, versucht aus dem Fenster zu springen und stösst gegen den Arzt, der ihn vor zehn Jahren an einen Tripper behandelt hatte, die heftigsten Beleidigungen aus. Nach einigen Stunden wird er ruhiger, aber verbringt die ganze Nacht schlaflos. Am andern Morgen tritt ein neuer Paroxysmus ein. Er ist in Verzweiflung über das Schicksal seiner Frau und Kinder, die er unglücklich gemacht.

Am 19ten kommt C. im 33sten Jahre in Paris an. Er will sich durchaus nicht bewegen. In der Nacht ist er schlaflos; am andern Morgen, als am 20sten, sind seine Antworten kurz, aber verständig. Seine Farbe ist gelb, sein Puls langsam und schwach; er leidet an Verstopfung. Am Mittage verweigert er zu sprechen und Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Am 22sten wird ihm ein Brechmittel in einem Lavement beigebracht, worauf hinreichende Ausleerungen erfolgen. C. spricht jetzt lieber, er geht spazieren, es tritt Schlaf ein, sein Gesicht ist minder gelb, er wünscht zu essen. Am 24sten verweigert er von Neuem, aus Furcht vergiftet zu werden, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Bald klagt C. seine Frau der Untreue an, bald glaubt er sich verdammt. Am 9ten Januar macht er Versuche sich das Leben zu nehmen; seine Augen sind wild; er ist mit Allem unzufrieden, und verweigert zwei Tage hindurch jede Nahrung. Das Delirium wurde allgemeiner und es traten Paroxysmen von Wuth ein. Die Aufregung hielt bis zum Ende des Monats an. Während der drei folgenden Monate war sein Stillschweigen hartnäckig; er verweigerte oft Nahrungsmittel zu sich zu nehmen und hatte zu den widrigsten Dingen Appetit. In den ersten Tagen des Monats Mai

1819 verlangt C. plötzlich ohne merkliche Krisis Nachrichten von seiner Frau und von seinen Geschäften. Man beruhigt ihn, man tröstet ihn, und man verspricht ihm, dass seine Frau ihn nächstens besuchen wird. Nach und nach stellen sich alle Functionen wieder her, aber sein Aussehen bleibt traurig und sein Blick verdächtig. C. kommt in die Abtheilung der Reconvalescenten, isst mit ihnen und macht mehrere Ausflüchte auf das Land und in Paris. Am folgenden 3ten Juni kommt die Gemahlin C's. von ihrer Mutter begleitet in Paris an. C. kam gerade vom Tische. Ich kündigte ihm die Ankunft seiner Frau an und war über die plötzliche Veränderung seiner Physiognomie frappirt. In meinem Zimmer angekommen, bleibt C. bestürzt stehen und scheint weder seine Frau, noch seine Schwiegermutter wieder zu erkennen. Die Thränen, die Liebkosungen dieser Damen schienen ihn nicht zu bewegen. Der Kranke macht bei seiner Frau alle mögliche Versuche, um sich zu vergewissern, ob sie es auch sei. Von Zeit zu Zeit wiederholt er: «Sie sehen ihr sehr ähnlich.» Nach einer halben Stunde sagte ich: «Madame, da Ihr Mann Sie nicht wieder erkennt, so ist es augenscheinlich, dass er noch nicht geheilt ist und Sie müssen ohne ihn abreisen.» Sogleich stürzt sich C. in die Arme seiner Frau, vergiesst Thränen und ruft aus: «Ach, sie ist es wohl!» Er umarmt mehrere Male mit vieler Zärtlichkeit sowohl seine Gattin, als seine Schwiegermutter, führt sie, nachdem er sich eine Stunde eben so verständig als liebreich mit ihnen unterhalten hatte, in ihr Gasthaus und verspricht, am andern Morgen ganz früh zurückzukehren. Die beiden folgenden Tage macht C. mehrere Ausflüchte in Paris, bezeugt seiner Gattin viele Zuneigung und drückt den Wunsch aus, zu ihr zurückzukehren; aber er verfällt oft in tiefe Traurigkeit. Als seine Frau ihn deshalb um den Beweggrund fragte, antwortete er: «Alles muss zu Hause zerstört und in Unordnung sein. Wenn ich erst zurück bin und Alles so in Ordnung ist, wie man es mir sagt, so habe ich keinen Grund mehr, unruhig zu sein und ich bin dann vollkommen geheilt.» C. bezeigt sich oft gegen die Personen, die während seiner Krankheit vielfache Sorgfalt auf ihn verwendet, misstrauisch und undankbar. Endlich reist er am 17ten Juni 1819 mit der Diligence ab. Auf der Tour erregt ein Reisender, der seiner Frau gegenüber sass, seine Eifersucht. Hierdurch wird er sehr aufgeregt, wird aber durch die Sorgfalt seiner Frau und durch die Gefälligkeit des Reisenden, der den Platz wechselt, beruhigt. Endlich kommen sie an. C. drückt mehr sein Erstaunen als seine Freude aus, als er sein Haus und sein Cabinet in der grössten Ordnung sieht. Am folgenden Morgen nach seiner Ankunft tritt sein zwölfjähriger Schwager in sein Cabinet. C. fasst ihn, als wollte er mit ihm spielen, bei den Haaren, führt ihn

spielend zu seinem Bureau, lässt dort den Knaben los, indem er die Worte sagt: «Es lohnt nicht der Mühe.» Am dritten Tage geht C. von seiner Frau begleitet nach seinem Keller, unter dem Vorwande, ihn zu besichtigen. Einige Augenblicke nachher geht die Schwägerin des Kranken, ein junges Mädchen von 20 Jahren, ebenfalls in den Keller, da sie ihre Schwester und ihren Schwager nicht herauskommen sieht. Niemand kommt zurück. Dieses lange Ausbleiben beunruhigt eine Magd, die, nachdem sie kaum einige Stufen hinunter gestiegen war, die jungen Damen in ihrem Blute schwimmend findet. Der Unglückliche geht auch auf sie los, aber sie läuft schnell zurück und schreiet um Hülfe. Alles stürzt herbei; man läuft zu dem Eingange des Kellers, aber Keiner wagt hinabzusteigen. Endlich fasst ein junger Mann den Muth dazu. C. hatte sich in einen Winkel des Kellers hinter Tonnen versteckt; das Rasirmesser lag einige Schritte von ihm. Er lässt sich ergreifen, man führt ihn nach dem Stadthospital und sein Prozess wird instruirt. Die Geisteskrankheit ist constatirt und der Kranke wird nach Charenton abgeführt. Hier spricht C. über die Ursache dieser beiden schrecklichen Mordthaten. Bald sagte er, dass der Keller auf eine glänzende Weise erleuchtet war und dass diee beiden Damen Teufel waren, die sich seiner bemächtigen wollten; bald erklärte er, dass er nicht gewusst habe, was er thue. Nachdem C. einige Zeit in der Anstalt verblieben war, schien es, als sei er wieder im vollen Besitze seiner Vernunft, aber er blieb für das Andenken dieser Begebenheit ganz unempfindlich. Er gesteht ein, dass das Dienstmädchen wahrscheinlich auch als Schlachtopfer gefallen wäre, wenn sie sich nicht so schleunig gerettet hätte. Auf Bitten des Curators wird C. in eine Aufbewahrungsanstalt untergebracht. Von da aus verfertigt und publicirt er Eingaben, um sein Curatel aufzuheben; er wiederholt, dass, wenn er geisteskrank gewesen sei, er doch jetzt gänzlich geheilt wäre, und dass er daher jetzt die Verwaltung über sein und seiner Kinder Vermögen haben müsse. In diesen Eingaben bringt er Anklagen gegen seine Richter vor, und giebt sie für Agenten seiner Feinde aus. Nach mehreren Jahren machte endlich C. an den Polizeipräfecten eine ganz formelle Bittschrift, durch die er seine vollkommene Freiheit wieder erlangen will. Dr. Marc wurde beauftragt, seinen Geisteszustand zu untersuchen. Obgleich dieser Arzt erkennt, dass C. im vollen Besitze seiner intellectuellen Fähigkeiten ist, so erklärt er doch, dass es sehr unvorsichtig sein würde, ihm die Freiheit wiederzugeben. Nichts desto weniger wird es C. erlaubt aus dem Hause auszutreten. Er lässt sich in Paris mit einer Frau nieder, und kündigte überall an, dass er ein Geschäftsbureau eröffnet habe. Zwei Jahre nach seiner Freilassung und ungefähr zehn Jahre nach dem Ausbruche der ersten

Krankheit bricht ein neuer Anfall von Wuth aus, und hätte die Frau, mit der er lebte, nicht den kräftigsten Widerstand geleistet, so hätte er sie aus dem Fenster gestürzt. C. wurde durch den Polizeikommissar nach einem Krankenhause geschickt und starb dort nach einigen Tagen im fürchterlichsten Delirium und in der schrecklichsten Verzweiflung. Er sah sich zu schrecklichen Qualen durch die göttliche Gerechtigkeit verdammt, klagte sich der schrecklichsten Missethaten an und wollte sich und die tödten, die sich ihm näherten.

Eine junge Dame von nervöser Constitution, von sehr exaltirter Einbildungskraft, wird wegen der langen Abwesenheit ihres Mannes sehr schwermüthig. Nichts kann sie zerstreuen; sie weint oft, will nicht essen und wiederholt, dass sie die unglücklichste aller Frauen sei. Sie verfällt in Melancholie. Ihr Mann kommt an; seine Gegenwart vermindert die Krankheit nicht, sondern verschlimmert sie noch. Mehrere Male hat die Kranke den Gedanken, ihre beiden kleinen Töchter, die sie zärtlich liebt, zu tödten. Indem sie sie umarmt, ist sie in Versuchung sie zu erwürgen. So oft sie sie sieht, verändert sich ihre Physiognomie und sie will nicht mehr allein mit ihnen bleiben. Eines Tages tritt eine ihrer Töchter allein in ihr Zimmer und nähert sich ihr. Sie fängt an zu schreien und bittet, dass man das Kind weghole. Die Dame wird meiner Behandlung anvertraut. Nach 9 Monaten befindet sie sich wohl, sieht ihren Mann, aber spricht, obgleich sie sehr vernünftig und heiter ist, nicht von ihren Kindern. Sie besucht Gesellschaften, benimmt sich dabei ausgezeichnet gut; sie macht eine ausgezeichnete Wirthin, aber sie spricht nie von ihren Kindern, die in der Provinz sind. Nach 9 Monaten fängt sie an, von ihren Kindern mit Interesse zu reden. Im folgenden Monate drückt sie den Wunsch aus sie zu sehen und sie zu sich zu nehmen. Endlich sieht sie ihre Kinder nach 18 Monaten wieder, überhäuft sie mit Liebkosungen und bricht in einen Strom von Thränen aus. Von diesem Augenblicke an beschäftigt sie sich mit ihnen fast ausschliesslich und leitet ihre Erziehung mit einer bewundernswerthen Zärtlichkeit und Hingebung. Während der 10 Monate, welche diese Dame mit ihrem Manne ohne ihre Kinder zubrachte, war sie im vollen Besitze ihrer Vernunft. Sie gestand mir ein, dass sie ihre beiden kleinen Töchter tödten wollte, um der Verzweiflung entgegen zu kommen, die sie eines Tages empfinden könnten, wenn sie sich in einer ähnlichen Lage, wie die ihre, befänden.

Eine ausgezeichnete Familienmutter glaubt sich in Folge eines psychischen Affectes während des Säugungsgeschäfts ruinirt. Es scheint ihr, als sähe sie ihre kleinen Kinder, wie sie in den Strassen umherlaufen, um zu betteln. Da sie ihnen diese Erniedrigung

ersparen will, so ist sie oft versucht sie zu tödten. Wäre ihr Mann nicht bei ihr gewesen, so hätte sie ihren kleinen Säugling aus dem Fenster gestürzt. Oft stellte sie sich, als wollte sie ihn umarmen und versuchte ihn zu erwürgen. Da sie über ihren Zustand, den sie sehr wohl fühlte, in Verzweiflung war, so machte sie sehr häufig den Versuch, sich zu ermorden. Diese Dame, die meiner Behandlung anvertraut wurde, ward nach einigen Monaten geheilt und wurde dann wieder die ausgezeichnetste Mutter.

Es giebt Individuen, die entschlossen ihrem Leben ein Ende zu machen einen Mord begehen und hierdurch hoffen den Tod zu erlangen, den sie aus verschiedenen Beweggründen sich nicht selbt geben wollen. Dem Einen fehlt der Muth dazu, der Andere will Zeit haben sich mit Gott zu versöhnen, ehe er die Strafe der Gerechtigkeit empfängt. Endlich giebt es Andere, die da tödten, um sich mit dem Gegenstande ihrer Zuneigung in einem andern Leben wiederzufinden. Eine Frau, die den Entschluss gefasst hatte, sich zu ersäufen, nimmt ihr Kind mit sich und stürzt sich, indem sie es umarmt hält, in den Fluss. — Eine Dame glaubt sich von der Polizei und den Tribunalen verfolgt. Sie macht unzählige Versuche zum Selbstmorde, um einem schimpflichen Tode zu entgehen. Mehrere Male versucht sie ihren Mann, den sie anbetet, zu tödten; sie versteckt die Messer, um ihre Absichten zu verbergen. Eines Tages versucht sie, einen grossen Stein, den sie sorgfältig auf sein Zimmer gebracht hatte, ihm an den Kopf zu werfen.

Alle diese Monomaniaci, von denen wir so eben gesprochen, werden durch ein partielles Delirium, durch eine fixe Idee, durch die Exaltation ihrer Empfindungen, durch die Verirrung der Leidenschaften, durch Verirrungen des Urtheils fortgerissen. Alle haben ein bekanntes und eingestandenes Motiv; sie gehorchen, ja sogar selbst mit Nachdenken, einem überlegten Impulse; mehrere haben sich getödtet oder haben Versuche zum Selbstmorde gemacht. Einige haben, um ihre Wünsche zu erfüllen, Vorsicht gebraucht; Andere suchten sich zu verbergen, da sie das Bewusstsein hatten, eine schlechte Handlung begangen zu haben oder begehen zu wollen. Andere sind nach der wilden That erfreut, ruhig und zufrieden, und dies sind besonders die, die einer religiösen Verirrung Genüge gethan. Indem man diese Kranken näher beobachtet, kann man einige physische Störungen bei ihnen wahrnehmen.

Aber wir sagten schon früher, dass es eine Art von Mordmonomanie gäbe, bei der man keine intellectuelle oder moralische Störung beobachten kann. Der Mörder wird durch eine unwiderstehliche Macht, durch einen blinden Antrieb, durch eine unerkannte Bestimmung, durch eine unbesiegbare Neigung dazu ge-

zwungen. Er begeht ohne Interesse, ohne Beweggrund, ohne Verirrung eine so wilde Handlung, die den Naturgesetzen gänzlich widerspricht.

Man sagte, dass dieser Zustand unmöglich sei; dass es ein neues und bequemes Mittel sei, um den Verbrecher der Strenge der Gesetze zu entziehen; dass jeder Mensch, der Bewusstsein habe, seinen Neigungen widerstehen könne, besonders wenn diese grässlich seien; er müsse Widerstand in der Religion, in den geselligen Pflichten, in der Furcht vor Strafe schöpfen. Wenn er nicht siegt, so ist er schuldig.

Der Mensch kann sein freies Urtheil nur verlieren, wenn seine Vernunft verirrt sei. Aber, antworte ich, wenn die Intelligenz gestört oder geschwächt sein kann, wenn ein Gleiches bei der moralischen Empfindung statt findet, warum soll nicht auch der Wille, dieses Ergänzungsstück des intellectuellen und moralischen Wesens, in Unordnung gerathen oder geschwächt sein? Erfährt nicht der Wille, wie die Verständniss und die Neigungen, tausend Wechsel, je nach den Umständen des Lebens? Hat das Kind und der Greis dieselbe Willenskraft, wie der Jüngling? Schwächt nicht jede Krankheit die Energie des Willens? Erweichen oder exaltiren nicht die Leidenschaften den Willen? Modificiren Erziehung und tausend andere Einflüsse nicht die Ausübung des Willens? Warum sollte nicht, wenn dem so ist, der Wille Störungen, krankhaften Schwächen unterworfen sein; so unverständlich dieser Zustand auch für uns sein mag. Aber brechen wir jetzt von diesen Streitigkeiten ab und sehen wir auf Thatsachen, die uns durch unbestreitbare Auctoritäten aufgeführt sind.

Platner und Michael Ethmüller erzählen einige Thatsachen von Mordmonomanie, die sie Mordmelancholie nennen. Sie sagen, es sei eine Störung des Geistes, ohne Verirrung des Verstandes.

Pinel drückt sich folgendermaassen aus: Ich war nicht wenig erstaunt, mehrere Geisteskranke zu sehen, die zu gewissen Zeiten keine Störung ihrer Geistesthätigkeit zeigten, aber durch eine instinkt-ähnliche Wuth beherrscht waren. Er rechtfertigt sein Erstaunen durch mehrere Beobachtungen.

Gall erzählt eine grosse Anzahl von Beispielen von Mordmonomanie *). Mayer, Regiments-Chirurgus, zeigte ihm einen Soldaten, dem der Kummer, seine Frau verloren zu haben, die er

*) *Sur les fonctions du cerveau et sur chacune de ses parties, avec des observations sur la possibilité de reconnaître les instincts, les penchans, les talens ou les dispositions morales et intellectuelles des hommes et des animaux par la configuration de leur cerveau et de leurs tête. Paris.* 1825.

sehr liebte, den Körper sehr geschwächt hatte, und zu einer ausserordentlichen Reizbarkeit Veranlassung gegeben. Er hatte alle Monate Anfälle von Convulsionen; er bemerkte, sobald sie ausbrachen, eine fast unwiderstehliche Neigung zu tödten und bat inständigst, ihm Ketten anzulegen. Nach Verlauf von einigen Tagen hörte der Anfall und die Neigung zu tödten auf, und der Kranke zeigte den Zeitraum an, wo man ihn ohne Gefahr in Freiheit lassen könne.

«Ich kenne,» sagt Gall, «eine Frau von 26 Jahren, die sich jetzt wohl befindet und die von Mordmonomanie befallen war. Sie litt besonders zur Zeit ihrer Menstruation an unbeschreiblicher Aengstlichkeit; sie war in Versuchung sich das Leben zu nehmen, ihren Mann und ihre Kinder, die sie ausserordentlich liebte, zu tödten. Nur mit Schrecken sah sie stets den Kampf vorher, der sich in ihrem Innern zwischen ihren Pflichten, ihren Religionsprinzipien und dem Antriebe der sie zur schrecklichsten Handlung zwang, entspann. Seit langer Zeit hatte sie nicht den Muth, das jüngste ihrer Kinder zu baden; denn eine innere Stimme sagte ihr unaufhörlich: «Lass es ertrinken! lass es ertrinken!» Oft hatte sie kaum die Gewalt und die nöthige Zeit, um ein Messer von sich zu werfen, welches sie versucht war, in ihr Herz und in das ihrer Kinder zu stechen. Trat sie in die Zimmer ihrer Kinder und ihres Mannes und fand sie eingeschlafen, so ergriff sie augenblicklich die Idee sie zu tödten. Oft schloss sie schnell die Thüre dieser Zimmer hinter sich zu, und warf den Schlüssel weit von sich fort, damit keine Möglichkeit vorhanden war, dass sie wieder eintreten könne.»

Ausser diesen Thatsachen, zu denen ich noch viele andere, besonders von deutschen Aerzten, hätte hinzufügen können, will ich nur noch die erzählen, die mir selbst begegnet sind, oder die durch glaubwürdige Zeugen bestätigt, oder die aus Dissertationen über die Mordmonomanie genommen sind, die zu unserer Zeit durch Aerzte bei Gelegenheit von unerhörten Mordthaten publicirt worden.

Dr. Marc theilt in seiner Consultation medico-légale folgende Beobachtung mit. In einem achtbaren Hause in Deutschland kommt eine Familienmutter nach Hause und findet ihr Dienstmädchen, gegen das man nie die geringste Klage hatte, in grosser Aufregung. Es verlangt mit ihrer Herrin allein zu sprechen, wirft sich ihr zu Füssen und bittet sie, ihr Haus verlassen zu dürfen. Die Dame, über ein solches Verlangen erstaunt, will den Beweggrund kennen und erfährt, dass jedesmal, so wie das unglückliche Dienstmädchen das Kind auskleidet, es durch die Weisse seines Fleisches frappirt wird, und den fast unwiderstehlichen Wunsch empfindet, dem Kinde den Bauch aufzuschneiden. Es fürchte die

That zu begehen und will deshalb entlassen sein. Diese Begebenheit geschah, fügt Dr. Marc hinzu, in der Familie des Herrn Baron von Humboldt.

Eine junge Dame, die in einer Irrenanstalt war, hatte ein grosses Verlangen zu tödten und konnte sich die Beweggründe dazu nicht angeben. Sie sprach über keinen Punkt irre und sobald sie fühlte, dass dieser traurige Antrieb sich erneuerte und ihrer sich bemächtigte, vergoss sie Thränen und bat, dass man ihr eine Zwangsjacke anlege, die sie geduldig anbehielt, bis der Anfall, der manchmal mehrere Tage dauerte, vorüber war.

Ein ausgezeichneter Chemiker, von sanftem und geselligem Character, kam in eine Krankenanstalt. Er war vom Wunsche zu tödten gequält; er betete am Fusse der Altäre und bat Gott, ihn von einer so wilden Neigung zu befreien, über deren Ursprung er nie Rechenschaft ablegen konnte. Als der Kranke merkte, dass sein Wille der Macht dieser Neigung nicht widerstehen konnte, lief er zum Director der Anstalt und liess sich mit einem Bande die Finger gegen einander binden. Dieser leicht zerreissbare Verband reichte hin, um den Unglücklichen zu beruhigen, der jedoch noch zuletzt einen Mordversuch auf einen der Wärter machte, und in einem Anfalle von Manie mit Wuth starb. (Marc, id.).

Eine Bauersfrau, *) 24 Jahr alt, von heftigem Temperamente, hatte gute Sitten und gute Gewohnheiten. Sie war von ihrem ersten Kinde seit zehn Tagen entbunden und empfand plötzlich, als sie es ansah, den Wunsch es zu ermorden. Vor dieser Idee schauderte sie zurück; sie trug sogleich das Kind in seine Wiege und ging hinaus, um diese traurige Neigung zu zerstören. Als sie wieder zu dem kleinen Wesen, welches ihre Sorgfalt erforderte, gekommen war, empfand sie denselben Eindruck wieder. Sie entfernte sich von Neuem, richtete ihre Blicke zum Himmel, ging zur Kirche und betete.

Der ganze Tag war für diese unglückliche Mutter nur ein Kampf zwischen der Idee, ihrem Kinde das Leben zu nehmen, und der Furcht ihrer Neigung zu unterliegen. Bis zum Abende bewahrt sie ihr Geheimniss. Ihrem Prediger, einem achtungswerthen Greise, macht sie das erste Geständniss. Dieser würdige Geistliche unterstützt sie mit den Tröstungen der Religion und da er eben so klug als unterrichtet war, räth er ihr, einen Arzt zu consultiren und lässt sie bis zum folgenden Tage bewachen. Zur Kranken angekommen, fährt Michu fort, fand ich sie traurig

*) *Discussion medico-légale sur la monomanie homicide par J. L. Michu. Paris.* 1826.

und ihre Miene schien die Schaam über ihre Lage anzudeuten. Ueber die Zärtlichkeit, die sie für ihr Kind haben sollte, befragt, antwortete sie uns: «Ich fühle wohl, dass eine Mutter ihr Kind lieben muss; wenn ich es nicht liebe, so hängt es nicht von mir ab.»

Nichts ist werth, fährt dieser Arzt fort, von diesem Examen aufgezeichnet zu werden, wenn wir nicht allenfalls eine Verstopfung und Verminderung des Appetits angeben wollen. Wir bestanden darauf, dass das Kind von seiner Mutter entfernt werde. Es waren kaum acht Tage verflossen, so kam die Kranke wieder zu glücklicheren Neigungen. Sie sah ihr Kind, aber man hielt für rathsamer, es bei der Amme zu lassen.

Am 7ten Octbr. 1826, sagt Georget *), kam die Frau eines Schuhmachers zu mir, um Rath über einen Zustand, der sie in Verzweiflung setzte, einzuziehen. Sie sah äusserlich gesund aus, schlief gut, hatte guten Appetit, ihre Periode war regelmässig und sie klagte über keinen Schmerz; aber sie beklagt sich, die grässlichen Ideen zu haben, die sie antreiben, ihre vier Kinder zu opfern, obgleich sie, wie sie behauptete, sie mehr liebt, als sich selbst. Sie fürchtet es zu thun, sie weint, ist in Verzweiflung und hat Lust sich aus dem Fenster zu stürzen. Sie hat gegen fremde Kinder nicht so böse Ideen; sie flieht die ihrigen, bleibt wenig zu Hause, hält sich meist bei einer Nachbarin auf und verbirgt Messer und Scheere. Ich bemerkte keine andere geistige Störung bei ihr. Die Frau konnte nicht mehr in der Fabrik arbeiten, wo sie beschäftigt war, da sie sich von zweien ihrer Kinder helfen lassen muss und sie dieselben nicht so nahe bei sich haben will. Indess bleibt sie nicht müssig. Wenn sie nichts zu thun hat, so steigt sie die Treppe auf und ab, um ihren Ideen eine andere Richtung zu geben. Dieser Zustand dauerte schon seit dem 8ten September 1826. Drei Monate vorher hatte die Kranke, als gerade ihre Periode floss, eine heftige Erschütterung erlitten, aber sie war nicht unterbrochen worden und erschien regelmässig wieder. Auch war ihr Geist nicht durch die Erzählung von ausserordentlichen Verbrechen frappirt. Lallemand, Director der Salpetrière, hatte Bäder, Valeriana und ein Vesicatorium zwischen den Schultern verordnet.

Madame C. G., 34 Jahr alt, von nervöser Constitution, hatte einen sanften Character, eine sehr lebhafte Einbildungskraft, war in einem Kloster erzogen worden und erfreute sich im Ganzen einer guten Gesundheit; sie verheirathete sich im 19ten Jahre. Sie hatte ein mässiges Vermögen, bekümmerte sich daher um die

*) *Discussion medico-légale sur la folie. Paris.* 1826.

Wirthschaft. Aber bald wird sie mit ihrer Beschäftigung unzufrieden, und plötzlich kommt ihr ohne Beweggrund die Idee ein, dass sie Hände habe, deren sie sich zum Morden bedienen könne, sie, die nicht im Stande sein würde, eine Fliege zu tödten und die in Ohnmacht fallen würde, wenn sie ein Huhn schlachten sähe. Diese Idee beschäftigt sie und verfolgt sie Tag und Nacht; sie wird zur fixen Idee, gegen die Madame aufs Heftigste ankämpft, und je mehr Anstrengungen sie macht, sie zu unterdrücken, desto stärker tritt sie hervor.

Madame G. leidet an Kopfschmerzen und an Brennen im untern Theile der Brust; sie hat Abneigung vor Speisen, leidet an Erbrechen, Digestionsbeschwerden und an hartnäckiger Verstopfung; kaum hat sie einen Augenblick Schlaf. Sie ruft den Tod als das einzige Mittel an, das sie von ihren schrecklichen Ideen, von ihrer fürchterlichen Angst befreien kann. Bei Tische sagt sie zu ihrer Umgebung: «Hier sind Messer. Ich könnte sie wohl nehmen, um Euch zu tödten.» Ihre Schwägerin sagte ihr eines Tages lachend: «Tödte mich, ich fürchte nichts.» Dieser Vorschlag machte auf die Kranke einen sehr übeln Eindruck und brachte einen Hass gegen ihre Schwägerin in ihr hervor. Es dauerte lange Zeit, ehe sie sich bestimmen liess, sie wieder zu sehen.

Nachdem hierauf einige Zeit ganz ruhig und in vollkommener Gesundheit vorübergegangen war, verspürte die G. wieder neue Qualen. Sie ist nie mit der Aufwartung ihrer Bedienten zufrieden, aber sie fühlt, dass sie nichts anders thun können und dass ihre Unzufriedenheit lächerlich ist; dennoch kann sie sich hiervon nicht befreien. Dieselben physischen Symptome, die die erste fixe Idee begleitet haben, entwickeln sich. Nach zwei bis drei Jahren verlässt Madame G. ihre unfreiwilligen und schlecht begründeten Vorurtheile, aber andere eben so schlechte, noch bizarrere bemächtigen sich ihrer Einbildungskraft. Nichts desto weniger bleibt sie im vollen Besitze ihres Verstandes. Zerstreuungen aller Art, Reisen, Arzneimittel, Alles kann nicht dazu beitragen, ihre Vorurtheile, die eine wahrhafte Monomanie bilden, zu bekämpfen.

Madame G. wird im 32sten Jahre, nachdem sie 13 Jahre verheirathet war, zum ersten Male schwanger. Sie freuet sich darüber, überzeugt, dass wie man ihr die Hoffnung eingeflösst, die Schwangerschaft, die Entbindung, die Sorge für ihr Kind sie gänzlich von ihren Qualen befreien werde. Eitle Hoffnung! Dieselben Plagen dauern fort, jedoch vermindern sie sich ein wenig während der Entbindung, nach welcher Madame G. aufs Land geht. Eine Bäuerin räth ihr, eine heilige Jungfrau auszuputzen. Madame G. glaubt nicht an die Wirksamkeit dieses Mittels. Indess beschäftigt sich ihr Geist so mit diesem Rathe und quält sie

so lange, bis sie auf reiche Weise die Statue einer steinernen Jungfrau ausgeputzt hatte. Nachdem dies geschehen, ist ihre Einbildungskraft nicht ruhiger. Eine andere Person räth ihr, eine Pilgerschaft zu machen, und sie hat nicht eher Ruhe, bis diese Pilgerschaft erfüllt ist. Nachher ist sie aber noch nicht ruhig, und wirft sich vor, dieselbe nicht, wie sie sollte, gethan zu haben; sie unternimmt eine zweite und eine dritte. Durch diese kindischen Ideen wird ihre Einbildungskraft gequält. Sie hat eine Näherin, ein frommes Mädchen, die sie fragt, ob sie nicht schon eine Messe auf eine eigenthümliche Weise, die sie angab, hätte lesen lassen. Sie sagt, dass sie nichts mehr von solcher Art Heilmittel brauchen wolle. Indess kommt doch bald die Idee, eine Messe lesen zu lassen, bei ihr auf und sie verspürt dazu einen unwiderstehlichen Antrieb. Eine Messe wird gelesen; hierauf eine zweite, dritte, zehnte, zwanzigste, dreissigste. In kurzer Zeit hat hierin Madame G. eine beträchtliche Summe verschwendet. Je mehr Messen sie lesen lässt, um desto mehr fühlt sie sich angezogen, eine neue lesen zu lassen, aber sie müssen auf eine ganz eigenthümliche Weise gelesen werden. Aber die Priester verweigern die Messe, so wie sie sie wünscht. Hierdurch wird das Bedürfniss, die Messen auf diese besondere Weise sagen zu lassen, um so mächtiger; es stört die physische Gesundheit der Frau und verursacht ihr Schlaflosigkeit. Sie leidet an Erstickungszufällen, an grosser Hitze, an Unterleibsschmerzen, an so grosser Angst, dass sie sich tödten will, um ihren Leiden ein Ende zu machen. Madame G. trennt sich im Frühlinge 1827 von ihrer Familie und fordert meine Behandlung. Ich verordne allgemeine Bäder, erfrischende Getränke, Laxanzen abwechselnd mit Roborantia und erlaube nicht, Messen lesen zu lassen. Ihre Einbildungskraft beruhigt sich ein wenig und ihre physische Gesundheit verbessert sich; der Schlaf kehrt wieder. Aber ein geringer Umstand regt sie wieder auf und erweckt in ihr den Wunsch, Messen lesen zu lassen. Diese Beobachtung ist merkwürdig, weil sie beweist, dass der Antrieb zum Morde eine fixe Idee ist, die, wie man es bei einigen Monomaniacis beobachtet, durch jede andere krankhafte Beschäftigung des Geistes ersetzt werden kann.

Im Alter von 14 Jahren genoss Madame B., wenigstens scheinbar, eine sehr gute Gesundheit; sie war stark, obgleich sie noch nicht ihre Periode hatte. Alle Zeichen der Pubertät waren da und jeden Monat klagte sie über Kopfschmerz; ihr Auge war geröthet, sie war unruhig, reizbar, traurig. Durch die geringste Kleinigkeit wurde sie aufgeregt und heftig; sie suchte Streit, und dies geschah besonders mit ihrer Mutter. Endlich überliess sie sich dem heftigsten Zorne und ihre Mutter war stets der Gegenstand ihrer Beleidigungen, Drohungen, Verwünschungen. Manch-

mal machte sie Versuche, sich selbst zu tödten; oft, und einmal habe ich sie davon zurückgehalten, stürzte sie sich mit einem Messer auf ihre Mutter. War der Anfall bis dahin gelangt, so stürzte das Blut aus Mund, Nase und manchmal aus den Augen; dann kamen Thränen, ein allgemeines Zittern, Kälte in den Extremitäten, convulsivische Schmerzen in allen Gliedern, Gewissensbisse, denen ein grosser Schwächegrad folgte, und dieser Zustand dauerte mehrere Stunden.

In der letzten Periode des Anfalls rollte sich die Kranke auf der Erde, schlug den Kopf gegen die Wand, gegen die Möbel, schlug sich mit der Faust und zerkratzte sich das Gesicht. Ihre Physiognomie, die gewöhnlich sehr sanft war, wurde grässlich; die Färbung des Gesichts, der Ohren, des Halses war violett, der Kopf brennend, die Extremitäten sehr kalt.

Vom Anfange des Anfalls an, der einen oder zwei Tage dauerte, sah man die Zufälle sich nach und nach bis zum höchsten Gipfel steigern. Anfangs war der Blick traurig; ihr Character zänkisch; eine Bewegung, ein Blick, eine Verweigerung erregten schon ihre Unzufriedenheit. Bald gab der geringste Widerspruch Gelegenheit zu einer heftigen Reizung, und endlich brach der Zorn aus. Manchmal wurden die Anfälle durch sehr grosse Sorgfalt, durch Vorsicht, durch die Ankunft eines Fremden, durch die Gegenwart eines geliebten Onkels unterdrückt. Oft brach auch der Anfall mit einer schrecklichen ungerechten Klage gegen alle Personen des Hauses aus. Die Kranke ereiferte sich besonders gegen ihre Mutter oder ihre jüngere Schwester; sie suchte Gelegenheit zum Zanke heraus, um den Verlauf des Anfalls zu beschleunigen und zur Periode des Zornes zu gelangen. In dieser letzten Periode spürte sie keinen Schmerz, während sie vorher heftige Schmerzen im Körper, besonders im Kopf empfand.

Wenn der Anfall vorüber war, so war sie gegen ihre Mutter gut, bat sie um Verzeihung und liebte sie zärtlich. Mehrere Male gab ich ihr den guten Rath, die ersten Zeichen des Anfalls zu unterdrücken, und stellte ihr vor, wie sehr ihr Betragen verachtungswerth und gefährlich sei. Dann weinte sie und sagte: «Warum hat man mir das gethan? Ich wollte lieber todt sein; wie unglücklich bin ich! Ich kann mich nicht zurückhalten, wenn ich zu meinem Zorne gekommen bin; ich sehe nichts mehr, ich weiss nicht was ich thue, noch was ich sage.» Sie erinnerte sich nicht der Umstände in diesen Anfällen und läugnete mit Erstaunen und Bedauern die Sonderbarkeiten, die man ihr erzählte. Im 16ten Jahre wurden die Anfälle des Zornes oft durch hysterische Convulsionen ersetzt; die Krankheit liess nach und hörte im 17ten Jahre auf, wo die Periode, obgleich in sehr geringer Menge, erschien. Durch die Heirath verschwand jeder nervöse

Anfall, obgleich die Periode unregelmässig zum Vorschein kam, und nur wenig Blut abgesondert wurde. Zu keiner Zeit hat man das geringste Zeichen einer intellectuellen Störung bemerkt. Die Dame ist eine ausgezeichnete Mutter und eine sehr gute Tochter; aber ihr Character ist ein wenig ängstlich und sie hat Anlage zur Melancholie.

N., 21 Jahr alt, von hohem Wuchse, mager, von nervöser Constitution, war stets von traurigem und mürrischem Character; seine sittlichen Anlagen waren wenig entwickelt. Im 14ten Jahre hatte er keine grosse Zuneigung zu seiner Mutter. Im 18. Jahre vermehrt sich seine Traurigkeit; er fiehet seine Jugendgenossen und lebt allein, aber arbeitet emsig in einer Fabrik. Weder seine Reden, noch seine Handlungen zeigen eine Geisteskrankheit an, aber er erklärt, dass er einen Antrieb in sich fühle, der ihn zum Morde hinzieht; dass es Augenblicke gäbe, wo er ein Vergnügen daran finden würde, das Blut seiner Schwester zu vergiessen, seine Mutter zu erdolchen. Man zeigt ihm, wie abscheulich seine Wünsche sind und hält ihm die Strafen vor, die derer harren, die dergleichen Wünsche ausführen. Er antwortet kaltblütig: «Alsdann bin ich nicht mehr Herr meines Willens.» Mehr als Einmal wird er, nachdem er einige Minuten seine Mutter umarmt hatte, roth, seine Augen glänzen und er ruft: «Mutter, rette Dich, ich will Dich erwürgen!» Bald nachher beruhigt er sich, vergiesst einige Thränen und entfernt sich. Eines Tages begegnet er auf der Strasse einem Schweizer-Militair. Er springt auf seinen Säbel, will ihn mit aller Kraft entreissen, um die Militairperson, die er nicht kannte, umzubringen. Einen andern Tag zieht er seine Mutter in den Keller und will sie mit einer Flasche tödten.

Seit sechs Monaten, seit welcher Zeit dieser junge Mann von diesem schrecklichen Triebe beherrscht ist, schläft er wenig und leidet an Kopfschmerz. Er will Niemand sehen und ist für den Kummer seiner Familie unempfindlich; aber er zeigt kein Zeichen von Delirium in seinen Reden.

Nach Charenton geführt, erzählt N. mit der grössten Kaltblütigkeit, dass er fünf- oder sechsmal auf dem Punkt war, seine Mutter oder Schwester zu tödten, dass er es jetzt nicht bedauern würde, wenn es geschehen wäre, da sie ihn haben einsperren lassen; dass er Niemandem gehorchen würde, dass er übrigens gar nichts gegen seine Mutter und Schwester habe und dass er nicht an einer fixen Idee leide. Es wurden warme Bäder und Blutegel am After öfters während der ersten beiden Monate angewandt. N. giebt von Allem, was er empfunden hat, Rechenschaft; er fühlt seine neue Lage, reclamirt seine Freiheit, liest, rechnet, geht allein spazieren, giebt sich mit Niemand ab, sagt

und thut nichts Ungeordnetes und hat nicht mehr den Wunsch zu tödten. Jetzt hat seine Gestalt etwas Convulsivisches, sein Ansehen drückt Traurigkeit und Unzufriedenheit aus. In den ersten Tagen des dritten Monats färbt sich sein Gesicht, seine Augen werden glänzend. N. spricht mit Heftigkeit und unhöflich; er sagt, dass man ihn verderben wolle, dass er Gespenster gesehen, dass er Worte gehört, deren Sinn nur zu deutlich sei. Er schläft nicht. Dieser Zustand dauert acht Tage lang. Während der drei folgenden Monate erneuern sich die Anfälle, aber sind von kürzerer Dauer. Es werden Bäder, Waschungen, Kälte auf den Kopf, Purganzen und Blutegel angewandt.

Der Körper nimmt an Umfang zu, die Glieder entwickeln sich; der Kranke ist gelehriger, mittheilender, er sucht die Zerstreuung, begiebt sich in den Versammlungssaal, sieht seine Mutter und seine Schwester, reclamirt seine Entlassung, versichert, dass er sich wohl fühle und keine traurige Idee mehr habe. Im Monate Februar 1826 kündige ich ihm an, dass seine Entlassung nahe bevorsteht. Er wird heiterer und willigt in alle Vorsichtsmassregeln ein, die man nehmen will, wenn er aus der Anstalt entlassen ist. Endlich kehrt N. am 10ten April desselben Jahres zu seiner Familie, von der er 18 Monate getrennt war, zurück. Er bezeugt seit seiner Entlassung eine grosse Anhänglichkeit für seine Mutter und Schwester und behandelt sie mit Rücksicht und mit Freundschaft. Er arbeitet im Geschäfte mit Thätigkeit und Einsicht und seit 11 Jahren befindet sich dieser junge Mann vollständig wohl.

Am 27sten Juni 1826 empfing ich aus Clairac einen Brief, der mit Jasquier, protestantischer Prediger, unterzeichnet war. Serres, Mitglied der Akademie, der zur Zeit sich bei der Familie des Predigers aufhielt, fügte durch ein Postscriptum hinzu: Diese Thatsache ereignete sich in meiner Geburtsstadt, wo ich mich in diesem Augenblicke befinde.

«Durch die Pflichten meines Amtes ward ich zu einer unglücklichen Frau gerufen, die, wie man mir sagte, sich in der traurigsten Lage befand und durch die Idee, ihr Kind zu ermorden, verfolgt war. Ich begab mich zu ihr und war dort mit ihr und der Person, der sie das Geständniss gemacht hatte, allein. Ich hörte ihre Erzählung mit an und richtete sodann mehrere Fragen in Beziehung auf ihren Zustand an sie. Ich muss hier gleich erwähnen, dass die Person, um die es sich hier handelt, ausserordentlich stark, sehr geröthet im Gesicht und ungefähr 25 bis 26 Jahre alt war. Sie hatte zwei Kinder, von denen das älteste 4—5 Jahre zählte. Als ich sie das erste Mal sah, fand ich sie in einem Zustande, der sich schwer beschreiben lässt. Ich glaubte einen Verbrecher zu sehen, den man zur Richtstätte abführte. Ihre Augen waren in Folge von Thränen, die sie ver-

gossen hatte, roth und entzündet. Ich beruhigte sie, so viel es mir möglich war und bezeugte ihr das lebhafteste Interesse. Als sie sich ein wenig gefasst hatte, erzählte sie mir, dass sie eines Tages, als sie auf der Wäsche war, von Frauen, die mit ihr beschäftigt waren, eine grausige Geschichte gehört. Sie ging, ohne dass sie irgend einen Eindruck empfand, nach Hause. Aber als sie am andern Tage ihren ältesten Sohn bei sich sah, wurde sie unruhig, bewegt und hörte Etwas (dies sind ihre eigenen Worte), was ihr sagte: Nimm ihn, tödte ihn! Seit dieser Zeit, d. h. seit einem Monate wurde sie unaufhörlich von dem Wunsche ihr Kind zu ermorden, geplagt, und sie kämpfte vergeblich an, diesen Wunsch zu ersticken; denn er bestand noch. Wenige Tage nach der Erzählung der fürchterlichen Geschichte war sie mit dem Kinde allein, und es befand sich in der Küche ein grosses Messer, zum Schneiden des Fleisches bestimmt. Da kam in ihr die Idee das Kind zu tödten mit grösserer Macht auf, und um nicht in Versuchung zu gerathen diese Idee auszuführen, warf sie das Messer in den Fluss. Durch die Idee, die sie am Schlafen verhinderte, und die sie weder Tag noch Nacht verliess, kam sie in Versuchung, sich zu vergiften, da sie es für das beste Mittel hielt, sich von dem bösen Schicksale, das sie antrieb, zu befreien.

Der Schwiegermutter, die das Messer forderte und die es suchte, sagte die junge Frau, dass es unnütz sei es zu suchen, und weihete sie in das Geheimniss ein. Als ich sie sah, fragte ich sie, ob sie mit irgend Etwas in ihrem Hausstande unzufrieden sei; sie antwortete, dass sie sich über Niemanden zu beklagen habe. Ich fragte sie, ob sie einem ihrer Kinder den Vorzug gäbe. Sie versicherte mich, dass wenn dies der Fall wäre, so wäre es gerade das, welches sie ermorden wollte, und welches sie seit einem Monate nicht sehen könne, ohne dass ihr die Idee in den Sinn käme: Du musst es tödten! Tödte es! Ich fragte sie, was sie davon denke, indem ich zu wissen wünschte, ob hier nicht irgend eine abergläubische oder fanatische Idee zum Grunde liege. Sie beantwortete mir die Frage so genau, dass ich selbst darüber erstaunt war. Ich fragte sie, ob sie nicht vielleicht zufällig hieran die Idee eines Opfers knüpfe. Sie antwortete mir bestimmt: Nein; sondern dass sie wohl wisse, dass Gott nicht ein solches Opfer verlange, und dass sie nur durch diesen Gedanken zurückgehalten würde. Ich beruhigte sie so gut, als mir möglich war, und da sie mir sagte, dass sie nichts thue als weinen und beten, so empfahl ich ihr, nur kurze Gebete zu verrichten, und wenig, aber oft sehr gute Sachen zu lesen.

Eines Tages ist die Unglückliche entschlossen, sich das Leben zu nehmen. Sie ging vom Hause fort, um Scheidewasser zu holen, und wurde nur hiervon abgehalten, weil sie sich selbst auf

dem Wege sagte: Was wird man von mir sagen. Diese Idee liess sie umkehren, und als sie nach Hause gekommen war, überliess sie sich der ganzen Heftigkeit ihrer Verzweiflung.»

Der Dr. Marc empfahl mir im Monate Juli 1826 eine Kranke, die ich einlud nach Charenton zu kommen, wo sie drei Monate lang blieb.

Madame N., 30 Jahr alt, Mutter von vier Kindern, stammte von einem Vater ab, der sich durch eine sehr grosse Reizbarkeit auszeichnete. Sie selbst ist von kleinem Wuchse, hat lebhafte Augen, gefärbten Teint, ist sehr nervös. Die leichteste Ueberraschnng, der leichteste Schreck unterdrücken ihre Regeln. Seit ihrem letzten Wochenbette vor 14 Monaten ist sie reizbarer, beweglicher; sie hat mehrere hysterische Anfälle ohne Convulsionen, aber mit allgemeinem Zittern. Das letzte Wochenbett, obgleich glücklich, war von Kopfschmerzen, Ohrensausen, Schwindel, Schmerzen im Unterleibe, heftigen und fast unaufhörlichen Magenschmerzen begleitet. Diese Symptome verschwanden, bis auf den Magenschmerz, der intermittirend wieder auftrat. Seit dieser Zeit ist Madame N. in ihren Neigungen sehr unstät, sie ist abwechselnd heiter, traurig, zutrauungsvoll, misstrauisch und fähig Alles zu unternehmen; einen Augenblick nachher ist sie schwach und schwankend.

In diesem Zustande hört Madame N. von dem Morde der Tochter Cornier's erzählen. Sogleich wird sie von der Idee ihr Kind zu tödten ergriffen. Diese Idee, die seit der Zeit oft bei ihr erwacht, treibt sie zum Selbstmorde an. Eines Tages, sagte die Kranke, schneide ich eine Feder; mein Kind tritt herein, und sogleich empfinde ich den heftigsten Wunsch, es zu tödten. Ich bekämpfe diesen Gedanken, und frage mich kaltblütig, warum ich so schreckliche Absichten habe? was sie mir eingeben können? Ich finde in mir keine Antwort. Derselbe Wunsch erneuert sich; ich widerstehe schwach; ich bin überwunden; ich will das Verbrechen begehen. Eine neue Anstrengung hält mich zurück; ich nehme schnell das Federmesser an meine Kehle und sage mir: es ist besser, böse Frau, dass du selbst umkommest.

Madame N. geht freiwillig auf meine Rathschläge nach Charenton. Bei ihrer Ankunft sind ihre Reden, ihre Handlungen vollkommen verständig. Die Kranke ist sanft, folgsam, arbeitsam; sie erzählt ohne Bewegung die Geschichte ihrer Krankheit, zeigt gegen mich viel Zutrauen und fragt mich, welche Arzneimittel man bei ihr anwenden werde. Als ich sie nach der Ursache ihrer unglücklichen Gedanken fragte, antwortete sie mir: «Es ist etwas, was mich an den Schultern stösst.»

Sie ist nicht mit sich selbst zufrieden; sie beklagt sich über ihre Gleichgültigkeit für ihr Haus, für ihren Mann, ihre Kinder,

und dass ihr ihre neue Lage weder Kummer, noch Langeweile verursacht.

Am 10ten August 1826, vier Tage nach ihrer Aufnahme und vier vor dem Erscheinen ihrer Menstruation klagt die Kranke über allgemeine Mattigkeit, Kopfschmerz, Schmerzen im Epigastrium. Die Zunge ist mit Schleime belegt, der Geschmack bitter, die Farbe gelb, das Aussehen traurig. Die Kranke spricht viel, hat das Bedürfniss, ihren Platz zu wechseln und leidet gewöhnlich im Traume an bösen Ideen. Sie sucht alle Arten Zerstreuung, arbeitet, geht, spricht und scherzt viel mit ihren Mitgenossen; ihr Schlaf ist sehr leise, sie erwacht beim geringsten Geräusche. Es werden Bäder, schleimige Getränke, Fussbäder Morgens und Abends verordnet.

Am 14ten August erscheint die Menstruation sehr gering, die copiösen Stühle sind flüssig und es treten leichte kolikartige Schmerzen ein.

Am 17ten August hört jede Aufregung auf und es tritt Traurigkeit ein. N. entfernt sich von ihren Genossen, spricht wenig, ist traurig, träumerisch, vergiesst Thränen. Sie leidet an Schmerzen im Epigastrium; manchmal empfindet sie Hunger; ein Schwefelgeruch belästigt sie. Es tritt besonders in der Nacht ein trockner Husten ein. Die Kranke leidet an Verstopfung und sie hat häufiger und hartnäckiger Mordideen. Es wird Rhabarber und Opium verordnet.

Nachdem dieser Zustand acht Tage angehalten hat, befindet sich Madame N. ziemlich wohl. Ihr physischer Zustand ist befriedigend und sie wird durch keine traurige Idee verfolgt, wodurch sie Hoffnung zu einer nahen Heilung giebt.

Am 24sten sieht Madame N. ihren Mann und ihre Tochter mit der grössten Freude. Sie bezeugt ihrem Kinde die zärtlichsten Liebkosungen. Plötzlich entflieht sie, indem sie ein Geschrei ausstösst. Der Anblick eines Messers hat in ihr den Wunsch erregt, sich desselben zu bemächtigen und zwei Mordthaten auf Einmal zu begehen. Sie hatte diesen fürchterlichen Gedanken, indem sie die Flucht nahm, überwunden. Uebrigens erweckt der Anblick eines Messers, einer Scheere und selbst einer Nähnadel stets in ihr diesen traurigen Wunsch.

Am 1sten Octbr.: Die Kranke leidet an Kopfschmerzen, an Magenschmerzen. Oft bricht sie die Nahrungsmittel wieder aus; sie leidet an Verstopfung. Die fürchterlichen Ideen haben an Kraft verloren, aber sie treten häufiger, besonders des Abends ein, wo denn Madame N. alle mögliche Zerstreuungen wählt, die am meisten geeignet sind, ihre Aufmerksamkeit zu fixiren, wie das Schachspiel u. s. w.

Am 9ten Octbr. sagt man Madame N., dass ihr Kind krank

sei. Sie wird darüber unruhig. Sie bekommt über den Zustand ihres Kindes noch traurigere Nachrichten und sie erleidet hierdurch einen heftigen Kummer. Sie vergiesst Thränen, verlangt unaufhörlich Nachrichten von ihrem Kinde und ist in Verzweiflung. Indess hat sie für Augenblicke ein schreckliches Verlangen es zu ermorden, es in ihren Armen zu ersticken. Dies sind die eigenen Ausdrücke dieser unglücklichen Mutter.

Am 26sten October kündigt man Madame N. an, dass ihr Kind sich wohl befinde und dass ihre Entlassung nahe bevorsteht. Sie ist bei dieser Nachricht sehr gerührt und spricht nur von dem Glücke, nach dreimonatlicher Abwesenheit wieder zu ihrer Familie zurückzukehren.

Am 28sten October benachrichtigt man sie, dass ihre Entlassung noch aufgeschoben sei. Dies afficirt sie wenig, und sie erstaunt selbst über den wenigen Kummer, den ihr diese Nachricht verursacht.

Am 3ten November sieht sie ihren Mann und ist am Abende sehr heiter. «Was!» sagte sie, «ich bin lächerlich heiter, wo ich so vielen Grund zum Kummer habe?» In der Nacht stellt sich plötzlich eine Unruhe über ihren Zustand, über die Verlängerung ihres Aufenthaltes ein. Sie vergiesst Thränen, aber sie hat keine Mordideen.

Den 10ten Novbr.: Die Ruhe, so wie die gewöhnliche Heiterkeit kehrt zurück; Madame N. erwartet mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo sie in ihre Familie zurückkehren wird; die Gesundheit ist gut, die Menstruation wieder hergestellt; sie hat seit 14 Tagen keine unglücklichen Ideen, dennoch aber Furcht nicht geheilt zu sein.

Den 24sten Novbr. verlässt Madame N. das Haus, und vernimmt zugleich den Tod des Kindes, welches sie tödten wollte. Dieser Verlust verursachte einen lebhaften und tiefen Schmerz, aber störte ihre Gesundheit nicht.

Der Dr. Barbier aus Amiens hat der Königl. mediz. Academie einen Vorfall mitgetheilt, der dem so eben gelesenen ähnlich ist; dieser berühmte Professor hat ihn mir sehr bereitwillig mitgetheilt und zwar mit der Erlaubniss, ihn veröffentlichen zu dürfen.

«Margarethe Molliens, 24 Jahr alt, hatte seit 3 Jahren Schmerzen im Epigastrium, wozu sich Blähungen gesellten und Schmerz mit Aufgetriebenheit der rechten Seite des Bauches. Sie litt auch an Kopfschmerzen, die vorzüglich den obern Theil des Kopfes einnahmen und die zu Schwindel, Ohrensausen und manchmal zu Störungen des Gesichtes Veranlassung gaben. Sie klagte oft über Herzklopfen, Druck in der Kehle, Zittern in den Gliedern, über Zuckungen in den Armen, Beinen und in den Fingern.

Diese Frau hatte ein erstes Kind, welches nur drei Monate lebte. Sie liebte es sehr und hat den Verlust desselben schmerz-

lich bedauert. Sie wurde nach neun Monaten von einem zweiten Kinde entbunden. Die Entbindung war sehr glücklich. Am fünften Tage konnte sie aufstehen, und selbst das Gastmahl, das der Taufe des Kindes folgen sollte, bereiten. Mehrere Personen waren zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Man sprach von der Begebenheit, die durch alle Journale erzählt wurde, von der Ermordung eines Kindes durch die Tochter Cornier's. Margarethe Molliens wurde durch diese grässliche Handlung sehr erschreckt; sie dachte lange Zeit daran und sagt von diesem Augenblicke an Furcht gehabt zu haben, dass eine ähnliche Idee ihr selbst beikommen würde. Welche Anstrengungen sie auch am folgenden Tage machte, um aus ihrem Gedächtnisse das Andenken dieses Unglücks zu verwischen, es erzeugte sich immer wieder, es wurde zur herrschenden Idee.

Sie schien sich nach und nach mit dem Gedanken, ein Kind, und selbst das ihrige, zu tödten zu befreunden. Sie hielt es nackt auf ihren Knieen, liebkoste es mit grosser Zärtlichkeit und dessenungeachtet herrschte der Gedanke es zu tödten immer vor, wie viele Anstrengung sie auch anwandte, um ihn zu überwinden. Eines Tages, als sie sich allein in ihrem Zimmer befand und als sie ihr Kind ankleidete, wurde dieser Gedanke in ihr bald zu einem heftigen Wunsche. Sie sieht sich um und bemerkt nahe bei sich auf einem Tische ein Küchenmesser. Ihr Arm, sagte sie, streckte sich unwillkürlich gegen dieses Messer aus. Sie sah, dass sie nicht mehr Herr über sich selbst war, sie fing an um Hülfe zu schreien, ihre Nachbarin zu rufen. Man kommt an, man drängt sich um sie. Sie beruhigt sich, sobald sie sieht, dass man sie nicht mehr frei das thun lassen wird, wozu sie ihr Wille verdammt.

Seit diesem Zeitraume hatte sie oft dieselbe Neigung; ihr Unglück beweinend gesteht sie, dass sie manchmal die Absicht habe, ihr Kind zu tödten. Man trennte sie von diesem und sie kam am 21sten Juli 1826 nach dem Hôtel-Dieu von Amiens.

Es wird ihr zweimal am Fusse zur Ader gelassen und funfzehn Blutegel an die Schläfe gesetzt. Da sie verstopft ist, so giebt man ihr abführende Oele. Sie hat grossen Hunger; man giebt ihr jedoch nur Morgens und Abends Suppe.

Man bringt der Kranken täglich ihr Kind. Sie zeigt gegen dasselbe eine lebhafte Zärtlichkeit, die ganz aufrichtig zu sein scheint. Sie zeigt es uns, als wir den Besuch machten und wünscht, dass wir die Schönheit und Gesundheit desselben bewundern.

Den 24sten Juli: Sie hatte gestern heftiges Kopfweh mit Hitze über den ganzen Kopf, Schauder im obern Theile, eine Empfindung von Kälte am Hinterkopfe, Betäubung. Der Appetit

ist gut; ein Stuhl; sie hat die Nacht geschlafen. Diesen Morgen befindet sie sich wohler; der Kopfschmerz verliert an Intensität, aber sie glaubt, dass er am Tage wiederkehren werde.

Den 25sten: Der Kopfschmerz ist gestern mit denselben Symptomen wiedergekehrt; derselbe war am vordern Theile des Kopfes sehr heftig. Sie leidet an Mattigkeit und Herzklopfen. — Die Kranke erzählt uns, dass wenn ihre schrecklichen Ideen kommen, der Kopfschmerz sich nach hinten zieht, dass sie alsdann starkes Klopfen im Epigastrium und Abmattung in allen Gliedern empfinde. Es scheint ihr, als wenn sie auf die Erde fallen werde; sie geräth in Schweiss. Diese Anfälle wiederholen sich.

Den 26sten: Dieselben Phänomene.

Den 27sten: Der Kopfschmerz hat sich vermindert. Margarethe Molliens ist weniger von ihren schrecklichen Ideen geplagt worden.

Den 29sten: Sie hat den gestrigen Tag gut zugebracht, aber des Morgens fühlte sie heftiges Kopfweh mit Betäubung. Sie klagte auch über Schmerz in der Rückengegend; ihr Schlaf ist sehr unruhig. Sie ist gestern um 2 Uhr ausgegangen, um ihr Kind zu sehen.

Am 30sten: Sie hat die Nacht gut geschlafen; der Schmerz in der Rückengegend dauert noch fort. Hierzu gesellt sich noch Schmerz im Epigastrium.

Am 31sten: Sie befindet sich besser; sie wird nicht mehr so viel durch ihre fixe Idee verfolgt. Sie hatte gestern den ganzen Nachmittag ihr Kind bei sich.

Am 5ten August: Sie hatte gestern noch dieselben Gedanken, dieselben Absichten. Sie kann ein geöffnetes Messer nicht sehen. Sie sagt, dass, wenn dieser Gedanke sie ergreift, sie an Kopfschmerzen, an Schmerzen in dem Epigastrium, an grosser Aengstlichkeit, an Herzklopfen leidet und in starken Schweiss geräth.

Am 6sten August: Sie weint, ist während der Visite untröstlich. Sie erklärt, dass seit einigen Tagen ihre Neigung häufiger wieder erwacht; sie fügt hinzu, dass man nicht begreifen könne, was sie leide, dass sie ihr Kind leidenschaftlich liebe und dass sie dennoch einen heftigen Wunsch, ihm Böses zu thun, empfinde. Es wird ein Aderlass, Vesicatore am Arm, ein Bad und Opium verordnet.

Am 15ten: Die Frau befindet sich seit einigen Tagen heiterer; sie ist mit ihrem Kinde und mit einem ihrer Verwandten spazieren gegangen. Sie leidet aber noch an Kopfschmerzen, Schmerzen im Epigastrium. Diese Zufälle haben nicht stets dieselbe Intensität. Die bösen Gedanken scheinen von diesen

Schmerzen abzuhängen. Sie sind stärker, wenn die Schmerzen stärker sind.

Am 16ten: Die Kranke befindet sich augenscheinlich besser. Sie hat wenig Kopf- und Magenschmerzen; sie langweilt sich im Hôtel-Dieu und geht aus.

Am 20sten: Die Frau kam des Morgens zur Zeit der Visite nach dem Hôtel-Dieu; sie hat ihr Kind nicht bei sich; sie befindet sich wohl und empfindet nur einen kleinen Druck im Unterleibe. Die bösen Gedanken kehren nur selten wieder.

Die Frau wurde nach und nach wieder hergestellt, und nicht mehr von denselben Neigungen befallen. Sie trat in Condition und schien vollkommen gesund zu sein.

Ein Mann, ungefähr 45 Jahre alt, der auf dem Lande wohnte, ein beträchtliches Vermögen hatte und von guter Gesundheit war, wurde durch einen jungen Arzt mir zugeführt und consultirte mich im Monate Juli 1836. Er gab mir selbst die folgenden näheren Umstände an. Nichts zeigte bei ihm die geringste Störung seiner Verstandesthätigkeit. Er antwortete mit Genauigkeit auf alle meine an ihn gerichteten Fragen. Er hatte die Anklage der Tochter Cornier's gelesen, ohne auf dieselbe eine zu grosse Aufmerksamkeit zu verwenden; jedoch wurde er die Nacht plötzlich durch den Gedanken, seine Frau, die neben ihm lag, zu tödten, aus dem Schlafe aufgeweckt. Er verlässt sein Bett, geht eine Stunde spazieren, empfindet nachher nicht mehr dieselbe Unruhe, legt sich zu Bett und schläft wieder ein. Seit drei Wochen kehrt dieselbe Erscheinung dreimal und stets während der Nacht zurück. Bei Tage macht der Kranke sich viel Bewegung, hat viele Beschäftigungen und nur das Andenken von dem, was er die Nacht empfunden hat. Er ist von hohem Wuchse, gewöhnlicher Stärke, sein Teint ist gelb; er war niemals krank gewesen und genoss stets einer sehr guten Gesundheit. Seit 20 Jahren verheirathet hat er nie häuslichen Kummer gehabt; seine Geschäfte waren stets geglückt. Er war nie mit seiner Frau unzufrieden, nie eifersüchtig, ja, er hatte sogar nie den geringsten Wortwechsel mit ihr, da er sie innig liebte. Es ist eine Idee, die sich seiner während des Schlafes bemächtigt. Er versichert, dass er physisch an keinem Schmerze, ausser einem sehr geringen Kopfschmerze, leidet. Er ist über seinen Zustand traurig und bekümmert; er hat seine Frau verlassen, indem er zu unterliegen fürchtet, und er ist sehr geneigt, Alles zu thun, um sich von dieser schrecklichen Neigung zu befreien.

Ein Bauer zu Krumbach in Schwaben, von nicht recht gesunden Eltern geboren, 27 Jahre alt, unverheirathet, litt seit seinem 8ten Jahre an häufigen Anfällen von Epilepsie. Seit zwei Jahren hat seine Krankheit, ohne dass man den Grund davon weiss, ihren

Character verändert. Anstatt der epileptischen Anfälle hat dieser Mann seit jener Zeit eine unwiderstehliche Neigung zu morden; er empfindet die Annäherung dieses Anfalls mehrere Stunden, manchmal sogar einen Tag voraus. Von dem Augenblicke an, wo er dieses Vorgefühl hat, fordert er inständig, dass man ihn fessle, dass man ihn mit Ketten belade, um ihn zu verhindern, ein Verbrechen zu begehen. «Wenn mich dies übernimmt,» sagte er, «so muss ich tödten, erwürgen, und wäre es auch nur ein Kind.» Seine Mutter und sein Vater, die er übrigens zärtlich liebt, würden in diesen Anfällen die ersten Schlachtopfer sein. «Meine Mutter,» ruft er mit einer schrecklichen Stimme, «rette Dich, oder ich bringe Dich um!»

Vor dem Anfalle klagt er über grosse Müdigkeit, kann jedoch nicht schlafen; er fühlt sich sehr niedergeschlagen und empfindet leichte convulsivische Bewegungen in den Gliedern. Während der Anfälle bewahrt er die Empfindung seiner eigenen Existenz; er weiss vollständig, dass, indem er einen Mord begeht, er sich eines Verbrechens schuldig macht. Hat man ihn ausser Stand gesetzt zu schaden, so verzerrt er sein Gesicht, singt, spricht in Versen. Der Anfall dauert einen bis zwei Tage; endet er, so ruft er aus: «Bindet mich los! Ach, ich habe sehr gelitten, aber ich bin glücklich wieder fortgekommen, weil ich Niemand getödtet habe.» (Gall).

Ein Kutscher vom Gute Frunterdadt, der seine Familie vollständig gesund verlassen hatte, wurde plötzlich auf dem Wege zwischen Aalen und Gmünd von einem Anfalle von Mordmonomanie befallen. Der erste Akt seiner Verwirrtheit bestand darin, sich mit seinen drei Pferden in einen Pferdestall einzuschliessen und ihnen kein Futter vorzulegen. Beim Abreisen spannte er nur zwei Pferde an und ritt auf dem dritten, um seinen Wagen zu begleiten. In Nogglingen misshandelte er eine Frau; in Unterlobengen ging er zu Fuss vor seinen beiden Pferden her und hielt eine Axt in der Hand. Auf dem Wege vor diesem letzten Orte nach Hussenhofen begegnete er zuerst seiner Frau, der er einige Schläge mit der Axt gab und die er ausgestreckt in einem Graben an der Seite des Weges liegen liess. Später begegnete er einem Jungen von 13 Jahren, dem er den Kopf mit der Axt spaltete. Kurze Zeit darauf schlug er einem Manne von 30 Jahren den Schädel ein, verbreitete das Gehirn auf dem Wege, und nachdem er dem Leichnam noch mehrere Schläge beigebracht, liess er die Axt und den Wagen zurück, und setzte entwaffnet seinen Weg gegen Hussenhofen fort. Er fand auf dem Wege zwei Juden, die er angriff, und die nach einem kurzen Kampfe entflohen. Nahe bei Hussenhofen griff er einen Bauer an, der zu schreien anfing, worauf mehrere Personen herbeikamen, die den Wüthen-

den banden und ihn nach Gmünd zurückbrachten. Man führte ihn alsdann zu den Leichnamen der Personen, die er getödtet hatte. Bei ihrem Anblicke sagte er: «Nicht ich, sondern mein böser Geist hat diese Mordthaten begangen.» *)

Mounin, 30 Jahre alt, war epileptisch und trieb einen kleinen Handel. Bei der Rückkehr von einem Jahrmarkte machte ihm seine Mutter über einen Handel, den sie für unvortheilhaft hielt, Vorwürfe. Mounin wird gereizt, aber begeht keinen Excess. Am andern Morgen läuft er ohne Hut und ohne Bekleidung auf das Feld, und nach einigen Augenblicken tödtet er ohne Veranlassung drei Menschen hintereinander. Man verfolgt ihn; er rettet sich, entflieht und macht alle Anstrengungen, um sich den Verfolgungen zu entziehen. Endlich hält man ihn an, und er wird vor den Magistrat gebracht. Mounin antwortet, dass er sich sehr wohl der begangenen Morde erinnere, dass er aber damals gänzlich den Kopf verloren habe, und dass er seit zwei Tagen in einem schrecklichen Zustande gewesen sei und nichts als Feuerströme und fürchterliche Gegenstände gesehen habe. Er verlangt zu sterben, da er so viel Unheil angerichtet hat.

Man kann diese Beobachtungen, zu denen man noch viele andere von Schriftstellern hinzufügen kann, die über gerichtliche Medizin geschrieben haben, in drei Klassen eintheilen, die die drei Grade der Mordmonomanie charakterisiren.

In der ersten Klasse werden die Individuen, die den Wunsch zu tödten haben, durch mehr oder minder eingebildete Beweggründe, die mehr oder minder der Vernunft entgegengesetzt sind, gezogen. Alle Welt erkennt sie für Narren an.

In der zweiten Klasse sieht man keinen bekannten Beweggrund; man kann weder einen eingebildeten, noch wirklichen unterschieben, und die Unglücklichen werden durch einen blinden Trieb, dem sie oft zu widerstehen streben, hingezogen.

In der dritten Klasse ist der Impuls plötzlich, augenblicklich; er ist stärker als der Wille. Der Mord wird ohne Interesse, ohne Beweggrund und am häufigsten an den theuersten Personen begangen.

Welcher Unterschied auch unter diesen drei Klassen ist, so werden wir sehen, dass die dritte nur den höchsten Grad einer und derselben Leidenschaft ausdrückt, dass sowohl die Einen wie die Andern frappante Aehnlichkeit, mehrere gemeinschaftliche Merkmale haben, und dass sie nur durch die Heftigkeit und die

*) *Aristarque français* vom 13ten April 1820; entnommen aus dem schwäbischen Merkur, der die Wahrheit dieser Geschichte verbürgt.

Augenblicklichkeit der Ausführung von einander verschieden sind; eben so wie eine Entzündung dieselbe bleibt, sie mag acut oder chronisch sein, durch Verhärtung oder Eiterung enden, tödten oder nicht tödten.

Die Beobachtungen der Mordmonomanie zeigen die grösste Aehnlichkeit mit dem, was man beim partiellen Wahnsinne oder bei den Monomaniacis sieht und man kann daher diese Individuen nicht mit Verbrechern verwechseln. Der Mord, den sie begangen haben, ist kein Verbrechen; denn die Handlung des Tödtens an und für sich macht kein Verbrechen aus.

Alle oder fast alle Individuen, von denen wir gesprochen haben, waren von nervöser Constitution, von grosser Reizbarkeit. Mehrere hatten etwas Sonderbares in ihrem Character, Bizarres in ihrem Wesen.

Alle waren, ehe sich der Wunsch zu tödten zeigte, unfähig zu schaden; sie waren sanfte, gute, anständige und selbst religiöse Leute.

Bei Allen hat man, wie bei den Geisteskranken, einen Wechsel in der physischen und psychischen Sensibilität, im Character, in der Lebensart bemerkt. Bei Allen kann man leicht den Zeitraum des Wechsels, von dem wir so eben sprachen, den Ausbruch des Uebels und das Aufhören desselben bestimmen.

Merkliche physische oder psychische Ursachen haben fast stets diese Neigung bestimmt. In zwei Fällen war die Handlung die Wirkung der Anstrengungen der Pubertät; in vier Fällen entstand sie aus dem Nachahmungstriebe. Der Wunsch zu tödten zeigte sich, nachdem diese Unglücklichen die Geschichte einer Frau gehört hatten, die ein Kind erwürgt und den Kopf vom Körper getrennt hatte. Dieser Nachahmungstrieb ist eine häufige Ursache der Geisteskrankheit, besonders des Selbstmordes. Laplace sagt in seinen *Essais sur les probabilités*, dass in dieser Beziehung die Veröffentlichung der Verbrechen nicht ohne Gefahr ist.

Dauert der krankhafte Zustand ziemlich lange Zeit und beobachtet man die Individuen, die am Mordtriebe leiden mit Sorgfalt, so zeigt sich, dass diesem Zustande, wie dem Delirium bei den Geisteskranken, Kopfschmerzen, Magenbeschwerden, Schmerzen im Unterleibe vorangehen, und dass diese Symptome vor dem Mordtriebe da sind und dass sie exacerbiren, wenn dieser traurige Trieb energischer wird. Die Gegenwart derjenigen Personen, die sie zu Schlachtopfern auserlesen, der Anblick von Instrumenten, die geeignet sind ihren schrecklichen Wunsch zu erfüllen, erwecken und vermehren den Antrieb, der diese Unglücklichen zum Morde zieht.

Fast Alle machen vorher oder nachher Versuche, sich selbst das

Leben zu nehmen. Alle rufen den Tod an; Einige wollen bestraft sein.

Kein Individuum von den hier erzählten Fällen hatte einen Beweggrund, den Mord zu begehen; ja, er geschah gewöhnlich an Personen, die sie innig liebten.

Während der Intermission oder wenn der Wunsch zu morden aufgehört hat, geben diese Unglücklichen über die geringste Kleinigkeit Rechenschaft. Kein Beweggrund regte sie an; sie waren hineingezogen, wie sie sagten, durch eine Idee, durch eine innere Stimme dazu getrieben; mehrere sagen nicht unterlegen zu sein, weil ihre Vernunft gesiegt hat, weil sie flohen oder weil sie die Instrumente und die Mordgegenstände entfernt hatten. Bei diesen Individuen ist die Idee zu tödten eine ausschliessliche, die bald fix, bald intermittirend ist, und von der sie sich eben so wenig lossagen können, als die Geisteskranken von den Ideen, die sie beherrschen.

Die Individuen, von denen wir gesprochen, haben unter einander die grösste Aehnlichkeit und zeigen alle Zeichen der Monomanie. Sie unterscheiden sich aber wesentlich von den Verbrechern, mit denen man sie verwechselt hat, und deren Strafe sie häufig erdulden mussten.

Die, die an Mordmonomanie leiden, stehen getrennt ohne Mitschuldige, die sie durch ihre Beispiele oder Rathschläge aufregen konnten, da; die Verbrecher haben unmoralischen Umgang, leben ausschweifend und haben in der Regel Mitschuldige.

Der Verbrecher hat stets einen Beweggrund. Der Mord ist für ihn nur ein Mittel, um eine mehr oder minder verbrecherische Leidenschaft zu befriedigen. Fast immer ist der Mord des Verbrechers mit einer andern schuldigen Handlung complicirt. Das Gegentheil findet in der Mordmonomanie statt.

Der Verbrecher wählt seine Schlachtopfer unter Personen, die seinen Absichten hinderlich sind, oder die sich gegen ihn auflehnen können. Der Monomaniacus opfert Wesen, die ihm gleichgültig sind oder die das Unglück haben, ihm in dem Augenblicke, wo ihn die Mordidee ergreift, zu begegnen. Aber am häufigsten wählt er seine Schlachtopfer aus den Personen, die ihm am theuersten sind. Eine Mutter tödtet ihr Kind und nicht das Kind einer Fremden; ein Ehemann will seine Frau tödten, mit der er seit 20 Jahren in der besten Eintracht gelebt; eine Tochter will die Mutter, welche sie herzlich liebt, ermorden. Diesen schrecklichen Vorzug bemerkt man bei den Geisteskranken. Und ist das nicht ein hinlänglicher Beweis, dass weder die Vernunft, noch das Gefühl, noch der Wille die Wahl für das Schlachtopfer geleitet haben, und dass folglich eine Störung der Functionen, die ihre Handlungen leiten, da ist.

Hat der Verbrecher die strafbare Handlung begangen, so entzieht er sich den Verfolgungen, er verbirgt sich; wird er ergriffen, so läugnet er, und nimmt seine Zuflucht zu allen möglichen Ränken, um zu täuschen; gesteht er sein Verbrechen ein, so geschieht dies nur, wenn er der Menge von Beweisgründen unterliegt, und dennoch ist sein Geständniss von Schweigen begleitet; am häufigsten läugnet er bis zu dem Augenblicke, wo er die Strafe erleiden soll, indem er immer noch hofft, dem Schwerte der Gerechtigkeit entgehen zu können.

Hat der Monomaniacus seinen Wunsch erfüllt, so denkt er an nichts weiter; er hat getödtet, Alles ist für ihn vorbei, sein Ziel ist erreicht. Nach der Mordthat ist er ruhig; gewöhnlich sucht er sich nicht zu verbergen. Zuweilen, nachdem er seinem Wunsche Genüge geleistet hat, macht er seine That bekannt und begiebt sich selbst zur Obrigkeit. Manchmal erlangt er nach vollbrachter Mordthat seine Vernunft wieder, sein Wohlwollen erwacht von Neuem; er ist in Verzweiflung, er ruft den Tod an, er will sich das Leben nehmen. Wenn er der Gerechtigkeit überliefert wird, so ist er mürrisch, finster; er gebraucht weder Verstellungskunst, noch Arglist; er erzählt sogleich mit Ruhe und Offenherzigkeit die verborgensten Umstände der Mordthat.

Die Unterschiede zwischen den Mordmonomaniacis und den Verbrechern sind zu entschieden, die Aehnlichkeit zwischen den Monomaniacis und den Geisteskranken aber zu deutlich, als dass man die Monomaniaci unter die Verbrecher rechnen könnte.

Aber, wird man mir erwidern, die Monomaniaci, welche ihrem Antriebe widerstehen, beweisen, dass diejenigen, die ihm unterliegen, strafbar sind, weil sie nicht stark genug gekämpft haben, um ihren Trieb zu besiegen. Wie! man soll also erst von einem Maniacus wüthende Handlungen abwarten, ehe man ihn für geisteskrank erkennt? Hat denn die Geisteskrankheit, wie alle andern Krankheiten, nicht verschiedene Grade? Giebt es nicht Geisteskranke, die ruhig und ganz unschädlich sind, dagegen andere, die sehr heftig und höchst gefährlich sind? Giebt es nicht Geisteskranke, welche wenigstens in einigen Augenblicken der Vernunft den Bemühungen der Freundschaft und einer imponirenden Auctorität nachgeben, dagegen andere, die unerschütterlich in ihrer Ueberzeugung und jeder Art von Ueberredung unzugänglich sind? Giebt es nicht Monomaniaci, welche mehrere Jahre gegen den Trieb sich zu tödten kämpfen, und andere, die den Selbstmord begehen, sobald sie den Gedanken gefasst haben? Ich habe einen 84jährigen General behandelt, der seit seinem 25sten Jahre gegen den Trieb sich zu tödten kämpfte. Dieser Antrieb verliess ihn selbst nicht in der Armee, als er seine Brigade kommandirte. — Wie! ein Individuum ist ruinirt, bald darauf hält es sich für sehr

reich! Es ist ein Narr, werdet Ihr sagen, weil es von seiner Lage nicht so wie andere Menschen urtheilt. Ein Student überredet sich, dass er mit zwei Pferden die St. Genovevakirche werde an einen andern Ort bringen können. Ihr haltet ihn für einen Narren, weil er falsch von dem Verhältnisse, in welchem der Widerstand dieses grossen Gebäudes zu den Kräften der Pferde stehet, urtheilt. Ein Dritter sieht überall Feinde, und Ihr haltet ihn für wahnsinnig, weil er die Dinge falsch in Erwägung zieht; denn nichts fehlt zu seinem Glücke und er hat keine Feinde. Und Ihr haltet diese Mutter für vernünftig, die ihr Kind anbetet und ihm dennoch den Dolch in die Brust stösst! Diese Unglückliche hätte also keine Veränderung im Gemüthe erlitten, sie besässe nicht einen Mangel an Sensibilität, nicht an Intelligenz, wenn sie, ungeachtet ihrer Zärtlichkeit, ungeachtet ihres Abscheues, den ihr das Verlangen einflösst, dennoch ihr Kind tödtet? Gesteht mir wenigstens zu, dass der Wille verkehrt und untergeordnet ist. — Solche Verkehrtheit sollte ein normaler oder natürlicher Zustand sein! Wartet, bis die Vernunft wieder zurückgekehrt ist, und diese unglückliche Mutter wird, eben so gut wie Ihr, das ganze Schreckliche der Mordthat, die sie beinahe begangen hätte oder schon begangen hat, einsehen. Fühlt, urtheilt, handelt diese Mutter eben so, wie sie fühlte, urtheilte, handelte, ehe sie in diesen schrecklichen Zustand verfiel, und wie andere Mütter fühlen, urtheilen, handeln? Nein, gewiss nicht. Welchen bessern Beweis für das Dasein der Geisteskrankheit wollet Ihr haben? Aber, wird man einwenden, wenn der Trieb zum Morde stärker ist als der Wille, so giebt es keinen freien Willen mehr. Das ist gewiss; da Delirium vorhanden ist, so ist keine geistige Freiheit da und der Mörder ist nicht mehr verantwortlich. — Aber dieser Mörder spricht vernünftig, er ist vorsichtig. — Leset die Abhandlungen über die Geisteskrankheit, kommet in unsere Irrenhäuser, und Ihr werdet hier Geisteskranke sehen, die sehr vernünftig sprechen, folgerechte Gespräche führen, tiefsinnige Gegenstände erörtern, mit vieler Verschmitztheit und Vorsicht ein Komplot anstiften, deren Handlungen aber ganz ungeordnet, deren Neigungen ganz verkehrt sind und die sowohl Andern, als auch sich selbst gefährlich würden, wenn sie ihre Freiheit erhielten.

Ohne Zweifel giebt es sehr schwierige Fälle, aber diese Schwierigkeit vermehrt sich, weil man nur bei einem Umstande stehen bleibt, um die Strafbarkeit der Handlung zu characterisiren. In solchem Falle, sagt man, ist der Mörder strafbar, da er Ueberlegung gehabt hat; aber es giebt unzählige Fälle, die beweisen, dass die Geisteskranken das Bewusstsein von dem, was sie thun, behalten, uud dass sie alle möglichn Vorsicht anwenden, damit das Vorhaben gelinge; aber dieser Unglückliche, dessen Ueber-

legung durch seine Geständnisse bewiesen ist, war ein rechtschaffener, tugendhafter Mann; er will tödten oder hat den Mord begangen, ohne einen bekannten, selbst ohne einen untergeschobenen Beweggrund; er hat seine Frau getödtet, die er anbetet; nach vollbrachter That hat er sich der Gerechtigkeit überliefert.

Eine Frau tödtet ein ihr fremdes Kind; aber schon seit langer Zeit ist sie traurig, melancholisch geworden, sie hatte Versuche zum Selbstmorde gemacht; nachdem der Mord geschehen, bleibt sie, von Erstarren gefesselt, bei dem Schlachtopfer und entdeckt alle besonderen Umstände eines ohne Motiv begangenen Verbrechens, ohne dass man sie in Verdacht gehabt hätte.

Dieser Mann hatte keine verderbte Gesinnungen, plötzlich tödtet er ohne Beweggründe und ohne gereizt worden zu sein, mehrere Personen; kaum sind diese Mordthaten begangen, so fühlt er das Grässliche seiner Handlungen, aber weit davon entfernt, sich zu entschuldigen, sieht er ein, dass er straffällig ist und verlangt zu sterben, um seinen Gewissensbissen zu entgehen. Diese drei Individuen, von denen ich eben gesprochen habe, sind augenscheinlich geisteskrank. Aus der Vereinigung und Schätzung der Umstände, die dem Morde vorangegangen, ihn begleitet haben und ihm gefolgt sind, geht also die Ueberzeugung von der Unschuld desjenigen, der den Mord begangen, hervor.

Die vorangegangenen Thatsachen und die Erörterungen, die sie erzeugt haben, lehren uns: 1) dass es wirklich eine Mordmonomanie giebt, die bald mit Verirrung der Verständniss, bald mit Verkehrtheit der Affekte, bald mit Ohnmacht des Willens, die den Menschen seiner geistigen Freiheit beraubt, complicirt ist. 2) Dass es Symptome giebt, welche diese Art von Geisteskrankheit characterisiren, und die, wenigstens in den meisten Fällen, die Monomaniaci von den Verbrechern unterscheiden.

Der Himmel behüte uns, Verfechter des Materialismus und Fatalismus zu sein, Theorien aufzustellen oder zu vertheidigen, die Moral, Staat und Religion untergraben.

Wir wollen nicht als Vertheidiger des Verbrechens auftreten, und schwere Frevelthaten nicht einem Anfalle von Wahnsinn zuschreiben; aber wir glauben, dass die Lehre von der Monomanie etwas anderes ist, als das Verbrechen durch das Verbrechen selbst entschuldigt. — Wir haben schon gesagt, das Wort Monomanie bedeutet weder ein System, noch eine Theorie; es ist die Benennung einer Thatsache, die von Aerzten zu allen Zeiten beobachtet worden ist.

Wir haben nichts Anderes gewollt, als einige Beobachtungen, einige Betrachtungen über einen Zustand, der nicht allein Nichtärzten, sondern auch Aerzten wenig bekannt ist, vorzulegen, um die Aufmerksamkeit der Richter und des Gesetzgebers auf die

Abschätzung einiger Handlungen hinzulenken, die schreckliche Verbrechen wären, wenn sie nicht von Unglücklichen begangen wären, die ihrer Vernunft beraubt sind und die in einem abnormen Zustande sich befinden, indem sie keinen freien Willen haben. Diese Schlüsse können heutiges Tages fremdartig scheinen, aber, wir hoffen es, sie werden einst alltägliche Wahrheiten werden. Wo ist der Richter, der einen Wahnsinnigen oder Betrüger, der wegen Magie und Hexerei vor Gericht geführt worden ist, zum Scheiterhaufen verurtheilen würde. Schon seit langer Zeit lassen die Obrigkeiten die Hexenmeister ins Irrenhaus bringen, wenn sie sie nicht als Betrüger bestrafen lassen.

Uebrigens ist es nicht das erste Mal, dass Aerzte, die geübter als andere Menschen darin sind, die menschlichen Gebrechen zu beobachten, der Gerechtigkeit die Verirrungen des Verstandes und des Herzens der vorgeblichen Verbrecher erklärt haben. Am Ende des 15ten Jahrhunderts schlossen Marescot, Riolan und Duret, die beauftragt waren, die der Hexerei beschuldigte Martha Brossier zu untersuchen, ihren Bericht mit folgenden merkwürdigen Worten: «*Nihil a daemone; multa ficta, a morbo pauca.*» Diese Bestimmung diente seit der Zeit den Richtern, die über das Schicksal der Hexen und Magiker zu entscheiden hatten, zur Richtschnur. Wir sagen, indem wir den Mord der Mordmonomaniaci characterisiren wollen: «*Nihil a crimine, nulla ficta, a morbo omnia.*»

XXII.

Bemerkungen

über

die von den Schriftstellern angegebenen Zeichen, ob ein erhängt Gefundener sich selbst erhängt hat, oder nach seinem Tode aufgehängt worden ist.

Alberti, der im Anfange des letzten Jahrhunderts über alle Theile der gerichtlichen Medizin geschrieben hat, giebt auf folgende Weise alle Zeichen an, die sich bei einer anatomischen Untersuchung des Körpers eines Erhängten finden. Der Eindruck des Strickes ist livide, mit Blut unterlaufen, die Haut dunkel gefärbt, selbst manchmal excoriirt, die Zunge ist geschwollen, livide, zusammengefaltet, oder ausgestreckt. Man findet einen blutigen Schaum im Schlunde, in den Nasenlöchern und um den Mund. Die Augen sind entzündet, die Augenlieder geschwollen, halb geschlossen, die Lippen livide, aufgeschwollen; der Körper ist starr, steif, contrahirt; die Finger sind bläulich, die Arme und Schenkel mit Blut unterlaufen, und die Section zeigt nach demselben Schriftsteller die Lungen, das Herz, das Gehirn von Blut strotzend. Alle diese Zeichen soll man nicht finden, wenn der Körper nicht lebend erhängt worden ist.

Alle Schriftsteller, die über gerichtliche Medizin geschrieben, stimmen dieser Meinung bei. Folgende Thatsachen mögen beweisen, wie sehr schwierig die Aufgabe eines gerichtlichen Arztes ist.

Marie, 35 Jahr alt, war gross, stark, und hatte einen kurzen Hals. Sie war von Eltern geboren, die mehrere geisteskranke Anverwandte hatten. Im zweiten Jahre hatte Marie die Pocken;

im 10ten litt sie an Convulsionen, die bis zu dem Jahre dauerten, wo spontan die Menses erschienen, die seit dieser Zeit spärlich, unregelmässig kamen, obgleich das Mädchen scheinbar eine starke Constitution hatte. Im 16ten Jahre verlor Marie ihre Mutter, worüber sie sehr betrübt war. Kurze Zeit darauf hatte sie bei der Verheirathung ihrer Schwester einige Widerwärtigkeiten, und hierbei wurde ihre Periode unterdrückt, die auch ein Jahr lang ausblieb. Während dieser Zeit litt sie an einem Anfall von Manie mit Wuth. Nach dieser Heilung brachte sie mehrere Jahre sehr glücklich in ihrer Familie zu. Im 30sten Jahre wurde Marie durch zehn feindliche Soldaten überrascht und hierdurch so erschreckt, dass sie mehrere Tage lang am ganzen Körper zitterte. Ihr väterliches Haus wurde demolirt, und ihr Vater starb nach einigen Monaten aus Gram. Hierüber in Verzweiflung verliess sie ihren Geburtsort und ging nach Paris zu ihrer Schwester. Im folgenden Jahre litt Marie an Convulsionen, die so heftig waren, dass man sie für Epilepsie hielt. Seit dieser Zeit zeigte sich eine leichte Lähmung der Zunge, die beim Sprechen hinderlich war, und die Convulsionen kehrten oft, besonders zur Zeit, wo die Periode eintreten sollte, wieder. Als Marie 32 Jahr alt war und noch immer an Convulsionen litt, kehrte sie nach ihrem Geburtsort zurück. Hier fing sie nach sechs Wochen zu deliriren an, und wurde wüthend, wogegen sie viele Mittel, aber ohne Erfolg, gebrauchte. Im 34sten Jahre hörten die Convulsionen und das Delirium auf, jedoch behielt die Kranke immerwährend Kopfschmerzen und die leichte, vorher angegebene Lähmung der Zunge, und fasste jetzt den Entschluss zu ihrer Schwester zurückzukehren. Hier kam sie durch Rückerinnerungen und durch den Vergleich, den sie mit dem Glücke ihrer Schwester und ihrem eigenen Unglücke anstellte, in die traurigste Gemüthsstimmung, und wollte sich selbst das Leben nehmen. Nachdem sie drei Monate abwechselnd in Ruhe und Aufregung, delirirend und vernünftig, verzweifelt und glücklich zugebracht hatte, wurde sie am 15ten Juni 1820 nach der Salpetrière gebracht. Bei ihrer Aufnahme im Hospital wurde die Kranke in den Krankensaal gebracht. Sie hatte Convulsionen, die man sehr leicht als von Hysterie entstehend erkennen konnte; sie delirirte, war sehr bleich, mager; die Sprache fiel ihr schwer; sie wollte sterben, sich tödten; sie befürchtete, dass man sie ihrer Gebrechen wegen quälen werde, glaubte die Personen, die im Krankensaale waren und die sie bedienten, zu erkennen, sprach mit ihnen heftig und sogar im Zorne, aber immer stotternd. In einigen Augenblicken war sie vollkommen verständig. Das Gesicht war oft gefärbt und die Augen injicirt; sie litt an Kopfschmerz, und dann fiel ihr das Sprechen schwerer. Man verordnete zwei Aderlässe, Blutegel an den Hals, an die Vulva und

einen Tag um den andern lauwarme Bäder. Im Monat Juli hörten die Convulsionen auf; die Kranke war ruhiger, hatte mehr lichte Augenblicke, und zuweilen wurde ihr das Sprechen leicht. Aber alle vier, sechs, sieben Tage hatte sie stechende Schmerzen in den Gliedern, im Unterleibe, besonders aber im Kopfe; dann war der Hals angeschwollen, roth, so wie der Kopf; die Augen waren injicirt, hervorspringend, die Bewegungen heftig. Ungeachtet unglaublicher Anstrengungen konnte Marie nicht deutlich sprechen; sie konnte nur abgebrochen Worte hervorbringen, indem sie Verwünschungen und den Wunsch zu sterben ausstiess. In diesem Zustande sah sie ganz wie eine Maniaca aus. Zur Zeit der Menstruation beklagte sie sich über heftige Schmerzen im Uterus; während der Dauer des Paroxysmus, der einen, zwei, drei Tage dauerte, stiess sie die Nahrungsmittel heftig und zuweilen misstrauisch zurück. Oft hielt sie die Personen, die mich beim Besuch begleiteten, für Feinde, in denen sie die Urheber ihrer Leiden zu erkennen glaubte. Dann überhäufte sie uns mit Verwünschungen, Drohungen, und bat uns, ihrer Qual ein Ende zu machen und uns schnell zu rächen.

In den lichten und ruhigen Zwischenräumen war die Kranke sanft, gut, erkenntlich für die Sorgfalt, die man auf sie verwandte; sie erzählte dann, da ihr das Sprechen nicht beschwerlich wurde, die Ursachen ihrer Krankheit, zeigte die Symptome an und bat um ihre Heilung. Oft musste man ihr die Zwangsjacke anlegen; es kam auch vor, dass sie selbst darum bat es zu thun. — Im Monat August liess ich ein Haarseil in der Lebergegend appliciren, und ich bestimmte die Kranke, viel Wasser oder Thee zu trinken. Es fand eine kleine Remission statt; man legte ihr seltener die Zwangsjacke an und liess sie im Garten spazieren gehen. Der Trieb zum Selbstmorde zeigte sich seltner aber heftiger; die lichten Augenblicke hielten länger an, aber nie hatte sie ganz den Plan aufgegeben, sich selbst das Leben zu nehmen. Sie sammelte Stricke, Bänder, wo sie welche fand. Nahm man ihr dieselben fort, so antwortete sie bald heftig, bald ruhig: Man thue, was man wolle, ich werde mich dennoch tödten. Was soll ich auch hier thun? Ich bin Andern und mir selbst zur Last. Sie klagte ihre Schwester, ihre Brüder an. Als ich ihre Ideen und Wünsche zu bekämpfen suchte, hörte sie mich ruhig an, und sagte: Sie thun mir wohl, aber Sie werden mich doch nicht heilen. Bald darauf aber stiess sie meine Tröstungen durch Beleidigungen zurück, und sagte: Lassen Sie mich sterben; ich bin eine Verbrecherin und man will mich zur Richtstätte führen. Ich leide fürchterlich. Ich kenne Sie, Sie wollen mir auch Böses zufügen. Wäre ich

sicher, mich einst wohl zu befinden, arbeiten zu können, glücklich sein zu können, so würde ich leben wollen; da aber dies unmöglich ist, so will ich mich tödten. Die Lage dieser Kranken war um so trauriger, als sie meist ihren Zustand empfand und die Ueberzeugung hatte, dass sie sich tödten würde. Ich verordnete im Monat October das Extractum cichorei mit Tartarus emeticus, abwechselnd mit warmen Bädern, wodurch aber die Kranke nur ruhiger wurde. Im December setzte ich ein Vesicator zwischen die Schultern, das die Kopfschmerzen und die Heftigkeit der Paroxysmen verminderte. Da sich im Februar die Symptome steigerten, so verordnete ich einen Aderlass und mehrere warme Bäder, worauf die Kranke in den folgenden Tagen ruhiger war. Am 27sten Februar hatte die Kranke um 8 Uhr ihre Suppe und ein Stück Brot genossen, und war ruhig aus dem Krankenzimmer gegangen. Sie hatte sich einen Strick zu verschaffen gewusst, diesen an einen Steinhaufen befestigt, und nahe dabeiliegend sich so den Hals zusammengeschnürt.

Der Körper lag auf dem Rücken, und ich sah keine Veränderung der Haut. Man sah am Halse den Eindruck eines Strickes von zwei Linien im Durchmesser. Die Haut unter dem Stricke hatte ihre gewöhnliche Farbe. Sogleich wurde die linke Jugularvene geöffnet, es kam aber kein Blut. Hierauf wurde ein Aderlass am rechten Arme gemacht, welcher zwei Unzen schwarzes, dickes Blut gab. Ich liess den Körper nach dem Krankenzimmer bringen, und da ich kein Zeichen des Todes fand, alle mögliche Versuche zur Wiederbelebung machen. Nachdem diese anderthalb Stunden fruchtlos versucht worden waren, liess ich den Körper auf dem Bette liegen. Um ein Uhr sah ich den Leichnam wieder. Die Züge des Gesichts waren gar nicht verändert, und nur die Extremitäten kalt. Um fünf Uhr war der ganze Körper kalt, die Haut des Gesichts ein wenig entfärbt, die Glieder ein wenig steif, der Kopf steif, ein wenig nach rechts geneigt, die Beine leicht bläulich gefärbt, und die Stelle, wo der Strick gesessen hatte, ein wenig braun. Der Bauch war ein wenig aufgetrieben. Am folgenden Morgen gegen sechs Uhr war das Gesicht ein wenig geschwollen, bläulich gefärbt; die Glieder waren steif, die Füsse und die Hälfte der Beine bläulich gefärbt, der Bauch sehr aufgetrieben. Um zehn Uhr, 25 Stunden nach dem Tode, wurde die Section gemacht. Das Gesicht war aufgetrieben, livide, die Züge waren wenig verändert, die Augen offen und glänzend, der Bauch sehr aufgetrieben, die Füsse und Beine bläulich gefärbt. Der Eindruck, den der Strick gemacht hatte, war nicht sehr tief, die unterliegende Haut braun, wie verbrannt, ohne Ecchymose, die Sugillation, die man gleich nach dem Tode bemerkt hatte, war

verschwunden. Das Zellgewebe, das unter der Stelle lag, wo der Strick befestigt war, war trocken, zusammengedrückt, dicht, und es befand sich auf demselben ein Streifen, der $1\frac{1}{2}$ Linie breit und weiss glänzend war. Der Schädel war dick, die Windungen des Gehirns klein, wie gegen einander gedrückt. Nachdem die Gehirnhäute, die leicht infiltrirt waren, fortgenommen waren, erschien die graue Substanz wie deprimirt und in ihrer Farbe verändert. Unter der grauen Substanz fanden wir einen scyrrhösen Tuberkel, der von der weissen Substanz durch eine eigene Membran getrennt war, die dicht herum angeschlossen lag. Sonst fanden wir im Gehirn keine Veränderung. Die Lungen und das Herz waren ganz gesund, und strotzten nicht von Blut. Die im Magen enthaltenen Speisen hatten einen säuerlichen Geruch. Die Gallenblase enthielt eine braune, dicke Galle. Das rechte Ovarium war mit Blut angefüllt, das linke enthielt einen kleinen, serösen Balg, und war weniger injicirt als das rechte.

Bemerkungen. 1) Diese Beobachtung scheint uns in pathologischer Beziehung interessant; denn es schien, dass die physischen und psychischen Symptome von einer primitiven Gehirnaffection abhingen, um so mehr, da der Trieb zum Selbstmorde immer mit der Zunahme der Gehirnsymptome wuchs. Die Anfüllung des rechten Ovariums mit Blut erinnert an das Beispiel, welches in den *Mémoires de la Société Royale de Médicine* zu finden ist, wo sich ein Mädchen, das sich von seinem Geliebten verlassen sah, erhängte. Bei der Section fand man das rechte Ovarium mit Blut angefüllt und geborsten.

2) Diese Beobachtung scheint uns von grossem Interesse für die gerichtliche Medizin zu sein, da der Leichnam die Spuren des Lebens nicht nur einige Minuten, sondern noch einige Stunden nach dem Tode behielt. Man bemerkte zwar gleich die Spur des Strickes, aber der Eindruck war nicht tief und die Farbe der Haut nicht einmal verändert. Die Färbung und Anschwellung des Gesichts, die bläuliche Färbung der Füsse, die Steifheit der Glieder zeigten sich erst 7 — 8 Stunden nach dem Tode. Man bemerkt keine Ecchymose um den Hals, und die Sugillation, die einige Augenblicke nach dem Tode gefunden wurde, war bei der Section, die 25 Stunden nachher gemacht wurde, verschwunden. Und was bemerkte man bei der Section? Die Züge des Gesichts waren wenig verändert, die Sugillation, die am Abend vorher bemerkt wurde, war verschwunden; die Haut, auf der der Strick befestigt war, war nicht bläulich gefärbt, sondern braun wie verbrannt. Die Gehirnhäute waren wenig injicirt, die Lungen und das Herz blutleer und nur das rechte Ovarium mit schwarzem Blute angefüllt.

Wie vorsichtig muss hier nicht der gerichtliche Arzt sein,

und was hätte er glauben sollen, wenn er drei, fünf Stunden nach dem Tode dieser Person den Leichnam besichtigt hätte? Wäre er hier nicht auf den Verdacht eines Mordes gekommen, und hätte die Besichtigung des Ortes, wo die Begebenheit statt gefunden, nicht diesen Argwohn bestärkt? Und was hätte er nach der Section erst glauben müssen? Doch sicherlich, dass die Erhängung erst nach dem Tode statt gefunden habe. Was sollen wir von ähnlichen Schlüssen halten?

Wir sind weit davon entfernt zu behaupten, dass Alberti, Zachias, Louis u. s. w. sich getäuscht haben, aber es traten mehrere Umstände hinzu, die diesen Irrthum begünstigten.

Die alten Aerzte waren überzeugt, dass die Erhängten apoplectisch sterben. Deshalb haben an den Leichnamen alle Zeichen einer Blutanhäufung in den Gefässen des Kopfes ihnen als characteristisches Kennzeichen der Strangulation erscheinen müssen. Sie wurden in dieser Meinung bestärkt, weil es damals verboten war, einem Erhängten beizustehen. Bis in die neuere Zeit hätte es Niemand gewagt, einen erhängten Leichnam zu berühren, noch den Strick vor der Ankunft eines Polizeibeamten zu zerschneiden. Sogar heut zu Tage vergehen mehrere Stunden, ehe alle Formalitäten erfüllt sind, die Obrigkeit den Besuch des Arztes angeordnet hat, und ehe dieser die Leichenschau vornehmen kann.

Wenn man also den Leichnam erst sieht, nachdem er mehrere Stunden gehangen hat, und wenn der Strick nicht sogleich durchgeschnitten worden, dann ist das Gesicht geröthet, geschwollen; man findet blutigen Schaum um den Mund; die Glieder sind steif, die Extremitäten bläulich, u. s. w. Aber alle diese Erscheinungen hängen davon ab, wie der Strick um den Hals gelegen, bis der Körper erkaltet ist, wie man aus folgenden Beobachtungen ersehen kann.

Eine 33jährige Frau, die Mutter von zwei Kindern war, verfiel in Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde, da die Geschäfte ihres Mannes schlecht gingen. Sie machte alle mögliche Versuche zum Selbstmorde, und erhängte sich endlich in einem Keller, nachdem sie sechs Monate krank gewesen war. Man fand den Leichnam erst nach fünf bis sechs Stunden. Sie hatte einen Nagel in der Mauer befestigt, einige Steine genommen, den Strick zu einer Schlinge gemacht, und sich so, nachdem sie die Steine fortgeschoben, erhängt. Das Gesicht war bläulich gefärbt, die Augen waren offen und glänzend; ein blutiger Schaum war um die Lippen; die Glieder des Thorax, die Beine und Füsse waren bläulich gefärbt, der ganze Leichnam war kalt und steif. Der sehr dünne Strick war unter dem Kinn nach den Ohren zu befestigt. Der Eindruck desselben war sehr tief, die Haut unter demselben sehr braun, wie verbrannt, aber ohne Ecchymose. Die

Section wurde 29 Stunden nach dem Tode gemacht. Das Gesicht war angeschwollen, bläulich gefärbt, die Augen offen, die Extremitäten sehr blau, der Bauch sehr aufgetrieben. Das Zellgewebe, das unter der Stelle lag, wo der Strick befestigt war, war ausgetrocknet, verdichtet. Man sah einen sehr weiss glänzenden Streifen, eine Linie im Durchmesser, auf demselben, und weder eine Ecchymose am Halse, noch über oder unter der Einschnürung. Der Schädel war sehr dünn, die Gehirnhäute ein wenig injicirt, das Gehirn ohne merkliche Veränderung. Der Unter- und Vordertheil der Lunge war mit schwarzem Blute angefüllt, das Herz voll von schwarzem und flüssigem Blute. Die sehr grosse Leber strotzte von Blut; die Eingeweide waren durch Gas sehr aufgetrieben; der Magen war leer.

Bemerkungen. — Obgleich die Einschnürung des Stricks sehr tief war, so fand man doch keine Ecchymose um den Hals, und in diesem Falle wurden die äussern Erscheinungen, die durch die Schriftsteller angegeben sind, wie der Schaum am Munde, die Steifheit der Glieder, beobachtet, weil der Körper erst mehrere Stunden nach dem Tode besichtigt wurde, und weil der Strick erst mehrere Stunden nach dem Erhängen abgenommen worden war.

Ein Geschäftsmann hatte einen beträchtlichen Verlust erlitten, und wollte sich nun, da er sich für verloren hielt, tödten. Er glaubte durch einen sehr reichen Mann verfolgt zu sein, war Tag und Nacht in Bewegung, ass und trank sehr wenig, und machte nach zehn Tagen ein Testament, welches nicht einen vernünftigen Gedanken enthielt. Jetzt schien er ruhiger, um besser seine Bedienung hintergehen zu können. Er befestigte sein Schnupftuch gleich einer Schlinge an einen Nagel, und erhing sich so in seinem Zimmer. Kaum war dies geschehen, so traten seine Leute ein. Man durchschnitt das Taschentuch, und legte den Körper auf das Bett. Am Leichnam war keine Veränderung der Gesichtszüge, keine Ecchymose, kein Schaum vor dem Munde zu sehen.

Ich wurde aufgefordert, den Körper eines 40jährigen Geisteskranken zu besichtigen, der seit mehreren Jahren in Verwirrtheit verfallen war, und nie eine Neigung zum Selbstmorde gehabt hatte. Während der Nacht hatte er mehrere Bänder zusammengeknüpft und sich an einem Nagel seines Himmelbettes erhängt. Kaum war das Band durchschnitten, der Leichnam aufs Bett gelegt und die Fenster des Zimmers geöffnet, so verschwand die Anschwellung und die bläuliche Färbung des Gesichts, so wie die bläuliche Färbung des Scrotum und Penis, der halb erigirt war.

Aus den vorhergehenden Thatsachen schliessen wir:

1) Dass die Zeichen, aus denen man erkennen soll, ob ein Leichnam vor oder nach dem Tode erhängt worden ist, nicht so sicher sind, als sie angegeben werden.

2) Dass die Ecchymose um den Hals nicht ein constantes Zeichen ist.

3) Dass man die durch die Schriftsteller angegebenen Zeichen jetzt seltner findet, seitdem Vorurtheile und Gesetze sich nicht mehr dagegen auflehnen, Erhängten schleunige Hülfe zukommen zu lassen.

4) Dass es unumgänglich nothwendig ist, dass, wenn ein Arzt zur Leichenschau bei einem Erhängten gerufen wird, er sich genau nach der Stunde, wann der Tod statt gefunden, und nach der Zeit, wann der Strick abgeschnitten, erkundigen muss, zwei sehr wichtige Umstände, die zur Basis beim Urtheile dienen.

Der Irrthum, in den so umsichtige Männer verfallen sind, hat mich allein dazu bestimmt, diese Betrachtungen über einen der wichtigsten Punkte der gerichtlichen Medizin zu veröffentlichen, und ich darf mich wohl der Hoffnung hingeben, dass diese Worte Eingang bei meinen Collegen finden werden.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Gedruckt bei C. Feister.

Der Leser wolle gefälligst folgende sinnentstellende Druckfehler verbessern:

Im ersten Bande.

Seite 14 Zeile 30 lies statt: Melancolici — Melancholici
- 22 - 3 — — Charanton — Charenton
- 24 - 5 — — Hastam — Haslam
- 32 - 13 — — Meat — Mead
- 34 - 18 u. 19 — die mit unserer Erhaltung in keinem Bedürfnisse stehen — die zu unserer Erhaltung nicht unumgänglich nöthig sind

Seite 35 Zeile 23 lies statt: Meat — Mead
- 51 - 17 v. u. lies st.: Paroxismen — Paroxysmen
- 52 - 21 — — spröse — seröse
- 58 - 1 — — Paroxismen — Paroxysmen
- 60 - 7 — — geistige Therapie — Therapie des Geistes

Seite 61 Zeile 20 v. u. lies st.: die Kranke — die Kranken
- 62 - 1 v. o. — colliquative — colliquative
- 82 - 23 — — die Maniaci konnten — die Maniaci durften

Seite 86 Zeile 23 v. o. lies st.: pletorische — plethorische
- 91 - 22 — — Pletora — Plethora
- 95 - 6 — — Sauvage — Sauvages
- 98 - 2 — — streitet wider — streitet nicht wider
- 149 Zeile 6 u. 7 v. u. — sie hat einige Tage lang den Verstand verloren — sie delirirte einige Tage
- 152 Zeile 5 v. o. lies st.: Paroxismen — Paroxysmen
- 153 - 3 v. u. — in der — in die
- 181 - 2 v. o. — nach schleimigen — nach Ausleerungen von schleimigen
- 199 Zeile 2 v. o. — können — kann
- 202 - 1 v. u. — Tränke — Getränke
- 210 - 7 v. o. — besorgt, — träumerisch;
- 228 - 2 — — schwellen — schwillt
- 249 - 19 v. u. — häufiger — häufig
- 253 - 9 v. o. — sie fliehen — die Gesellschaft fliehen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Esquirol, Jean Étienne Dominique,

Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medizin und Staatsarzneikunde

Berlin 1838

Path. 372 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10471659-7